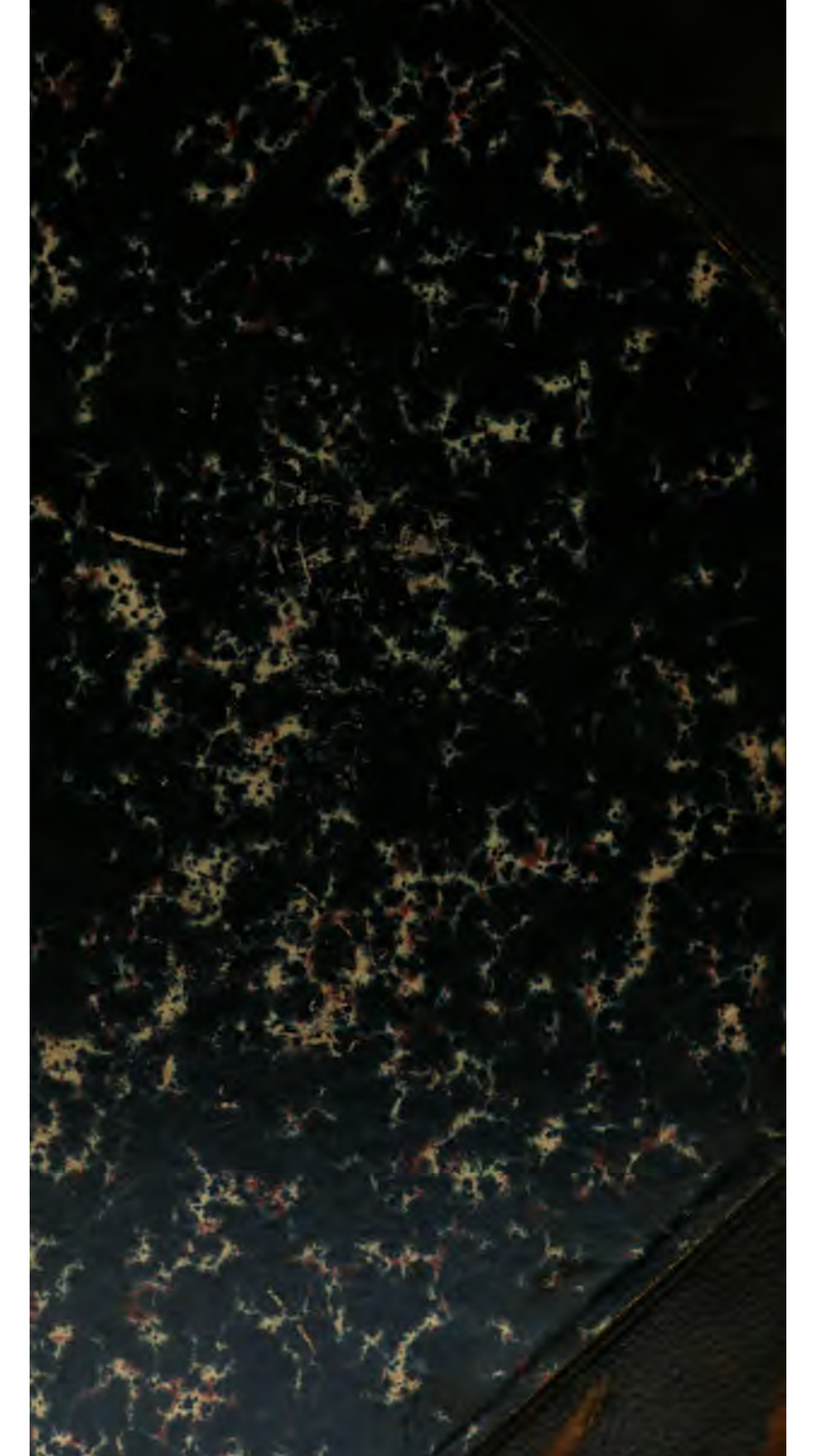



SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
VE
RI

ALEMANNIA.

Zeitschrift

für

Sprache, Kunst und Altertum

besonders des

alemannisch-schwäbischen Gebiets

begründet

von

† Anton Birlinger

fortgeführt

von

Fridrich Pfaff.

XXV. Band.

Bonn 1898.
P. Hanstein's Verlag,
Franziskanerstr. Nr. 6.

1897 Sept. 3 – 1900 Apr. 18
Conant fund.

Inhalt.

Seite

Sendungen für die Alemannia wolle man richten an Dr. F. Pfaff, Bibliothekar an der Hochschule zu Freiburg i. B., oder an die Verlagsbuchhandlung von P. Hanstein in Bonn.

ALEMANNIA.



Zeitschrift

für

Sprache, Kunst und Altertum

besonders des

alemannisch-schwäbischen Gebiets

begründet

von

† Anton Birlinger

fortgeführt

von

Fridrich Pfaff.

XXV. Jahrgang.

I. Heft. (Ausgegeben am 1./8. 1897.)

Bonn 1897.

P. Hanstein's Verlag.

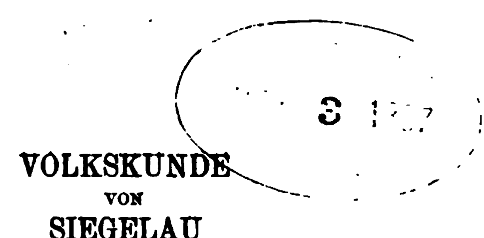
Franziskanerstr. Nr. 6.

3 Hefte bilden einen Band (Jahrgang). Preis 6 M.

Inhalt.

Seite

Beiträge für die Alemannia wolle man richten an Dr. F. Pfaff, Bibliothekar an der Hochschule zu Freiburg i. B., oder an die Verlagsbuchhandlung von P. Hanstein in Bonn.



VOLKSKUNDE
VON
SIEGELAU
IM AMT WALDKIRCH IN BADEN
NEBST MITTEILUNGEN AUS OTTENHEIM BEI LAHR U. A. O.,
NACH DEM FRAGEBOGEN ZUR BADISCHEN VOLKSKUNDE

BEARBEITET VON
A. GOETZ,
SIEGELAU.

Mit Abbildungen nach Aufnahmen von F. Pfaff, Freiburg i. B.

1. *Ortsname.*

Siegelau, politischer Name. *Im Siegelau*, mundartliche Form, (a immer = halb ä). Amtsbezirk Waldkirch, politische Zugehörigkeit. Dorf und Obertal, eigene Pfarrei. Untertal und Mussbach (Volkssprache: Uschbach (das a ist halb ä), gehören zur Pfarrei Bleibach. Der hl. Vitus ist Kirchenpatron. D𝔢𝔯 Marktverkehr richtet sich nach Waldkirch.

2. *Flurnamen.*

a. Wegnamen.

Bärgliwäg (das „ä" ist halb „e") (Weg zum Berglebauer), *Dalwäg* (Hauptstraße), *Doblwäg* (Weg in den Tobel [Talschlucht]), *Ecklebärger Wäg* (Weg auf den Eckleberg), *Gscheidwäg* (Weg zum Gescheidt, Keppenbacher Grenze an der Wasserscheide), *Hoheckni* (zur Hohen Eck), *Hugäwäg* (Weg zum Hugenbauer), *Lorenzäwäg* (Weg zum Lorenzenbauer), *Mackädoblwäg* (Weg in des Macken Tobel, Mackenhof), *Räschäwäg* (Weg zum Reschbauer), *Spitzäbachär Wäg* (Weg nach Oberspitzenbach), *Sunnäwäg* (Weg zum Gasthaus zur Sonne), *Uschbachwäg* (Weg in den Mussbach, Zinken [Vorort] zu Siegelau), *s Windärburä Wäg* (Weg zum Winterbauer), *Zienkäwäg* (Weg in den Zinken).

b. Bachnamen.

Doblbach (Bach in dem Tobel), *Oberdelärbach* (Bach im Obertal), *Sieglbach* (der Hauptbach des Tales, amtlich Siegelbach), *Uschbach* (Bach in Mussbach), *Zienkäbach* (Bach im Zinken).

c. *Hofnamen.*

aa. Im Untertal (Volkssprache: *Ungärdal*).

Bärä (Gasthaus zum Bären), *Bleichi* (Bleiche, weil früher eine Naturbleiche), *Capähof* (weil ein früherer Besitzer Cap hieß), *Doblbur* (Tobelbauer, weil der Hof in einem Tobel liegt), *Dorädbaschis* (weil ein früherer Besitzer Sebastian Dorer hieß), *Gassäschuhmachers* (weil am Zusammentreffen zweier Gassen der Hof steht, dessen Besitzer Schuhmacher ist), *Makämihli* (eine Mühle, deren früherer Besitzer Mack hieß), *Mackbur* (Mackenhof, weil ein früherer Besitzer Mack hieß), *Meiers Hof* (weil ein Meierhof früher), *Millärburä* (weil ein früherer Besitzer Müller hieß), *Ehli* (eine Oelmühle), *Pfäfflis Hof* (ein früherer Besitzer hieß Pfaff), *Poliwilhälmä* (ein früherer Besitzer hieß wol Wilhelm Pol), *Räschburä* (ein früherer Besitzer hieß Resch).

bb. Mussbach.

Amsähisli und *Schitzähisli* (zwei aneinandergebaute Wohnhäuser; ein Besitzer des einen hieß Ambs, der Besitzer des andern war Flurschütz und hieß Thomas; daher auch *Schitzädewis*), *Hammäwebers* (ein früherer Besitzer hieß Hamm und war Weber), *Kuryburä* (der Besitzer heißt seit urdenklichen Zeiten Kury), *Kaltäbachs Hof* (Besitzer heißt heute noch Kaltenbach), *Waltärhansä* (der jetzige Besitzer heißt Josef, ein früherer Johann Walter), *Zimbärhansä* (ein früherer Besitzer hieß Johann Zimber).

cc. Zinken [d. h. Vorort].

Beiärs Bärghus, (weil zu des Zinkenbaiers Hof gehörig und auf dem Berg stehend), *Gallihus* oder *s Naglrodä* (ein früherer Besitzer hieß Gallus, ein späterer war ein Nagelschmied und hatte rote Haare), *Humälburä* (der Besitzer heißt seit urdenklichen Zeiten Hummel), *Rauchäburä* (ein früherer Besitzer hieß wol Rauch), *s Tränkli-Lihrdä* (ein früherer Besitzer hieß Leonhard Trenkle), *s Waldhusschnidärs* (das Häuschen, von einem Schneider bewohnt, steht am Wald), *s Wirtsseppäburä* (ein früherer Besitzer betrieb eine Wirtschaft und hieß Joseph), *s Zinkäbaiers* (weil der Hof in der Mitte des Tälchens Zinken steht und der Besitzer bis in die neueste Zeit Baier geheißen hat).

dd. Gscheidt.

Zwei Höfe an der Grenze und Wasserscheide gegen Keppenbach. *Holzärhof* (ein früherer Besitzer hieß Holzer), *Gscheidburä* (weil der Hof an der Grenze und an der Wasserscheide steht).

ee. Dorf.

So genannt wird die Mitte des Tales mit Kirche und Schulhaus und mehreren ziemlich nahe beisammenliegenden Höfen und Häusern. *s Adlerwirts* (Gasthaus zum Adler), *s Altä Meiärs* (weil früher zum Meierhofe im Untertale gehörig), *s Beckähus* (auch Polihus, ein früher Besitzer stammte aus Polen, der jetzige ist ein Bäcker), *s Bohnähus* (das o lautet halb u [geschlossen]), *s Hirzäwirts* (Gasthaus zum Hirschen), *s Kremärhus* (Besitzer ist ein Kaufmann), *s Leisä* (ein früherer Besitzer hieß Lais), *s Leisäsepplis* (ein früherer Besitzer hieß Joseph Lais), *Pfarrhof* (das Pfarrhaus), *s Schlossmures* (Besitzer ist ein Maurer; in uralter Zeit soll hier ein Schloss gestanden haben). *Ungeräs* (unteres), *oberes* und *hingeräs* (hinteres) *Schloss*, *Schmidä* (Besitzer ist ein Schmied), *s Schnidärhus* (ein früherer Besitzer war ein Schneider), *s Schulhus* (Schulhaus).

ff. Tobel bis Höhe.

Doblmadhisä (der gegenwärtige Besitzer und die früheren hießen Mathias), *s Dumminis* oder *s Webärhisli* (der Besitzer hieß seit alten Zeiten Dominikus und ist ein Weber), *s Dugähauers* (weil ein früherer Besitzer sich mit dem Herrichten von Faßdaugen oder Dauben [mhd. *dûge*] beschäftigte), *s Gregoris* (Besitzer heißt Gregor Thoma), *s Bedärhus* (der Geschlechtsname des Besitzers ist seit alter Zeit Peter), *s Bolizeihus* (der vorige Besitzer war ein Polizeidiener), *s Ruhhisli* (ein früherer Besitzer hieß Ruh), *s Sohlärhus* (ein frühererBesitzer hieß Sohler).

gg. Obertal bis Höhe.

s Bärgliburä (der Hof steht auf einem Berg), *s Bärglistäffäs* (frühere Besitzer hießen Stephan Schneider), *s Dummishisli* (ein früheren Besitzer hieß zum Vornamen Thomas), *s Räschlihrdäburä* (ein früherer Besitzer hieß Leonhard Resch), *s Hugäburä* (ein früherer Besitzer hieß Hug), *s Krumm-*

holzäburä (ein früherer Besitzer war ein Wagner [=Krummholz]), *s Lorenzäburä* (das „e“ ist scharf [geschlossen]), der Besitzer heißt Lorenz zum Vornamen seit alter Zeit), *s Oberburä* (der oberste Hof des Tales), *s Schwarzächrischtäs* (der Hof steht auf dem Schwarzenberg und sein Besitzer heißt seit alter Zeit Christian Reich), *s Schrinärhus* (im Haus wohnt seit urdenklichen Zeiten ein Schreiner), *s Schuhmachärvitä* (im Hause wohnte früher ein Schuhmacher mit dem Vornamen Vitus), *d Sunnä* (Gasthaus zur Sonne), *s Trenkliburä* (ein früherer Besitzer hieß Trenkle), *s Vorhofhisli* (das Haus liegt am Eingang ins Obertal), *s Vogtsepplis* (ein früherer Besitzer hieß Joseph und war Vogt), *s Wissärs* (ein früherer Besitzer hieß Wisser), *s Wintärburä* (Winterbauern der Hof steht an einer winterlichen Halde), *s Xandärhus* (ein früherer Besitzer hieß Alexander).

hh. Höfe v. Oberspitzenbach.

1. Hirschen (Hirzä); Besitzer: Nopper Martin, Wirt. 2. Oberrauchenhof; Besitzer: Reich Fr. Joseph, Landwirt. 3. Kirche, Pfarrhof; gegenw. Pfarrer Franz Mayer. 4. Schulhaus; gegenw. Lehrer: Heimberger Anton. 5. Unterrauchenhof I; Besitzer: Lupfer Hermann, Landwirt. 6. Unterrauchenhof II; Besitzer: Schneider Wilhelm, Landwirt.

Die Wohnhäuser der beiden letzten Höfe sind zusammengebaut.

7. Leiserainweber; Besitzer: Kaltenbach Adalbert, Landwirt. 8. Lochmühle (Lochmihli); Besitzer: Fischer Karl, Müller. 9. Korbermathisen; Besitzer: Schneider Albert, Zimmermann. 10. Hinterhaushof (Hingärhusbur); Besitzer: Wehrle Franz Jos., Landw. 11. Oberer Kusshof oder s Dôminis; Besitzer: Nopper Gregor, Landwirt. 12. Unterer Kusshof; Besitzer: Nopper Joseph, Landwirt. 13. Schloss (Schlossburä); Besitzer: Kaltenbach Vinzens, Landwirt. 14. Schillhof (Schilljockelä); Besitzer: Eble Heinrich, Landwirt. 15. Täbisenhof (Dewisäbur); Besitzer: Nopper Ludwig, Landwirt. 16. Webermartis; Besitzer: Eble Albert, Taglöhner. 17. Neuhäusle; Besitzer: Singler Joseph, Schuster. 18. Weidendobel (Wiedädowelschuhmacher); Besitzer: Kury Karl, Schuster. 19. Kreuzmoos (Kritzmoos); Besitzer: Nopper Martin, Wirt.

d. Gewann-Namen.

Die Gemarkung Siegelau umfasst 10 Gewanne, 4 Zinken und 2 Weiler Mussbach und Oberspitzenbach; letzterer ist eine Stabhalterei zu Siegelau, die eigene Kirche mit Pfarrer und eigene Schule mit einem Lehrer besitzt. In den einzelnen Gewannen, Zinken und den Weilern sind folgende Flurnamen gebräuchlich.

aa. Gewann Dorf.

1. Ackerfeld u. Reute.

Mühleacker, Vorderacker, Mittelacker, Hinteracker, Kirchberg (d. i. Berg bei der Kirche), Eck, Hinterberg, Vorderberg.

2. Wiesen.

Moosmatte, Mühlematte (Matte bei der Mühle), Langmatte, Bergmatte.

3. Wald.

Tannenwald, Fohrenwald, Stumpwald (ein an einer sonnigen Halde gelegenes und darum sehr langsam emporkommendes Gehölz).

bb. Zinken Dobel.

1. Ackerfeld u. Reute.

Mörderloch, Auf der Benne, Sommerhalde, Hirschrütte.

2. Wiesen.

Sohlenmatte.

3. Wald.

cc. Gewann Eckleberg.

1. Ackerfeld u. Reute.

Sommeracker, Kreuzacker, Kreuzberg, Wachteiche, Benneberg

2. Wiesen.

Hausmatte (so ist es üblich die Matte beim Haus zu bezeichnen).

3. Wald.

dd. Gewann Zimberwald.

Zimberwald.

ee. Zinken Gescheid.

1. Ackerfeld u. Reute.

Winteracker (an einer winterlichen Halde gelegen), Kreuzacker, Hinterm Haus, Tännlebühl.

2. Wiesen.

Hausmatte.

3. Wald.

Winterwald, Hinterwald, Vorderwäldele.

ff. Zinken Zinken.

1. Ackerfeld u. Reute.

Hinteracker, Gummenacker, Auf dem Bäumet, Hinterberg, Steinacker, Hochacker, Vorderacker, Schneideracker, Friederacker, Winteracker, Neuacker, Sommeracker, Pflantschacker, Rebacker (war früher mit Reben bepflanzt), Lange Furche, Tannacker, Eckle, Unterm Wald, Winterberg, Sommerberg.

2. Wiesen.

Hausmatte, Bergmatte, Hintermatte, Lochmättle, Vordere Bergmatte, Hintere Bergmatte, Untermatte, Weihermatte, Leibgedingsmatte, Gaisenloch, Obermatte.

3. Wald.

Zinkenwald, Buchwald, Winterwald, Eichwald, Kohlholz.

gg. Weiler Mussbach.

1. Ackerfeld u. Reute.

Kriesenacker, Vorderacker, Hinteracker, Oberacker, Biegacker, Hausacker, Hüttenacker, Hohlengraben, Berghausacker.

2. Wiesen.

Hausmatte, Lochmatte, Speichermättle, Eckbrunnenmatte, Dobelmatte, Obermatte, Hüttenmatte, Unterm Weber, Kapellenmatte (weil eine Kapelle darauf steht), Untermatte, Berghausmatte.

3. Wald.

Ueber dem Glashof, Ecklewald, Heubeerwald, Eichwäldele.

hh. Gewann Eulenwald.

Eulenwald.

ii. Zinken Unterthal.

1. Ackerfeld u. Reute.

Haldenacker, Eckle, Oelacker (weil zu einer Oelmühle gehörig), Hinteracker, Sommerberg, Dobelacker, Winterberg, Schwangeneck, Hausacker, Berghausacker, Wührle, Unterm Wald, Vorderacker, Vorderberg.

2. Wiesen.

Hausmatte, Dobelmatte, Mühlematte, Hintermatte, Sägematte, Bergmatte, Waldmatte, Großmatte, Neumatte, Lochmatte.

3. Wald.

Friederwald, Dorfwald, Wäldele, Schmiedewald (bei einer Schmiede gelegen), Buchwald, Hinterwald, Sägewald.

kk. Zinken Oberthal.

1. Ackerfeld u. Reute.

Mühleacker, Hinteracker, Winterberg, Vorderacker, Rosacker, Hohrain, Langacker, Heidenbühl, Berghausberg, Sommeracker, Banholz, Wolfertsacker, Wolfertsloch, Bergleacker, Haselrain, Hochacker, Krummacker, Ob dem Eichwald, Platzacker (auf einer Hochebene gelegen), Ackerbühl, An der Wolfsgrube, An der Hocheck.

2. Wiesen.

Vordermatte, Hintermatte, Mättle, Beim alten Garten, Leibgedingsmatte, Neumatte, Ecklewaldmatte, Nadelmatte, Mühlematte, Bergmatte, Untermatte, Scheuermatte, Bachmatte, Breitmatte, Gaisenloch, Bärmatte, Hochrütte, Sonnenbühl, Schenkenbachmatte, Rezenmatte, Speichermatte, Am Rain, Himmelreich, Fohrenbühlmatte, Kühlbrunnenmatte, Spitzmatte.

3. Wald.

Hochwald, Dreispitz, Steinwäldele, Häldigwald, Hinterwald, Eichwald, Kohlerwald, Hurst, Felsenwäldele, Zimberwald, Eckenwald, Tannenwäldele, Kleinwäldele, Großwald, Heidenwald, Jungwald, Rauschwald.

ll. Gewann Schwarzenberg.

1. Ackerfeld u. Reute.

Bergleacker, Ankenplatz.

2. Wiesen.

Eschengrundmatte, Pritschmatte, Hausmatte.

3. Wald.

Wolfertslochwald, Eichwald.

mm. Weiler Oberspitzenbach.

1. Ackerfeld u. Reute.

Stolzengrund, Kapellenacker, Schlossacker, Hürstle, Leisenrain, Langengrund, Sommerberg, Oberacker, Heuacker, Neuacker, Kirchenacker (in der Nähe der Kirche), Winterberg, Rauchenberg (beim Oberrauchenhof), Bildstockacker, Auf der Wacht, Wolfsgrube, Ob dem Kirchweg, Unterm Kirchweg, Schneidereck, Buschbühl.

2. Wiesen.

Woihrain, Waldmatte, Lochmatte, Woih, Obere Wiedermatte, Stockmatte, Hüttenmatte, Hausdobel, Henschigmatte, Oberer Wiedendobel, Unterer Wiedendobel, Breitmatte.

3. Wald.

Fohrenwald, Kleinwald, Henschigwald, Oberer Eichwald, Unterer Eichwald, Buschwald, Haldenwald, Bannholz, Unterer Wiedenwald, Oberer Wiedenwald, Eckwald, Woihwald, Felsenwald.

nn. Gewann Reizenbach.

oo. Gewann Lehnenberg.

pp. Gewann Neumatte.

qq. Gewann Kreuzmoos.

rr. Gewann Kreuzwald.

3. Familien- und Taufnamen.

a. Familienamen.

Baier, Becherer, Burger, Dorer, Eble, Fahrländer, Fehrenbach, Feyel, Fix, Haberstroh, Hamm, Hammann, Herr, Hertenstein, Hoch, Hug, Hummel, Joos, Kaltenbach, Krug, Kunkler, Kury, Mack, Nopper, Oswald, Peter, Resch, Rieser, Rissler, Rold, Rösch, Ruff, Schätzle, Schneider, Singler, Stöhr, Thoma, Trenkle, Volk, Walter, Weber, Zimber.

Die häufigsten sind: Baier, Burger, Fahrländer, Hamm, Kury, Mack, Nopper, Resch, Schneider.

b. Taufnamen.

Die häufigsten männlichen Namen sind: Joseph und Franz Joseph (Franzsepp), Anton und Franz Anton (Franztoni) (o immer halb u). Andreas (Andres), August, Georg (Jerg), Hermann, Karl (Karli), Leonhard (Lihrd), Mathias (Madhis), Vitus (Vit), Wilhelm, Xaver und Franz Xaver,

Die häufigsten weiblichen Namen hier sind: Amalia (Amalä), Anna (Nanni), Barbara (Bärwel oft: *der* Bärwel), Bertha (Bärdhä), Emma (Emmä das a ist immer halb ä), Emerentia (Emerenz), Maria (Marei und Maria Anna = Marianna), Rosa, Theresia (Theres), Victoria (Vidorä).

Früher im Gebrauche, jetzt seltener mehr vorkommende Namen hier sind: Alban, Alexander (Xander), Ambrosius (Brosi), Chrysostomus (Chrysoscht), Ciriakus (Ciriak), Cölestin (Zöläschti), Felician (Litzi), Gabriel, Michael (Michel oder Michl), Nikolaus (Klaus), Roman (Rommä das o klingt halb u), Simplicius (Litzi), Sebastian (Baschi dazu Baschisepp, Baschikarli), Titus.

Frühere, jetzt selten mehr vorkommende weibliche Namen: Adelheid, Agatha (Ageth), Alexia (Alexä), Apollonia (Aplon), Balbina (Balwin), Dominika (Dumminika), Elisabeth (Elis), Josephine (Seppä), Juliana (Juliann), Justina (Justin), Kamilla (Kamillä), Karoline (Karlin), Katharina (Kätherli), Kunigunde (Gundä), Ludwina (Ludwin), Theodora (Dorä), Wilhelmine (Minä)

4. Hausbau und Dorfanlage.



Winterburehof.



Steffeburehof.

Die Häuser im Tale liegen fast alle zerstreut; nur in der Mitte des Tales, im sog. Dorfe liegen einzelne (im Ganzen 18, darunter Kirche, Pfarrhaus, Schulhaus, zwei Wirtshäuser, 1 Kaufladen, 1 Bäckerladen und 1 Schmiede) etwas näher beisammen. Die Häuser bilden vielfach mit der Hauptstraße einen rechten Winkel; daneben befindet sich gewöhnlich ein Gemüsegarten mit dem unvermeidlichen Mangold (Schweinefutter) angepflanzt und dem Schweinehof. Die Häuser sind alle aus Holz auf starkem, steinernem Fundament gebaut; den untersten Raum nimmt der Keller in Anspruch, in den man meist vom Hofe aus auf einigen steinernen Stufen abwärts gelangt. Im 2. Raume oder dem 1. Stocke befindet sich nach vorn gegen die Straße das immer sehr geräumige Wohnzimmer; daneben die ebenfalls geräumige Schlafkammer und Küche; letztere liegt gewöhnlich gleich vor dem ebenfalls sehr geräumigen Hausflur in der Mitte des Hauses. Den hintern Raum des Stockes nehmen die Stallungen und Futtergänge ein. Die Schweinställe sind meistens angebaut. Neben dem Stalle, am äußersten Ende des Hauses, befindet sich oft noch ein Schuppen zur Aufbewahrung der Leiterwagen und der Feldgeräte, sowie des Holzes.

Im 2. Stock sind die Räume über dem Wohnzimmer und Schlafzimmer meist ebenfalls wohnlich eingerichtet und dienen als Wohn- und Schlafstätte für das Gesinde, oder sie bilden Vorratskammern; nach hinten, in dem Raume über den Stallungen befindet sich die Scheuertenne (aus dicken, eichenen Flecklingen [Bohlen, mhd. *vlecke*] bestehend) mit Frucht- und Heustock daneben. In die Scheune gelangt man, da die Häuser gewöhnlich gegen einen Abhang gebaut sind, durch einen in bogenförmiger, schiefer Ebene angelegten Weg, die Einfahrt. Am 2. Stocke vor dem Wohnzimmer sind sog. Galerien, auch Gänge genannt, angebracht. Vor oder hinter dem Hause, in unmittelbarer Nähe der Küche, steht das Milchhäuschen, in welches das Röhrbrunnenrohr einmündet und dasselbe beständig mit frischem Wasser versieht und kühl hält, so dass es im Sommer einen sehr praktischen Aufbewahrungsort nicht nur für die Milch, sondern auch für Fleisch und alle Speisen, welche keine Wärme ertragen mögen, bildet. Daneben ist der meist hölzerne Brunnentrog. Etwa 20—50 Schritte vom Wohnhaus entfernt steht der sog. Speicher, oft stattlich und mehr nach dem Stile der Häuser in geschlossenen Orten gebaut, ganz mit Ziegeln gedeckt, während das eigentliche Hofgebäude fast ganz mit Stroh und nur die Gegend in unmittelbarer Nähe des Kamins mit Ziegeln gedeckt ist; auch ist das Dach des eigentlichen Hofgebäudes sehr groß und ragt an manchen Stellen fast bis zur Erde herab. Im sog. Speicher nun wohnt der Leibgedinger oder ein Taglöhner mit Familie.

Als Zierrat finden sich an vielen Häusern hier Kruzifixe und Heiligenbilder; und zwar bringt man gern am Hause das Bild desjenigen Heiligen an, dessen Namen der Besitzer trägt. Diese steinernen oder hölzernen Bilder befinden sich gewöhnlich in einem in die vordere Mauer eingebauten Gewölbe. So z. B. findet sich am Hause des sog. Dorerbaschi (Sebastian Dorer) der hl. Sebastian, in seinem Märtyrertum dargestellt. Oft ist noch neben diesen 2 Hauptgebäuden bei vielen Höfen hier eine Kapelle erbaut, in welcher jeden Samstag Abend vom ganzen Hofpersonale ein Rosenkranz gebetet wird. Innerhalb des Hofgebäudes und Speichers, namentlich an Stuben- und Kammertüren, findet sich oft noch ein sog. Haussegen. So z. B. stehen auf einem Plakate unter dem Bilde der hl. Dreifaltigkeit u. a. folgende Verse:

man vom sammtnen Grunde fast nichts erkennen kann. Die ganze Umgebung dieses Kegels ist mit handbreiten, zweimal herumgeschlungenen, schwarzseidenem gewässertem Bande umgeben, das nach oben um die schiefe Stutzfläche noch einen um einige Zentimeter erhöhten Rand bildet und am untern, beziehungsweise hintern Ende dieser Fläche zu einer Schleife verschlungen ist, von der der Rest des Bandes in zwei langen Stücken bis zum Kleidessaum herabhängt. Im Ganzen soll diese Bänderverzierung, die also aus einem einzigen Stück besteht, nicht weniger als 10 Ellen beanspruchen.

Die Festtagsschürze ist groß und breit und meist aus grünem, blauem, rotem oder buntem taffetnem Stoffe gefertigt.

Der Unterrock, genannt *Wulli Häm* [mhd. *wullîn hemde*] oder *Mundum* besteht wie bei dem ganzen weiblichen Geschlechte des Elztales aus dickem grünem Wollstoffe.

Einen eigenen Anblick gewähren auch die aus dem Haare der hierfür gezüchteten, weißen Seidenhasen gestrickten Strümpfe der Mädchen und jungen Weiber, die aber nur bei ganz besonders festlichen Anlässen, z. B. bei der 1. Kommunion, am Hochzeitstage, einer Kindtaufe (von der Patin) oder auch an den höchsten Festtagen, wie bei der Frohnleichnamsprozession, getragen werden.

Der sog. Schäppelkranz der Mädchen wird auch nur bei solchen Anlässen und an den höchsten Festtagen getragen. Die Berechtigung hierzu beginnt mit der 1. Kommunion. Um ein kreisförmiges Drahtgeflecht bilden eine Unzahl gekräuselter Seidenbändchen in allen Farben, sowie eine Unzahl dazwischen genähter verschiedenfarbigen Perlen, Korallen und kleiner runder Goldblättchen ein buntes Gewirre, von dem noch eine Menge solcher Perlen, Kügelchen und buntfarbige Seidenbändchen herabhängen, deren letztere das Gesicht fast ganz verhüllen. In dem Schäppel, auf den Haaren des Hinterkopfes, ist ein bunter prächtiger künstlicher Blumenstrauß, der sog. Vogel, von welchem über den Rücken hinab bis zum Kleidessaume zwei prächtige, mit Gold gestickte Bänder herabhängen. An den Festtagen tragen auch sämmtliche Weibsleute niedere Sammtschuhe, welche mit Glanzleder besetzt, mit breitem seidenem Bande zum Binden versehen sind und früher auch Absätze hatten.

Was nun die Volkstrachten des übrigen Elztales betrifft, so weichen diese in der Hauptsache wenig von einander ab; dagegen ist die Simonswäldertracht, namentlich die der Männer, von der hiesigen beträchtlich verschieden. Aeltere und auch jüngere Männer tragen dort noch häufig Manchesterröcke, auch die Zwilchhose wird häufig an Sonntagen getragen; ebenso häufig trifft man das charakteristische rote, reichbeknöpfte Brusttuch. Die Weiber und Mädchen in Simonswald tragen noch kürzere Röckchen, meist aus handgewobenem, halbleinenen Stoffe (Wolle, oder Baumwolle und Leinen) verfertigt, das am Saume bloß mit éinem Bande geziert ist, während die hiesigen mehrere solche Bänder aufgenäht haben. Der Simonswälder Schoben besteht meist aus schwarzem oder dunkelgrünem gekauften Wolltuche, vorn zum Zuknöpfen mit Knöpfen versehen, während der hiesige häufig aus Seide gefertigt und mittelst Haften zugemacht wird. Auch seidene Halstücher mit Fransen finden sich im Simonswälder Tale selten. Das Halsmäntelchen ist dort zwar vom gleichen Schnitt, aber mit Goldfäden gestickt; aufgenähte Goldblättchen findet man keine. Auch werden dort fast nur gewöhnliche Lederschuhe getragen. Am Schäppelkranz fehlen die das Gesicht verhüllenden Seidenbändchen; er ist überhaupt weniger reich an Bändern und hat einen viel kleinern Strauß (Vogel) auf dem Zopfe am Hinterkopfe; die von dort herabhängenden Bänder sind schmäler und nicht so reichlich verziert.

Ganz verschieden ist die Tracht des weiblichen Geschlechtes in dem benachbarten [mehr protestantischen] Freiamte von der hiesigen. Die viel längeren Röcke sind meist aus schwarzem Halbleinenstoffe. Der Schoben, aus gleichem Stoff wie der Rock, ist weitärmelig; aber weder die Aermel noch die Brust sind mit Watte gefüttert; darüber liegt vorn übers Kreuz ein braunes oder schwarzes, wollenes oder selten halbseidenes Halstuch mit kleinen Fransen, hinten über dem Rücken ein Dreieck bildend, und unterhalb dessen gebunden. Die Hemdärmel sind lang, weit, ungeziert. Die Mädchen tragen eine schwarzseidene Flügelkappe mit langen Fransen; die Weiber eine mehr flache Flügelkappe mit hängenden Flügeln; die Zöpfe sind schneckenförmig aufgewunden, während sie bei den Mädchen lang herabhängen und noch durch breite, glatte, schwarze, seidene Bänder, die bis zum Rocksaume herabreichen, verlängert sind. [Also mehr die sog. Markgräflertracht.]

Die Joppe der Männer in Freiamt ist bedeutend kürzer als die der hiesigen.

7. *Nahrung.*

Morgens Milch- oder Mehlsuppe, vom gewöhnlichen, meist sehr schwarzen Hausbrote aus Roggen- und Hafermehl; nachher Milch, meist saure, oder Stoß- (Butter-) milch und dazu nicht selten im Sommer Pflaumen, Birnen oder Aepfel; um 9 Uhr im Winter Branntwein, Aepfel oder Nüsse, selten Speck, im Sommer Speck, Apfelmost; mittags Kartoffelsuppe, Speck und Sauerkraut, etwa 2—3 mal wöchentlich, an den übrigen Tagen Knöpfle, Nudeln, Schlämple (eine Art Küchlein), Dummis oder Kratzätä [Pfannenkuchen mit der Gabel während des Backens zerkratzt], Pfluttä, Wasserschnittä, Stribli, Keächli (Küchlein), als Gemüse gedörrte Schnitz, Häckelekrut. Aermere Familien haben mittags oft nur Suppe, Kartoffeln (geschwellt oder geprägelt) und Milch. Um 4 Uhr Most oder Schnaps, Nüsse, Obst, selten mehr gibt es sog. Bibelekäs [Quark oder Schmierkäse] mit Butter. Abends gibt es fast immer Suppe, Kartoffeln, die in einer kleinen Zeine [Korb] auf den Tisch gestellt werden und Milch (meist saure); fehlt letztere, so werden oft statt ihrer gekochte, gedörrte Birnen aufgestellt.

An der Kirchweihe (Kilwi) wird jedoch zur Mittagszeit ein herrliches Mahl hergerichtet, an dem sich Herr und Gesinde gleich erlaben, nämlich: Nudeln und Ochsenfleisch, Kalbfleisch, Schinken oder überhaupt sog. *Schwines* [Schweinefleisch], auch ist an Apfelmost, Wein und Bier an diesem Tage kein Mangel.

Im benachbarten Freiamt gibts am Mittag häufig Schweinefleisch in saurer Tunke, im übrigen ist die Kost von der des Elztales kaum verschieden.

8. *Gewerbe.*

Es wird hier fast ausschließlich Landwirtschaft und Viehzucht, namentlich Schweinezucht, betrieben. Von den Gewerben sind nur die allernotwendigsten vertreten, z. B. 3 Schneider, 4 Näherinnen, 2 Schuhmacher, 2 Wagner (Krummholz), 2 Schreiner, 2 Maurer, 1 Schmied, 4 Wirte, 2 Bäcker, 2 Kaufleute. Eine Mühle mit oberschlächtigem Wasserrade findet sich fast bei jedem größeren Hofe; aber kein Metzger findet
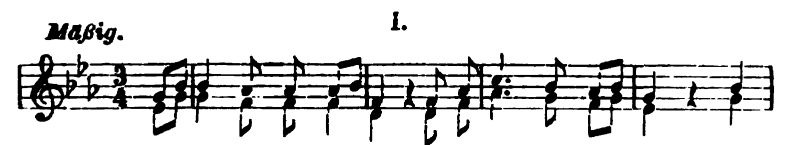
sich im Ort, da sich der Fleischgenuss jahraus, jahrein mit der einzigen Ausnahme der Kirchweihe auf Speck beschränkt; Rindfleisch giebt es nur ausnahmsweise noch hier und da, wenn einem Bauer ein Stück Vieh absteht, oder er aus irgend einem Grunde eines schlachtet.

9a. Volkslieder.

Gesungen wird in der Spinnstube (gewöhnlich finden diese Dienstags und Donnerstags statt); oft werden dann auch bei dieser Gelegenheit, gerade nicht im Interesse der Sittlichkeit, sog. Hausbälle abgehalten. Was hiebei gesungen wird, ist sehr oft, wie noch vielfach in den meisten Orten des Elztales, unschöner Natur und kann hier nicht wiedergegeben werden, oft auch, was auf der Straße und im Wirtshause gesungen wird. In manchen Häusern singt man in der Küche, sogar im Stall, sonst aber während des Spinnens oder Nähens. Besondere Sänger gibt es hier nicht außer den ledigen Burschen und Mädchen. Folgende Lieder habe ich hier singen gehört:

I.

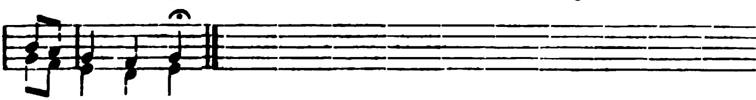
Mäßig.



1. Es wollte ein Mädchen In der Frühe aufstehn, Wollt



in den grü- nen Wald, Wollt in den grü- nen Wald
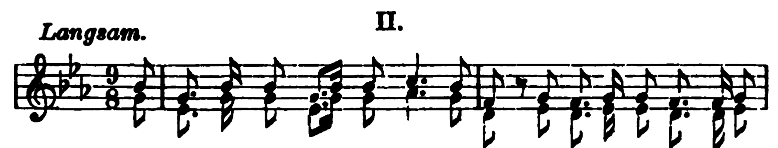


spa-zie-ren gehn.

2. Und als das Mädchen In den Wald hineinkam, :,: So traf es einen an, :,: Der verwundet war.

3. Verwundet war er Vom Blute so rot; :,: Und als es ihn verband, :,: War er schon tot.

4. „Ach, muss schon sterben! Bin noch so jung, Bin noch nicht alt achtzehn Jahre, Muss schon kommen auf die Todesbahre, Auf die Todesbahr.“

II.



1. Nach Karlsruh zog vom stillen Haus Ein Vater zum blutigen



Krieg hinaus. Der Abschied fällt schwer von ihm u. den Seinen; Er



hat-te ein Weib u. drei munte- re Kleinen.

2. Beim Abschied, da weinten die Kinder so sehr: „Ach Vater, was willst du denn von uns gehn, Und lässt uns zurücke die Mutter in Sorgen; Wer sorgt denn für uns jetzt all jeden Morgen?“

3. Der Vater der redet kein Wort nicht mehr; Die Seinen sie machten ihms Herz so schwer. Er ergriff das Gewehr nach erstlichem Zagen Und eilte hinaus ins blutige Jagen.

4. Der Vollmond stieg so blutrot auf, Und das bedeutet den kriegrischen Lauf; Da dachte die Mutter in ihrem Schrecken: „Ach Gott, wie viel Blut wird die Erde bedecken!“

5. Der Vollmond schien zum zweiten Mal; Da eilten sie alle hinunter ins Tal; Da jauchzten die Kinder: „Jetzt muss er bald kommen, Der Krieg hat ja wieder ein Ende genommen.“

6. Der Vollmond schien zum dritten Mal; Da eilten sie wieder hinunter ins Tal. Sie beten und knieen zur Erde darnieder Und rufen! „Ach Vater, wann kommst du denn wieder!“
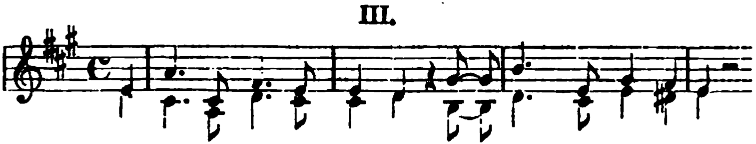
7. Zu Lombardis[1]) lag der Vater im Blut; Er hatte verloren den kriegrischen Mut; Er dachte an sein Weib und seine 3 Kinder; Aber rasch kam der Tod, ihm die Schmerzen zu lindern.

8. Der Vollmond wird öfters am Himmel noch stehn; Der Vater kann nicht mehr nach Hause gehn; Dort schläft er, frei von irdischen Sorgen, Wird nimmer erwachen bis zum ewigen Morgen.

---

[1]) Vielleicht aus Nompatelize entstanden.

III.



1. Wer lie-ben will muss lei-den; Oh-ne Leiden liebt man nicht.



Sind es nicht süße Freuden, Wenns die Lieb von beiden ist.

2. Wer Rosen will abbrechen, Der scheu die Dornen nicht; Wenn sie auch manchmal stechen, So genießt er doch die Frucht.

3. Mich drückts und darfs nicht sagen; Mich drückt ein schweres Joch; Guter Himmel hilf mirs tragen, Guter Himmel hilf mir doch!
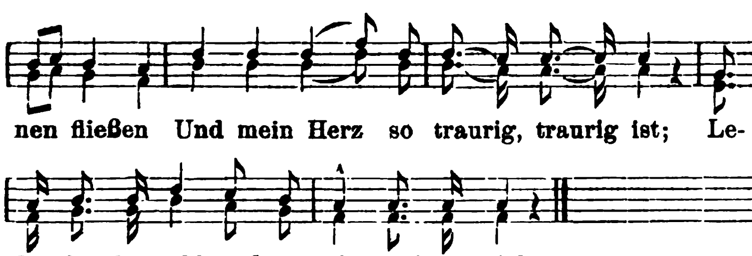
4. Die ich so gerne hätte, Die ist so weit von hier, Und die ich gar nicht mag, die seh ich jeden Tag.

Ziemlich bewegt.

IV.



1. Warum solls denn jeder wissen, Dass so heiße Thrä-



nen fließen Und mein Herz so traurig, traurig ist; Le-

be, le - be wohl und ver- giss mei-ner nicht.

2. Vater und Mutter, die wollen es nicht leiden — Darum müssen wir von einander scheiden, In ein Land, wos besser, besser ist; Lebe, lebe wohl und vergiss meiner nicht.

3. Nun adje! nun gehts zu Ende; :,: Komm, Schatz, :,: reich mir deine Hände; Händelein reichen, das tut weh, Weil ich mein Schatz nicht mehr seh.

4. Auf meinem Grabstein kannst dus lesen, Dass ich dir bin treu gewesen; Treu zu sein ist meine, meine Pflicht.; Lebe, lebe wohl und vergiss meiner nicht!

V.

1. „Köln am Rhein, du schönes Städtchen; O Köln am Rhein, du schöne Stadt, Und darinnen dich muss ich lassen, Mein herzallerliebsten schönsten Schatz."

2. „Schönster Schatz, du tust mich kränken Viel tausendmal in einer Stund; Könntest du mir die Freiheit schenken, Zu küssen den allerschönsten Mund."

3. „Diese Freiheit, die kannst du haben Bei mir zu sein an meinem Mund, Wenn du versprichst, mir treu zu verbleiben, Bis auf die allerletzte Stund." —

4. Pulver und Blei, das muss man haben, Wenn man die Franzosen schießen will; Schöne junge Mädchen, die muss man lieben, Wenn man sie auch nicht heiraten will.

5. Meiner Liebsten gegenüber, da wohnte eine falsche Nachbarin, Sie verrät mich hin und wieder, Wenn ich bei ihr gewesen bin.

6. Manchen Brief hat sie mir geschrieben; Ja manchen schönen Liebesbrief, Ja manche Träne hat sie vergossen, Mein Lieb aus Köln, der schönen Stadt.

7. Es stehn zwei Sterne am blauen Himmel, die leuchten heller als der Mond, Der eine leuchtet in mein Schlafzimmer, Der andre hoch bei der Liebsten wohnt.

8. Spielet auf, ihr Musikanten, Spielet auf den Abschiedsgruss; Meiner Herzliebsten wol zu gefallen, Weil ich jetzt von ihr scheiden muss.

VI.

1. In Berlin der schönen Stadt Lag ein tapfrer Soldat; :,: Dieser musst marschiren in das Feld :,: Wo die Franzosen stehn, ja stehn, Wo die Franzosen stehn.

2. Und als er auf den ersten Posten kam, Da weinte seine Braut, :,: Weine nicht, weine nicht, meine liebe Braut :,: Mach mir das Herz nicht schwer, ja schwer; Mach mir das Herz nicht schwer.

3. Und als er auf den zweiten Posten kam, Da weinte sie noch mehr :,: Weine nicht, weine nicht, meine liebe Braut, :,: Das Weinen hilft nichts mehr, ja mehr, Das Weinen hilft nichts mehr.

4. Und als er auf das Schlachtfeld kam, Da bekam er einen Schuss, :,: Ei so liegt er da und weint so sehr, :,: „Kamerad schreib einen Brief nach Haus, dass ich getroffen bin."

5. Kaum hat er dieses Wort gesagt, Da kam der zweite Schuss; :,: Ei so liegt er da und weint nicht mehr; :,: Seine Seel ist ja bei Gott, ja Gott, Seine Seel ist schon bei Gott.

VII.

1. „O Regiment, du Heimatsland, Meine Mutter hat mich nie gekannt, Mein Vater starb schon früh als Held; Ich steh allein auf dieser Welt.

2. Marie, Marie, so heißt mein Nam, Den ich vom Regiment bekam, Mein ganzes Leben lasse ich, fürs Regiment da sterbe ich.

3. Wenns Regiment früh ausmarschirt, Der Tambur seine Trommel rührt, Tausch mit keinem, fürchte nichts, Es lebt nichts glücklicher als ich.

4. Ein Offizier, den mag ich nicht, Weil er den Mädchen viel verspricht; Ein Grenadier, der muss es sein; Für ihn schlägt nur mein Herz allein.

5. Ein Grenadier, ein Füsilier, Ein jeder lebt nach seiner Manier, Ein jeder reichet mir die Hand und zieht ins Feld fürs Vaterland.

6. Und wenn ich einst gestorben bin, So schreibt man auf den Grabstein hin: „Hier liegt begraben die Marie; Das Regiment vergisst sie nie."

VIII.

1. Auf dem Rhein bin ich gefahren Sechzehnmal beim Mondenschein, Schöne Mädchen sah ich viele, Doch ich liebte nur die ein.

2. Und die schönste aller Schönen Wollt so gerne mit mir gehn; Doch sie konnt vor lauter Weinen Nimmer mir ins Auge sehn.
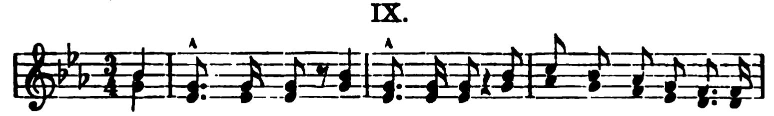
3. Kehre um, getreues Mädchen, Grüße mir auch deine Leut; Bis der Tag fängt an zu grauen, Bin ich von dir meilenweit.

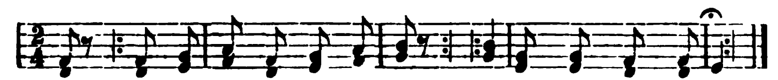
4. Willst du mir ein Brieflein schreiben, Siegle ihn mit rotem Lack. Denk: mein Schiff fährt auf dem Rheine, Und mein Nam, der heißt Matros.

5. Sollt ich sterben auf dem Rheine, Nimm dann meinen Totenschein, Und zerbrich die schwarzen Siegel, Traure um mich ganz allein.

6. Nimm dann meine letzte Habe, Kauf dafür ein Marmorstein, Pflanz ihn auf das Grab am Rheine Und ein rotes Röselein.

IX.





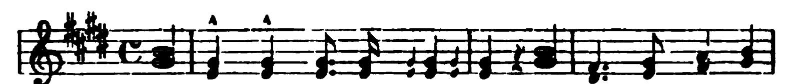
2. :,: Zünds Küheli an :,: s Laternli möcht ä Kälbli han, :,: Un wirf den Stall zuem Mischt hinus, :,: :,: Un heng dä Nagl an Hokä. :,:

3. :,: Machs Häfili an :,: un stell des Firli zuä, :,: Un wenn der Kessel im Wasser kocht, :,: :,: So stell der Disch uf d Suppä. :,:

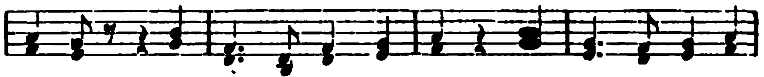
4. :,: Hol s Mehl herab :,: un wirf diä Muelde dri, :,: Un wenn der Teig am Himmel stoht, :,: :,: so schieß de Tag in Ofä. :,:

5. :,: Kochs Kindili :,: un strich im Pfännli s Päppli i, :,: Un wicklem s Näbili ums Windili rum, :,: :,: Un steck äm s Mul in Schlotzär. :,:

X.



1. Hier liegt ein junger Soldat Von zweiundzwanzig



Jahren, Ge - bo - ren in Deutschland, Das ist sein Heimats-



land, Ge-bo-ren in Deutschland, Das ist sein Hei-mats-land.

2. Hier liegt mein Säbel und Gewehr Und alle meine Kleider; :,: Sie kommen schon daher, Ich bin kein Kriegsmann mehr. :,:

3. Herr Doktor, komm geschwind Und schneide meine Adern; :,: Meine Lebenszeit ist aus, Ich muss ins Vaterhaus. :,:

4. Mit Trommel und Pfeifenspiel So tut man mich begraben; :,: Drei Schüss ins kühle Grab, Weil ich's verdienet hab. :,:

Kennzeichnend ist hier wie bei den meisten Volksliedern das Vermengen des Schauerlich-Wehmütigen mit dem Lustigen. Man vergleiche nur „Nach Karlsruh." Melodie und Text scheinen hier auch nicht im Entferntesten zusammen zu passen; das gleiche gilt umgekehrt von „Warum solls denn jeder wissen."

XI.

1. Einst war ich so glücklich, Einst war ich so froh; Da wohnte mein Liebchen In einer Hütte von Stroh.

2. Dort wohnte mein Liebchen, Dort blühte mein Glück; O ihr seligen Stunden, Wann kehrt ihr zurück?

3. Ach Mädchen, du warst meine, Und du warst mir nicht getreu; Schnell flogen die Stunden Der Liebe vorbei.

4. Ob im Herbste, ob im Frühling, Wenn der Sensenmann ruft, Da steigen wir beide Miteinander in die Gruft.

b. Kinderreime.

Im Reigen (für Mädchen). Eines steht in der Mitte, die andern bewegen sich im Kreise und singen:

Blauä, blauä Fingerhuät
Mädchen stehet noch so guät;
Mädchen, du sollst tanzen (es tanzt),
In dem schönen Kranzen;
Mädchen du sollst knieen (es beugt die Knie),
Mit den schönen Knien;
Mädchen, du sollst packen
Mit den schönen Zacken,

(worauf das in der Mitte stehende ein anderes ergreift, das denselben Platz einnimmt, und der Reigen beginnt aufs neue).

Oder:

Reihe Reihe Rosä, d Suppä wemmär bloßä;
Rotä Wi un Zucker dri, morgä wemmär lustig si.

Oder:

Ringel, Ringel, reihä! d Kinder gehn in d Mäiä (Blumen):
Sitzä um dä Holdärbusch, machän alli: „husch, husch, husch!"
(Bei dem husch, husch, husch wird in die Hände geklatscht.)

Oder:

DSunnä schint, s Vegili grint (weint);
S beberlet (klopft) am Ladä; dMuäder isch goh badä;
Dr Vaddär sitzt im Wirtshus, trinkt alli Glesär us,
Stellt sie hinger (hinter) Dirä (Türe), nimmt sie wiedär firä (herfür),
Stellt sie uff dä Brunnä; s fliägä alli Vegili drum umä!

Oder:

Hoppsassassa! zuäm Kellerloch na! (hinunter.)
D Muäder bacht Kiächli, dr Vaddär schluckts na.

Oder:

Zwei Kindär von hier; sie trinken kein Bier;
Sie nehmen 2 Kreuzer und spielen Klavier.

Oder (Von Größeren):

Hansjergli am Bach het lauter guät Sach,
Kann säiä, kann mäihä, kann d Mäidli rumdräihä.

Oder:

Die Kinder bilden 2 Abteilungen; auf der einen Seite ist bloß ein Kind; das beginnt, indem es mit einer Verbeugung der andern Reihe entgegen tritt, die ihm auf halbem Wege ebenfalls sich verneigend entgegenkommt, mit folgendem Vers:

„Es kommt ein Herr mit einem Pantoffel, adje, adje, juhe!"

(Die andern ihm entgegenkommend und bei der 2. Hälfte des Verses sich jeweils wieder rückwärts bewegend sprechen:)

„Was will der Herr mit einem Pantoffel? adje, adje, juhe!

(Das erste Kind sich wieder vorwärts bewegend spricht:)

„Der Vater soll nach Hause kommen; adje, adje, juhe!" —
„Was soll der Vater zu Hause tun? adje, adje, juhe!" —
„ Er soll ein kleines Brieflein schreiben; adje, adje, juhe!" —
„Was soll denn in dem Brieflein stehn? adje, adje, juhe!" —
„In dem Brieflein sollte stehn: die jüngste Tochter soll herübergehn."

(Das jüngste tritt zum ersten hin und beide beginnen miteinander wie oben: „Es kommen 2 Herren mit 2 Pantoffeln usw.")

Oder (beim Abzählen):

Adam isch in Gartä gangä,
Wiä viel Vegäl hettr gfangä?
Eins, zwei, drei; Magd, hol Wei,
Knecht, schenk ei; Herr, trink aus;
Du bisch draus!

Oder:

König auf der Wiese,
Sieben Jahr beschließe,
Acht Jahre rumbedibum
Fräulein N. N. kehrt sich um;
Fräulein N. N. hat sich kehrt,
Hat der Katz den Schwanz verdreht.
König auf der Wiese usw. (bis alle gekehrt sind).

Oder:

Königs-Königstöchterlein,
Was trinkt sie gern? Champagnerwein!
Kann man sie auch sehen;
Nein, der Turm ist gar zu hoch,
Muss ein Stein abbrechen!

(Ein Kind wird weggenommen von der Längenreihe; das letzte wird des Königs Töchterlein.)

Oder sie bewegen sich, einem Kinde das Oberkleid haltend, um dasselbe in Kreise, indem sie hierbei obiges singen.

Maienkäfer fliäg,
Der Vatter isch im Kriäg,
Die Mutter ist in Holland,
Holland ist ganz verbrannt.

Oder (beim Schaukeln eines Kindes):

Rittä, rittä Ross! z Badä schtoht ä Schloss,
Z Elzä (Elzach) isch dr Liräkibäl (Kübel mit Hänkeln),
Z Haslä isch dr Deckl driwär! (darüber).

Oder:

Rittä, rittä Ross; z Badä schdoht ä Schloss,
Z Munzigä (Munzingen, am Tuniberg) isch ä Herrähus,
Sluäge drei Jungfrä rus;
Die ei schpinnt Sidä,
Die andär schnätzelt Kridä,
Die dritt diä sitzt im Summärhus
Un jagt diä besä Buäbä nus.

Oder:

Holdärmännli, Holdärmännli,
Lehn mär dini Hesli;
I lehn ders nit, i lehn ders nit,
Dä machsch märs volli Mesli (Flecken).

Oder:

Ninnili, Nannili guätschä (schaukeln),
Sfahrä drei Männer dert usä,
Hän roti un griäni (grüne) Schebili [Jacken] a,
Unsär Biäbli muäss au a Baar ha.

Oder: (beim Einfangen).

Obärwingä (Oberwinden), Niedärwingä (Niederwinden),
Schbitzäbach un Schwangä (Schwangen, Zinken zu Niederwinden).
Nimm dä Sack un suäch der Zipfäl;
Gel i han die gfangä!

Oder:

Der Seppli isch in Bach gheit (gefallen);
I hans herä plumpä;

I ha gmeint sisch ä rechtä Mensch,
Sisch nur so nä Schdumpä (Stumpen = kl. Kerl).

Oder (beim Lindern eines Schmerzes):

Heili, heili Segä; drei Dag Regä,
Drei Dag Schnee, morga duts im Biäbli nimmi weh!

c. *Volksschauspiele* gibt es hier nicht.

d. Sprichwörter.

Folgende Redensarten und Sprichwörter wurden hier schon gehört:

Ä Zoll macht viel us an re Nas! Kurzi Hosä sin bald birschdät! Swurd mänchär Sack zuabungä (zugebunden), är isch nit voll! Wenn ebbis (etwas) nit voll isch, so schreits nit! Sisch iwerall ebbis, as im Ankähäfili (Buttertopf) isch nit! Kleini Kindär, klei Kritz (Kreuz); groBi Kindär, groß Kritz! Neii Bäsä kehrä guat! Vum Schaffä vereke d Ross! Sisch so viel as wämär imä Ox ins Horn pfetzt! Dicki Meggäl (Brocken) gän faißti Vegäl! Selber essä macht fett! Sisch kei Wäscheri so ful, sie wäscht au d Häng (Händ) un s Mul. Aldi Schuäh druckä! Viel Häng (Händ) machä bald an Eng (Ende)! Sisch no kei Glehrtär vum Himmel gfallä! Was i nit weiß, macht mär nit heiß! Was einä nit brennt, muss mär nit blosä! Jetz isch dr Kittel pflickt! Jetz isch dr Korb gmacht! Jetz ischs King (Kind) geborä! (Wenn ein Geschäft misslungen:) Jä jetz isch d Kappä schu verschniddä! Du dätsch au alles liäbär, as ä dods Gängsel (Gänschen) hiätä! Du lachschinä, as wänn ä Hus zsämmäkeit un dä bisch nit drin! Du schtehsch unger (unter), wänns Glück regnet, un wänns Bappä (Brei) regnt, so hesch kei Leffel! Jedi Kuh weiß ihr Plätzli im Stall! Des isch fir d Katz! Nit um ä rots Küheli! Des isch kei roti Boh wert! Wenn d Mis gnuäg hän, ischs Mehl biddär! (Um etwas Geringwertiges zu bezeichnen:) Sisch s Totschlagä nit wert!

e. Schwänke und Schnurren.

Nachstehendes wurde hier schon erzählt.

Als einst ein vielgeplagter Ehemann gestorben war und vor der Himmelstüre erschien, bat er St. Peter flehentlich um Einlass, indem er angab, er habe ein sehr böses Weib ge-

habt. Da ward Petrus sehr gerührt und ließ ihn einziehen. Sofort kam ein zweiter und hörte noch St. Peters Großmütigkeit. Aha, dachte er; da muss mir der Himmel sicher sein. Sogleich rief er St. Peter her und erzählte ihm unter Tränen, dass er drei böse Weiber gehabt habe, und er müsse darum den Himmel wol verdient haben. Allein St. Peter schüttelte bedenklich den Kopf und sagte, er sei ein Narr, und Narren könne man im Himmel keine brauchen und schloss die Türe zu. — Ein Geistlicher predigte einst über das 6. Gebot und stellte am Anfange seiner Predigt die Frage: „Wo kommt denn das Laster her?" In dem gleichen Augenblick aber kam noch ein altes Mütterlein zur Türe herein und gab weinerlich zur Antwort: „Von Oberspitzenbach, Herr Pfarrer!"

Ein anderer Geistlicher sollte die Weibsleute nie anders als „Gänse" titulirt haben. Als dies nun den Weibsbildern doch einmal zu bunt wurde, drangen mehrere in das Pfarrhaus und riefen dem Herrn Pfarrer zu: „Was brauchen Sie uns Weibsleute immer Gänse zu heißen; man braucht uns Weibsleute auch und Sie haben ja auch eine im Hause. (Sie meinten damit des Herrn Pfarrers Köchin.) „Ja", sagte der Herr Pfarrer, „und das ist die allergrößt". Befriedigt hierdurch sollen sich die Weiber wieder sämtlich entfernt haben.

Ein Mädchen kommt zum Herrn Pfarrer, um ihm anzumelden, dass sie sich mit einem gewissen N. N. verehelichen möchte. „Was," sagte der Herr Pfarrer, „diesen größten Lump auf Gottes Erde wollen Sie heiraten?" — „Ach, Herr Pfarrer," sagte das Mädchen „es hat sich ja schon mancher später gebessert, und er ist doch ein schöner Bursche, und das Auge muss auch was haben!" Da der Herr Pfarrer wol einsah, dass hier nichts mehr zu ändern sei, so sagte er kein Wort mehr. Einige Wochen nach der Hochzeit begegnete ihm dieselbe Person wieder mit furchtbar zerschlagenem Gesichte, um das sie ein Tuch gewickelt hatte. „Was ist Ihnen geschehen?" fragte sie der Herr Pfarrer, „sie sehen ja schrecklich aus." — „Ach" erwiderte sie, „der Erzlump, der liederliche, hat mich mit der Faust in das Gesicht geschlagen!" „Ja wissens, Frau N. N." sagte gelassen der Herr Pfarrer, „das Auge muss auch was haben."

Bei einem Festessen war auch ein Gast anwesend mit einem krummen Fuße; ein Tischgenosse suchte diesen beständig

zu necken; unter Anderem sagte er auch zu ihm: „Ja meinst, ich habe es auch so gut wie du daheim, dass ich zu jedem Mittagessen ein Krummbein habe?“ — „Aber doch ein Sauschnürrle (Schweinerüssel) hast jedesmal ganz sicher dabei“ erwiderte gelassen der andere.

In der biblischen Geschichte las einst einer: „Gott nahm eine von des Adams Rippen und schuf hieraus das Weib“, kehrte aber aus Versehen dann 2 Blätter um und las weiter: „und sie war 100 Ellen lang, 50 breit und 30 hoch.“

f. Ortsneckereien.

Die hiesigen Talbewohner werden von denen der Nachbarorte oft die „Zweiköpfigen“ genannt. Es rührt dies daher, weil früher 2 Vögte, ein herrschaftlicher und ein stiftischer (für das Stift St. Margaretha in Waldkirch) hier gewesen sind. Der herrschaftliche Vogt wurde von der Herrschaft Schwarzenberg bei Waldkirch eingesetzt, weshalb heute noch ein Berg am Nordende des Tales (denn dort residirte der Vogt) „der Schwarzenberg“ genannt wird und ein Hof in der Nähe heißt bis auf den heutigen Tag „s Vogtsepplis.“ Sonst werden die hiesigen männlichen Talbewohner nach ihrem Geschäfte, dem Schweinehandel und der Schweinezucht, was sie beides mit Vorliebe betreiben, „Saukerle,“ „Nonnenmacher“ von auswärtigen Bewohnern oft scherzweise genannt.

g. Rätsel.

Folgende Rätsel habe ich hier schon aufgeben gehört:

1. Was ischs bescht an dä Härdepfel (Kartoffeln)? — (Dass sie nit schreiä könnä, sunsch wird mär si eigä Wort nimmi hörä.)

2. Wo sinn kleini Birä guat? — (Zwischen änam Schtiel unnäm Butzgä.)

3. Warum dut mär dä Käs schabä? — (Wenn er Federn hätte, so würde man ihn rupfen.)

4. Sschdeht ebbis am Rai, het nummä ei Bäi, hets Härz im Kopf. — (Krautkopf.)

5. Sschbringä 4 enandär no, un keiner verwischt där andär. — (Haspel.)

6. Sinn 4 Briäder imm ä Kämmerli, un keinär kann däm anderä s trinkä gä. — (Nuss.)

7. S geht ebbis d Schtäg nuff un het vier Ohrä. — (Bachmulde.)

8. S schteht ebbis uffäm Mischt un het ä Sichäl im Hindärä? — (Hahn.)

9. S lauft ebbis ums Hus rum un macht tripp trapp. — (Dachtraufe.)

10. Wel sinn diä gfräßigsti Menschä? — (Rasirer; sie nemmä einem ä Sach vum Mul weg.)

11. In wellär Stadt schdärbä (sterben) die meschti Lit? — (Bettstatt.)

12. Hingä Fleisch un vornä Fleisch un middä Holz un Isä. — (Ein Pfluggespann.)

13. Schdeht ebbis uff dr Murä un riäft allä Burä. — (Hahn.)

14. S isch ä ganzi Maddä (Wiese) voll un git doch kai Krattä voll. — (Tau.)

15. Was ischs unnedigst in där Kirch? — (Ä Kanzeldeckel, denn wenn es regnet, so regnet es dem Herrn Pfarrer ja nicht auf den Kopf.)

16. Wurum losst sich där Kapuziner kei Fir (Feuer) ab dä Häng (Händ) rab machä! — (Wil ers sälber duät.)

17. Was macht der Messmär wänn er liddät? — Krummi Finger und krumme Knie.)

18. Was macht där Schdorch wann är uff emi Bäi schdeht? — (Er hebt das andere in die Höhe.)

19. Wer goh uffäm Kopf? — (Schuhnägel.)

20. Där Bur wirfts weg, der Herr steckts ein. — (Nasenschleim.)

21. Hoch wiä Hus, nidär wiä Mus (Maus), biddär wiä Gallä, siäß (süß) wiä Hunig (Honig). — (Die Nuss. Sie hängt erst am Baum, fällt dann herunter; die Schale ist bitter, der Kern ist süß.)

22. Ä hohli Muädar (Mutter), ä dirrä Vaddär, ä faißt King (Kind). — (Butterfass.)

23. Ussä Hor un innä Hor un Hor steckt mär dri. — (Hut.)

24. Där Himmäl hets un d Erdä nit, d Maidlä hänns unn d Buäbä nit; där Michäl hets hingä (hinten), där Lorenz vornä. — (Der Buchstabe l.)

25. Es lit nit in Holland, abär in Brabant, bi dä Jungferä kammärs fingä (finden) un d Wiwär (Weiber) hawäs hingä (hinten). — (Der Buchstabe r.)

26. S kummt ä Fass us Engelland, s het kei Reif un het. kei Band. — (Ei.)

27. S brennt ums Hus rum un zingts nit a. — (Brennessel.)

10. Märchen gibt es hier nicht.

Dagegen erzählt man sich in meiner Heimat *Ottenheim* folgende 2 Gruseln erregende Geschichten:

1. Ein Mann ging von einer Hochzeit heim; der Weg führte ihn an einem Galgen vorbei, auf welchem ein armer Sünder hing. Da er vergessen hatte, seinem Weib ein Stück Rippchen, wie er ihr versprochen, mitzubringen, so stieg er an dem Galgen hinauf und schnitt dem Toten ein Stück Rippen ab und brachte sie seiner Frau als Schweinsrippchen. Sie briet und ass dieselben. Des Nachts nun kam der Tote vor ihr Bett und hob mit weinerlicher Stimme an: „Gimmär (gib mir) mini Ripp, gimmär mini Ripp. — Dü hesch i gfrässä!" Das „gimmer mini Ripp" wird mit der größten Ruhe in tiefem, leisem Tone gesprochen, während man bei den Worten: „Du hesch si gfrässä!" mit beiden Händen plötzlich auf eine harmlos Dasitzende zufährt, die dann vor Schrecken beinahe in eine Ohnmacht sinkt.

2. Ein Verbrecher wurde in einem sehr kalten Winter geköpft. Weil das Schwert des Scharfrichters ungemein scharf geschliffen war, so blieb der abgehauene Kopf auf der ursprünglichen Stelle wieder sitzen und fror bei der furchtbaren Kälte sofort an. Der Delinquent freute sich sehr und gab sich schon der Hoffnung hin, dass ihm jetzt sein Leben wieder gesichert sei. Er begab sich mit seinen Freunden in ein Wirtshaus, um sich hier mit etwas Speise und Trank zu erlaben und sich zu erwärmen. Er setzte sich in unmittelbarer Nähe des Ofens auf einen Stuhl. Da aus seiner Nase, was bei dem plötzlichen Temperaturwechsel sehr begreiflich war, stark Flüssigkeit hervorlief, so schickte er sich an diese nach Art der niederen Stände zu beseitigen und packte zu diesem Zwecke die Nase und warf mit ihr den ganzen Kopf, der inzwischen wieder aufgefroren, in die Wirtsstube hinaus zum furchtbaren Entsetzen der übrigen Gäste.

11. Sagen.

a. Gespenster.

An einem beim Anlegen der Talstraße gesprengten Felsen soll ein Felsengeist spuken, der den Leuten bald als

schwarzer Hund, bald als Katze mit feurigen Augen, oder als Lichtlein erscheint und sie insofern belästigt, indem er in einer der angegebenen Gestalten immer neben demselben herwandelt bis zum nächsten Meierhofe, wo er plötzlich zu verschwinden pflegt. Gerade in jenem Meierhofe wird auch jeden Abend während des Melkens gebetet, damit das Vieh während der Nacht seine Ruhe habe. Der frühere Besitzer des Hofes behauptete steif und fest, er möge kommen zur Nachtzeit, wann er wolle, so sei ein gewisses Fenster und eine gewisse Türe, die zum Stalle führe, auf; er möge sie 50 mal schließen. Eine ähnliche Uebung soll auch in andern Bauernhöfen zu gleichem Zwecke stattfinden. Oft wurden auch früher, wahrscheinlich von dem gleichen Geiste, der die Viehställe unsicher machte, den Pferden Zöpfe in Schwanz und Mähne geflochten, deren Auflösung viele Mühe verursachte. Ein tragisches Missgeschick hatte nun einst ein Mann aus der Gegend. Dieser ein sogenannter Sympathie-Doktor, Geburtshelfer beim Rindvieh, Geisterbanner, wollte auch die Kunst verstehen Strolche ausfindig zu machen, namentlich Diebe, Brandstifter usw. herzuzaubern, und damit sein Geschäft auch blühte, war es ihm darum zu thun, dafür zu sorgen, dass solche Fälle auch wirklich vorkamen. In dem benachbarten Simonswald wurden einem Bauer oft die Pferde gezöpfelt. Der Knecht darob wütend, legte sich in einem Winkel des Stalles mehrere Nächte auf die Lauer. Endlich schlug es 11 Uhr, als sich leise die Stalltür öffnete und eine schwarze, vermummte Gestalt schnurstracks auf den Sandschimmel zulief. Mit einem Satze sprang der Knecht mit einem bereit gehaltenen Prügel auf den „Geist“ zu und hieb unbarmherzig darauf los. „Um Gotteswillen!“ rief jetzt der Geist, „halt ein! ich bin ja der N.“ Der Knecht aber sprach: „Und seist jetzt wer du bist; das Handwerk will ich dir gründlich legen“ und hieb in einem darauf los. Wochenlang musste der geschlagene „Geist“ sein Bett hüten. Wer nun aber glauben wollte, dass das Volk infolge solcher Enthüllungen und Entlarvungen um vieles heller geworden, der würde sich täuschen. Man hält die Erzählung des Knechtes einfach für eine Aufschneiderei, und Aberglauben und Geisterspuk floriren vielfach weiter.

In dem Stall eines größeren Hofbauers kam allnächtlich eine Hexe und traktirte dessen Vieh, so dass dieses nur

wenig Milch gab. Der Bauer lauerte nun der Hexe auf im Stalle, und als er zur Mitternacht auf einmal ein Geräusch vernahm, schlug er mit einem bereitgehaltenen Prügel wuchtig nach der Gegend hin, wo er das Geräusch vernommen; tags darauf wurde ein altes Weib mit einem verbundenen Kopf gesehen, das von dieser Zeit an die Hexe sein musste.

Hoch auf der Wasserscheide, wo 3 Gemarkungen Siegelau, Niederwinden und Katzenmoos aneinander grenzen, auf einer großen breiten Hochebene, soll auch oft ein Hexentanz aufgeführt und deren Teilnehmerinnen namentlich Leute, die in Wirtshäusern in Oberspitzenbach und Biederbach übergesessen, in die Irre geführt werden. Auf die Musikanten von hier, die oft, von einer Hochzeit kommend, jene Stelle bei ihrem Nachhausegehen berühren mussten, sollen es die Hexen ganz besonders abgesehen haben; denn oftmals schon hatten sie dieselben in die Irre geführt, so dass sie, statt nach Hause, oft an ganz weit entlegene Orte kamen, ja oft wieder auf dieselbe Stelle trafen, von welcher sie ausgegangen waren. Als einstmals ein hiesiger Musikant von einer Hochzeit, wo er aufgespielt, zurückkehrte und jene Stelle berührte, hörte er plötzlich prächtige Musik und herrlichen Gesang; als er näher kam, erblickte er ein hellerleuchtetes Gasthaus; darin drehten sich im bunten Gemische muntere Tänzerinnen. Eine hübsche Jungfrau lud ihn ein, mit ihr zu tanzen, welchem Begehren sofort entsprochen wurde. Als er endlich müde ward, legte er sich in einem angrenzenden Zimmer in ein bereitstehendes Bett zum Schlafe nieder. Als er am Morgen erwachte, stund die Sonne schon hoch am Himmel, nirgends war mehr eine Spur weder von einem Wirtshause noch von einem menschlichen Wesen zu erblicken. Er war bloß im Hemde bekleidet und seine Kleider hingen nicht so gar weit weg an einer sg. Ramsenhecke (Besenpfrieme, Ginster), von welchem Gebüsche die Berge des Elztals häufig ganz überdeckt sind. Neben der Hecke lagen auch Hut und Klarinette.

Eine Stelle in einem kleinen Seitentälchen des Siegelbaches heißt das Mörderloch. Hier wurde nämlich vor vielen Jahren eine alte Hausiererin ermordet und ihr Leichnam unter einem Haufen Steine begraben. An jener Stelle, so geht nun die Sage, soll sich nächtlich ein sehr lebhaftes Lichtlein

zeigen, das sich beständig hin und her, bergauf und bergab bewegt, bis es in einer nahestehenden Hecke verschwindet.

Wenn hier eine Wöchnerin stirbt, so werden ihr Schuhe angezogen, mit welchen sie beerdigt wird; indem hier fast allgemein der Glaube besteht, dass sie nächtlich zu ihrem Kinde komme und dasselbe säuge. Bei andern Leichen kommt dieser Gebrauch nicht in Anwendung.

b. Alpdrücken.

Das Alpdrücken (Schrättele) kommt hier und im Elztal nur bei Menschen vor (beim Vieh ist es die Hexe). Viele behaupten steif und fest dabei nicht geschlafen, sondern gesehen zu haben, wie das Schrättele durchs Schlüsselloch der Türe herein kam, wie es an der Bettstatt hinaufkletterte, langsam über die Bettdecke herankam und sich dem oder der im Bett Liegenden auf die Brust setzte, so dass sich der, oder die Schlafende nicht mehr rühren konnte, bis ein frommes Gebet gesprochen, worauf der Teufel, denn für den wird oft das Schrättele gehalten, entweichen muss.

c. Gespenstische Tiere.

Als gespenstischen Tieren gelten hier besonders Hund, Schwein und Hase. In meiner Heimat *Ottenheim* bei Lahr erzählt man sich heute noch von einem sg. „Dorfzoddl“. Es ist dieser ein großer, schwarzer, langhaariger Hund mit feurigen Augen, der sich oft, um jemanden zu necken, namentlich einen solchen, der in unredlicher Absicht in ein Haus geht, vor die Haustüre lege, und so denselben an dem Herausgehen hindere; denn er musste dann den Weg zur Hintertüre hinausnehmen oder die Nacht im Hause verbleiben. Oft soll er sich auch spät nach Hause wandelnden Personen quer über den Weg legen (namentlich am Ende eines schmalen Gässchens), und so dieselben zur Umkehr nötigen; denn wehe dem der es wagen sollte, über denselben zu schreiten; er würde sich sofort erheben und mit dem Betreffenden in rasender Eile durch die Luft fahren und ihn an ganz entlegenen Orten, oft stundenweit entfernt, in Wäldern oder an Sümpfen wieder ablegen und dann plötzlich verschwinden.

Ebenfalls weiß man in *Ottenheim* von einer Schlange zu erzählen, die ein goldenes Krönchen auf dem Kopfe tragen soll. Wenn sie in das Wasser gehe, so lege sie das Krönchen an das Ufer, und wenn sie aus dem Wasser komme, setze

sie dasselbe wieder auf. Soll man nun während ihres Badens im Wasser ein Wagenrad an ihr vorbei rennen lassen, so begebe sie sich blitzschnell aus dem Wasser, um demselben nachzueilen, so dass dann das Krönchen weggenommen werden kann. Auf diese Weise soll sich nun einmal ein Mann wirklich das Krönchen der Schlange angeeignet haben. Als er aber später sein Wagenrad sich wieder verschaffen wollte und dasselbe um den Hals nach Hause trug, soll ihn die Schlange, welche innerhalb des Rades verborgen in einer kreisförmigen Furche lag, plötzlich gestochen haben, so dass er sterben musste. Schlangen sollen, so erzählt man sich dort und auch hier, nachts und am Tage, wenn es stille ist, in die Viehställe schleichen und aus den Eutern der Kühe die Milch saugen; überhaupt soll die Milch für die Schlangen ein besonders verlockendes Mittel sein. Einem Manne, der mit offenem Munde unter einem Baume schlief, soll eine Schlange durch den Hals in die Eingeweide gekrochen sein, und dieser musste den Kopf über ein Fass Milch heben, worauf die Schlange durch den Mund wieder hervorkam. Einem kleinen Mädchen soll die Mutter auf dem Felde das Mittagessen, bestehend in einem Teller voll Milch mit darin eingeweichtem Brote, zugestellt haben und dann, während sich das Mädchen anschickte dieselbe zu verzehren, wieder ihrer Arbeit nachgegangen sein. Angelockt durch die angenehm duftende Milch soll sich eine Schlange hergeschlichen, und mit dem Kinde gemeinsam an der Milch sich erlabt haben. Die Schlange, die nur Milch leckte, soll nun das Kind dadurch veranlasst haben, ihr den Löffel auf den Kopf zu schlagen mit den Worten: „Friss au Mogg (Brocken) nit luddär (lauter) Schlapp“ (Flüssigkeit)!

Eine andere Schauergeschichte erzählt man sich in *Ottenheim:* Zwei Drescher stehen in einer Scheuer beim Dreschen. Sie sprachen von dem „Sichhängen“. Der eine erzählte, dass derjenige, der sich hänge, eine wunderliebliche Musik vernehme. Diese rühre vom Teufel her, der aus Freude wieder eine neue Seele zugeführt zu bekommen, mit seinen Genossen so herrlich aufspiele. Der eine der Drescher konnte der Versuchung diese schöne Musik zu vernehmen nicht widerstehen und bewog seinen Mitarbeiter ihm behilflich zu sein, er wolle sich auf ganz kurze Zeit an einen Strohhalm hängen; er möge ihn aber ja nach kürzester Frist wieder

abschneiden. Dies wurde ausgeführt. Während nun der Musikfreund an dem Strohhalme hing, sprang durch das Scheuertor und mitten durch die Scheuer ein Hase. Der andere, hierüber ganz verblüfft, sprang geschwind dem Hasen nach, um ihn einzufangen und mit dem Dreschflegel tot zu schlagen und ließ seinen Kameraden hängen. Allein den Hasen bekam er nicht, und als er zurückkam, fand er seinen Genossen tot am Strohhalm hängen. Er wollte ihn schleunigst herabnehmen und den Strohhalm auflösen; aber das ging nicht so leicht; denn durch den Strohhalm war ein Eisendraht gezogen.

12. Sitten und Gebräuche.

a. Das Leben des Menschen betreffend.

aa. Schwangerschaft.

Es werden verschiedene Gebete (Herrgottslänge, Muttergotteslänge, sieben Schloss usw.) der Schwangeren entweder in die Hand gegeben, oder unter das Kopfkissen gelegt zum Zwecke des besseren Gebärens, einer richtigen Kindeslage und gegen das Verrenken oder Zerreissen innerer Organe usw. Auch lange vorher schon betet die Wöchnerin die oben angegebenen Gebete, oder lässt sie auch, falls sie nicht lesen kann, oder hierzu keine Zeit hat, durch andere Weiber gegen Bezahlung beten. Oft auch betet selbst der Familienvater diese Gebete, namentlich an den sg. Jahrestagen, an Ostern, Pfingsten usw. Manche Wöchnerinnen trinken auch häufig während ihrer Schwangerschaft geistige Getränke, Wein, Branntwein usw. nicht nur zur Erleichterung der Geburt, sondern damit sie auch schöne, saubere Kinder zur Welt bringen. Dann nimmt sich die Wöchnerin auch sehr inacht aufregende Dinge zu sehen, um darob zu erschrecken. Die Frau eines Jagdaufsehers von Ottenheim erschrack zur Zeit ihrer Schwangerschaft vor einem großen Jagdhunde und gebar ein Kind, das beständig die Zunge herausstreckte. Das Kind, jetzt eine erwachsene Weibsperson, dürfte noch leben.

ab. Geburt.

Die Kinder kommen hier vom Kindlesbrunnen, der sich (was hier tatsächlich der Fall ist), im Keller der Hebamme befindet. Im Korbe trägt sie das Kind dann zu dem jungen Ehepaar. Ein schon etwas erwachsener Knabe, der bei einer

solchen Gelegenheit die ihm verhasste Hebamme in der Stube erblickte, eilte in großer Erregung hinaus in die Küche und rief dem Vater zu: „Jetz isch bigott des Luäder schu widär do!"

Als Mittel gegen die Gichter der kleinen Kinder dient hier oft das sg. „Wehren". Dies Geschäft besorgt gewöhnlich ein Quacksalber, deren in dieser Gegend sich mehrere befinden; er gibt den Leuten etwas zum Anhängen, oder unter das Kopfkissen für das Kind. Der Inhalt dieses Anhängsels ist ein gewöhnlich im Dreieck geschnittenes Papier, in dessen Ecke Kreuze gezeichnet sind, zwischen welchen ein Gebet geschrieben ist, das gewöhnlich aber vollständig unleserlich ist. Dies Papier muss dann in Leinwand eingenäht werden, wobei kein Knoten mit dem Faden gemacht werden darf. Die Anzahl der Tage muss eine ungerade sein; mit dem Anhängen müssen 3 Vaterunser und der Glaube gebetet werden. Wird das Anhängsel abgenommen, so muss es entweder sofort verbrannt, oder an einen Ort vergraben werden, wohin keine Sonne und kein Mond scheint (Keller). Der Besuch eines alten, übel berüchtigten Weibes wird bei der Geburt nicht gerne gesehen. Das Zungenlösen kommt noch häufig vor; die Hebamme besorgt dies jedoch meistens selbst gleich nach der Geburt, indem sie mit dem Finger unter der Zunge hindurch fährt; in schwierigeren Fällen tut es der Arzt. Das männliche Kind wird beim Einwickeln oder Einbinden (Bitscheln) besonders behandelt, damit ein tüchtiger Reiter aus den Buben werde. Die Kinder weiblichen Geschlechts werden viel lockerer eingebunden, namentlich um die Lenden, damit das Becken sich freier entwickeln kann. Es entstand so folgender Spruch: „Die Mädchen soll man wickeln, dass sie lachen, und die Buben, dass sie krachen." Ein Ohrenkäppchen wird häufig dem Kinde umgelegt, dass sich die Ohren schön an den Kopf anlegen, weil abstehende Ohren für hässlich gelten. Wenn das erste Badwasser des männlichen Kindes zu einem Baume geschüttet wird, so lernt der Bube klettern.

Die Taufe erfolgt oft gleich nach der Geburt, selten erst nach 8 oder 14 Tagen. Die Taufe findet meistens an Sonntagen nach der Vesper statt, bis dorthin warten die Gevatterleute und der Vater des Kindes, der immer mitgeht, in einem der

Kirche nahe gelegenen befreundeten Hause oder im Wirtshause. Voran schreitet, wenn es der Kirche zugeht, die Hebamme; dann folgen die Gevatterleute, „d Gotti“ und der „Götti“, erstere trägt das Kind und hintennach kommt der Vater, der sich auch in der Kirche ganz schüchtern und bescheiden in eine der hintersten Bänke zurückzieht. Erfolgt dann die eigentliche Taufhandlung, so wird bei einem männlichen Kinde mit der großen, bei einem weiblichen mit der kleinen Glocke geläutet. Nach der Taufe nimmt dann auch der „Götti“ das Kind, beide Gevatterleute knieen vor die Stufen des Altares und verharren eine Zeit lang in stillem Gebete, worauf sich die ganze Gesellschaft wieder in gleicher Weise aus der Kirche entfernt, meist in das nächstgelegene Wirtshaus, wo ein Liter Wein getrunken wird, den der „Götti“ bezahlt. Der Taufschmaus wird im Hause des Vaters, sehr selten in einem Wirtshause abgehalten.

Der erste Ausgang der Wöchnerin findet nach Verlauf von 6 Wochen statt zur Kirche, wo sie, falls sie verheiratet ist, vom Geistlichen „ausgesegnet“ wird; ist sie unverheiratet, was hier nicht selten vorkommt, so stellt sie sich in eine der hintersten Bänke, wohnt der Messe an und begibt sich dann wieder nach Hause.

ac. Schul- und Hirtenleben.

Zum Hüten des Rindviehs werden gewöhnlich die Knaben verwendet vom 4. Schuljahre an oft bis sie aus der Fortbildungsschule entlassen sind. Die Mädchen dagegen hüten meist nur die Schweine. Am Pfingstsonntage darf kein Schulkind hüten, dies hat vormittags der Oberknecht zu besorgen, und nachmittags hüten die Mägde und zwar hütet die Obermagd das Rindvieh und die Untermagd die Schweine. Nachmittags ist dann reges Leben in den Wirtshäusern, wohin die Hirten in Begleitung ihrer Eltern oder Meistersleute sich begeben und wohin an diesem Tage selbst kleine Kinder mitgebracht werden, so dass die um das Wirtshaus angesiedelten Lebkuchen- Weck- und Zuckerbrotverkäufer und Verkäuferinnen meist gute Geschäfte machen. Auch Kinderspielsachen, Kleidungsstücke, Kämme, Rosenkränze usw. werden an diesem Tage znm Verkaufe ausgelegt. Weit bekannt ist der an diesem Tage bei dem sg. Bäreneckle (Gemeinde Biederbach) abgehaltene Schellenmarkt,

wohin die Hirten von Siegelau, Freiamt, Biederbach, ja selbst noch aus weiter entfernt gelegenen Orten sich begeben, um namentlich dort ihre Kuhschellen zu kaufen und auszutauschen. Es entwickelt sich hier dann ein äußerst lebhaftes, buntes Treiben, das aber nicht immer in den Grenzen der Sittlichkeit sich bewegt, weshalb von der Polizei-Behörde dieser Schellenmarkt in neuester Zeit stark überwacht wird.

Die Schule wird hier ohne besondere Feierlichkeit geschlossen. Am Tage der 1. Kommunion (weißer Sonntag) versammeln sich die Erstkommunikanten als Vorkommunizirende und der vorhergehende Jahrgang der Kommunikanten, Knaben und Mädchen, festlich geschmückt, im Schullokale, von wo aus dieselben in feierlicher Prozession, an deren Spitze der Ortsgeistliche mit den Ministranten sich bewegt, mit Kreuz und Fahne zur Kirche begleitet werden, wo sie die reichbekränzten, vordersten Bänke einzunehmen pflegen. Auch Kommunionbank und Kanzel werden auf diesen Tag schön geziert.

Die Knaben sind bekleidet mit schwarzer Buxkinjoppe, schwarzen Hosen und Brusttuch aus ähnlichem Stoffe. Die früher modern gewesene, aus selbstgewobenem Stoffe gefertigte Tracht ist längst verschwunden. Auch der noch vor wenigen Jahren im Gebrauch gewesene, langhaarige, niedere schwarze Filzhut vielfach hat einem viel feineren hohen weichen müssen. Die linke Seite der Brust schmückt ein ansehnlicher, mit Federn aller Farben gespickter Strauß. Die Mädchen erscheinen in der altherkömmlichen Tracht: hellblaues, etwas kurzes Röckchen aus feinem Wollstoffe, unten mit 3—4 Reihen schwarzer Sammtbänder garnirt, darüber eine sehr breite, buntblumige seidene Schürze. Aus ähnlichem, buntblumigem Seidenstoffe ist das Halstuch, dessen Fransen über einen Dezimeter lang sind. Den Kopf schmückt der bereits beschriebene Schäppelkranz, die Füße die schneeweißen Strümpfe von den Haaren des weißen Seidenhasen, nebst schwarzen Sammtschuhen, die mit Glanzleder eingefasst und mit breitem schwarzen Bande versehen sind. Mit Musik oder Gesang werden die Kommunikanten zur Kirche begleitet und auch wieder mit Musik aus derselben abgeholt. Vor dem Nachmittagsgottesdienste versammeln sie sich dann gewöhnlich wieder im Schullokale, werden vom Pfarrer wieder zur Kirche begleitet, wo sie in die Bruderschaft Corporis Christi aufgenommen werden. Den ganzen Prozessionszug am Vor-

mittage bilden außer den Genannten die Eltern und Paten, welche sich dann auch nach Schluss des Nachmittagsgottesdienstes in einem der beiden Wirtshäuser des Dorfes einfinden, wohin die Kommunikanten unter Führung des Geistlichen und des Lehrers nachher eintreffen, um noch in fröhlichem Beisammensein bei einem Glase Bier oder Wein, wobei noch religiöse Lieder gesungen werden, die Feier würdig zu beschließen.

Zur Firmung fahren die Kinder auf reichbekränzten Leiterwagen, die noch mit grünen Tannenbäumchen, an denen bunte Bänder flattern, besteckt sind.

ad. Spinnstube.

Die Spinnstuben beginnen ungefähr um Allerheiligen; denn „die faulste Spinnerin soll bis Martini 3 Strang Garn gesponnen haben". Sie dauern bis im März, wann die Feldgeschäfte wieder beginnen. Meistens Dienstags und Donnerstags gleich nach dem Nachtessen versammeln sich etwa 6—7 befreundete Mädchen in irgend einer hierzu ausersehenen Stube unter dem Vorwande, zu spinnen. Bald stellen sich dann auch die ledigen Burschen ein, welche das Haus bald ausfindig gemacht hatten, dann wird das Spinnrad auf die Seite gestellt und die Neckereien, die eigentlich schon während des Spinnens begonnen haben, werden fortgesetzt, wozu sich dann noch einige Spiele gesellen. Sobald sich eine Spinnerin nur ganz kurze Zeit von ihrem Spinnrade entfernt, so sind Räder oder Kunkeln zusammengebunden, verschiedene Vorrichtungen am Spinnrad verhängt und ausgehängt, so dass ein Rasseln und Klappern die Lachmuskeln aller Anwesenden beständig in Erregung erhält. Oft stellt sich auch ein Musikant mit einer Ziehharmonika ein, und es wird getanzt und gesungen bei Branntwein oder Bier und Speck und zuletzt Kaffee bis nach Mitternacht. So artet die ganze Spinnstube in einen eigentlichen Hausball aus. Nicht selten werden aber diese sogenannten Hausbälle absichtlich zu gewissem Zwecke gehalten, wobei oft noch nach Mitternacht der Spektakel fortgesetzt wird. In neuerer Zeit, namentlich weil auch die Gendarmerie diesen Bällen nachspürt, scheinen dieselben seltener zu werden. Besondere Volksspiele und Volkstänze sind hier keine üblich. Gewöhnlich Samstags macht der ledige Bursche seiner Auserkorenen einen Besuch und wird von ihr dann mit Branntwein bewirtet.

ae. Hochzeit.

Eine regelrechte Werbung findet hier selten statt, da meistens Kinder, die schon im ledigen Stande erzeugt worden sind, mit in die Ehe gebracht werden. Kommt aber doch einmal ein solcher außergewöhnliche Fall vor, so begibt sich der Heiratskandidat an einem ihm passenden Tage in das elterliche Haus der Erwählten und fragt dort an, was fast immer zu seinen Gunsten ausfallen dürfte, da ihm hiezu die Braut schon die Gesinnung ihrer Eltern bei dem vorhergegangenen nächtlichen Besuche mitgeteilt hat. Der Vater der Erwählten zeigt ihm dann seinen Viehstand, führt ihn durch alle Räume seines Hauses und ladet ihn zuletzt ein, seinen Besuch zu wiederholen. Ein trefflicher Schmaus, wobei häufig auch die „Kichle" nicht fehlen dürfen, ist eigentlich selbstverständlich. Besitzt der Vater ein Fuhrwerk, so führt er ihn, falls er auswärts wohnt, eine Strecke weit, ungefähr bis an die Grenze der heimatlichen Gemarkung. Die Braut heißt hier „Hochzitteri", der Bräutigam „Hochzitter"; „Brut" (Braut) und „Brutführer" sind gebräuchlich, gewöhnlich, versieht das Amt des letztern der „Götti", wenn sie noch einen hat; auch „Ehrägsell" (Ehrengesell) ist gebräuchlich, ist aber nicht gleichbedeutend mit Brautführer; „Ehräjungfrauen" sind es 1 oder oft 2, Schwestern oder Kamerädinnen der Braut. Zur „Hohstik" (Hochzeit) laden „Hochzittär" und „Hochzittäri" ein. Geschenke sind hier beim Einladen nicht gebräuchlich. Am Verkündigungstage gehen die Brautleute auswärts zur Kirche. Die „Hochzittäri", Ehrenjungfrau und erwachsenen Mädchen tragen „Schäpelkränze", die Schulmädchen gewöhnliche „Maienkränze". Einen Brautwagen, der also vor der Hochzeit eintrifft, gibt es selten mehr; er erscheint meist erst nach der Hochzeit und heisst dann „Bindelwagä". Vorspannen ist hier nicht mehr gebräuchlich. Die meisten Hochzeiten finden an einem Montag statt. Als besonderen Schmuck trägt die Braut an der Brust noch einen Strauß wie auch alle übrigen Jungfrauen und Frauen und er unterscheidet sich nur durch seine Schönheit und Größe; das Gleiche gilt von dem Bräutigam und dem männlichen Geschlechte. Am Morgen des Hochzeittages holt der Bräutigam in Begleitung des Brautführers die Braut ab, falls dieselbe weit weg oder auswärts wohnt, mit Fuhrwerk. Elternsegen ist hier nicht gebräuchlich. Die Morgen-

suppe findet statt, wo die Hochzeit gehalten wird, meist in einem Wirtshause, selten im Hause der Brautleute. Pfarrer und Lehrer werden nicht mehr eingeladen. Der Zug bewegt sich vom Hochzeitshause, also meist vom Wirtshause aus. Voraus spielen gewöhnlich 4 Musikanten (2 Klarinetten, 1 Geige, und ein Kontrabass), dann folgen vor der Braut mit dem Brautführer die Kranzmädchen und Ehrenjungfrauen; dann die „Hochzitteri“ mit dem Brautführer (zur Kirche). Beim Gange aus der Kirche schreitet zuerst das Hochzeitspaar, Gebet vor der Kirche ist nicht gebräuchlich. Nach der Trauung, die in neuester Zeit vor der Messe vorgenommen wird, und während welcher die Brautleute in unmittelbarer Nähe des Altars und des Priesters knieen, begibt sich der Zug in der gleichen Reihenfolge, wie zur Kirche, nur mit der oben angedeuteten Ausnahme, zurück in das Hochzeitshaus, wo dann zuerst der Ehrentrunk verabreicht wird; andere Zeremonien sind nicht gebräuchlich. Die „Nohhostik“ (Nachhochzeit) findet einen Tag nachher im gleichen Hause statt, wo der Hochzeitsschmaus gegeben worden ist. Am Sonntage nach der Hochzeit erscheinen dann die Neuvermählten beim Wirte, um die Hochzeitskosten zu berichtigen. Die Lediggebliebenen, gleichviel welchen Geschlechtes, haben im elterlichen Hause oder in dem daneben erbauten sg. Speicher bis zu ihrem Tod Wohnungsrecht nebst (Libdig) Leibgeding, das gewöhnlich noch bei Leben der Eltern von einem Notar schriftlich geregelt worden ist.

af. Krankheit und Tod.

Vielfach wird noch in der Krankheit Zuflucht zu Sympathiedoktoren, deren es in der Gegend mehrere gibt, genommen und die sich auch eines großen Zuspruchs oft auch von weit auswärts erfreuen, sogar aus der Stadt Freiburg, aus dem Kirchzartnertale und dem südl. Schwarzwalde. Ein solcher Sympathiedoktor ist oft auch Hexenbanner und will Diebe ausfindig machen können und dieselben veranlassen, die gestohlenen Sachen wieder dem Eigentümer zurückzubringen. Wallfahrten werden gewöhnlich von dem Kranken versprochen, um die Gesundheit wieder zu erlangen, auch andere, namentlich Verwante unternehmen zu demselben Ziele oft solche während der Krankheit. Hier finden sich noch folgende abergläubische und darum von der Kirche

verbotene Gebete: Geistlicher Schild, sieben Schloss, die wahre Herrgottslänge und Muttergotteslänge, sieben Himmelsriegel.

Die Sommersprossen sollen nach dem Glauben einiger hiesigen Talbewohner vergehen, wenn man sich mit frischem Tau das Angesicht wäscht. Den nahenden Tod sollen hier folgende Tiere durch ihr Krächzen und Klagen anzeigen, wenn sie zur Zeit der Krankheit in der Nähe der Wohnung des Kranken sich bemerklich machen: das „Totenwegerli", dessen Töne einem „geh weg"! gleichen, (scheint ein Wurm, der im Holz nagt, zu sein), die Elster (hier Agästä genannt), der Rabe, die Eule. Wenn die Dachwurzeln (Sedum), die hier und da auf den Dächern angepflanzt werden, aufzuschießen, (d. h. Blütenzweige zu treiben) beginnen, so müsse bald eines seiner Inwohner sterben. Auch wenn gewisse Topfpflanzen, z. B. das sg. Pfeffergeranium, abzustehen beginnen, so gilt dies als ein sicheres Zeichen, dass bald jemand aus dem Hause sterben muss. Wenn das mittlere Gräbchen an der Innenfläche der rechten Hand den Handrand erreicht hat, so herrscht dieselbe Meinung. Wenn die Uhr plötzlich stehen bleibt; wenn der Hund heult und sich nicht mehr dem Kranken nähern will, wenn die Grillen zirpen (namentlich das sg. Heimchen, hier „Hawärmauchli" genannt), wenn beim Kochen die Häfen „singen", wenn alle aus der Kirche, ja sogar die Schulkinder, miteinander heimgehen, also beiderlei Geschlechter eine geschlossene Herde bilden, dagegen aber von einer Leiche „verzoddärt" d. h. zerstreut, weit getrennt von einander marschiren, wenn das ewige Licht in der Kirche hell leuchtet oder flimmert, wenn es Wandlung läutet und dabei die Uhr schlägt, wenn ein Grab über Mittwoch oder Freitag offen steht, wenn im Hause jemand stirbt und dessen Leiche nicht sofort erstarrt, so sind dies lauter Vorzeichen, dass bald wieder jemand sterben muss. Liegt eine Leiche im Hause, so werden die Bienen gerückt mit der Ansprache: „Hus furt wie vorhär!" (Hause fort wie bisher!), es muss der Essig gerückt werden mit der gleichen Bemerkung, sonst gehen Bienen und Essig zugrunde. Während der ganzen Nacht muss bei einer Leiche, gleichviel ob ein Kind oder ein Erwachsenes, gewacht werden. Von 11—12 Uhr werden dann 3 Rosenkränze gebetet, worauf dann die Wachenden einen Imbiss, Speck oder Käse mit Most oder Branntwein erhalten. Nach Mitternacht wird dann nicht

mehr gebetet, sondern geplaudert über alltäglich Vorkommendes. Im hiesigen Tale wachen beiderlei Geschlechter, meistens das Gesinde und die jüngeren Leute aus der Nachbarschaft, dagegen in Oberspitzenbach, welches zur gleichen Gemeinde gehört, nur Personen männlichen Geschlechtes. Beinahe vollständig angekleidet wird die Leiche in den Sarg gelegt, männlichen Personen wird eine schwarze Zipfelkappe aufgesetzt, weiblichen ihre Sonntagskappe, und Wöchnerinnen werden, wie oben schon bemerkt, Schuhe angezogen, alle übrigen Leichen erhalten bloß Strümpfe angezogen. Nur jugendliche Leichen werden weiß gekleidet und mit Kränzen geziert in den Sarg gelegt. Vielfach erhält auch die Leiche ein sg. Sterbekissen, angefüllt mit Sägemehl; häufig ersetzen aber auch bloß Hobelspäne dessen Stelle. Wenn der Leichenschauer die Leiche in den Sarg legt, so räuchert er den Sarg ein, indem er geweihte Palmen anzündet, oder wenn solche mangeln, auch oft Weihrauch, oder dürre Äpfelschnitze. Während dieser Zeremonie werden dann von den Umstehenden 5 Vaterunser und der Glaube gebetet. Auf einem Wagen oder Schlitten werden die Leichen bis zum Eingang auf den Kirchhof befördert, nur die in der Nähe Gestorbenen werden getragen, worauf dann der Geistliche in Begleitung des Messmers, der Ministranten und des Sängerchores aus der Kirche kommt und die Leiche einsegnet. Alles übrige geschieht dann nach Vorschrift des Rituale. Nachdem der Geistliche seines Amtes gewaltet, begibt er sich in die Kirche, wo dann sogleich die Totenmesse gefeiert wird. Nachmittagsbeerdigungen von Erwachsenen kommen hier nicht vor. Bevor der Sarg mit Erde zugedeckt wird, eilt alles, Jung und Alt, um eine Hand voll Erde in das Grab zu werfen oder aus dem daneben stehenden Weihwasserkessel einige Tropfen mit dem darin befindlichen Wedel auf den Sarg zu spritzen. Nach der Messe begeben sich dann die Verwanten zum aufgeworfenen Grabeshügel, um zu beten, dann zu einem gemeinsamen Mahl in das Wirtshaus oder nach Hause zu einem solchen. Die Einladung zur Beerdigung findet meist durch eine ärmere, befreundete Weibsperson statt, die hierfür aus den betreffenden Häusern Brot, Speck, Anken (Butter), Eier oder Geld erhält. Die Trauertracht ist von der üblichen nur durch die schwarze Farbe zu unterscheiden. Für verstorbene Eltern

wird die Trauer auf ein Jahr ausgedehnt, für Geschwister $^1/_2$ Jahr. Ebenso trauert auch die Witwe um ihren verstorbenen Mann ein Jahr. Für kleinere Kinder wird gewöhnlich nur $^1/_4$ Jahr getrauert. Mittel gegen die Totenwiederkehr gibt es hier nicht.

ag. Haus- und Hofsegen.

Vor dem Aufrichten eines neuen Hauses begeben sich die Hausangehörigen und Handwerksleute zur Kirche und wohnen der Messe an. Nachher geht es an die Arbeit, wobei alles im Tale behilflich ist; die Männer tragen Balken her und helfen sie emporheben. Die Weibsleute bilden lange Reihen, um die Ziegel herzuschaffen; Knaben und ledige Burschen sitzen auf den Leitern bis zum Dache und heben sie empor. Sitzen sämtliche Ziegel an ihrer Stelle, so wird von einem Zimmermann der sg. „Spruch“ gesagt, worin der Segen für den Besitzer erfleht wird. Während des Spruches wird von Zeit zu Zeit ein Schluck Wein getrunken und zum Schlusse das leere Glas herabgeworfen mit der ironischen Schlussbemerkung: „Wenn das Glas zerbricht, so sind hier keine Jungfern nicht.“ Nach Beendigung der Arbeit findet ein gemeinschaftlicher Imbiss im neuen Hause statt, wobei häufig auch getanzt wird. Bevor die neuen Räume bezogen werden, wird das Haus vom Ortsgeistlichen eingeweiht.

Außer den gewöhnlichen Willkommbegrüßungsformeln, wie „guätä Dag!“ „guätä Morgä!“ „guätän Owä!“ gibt es hier keine; dagegen außer den gewöhnlichen Abschiedsbegrüßungsformeln wie: „Adjeh! bheäti Gott! läbä wol!“ hört man noch am Samstag Abend: „Haltän au ä guätä Sunntig!“ am Tag vor einem Feiertag: „Haltän au ä guätä Firti!“ (Feiertag,) ferner noch: „Schlofä wol! Schlofä gsund!“ das andere erwidert dann: „Wänns Gotteswill isch und Ihr au!“ Reisesegen kommt nicht vor. Dagegen giebt man dem Scheidenden gern ein Stück „Agathbrot“ mit. Es ist nämlich hier Sitte, dass am Agathatag die Leute Brot, ganze und halbe Laibe, zur Kirche tragen, welches dann vom Geistlichen geweiht wird. Falls man kein geweihtes gerade hat, gibt man dem Scheidenden auch ungeweihtes. Es soll dies Brod hauptsächlich ein Mittel gegen das „Uhgoh“ (Heimweh) sein. Wenn einem zuerst ein Weibsbild begegnet, so bedeutet das Unglück; dies namentlich am Neujahrstagmorgen. Auch wenn ein Hase quer über den Weg läuft, eine Elster über denselben fliegt, wird dies sehr unangenehm

empfunden. Kommt jemand am Morgen eine Kreuzspinne in den Weg, so soll dies ebenfalls Unglück vorbedeuten. Daher: „Spinne am Morgen bringt Sorgen! Spinne am Abend bringt Glück“! Ein Lieblingsheiliger des Hauses ist hier wohl der hl. Joseph; indem fast in jedem Hause dieser Name zu finden ist, meist aber in Verbindung mit „Franz“ als „Franzsepp“, ebenso der hl. Vitus (Kirchenpatron), dessen Name wohl in keinem Haus fehlt. Die häufigsten Flüche hier sind: „Du Satan! bigott! Dunderwäddär! du Kaib! du Siäch! Gott schtroof mi!“

ah. Rechtsbräuche.

Das Dingen der Dienstboten geschieht schon im Sommer, gewöhnlich von August an. Der Knecht erhält beim Dingen gewöhnlich 5 Mark Haft, die Magd 3 Mark. Kündigt der Knecht oder die Magd wieder, bevor sie noch den Dienst angetreten, so muss vielfach der doppelte Haft zurückerstattet werden. Gewöhnlich erhält hier der Knecht zu seinem Lohn, der oft bis gegen 300 Mark betragen kann, und den Kleidern (2 Paar Zwilch-Hosen, 2 Hemden, 1 Paar Schuhe oder Stiefel, 1 Paar Sohlen und Werktagsjoppe, ebenfalls aus Zwilch) noch das Recht ein Schaf mit auf die Waide treiben zu dürfen. Der Lohn der Magd beträgt gegen 200 Mark. Sie erhält außerdem noch einen Sonntags- und Werktagsrock, 2 Hemden, 2 Paar Schuhe und 1 Paar Sohlen und das übrige je nach Uebereinkunft. Ein schriftlicher Vertrag wird gewöhnlich nicht gemacht. Der Dienstwechsel findet gewöhnlich an Weihnachten statt, hie und da auch auf Neujahr.

Bruder-, Genossen-, Nachbarschaftsordnungen sind hier nicht bekannt. Es ist zwar jeder hiesige Bürger bestrebt, ein freundschaftlich-nachbarlich Verhältnis zu unterhalten, indem hier einer auf den andern angewiesen ist. Der nächste Nachbar zum Hofbauer ist gewöhnlich hier ein Tagelöhner, der noch auf dessen Gute (oft Berghaus) oder Speicher wohnt. Letzterer bezahlt entweder gar keinen oder nur ganz geringen Miet- und Pachtzins, ist aber dafür verpflichtet, dem Hofbauer in der Bewirtung seines Hofgutes behilflich zu sein, namentlich gilt dies in den Heuet- und Erntetagen, sowie im Herbst beim Kartoffelausgraben, und im Winter hilft er ihm dreschen. Dass auf diese Weise ein freundschaftlich-nachbarlich Verhältnis für beide Teile von großem Nutzen, ist eigentlich

selbstverständlich. Der Tagelöhner erhält unentgeltlich ein Stück Feld, auf dem er „Härdepfel“ (Kartoffeln) anpflanzen kann, somit auch ein Schwein zu mästen imstande ist. Schweine, Ziegen und Schafe treibt er mit des Bauern Herde auf die Weide. Die ganze Herde wird dann oft von einem Knaben oder Mädchen des Tagelöhners allein oder in Gesellschaft mit den Kindern des Hofbauern gehütet. Auch kann er ungestraft Futter und Holz in dessen Wald sich holen. Doch ist dieses schöne harmonische Zusammenwirken durch das Aufblühen der Fabriken in der Umgegend (Gutach und Kollnau) zum Nachteile des Hofbauers in neuester Zeit sehr geschädigt worden. Eine Brunnenordnung gibt es hier auch keine, da jeder meistens auf seinem eigenen Gute seinen eigenen Brunnen besitzt. Der Bach ist Eigentum der ganzen Gemeinde, weshalb letztere auch die Fischerei verpachtet. Jeder Hofbesitzer hat das Recht, das Wasser des Baches je nach Bedarf zum Wiesenwässern oder Mühlentreiben und Sägen usw. auszunützen. Die Talstraße bis ins Dorf (Vizinalstraße) wird vom Kreisverbande unterhalten, die Hofbesitzer haben jedoch das Straßenmaterial zu liefern und wird die von jedem Einzelnen zu liefernde Menge nach dem Steuerkapital berechnet. Die übrigen Wege durch die kleineren Seitentälchen zu den Höhen werden im Frondwege hergestellt. Der von den Grundbesitzern nach Maßgabe des Steuerkapitals besoldete Flurschütz hat Feld und Wald der ganzen Gemarkung zu überwachen. Die zwei FF, die derselbe auf seinem Beile führt, werden vom Volke hier scherzweise als „furt isch furt“ gedeutet. In der Tat hat kaum irgendwo die ärmere Volksklasse so viele Rechte eingeräumt als hier. Alles dürre Reisholz, sowie alle vom Winde abgerissene Äste und die abgestandenen Bäumchen kann man sich holen, ohne sich der Gefahr auszusetzen, dafür zur Strafe gezogen zu werden. Schafherden können den ganzen Winter, wenn kein Schnee fällt, die Frucht- und Kleeacker abweiden, Ziegen naschen im jüngern Gebüsche und steigen über die Gartenmauer, ohne dass der Eigentümer desselben den Besitzer oder die Besitzerin der Schafe und Ziegen zur Verantwortung zieht, die Schweine laufen frei im Tale umher oder suchen sich in den Wäldern Eicheln und Bucheln; auch die Gänse setzen ihre Wanderungen bis zu den Berggipfeln fort, wobei es nicht selten

vorkommt, dass manche eine Beute des Fuchses (der hier nicht selten ist) oder eines Raubvogels wird. Auch jüngere Schweine, die sich in den Wald verliefen, wurden schon von Füchsen zerrissen. Diese „freizügige“ Zeit dauert von Kirchweih (Ende Oktober) bis in den April; von da an werden sie dann zur Weide gebracht und vom Hirten gehütet. Auch grünes Laub samt den Zweigen, als Ziegenfutter, darf sich der ärmere Mann im Sommer im Walde holen. Ein Gemeindewald besteht hier nicht; jeder „bessere“ Bauer hat ein oft beträchtliches Stück Waldgut bei seinem Hofe liegen.

Im Spiele betrügen, Obst zu stehlen, einem einen Hammerstrumpf (Schinken) und dgl. auszuführen, oder Schabernak anzutun, die Gebote der Sittlichkeit zu übertreten, werden leider vielfach noch von manchen Bewohnern des Elztales als harmlose Dinge betrachtet; auch aus einem Meineide scheinen sich manche nicht viel zu machen, wenn nur dem „guten Freunde“ hierdurch ein Dienst erwiesen wird. Kinder mit in die erste Ehe zu bringen, hält man auch nicht immer für eine Schande; sie werden dann kurzweg die „Vorgängigen“ genannt. Keusch abgeschlossene Ehen sind leider auch hier längst zur Seltenheit geworden; auch erheiratet mancher dem andern seine erzeugten Kinder ohne Bedenken. Sollte jemand neugierig nach dem Grunde dieser Zustände forschen, so bekommt er gewöhnlich zur Antwort: „Es ist von jeher so gewesen!“ oder Volkssprache: „Sisch so där Bruch!“

b. Tiere, besonders Haustiere.

ba. Rosse.

Folgende Pferdekrankheiten kommen hier am häufigsten vor:

a. „Ritzig sein“ (wahrscheinlich für „Rotz“), eine Kehlkrankheit; sie äußert sich durch größere Schleimabsonderungen aus Hals, Maul und Nase. Das Tier frisst dabei wenig oder gar nicht. Die Krankheit wird hier geheilt durch Aufwärmen mit Säcklein, in denen sich Kornkleie befindet. Die Säcklein werden zu beiden Seiten des Kopfes (den Wangen) warm aufgelegt und diese außerdem noch mit warmen Tüchern umlegt, sowie der ganze Kopf.

b. Der „Strängel“ ist auch eine Kopfkrankheit; er äußert sich hauptsächlich in Husten und Auswerfen großer Stücke aus der Nase. Er wird mit „Rosspulver“, das man in der Apotheke holt, geheilt.

c. Das „Grimmen“ äußert sich in Verstopfung und hieraus folgender Aufblähung. Das Pferd legt sich beim Zuge gewöhnlich nieder. Es wird dann in ziemlich raschem Trabe hin- und hergeführt, auch oft mit trockenem Stroh gerieben; oder man schüttet ihm Leinöl oder Wermutthee ein. Manchmal wird dem Pferd auch eine heiße Kohlenpfanne mit glühenden Kohlen, auf welche man Kümmelsamen gestreut hat, untergehalten und unter dem Leibe so lange hin- und herbewegt, bis das Pferd zum Schwitzen kommt. Oft wird auch dem von dieser Krankheit heimgesuchten Pferde guter alter Wein eingeschüttet.

bb. Rinder.

1. Der „Flug“ entsteht durch Erkältung, z. B. durch zu kalte Wassertränke; er äußert sich ebenfalls wie das „Grimmen“ bei den Pferden durch Verstopfung und nachfolgende Aufblähung und wird auch auf gleiche Weise geheilt.

2. Der sg. „Hirnkater“ (wahrscheinlich von Hirnkatarrh) ist ein Kopfweh; wässerige Flüssigkeiten brechen hierbei aus den Augen, der Nase und dem Maul. Er wird dadurch geheilt, dass dem Tiere feuchte, kalte Tücher über den Kopf, namentlich aber über die Augen gelegt werden.

3. Das sg. „Rote“ (rotes Urinwasser) sollen die Kühe erhalten durch Fressen der sg. „Ramsenblüten“ (Besenginster, Spartium scoparium L.) von welchem die Bergabhänge und Weidefelder oft ganz überdeckt sind. Durch Einschütten guten Weines und Aufwärmen wird dasselbe meistens bald geheilt, oft auch durch einen Trank aus abgekochter Eichenrinde.

4. Gegen das „Aufblähen“, welches hauptsächlich durch den Genuss von jungem Klee, und besonders von solchem, der durch Reif gelitten, hervorgerufen werden soll, dient als besonders wirksames Mittel das sehr starke Reiben des Bauches mit einem Strohbande; auch wird hierbei den Tieren ein Strohband ins Maul gestopft; auch Oel, besonders Lewatöl wird den kranken Tieren eingeschüttet. In gefährlichen Fällen wird den Tieren mit einer Schere bei den Rippen, (jedoch ziemlich hoch) in die Haut geschnitten.

Wenn Kühe nicht wollen trächtig bleiben, so wird ihnen durch den Schmid am Halse Ader gelassen.

6. Wollen die Kühe nicht recht „mäiwen“, „tauen,“ (wiederkäuen), dann gibt man ihnen hier Wermut- und Pfefferminzthee; in Eschbach bei Staufen wird ihnen Nusslaubbrühe, von der großen welschen Nuss gekocht, in die man Seife geschnitten, eingeschüttet.

bc. Schweine.

1. Die sg. „Fähsen“ sollen die Schweine erhalten durch Erhitzen, wenn sie vom Stalle weg umhergejagt werden. Es äußert sich diese Krankheit durch haselnussgroße, harte Geschwüre auf beiden Seiten des Unterkiefers, welche die Schweine am Fressen hindern. Dem Schwein wird nun ein Stück Holz quer ins Maul gelegt. (Es müssen selbstverständlich zu diesem Geschäft 2 starke Männer genommen werden.) Mit einer Nadel und starkem Faden wird durch die Geschwüre gestochen, sie werden aufgerissen und nachher mit einem Messer weggeschnitten. Die geschnittenen Stellen werden dann stark mit einer Mischung von Nuss und Salz ausgerieben. Manchmal werden noch Schnitte in die Ohren und den Schwanz gemacht.

2. Den „Rotlauf“ suchen hier manche Leute durch Umwerfen von nassen Tüchern mit feuchtem Lehm zu heilen. Auch werden an Rotlauf erkrankte Schweine oft mit gekochter Milch, Essig und einem in der Apotheke geholten Pulver eingerieben. In Reborten (z. B. Eschbach bei Staufen) werden sie mit Trauben, wenn nämlich solche gerade zu haben sind, gefüttert.

3. Wenn sie „bärhämig“ sind, was eine Art Rheumatismus zu sein scheint, so werden die betroffenen Stellen (namentlich Kreuz und hintere Füße) mit Menschenurin eingebürstet.

4. Gegen das „Umläufigsein“, welches sich dadurch äußert, dass sich die betroffenen Tiere (auch Schafe werden oft davon befallen) immer im Kreise bewegen, weiß man hier kein Mittel.

5. Gegen das Milchfieber der weiblichen Schweine, das hier sehr häufig vorkommt, wird ebenfalls gekochte Milch verwendet, indem die Zitzen mit derselben eingerieben werden.

6. Um das Beißen der säugenden Schweine zu verhindern, werden denselben mit einem eigens hierzu gefertigten Zängelchen die Zähne abgeklemmt.

bd. Ziegen, Schafe, Gänse.

Das Aufblähen derselben wird wie bei den Rindern behandelt.

Bei großer Kälte und wenn lange nicht aus dem Stall gekommen, erhalten die Ziegen oft dicke Köpfe, sg. „Pfusköpfe“, wobei sie gewöhnlich zugrunde gehen; ein Mittel dagegen hat man hier nicht. Ganz die gleiche Krankheit bekommen auch die Schafe, besonders die fetten. Das Fett verwandle sich in Wasser, sagt man hier.

Wenn man die Gänse zur Zeit der Kirschenreife rupft, so fressen sie nicht mehr, gehen auch nicht mehr in das Wasser und sollen ganz austrocknen, weshalb die Krankheit auch der „Dorrer“ genannt wird. Die herabgefallenen Kirschen, welche von den Gänsen mit Vorliebe verzehrt werden, sollen Ursache sein, weshalb dann die Gänse in dieser Zeit eingesperrt und mit Hafer gefüttert werden.

Die Schweine werden im abnehmenden Monde geschlachtet, damit der Speck nicht von Ungeziefer heimgesucht werde.

Der Schutzpatron des Rindviehes, der Pferde und der Schweine ist der heilige Blasius, dem in dem benachbarten Kohlenbach (Zinken zu Kollnau) eine ziemlich geräumige Kapelle erbaut ist. Am Blasiustage eilt das Volk oder fährt zu Wagen aus dem ganzen Elztale dahin, sogar noch Leute von Schweighausen wallfahren nach Kohlenbach und bringen ihre Geschenke, bestehend in Schinken, Butter, Eier oder Geld dem Sigrist (Vorbeter in der Kapelle, gegenwärtig ein junger Bursche), der einen Teil für sich behalten darf; ein anderer Teil soll unter die Armen verteilt und der Rest zugunsten des Kirchleins verwendet werden.

e. *Äcker.*

Bei den Ackern und Säen herrschen hier keine besondere Gebräuche. Bei Regenwetter gehen hier die Leute nicht auf den Acker, um zu arbeiten, weil das Unkraut sonst auf denselben überhand nehme. Wenn das Fruchtschneiden begonnen wird, so spricht der Besitzer, der gewöhnlich dabei ist, „in Gottsnamä“ (in Gottes Namen), ebenso wenn er den ersten Garbenwagen einfährt. Sonst ist nichts im Gebrauche. In Eschbach bei Staufen dagegen wird, wenn gemäht wird, zum letzten Fruchtacker die Sichel mitgenommen, die 3 letzten Büschel werden dann stehen gelassen und in den 3 höchsten Namen abgeschnitten und dann ein Vaterunser gemeinsam und laut gebetet.

Für das Wogen des Kornes sagt man hier: Es „walät“ (a halb ä). Wenn der Garbenbinder auf die antragenden Schnitterinnen mit dem Seile in der Hand warten muss, so hat die betreffende einen „Wecken“ verpfändet. Heugeiß und Sichelhenke werden mit Bier und einem Schmauß gefeiert. Die Namen „Heugeiß“ und „Sichelhenke“ sind hier nicht gebräuchlich, auch Flegelhenke nicht, letztere findet jedoch in Branntwein und Speck ihre Verwirklichung. Am Tag vor Weihnachten, so lange es am Nachmittag 2 Uhr läutet, werden in Eschbach bei Staufen Strohseile um die Stämme der Obstbäume gebunden, um im nächsten Jahre ein reichliches Erträgnis zu ernten.

f. Bräuche an bestimmten Tagen.

Am Andreastag nehmen oft die Mädchen ihre Kleider unter das Kopfkissen, um von ihrem zukünftigen Manne zu träumen. An Weihnachten zwischen 11 und 12 tun sie hier „christofflen“, d. h. sie gießen heißes Blei in einen Kübel voll Wasser, um aus den sich bildenden Formen ihre künftige Lebensschicksale zu erfahren. Bilden sich Säbel und Gewehr, so erhalten sie in Bälde einen Soldaten, bilden sich Hämmer oder Axte, so erhalten sie einen Handwerker, oder bildet sich ein Sarg, so müssen sie ledig sterben.

An Weihnachten legt man oft zur selben Zeit in Zwiebelschalen ein bisschen Salz, schreibt die Monate des Jahres auf den Tisch und legt die Zwiebelschalen mit dem Salz je auf einen bezeichneten Monat. Am Morgen soll dann in einigen Schalen das Salz noch ganz trocken sein, in andern dagegen aufgelöst. Hieraus will man die trockenen und nassen Monate des Jahres erkennen.

Wenn man in der Christnacht von einem hölzernen Kreuze, das am Wege steht, einen Splitter abschneidet und denselben bei sich trägt, soll man Glück im Spiele haben.

Am Neujahrstage soll die erste Begegnung mit einem Frauenzimmer Unglück bringen, ebenso wenn ein solches zuerst in ein Haus eintritt, diesem Hause.

Am Blasiustage — einige der Bräuche sind oben bereits angegeben — wird zum hl. Blasius gebetet um Abwendung der Halsübel.

Am Agathatag wird hier in der Kirche vom Geistlichen Brot geweiht. Von diesem Brote erhalten nun sämtliche Haus-

bewohner, um gesegnet zu sein; auch den Tieren wird solches verabreicht, wie z. B. den Hennen; dann sind sie vor dem „Hennävogel“ (Finkenhabicht) sicher. Auch Protestanten aus dem benachbarten Freiamt lassen hier oft Salz und Brot weihen. (Ersteres geschieht am Dreikönigentage.) Das vom Geistlichen geweihte Brot soll nicht schimmeln, auch wenn es Jahre lang in einem Kasten aufbewahrt wird; auch das „Weihwasser“ soll vom Tage der Weihe an immer frisch bleiben.

Am 1. Mai erhalten geachtete Mädchen von ihrem Liebhaber einen sg. „Maibaum“, d. i. ein schön geziertes Tannenbäumchen. Die Leute haben darum folgenden Vers gebildet:

„s eind Johr ä Meiä hangä (Maien hängen)
s andr Johr a Wingälstangä (Windelstange).“

Ein verachtetes Mädchen erhält dagegen statt einem Maien einen sg. „Bandli“, (hier nicht „Bangli“) (ausgestopfter Strohmann gleich einer Vogelscheuche). Derselbe wird oft an solchen Orten angebracht, dass es dem Mädchen fast unmöglich ist, ihn herunter zu bringen. Ist dieses Ungetüm vorn am Hause angebracht, so gehört er der Tochter, ist er hinten, so gehört er der Magd. Statt der Maien erhalten die Mädchen in Eschbach bei Staufen (am Neujahrstage) Neujahrsbrezeln, die verachteten „Strohbrezeln“, (aus Stroh geflochtene Brezeln).

Die „Fasend“ (Fastnacht) geht hier, einigen Schabernak vielleicht abgerechnet, meist gänzlich geräuschlos vorüber.

Die „Lätarefasend“ (Sonntag Lätare) dagegen (14 Tage später) ist hier der Tag des Scheibenschlagens. Es wird an genanntem Tage auf einem geeigneten Hügel (Bühl) von den ledigen Burschen des Tales ein Feuer angezündet, wozu das Holz in den benachbarten Waldungen meist gestohlen wird; hier und da erhalten sie auch Erlaubnis, solches zu holen. Ein Scheibenstuhl, ähnlich einem Waschstuhle, wird hierzu verwendet. Die in der Mitte mit einem Loche versehene Scheibe steckt ein Bursche an einen Stock und lässt sie stark anbrennen, schlägt dann mit der flammenden Scheibe auf den Stuhl, so dass dieselbe vom Stocke los- und in einem großen feurigen Bogen den Berg hinabfliegt. Derjenige, der die Scheibe schlägt, spricht dazu ungefähr folgendes: „Schibī, Schibī, (das i beidermal am Ende stark betont) wem soll dän au diä Schibä si? Schibī Schibī! diä Schibä soll dr Sensä (Kreszensia) si.“ Oder: „Schibi, Schibō, diä Schibä soll dr

Sensä go." Mit Sehnsucht harren dann die in der Nähe sich aufhaltenden Mädchen bis ihr Name herüber schallt. Am Sonntag darauf begeben sich nun die ledigen Burschen in die Häuser, wo diejenigen Mädchen wohnen, denen „Schibä gschlagä" worden, um den Lohn, bestehend in Speck und Schnaps, zu empfangen.

Am St. Nikolaustage (Klaustag in der Mundart) oder schon ein paar Tage vorher erscheint in manchen Häusern, namentlich in solchen mit jüngeren Kindern, eine schwarz vermummte männliche Person, um störrigen Kindern „mores zu lehren", d. h. den Eigensinn auszutreiben und trägt zu diesem Zwecke eine Rute bei sich, auch müssen sie dann beten und erhalten zum Geschenke Nüsse, Dürrobst und dgl. Beim Eintritt in das Haus gibt er ein Zeichen mit einem Glöcklein.

Auch ist es Sitte, dass die Kinder von ihren Paten, Verwandten und Großeltern an diesem Tage mit sg. „Klausäwekä" u. a. beschenkt werden. Am Christ- und Neujahrstage sind hier solche Geschenke nicht gebräuchlich. Auch das Färben von Ostereiern, wie dies früher üblich war, scheint sich hier immer mehr und mehr zu verlieren.

Der Hammeltanz wird hier gewöhnlich mit dem Erntetanz verbunden. Die Paare tanzen auf freiem Platze im Kreise. In der Mitte wird eine Uhr aufgestellt. Kommt ein Paar zu einem bestimmten Zeichen, so übergibt es dem nachfolgenden das Fähnlein (oder auch ein anderes Zeichen, z. B. ein Sträußchen); diejenigen Paare nun, die im Besitze der nummerirten Fähnchen sind, haben beim Schlage der Uhr gewonnen. Oft vertritt auch ein kurzes Kerzenlicht, an dessen unterm Ende ein Faden mit einem Trinkglase angebunden ist, und das dann herabfällt, wenn das Licht genügend heruntergebrannt ist, die Stelle der Uhr.

Die Zweige der Birkenbäumchen, welche am Fronleichnamsfeste um die Altäre aufgepflanzt werden, dienen als Schutzmittel gegen das Einschlagen des Blitzes.

13. Sprachliches.

a. Zeiteinteilung.

Die Wochentage heißen hier: Mäntig, Zistig, Mittwoch, Dunschtig, Frittig, Samschtig, Suntig.

Die Festtage heißen: „Winnächtä“ oder „Winnädag“ (Weihnachten), oder auch abgek. „Winnädä“; Stephäsdag (Stephanustag), Dreikinnig (Dreikönigtag), Uffahrt (Himmelfahrtsfest). — Fasänd (Fastnacht), Kilwi (Kirchweihfest); färn (voriges Jahr), geschtertsobä (b. meist gleich w. Gestern Abend), hinnisch (heute Nacht), Friälig (Frühling), Summär (Sommer), Schbotjohr (Spätjahr), Windär (Winter), mornanni (morgen, d. h. den nächsten Tag), nächdä (gestern Nacht), znini (zu neun).

b. Naturerscheinungen.

Dundärwäddär (Donnerwetter), shed Stei gäh (es hat gehagelt), Wing (Wind), Summärsiddä, Windärsiddä (Sommerseite, Winterseite, bez. für den Ort, wohin die Sonne von Süden herscheint, oder wohin sie gar nicht scheint); Schdärnä (Sterne), Schdärnschiäßä od. Schdärnfahrä (für Sternschnuppen); Milichschdroß (Milchstraße); shed si kiählt (es hat geblitzt).

c. Farbenbezeichnungen.

Heidär (hell); fischdär (dunkel), sunnig (sonnig), driäb (trüb), sufär (rein), drägig (schmutzig).

d. Familie.

Großdätti (Großvater), Dätti (Vater), Doddo (Mutter), Großdoddo (Großmutter); (dieser Ausdrücke bedienen sich hier jedoch bloß die Kinder). — Schwärvaddär (Schwiegervater), Schdiäfvaddär (Stiefvater); Veddär (Vetter); Bäsli (Tante), Schwogär (Schwager); Schwägäri (Schwägerin); Brutt (Braut), gebräuchlicher ist: Hochziddär und Hochziddäri, Hostig (Hochzeit), Ehrägsell (Ehrengesell), Ehräjungfrau (Ehrenjungfrau); Däifi (Taufe) oder Kingsdäifi (Kindstaufe), Getti (Pate), Gotti (Patin), Gottiking (Patinkind), Gettiking (Patenkind); Wittmann und Wittfrau ist hier gebräuchlich.

e. Begrüßung.

Guätä Morgä (guten Morgen), guätä Dag, guata Owä, Adjeh, guät Nacht, oder häufiger: Schlofä wol! bheädi Gott! (Behüt dich Gott!) außerdem noch: Lewä wol! Lewä wol zMittag, oder haltän au ä guäta Mittag! Guätä Abbäditt! (guten Appeditt), beim Nießen: helfdr Gott! Zu meiner Frau sagte hier einstmals ein kleines Mädchen: „Helfdr Gott in Himmäl nuff, kumsch ab där Welt, hesch do kei Geld!“ Bei der Arbeit: Sin

nit sflissig! Machä ball Firowa! (Machet bald Feierabend!) Beim Trinken und Essen: Gseng Gott! (Segne es dir Gott), — Flüche und Verwünschungen: Du Luädär, Dass di där Deifel holdi! Gottsnamä isch au nit gschworä! Für eine geringwertige Sache: Sischs dodschlagä nit wert! Gott schdrof mi! Für Teufel oft: Sadan, där Gottbhiädis davor, där bes Pfännig.

f. Körperteile und Krankheiten.

Hirni (Kopf), Hoor (Hare), d Schupp (von Schopf), daher: i dschuppdi! (ich rupfe dich oder nehme dich beim Schopf!) Dazu auch: Hoorfozel (wenn die Haare ungeordnet herabhängen), oder auch: Hoorigel. Gsiächt (Gesicht), niedrig: Gfräß, Nas verächtlich oft Leschhörnel, Zinkä, Augä, oft auch: Guckilli, Mul, verächtlich: Goschä; Lippäl, Oberlippäl, Ungärlippäl, (Unterlippe), auch Leftskä, Zäh (Zähne), kindlich: Beißerlä, Zungä, (verächtl. Schlekär), Kini (Kinn), Kiefäl (Kiefer), Owär- un Ungärkifäl, Ohrä, Ohrläppli, Hals, verächtl. Kragä, Girgis (von Gurgel), Axlä (Achseln), oder Schuldära (Schultern); Bruscht, (Brust), Härz (Herz), oft Wilichhus, Arm oft Bengäl, Häng, (Hände) verächtl. oft Protzä, Dobä, Pfischt (Fäuste), Fingär, Fingärnegel, Schdrähl (große Fingernägel), Dumä (Daumen, Rukä (Rücken), oder Bukäl, Ruckrot (Rückgrat); Buch (Bauch) verächtl. Ranzä; auch Lib (Leib), Kuttlä (Gedärme), Läwerä (Leber), Milzi (Milz). Fidlä (Hintere); Gmäch (statt Becken). Bei (Beine), Fiäß (Füße) (auch verächtl. Dappä), Knochä, Wadä (Waden), Zeh oder fast Zieh (Zehe), Knodä (Knöchel), Fuäß (Fuß), Firfuäß (Vorderfuß), Ferschämä (Ferse). — Kranket (Krankheit), s Uszehrä (Schwindsucht), Fiäfär (Fieber), s Friärä, d Üwärröti (Schüttelfrost), d Rotschini oder s übält (für Entzündung), d Sucht (für Influenza), Buchweh (Magenweh), Schnuppä (Schnupfen), s Friäsäl (Scharlach), d Rotsucht (Masern), üwelherig (schwerhörig), s Laufä (Abweichen); Gälsucht (Gelbsucht); kripplig (gebrechlich) närrisch oder hingärfir (verrückt oder irrsinnig); dappig, Simpel, Esel, Gans, Kameel, Aff (für dummer Kerl) oder Druäli, Lappi, guätä Dscholi (gutmütiger Mensch); närrisch hier auch für aufgebracht, oder abäm Seil, oder bsessä, usäm Hisli, winsch; kichig oder engbrischdig für schweratmig; schaffig oder husig für fleißig und häuslich, sch lampig oderful für faul; Glunkär (Faullenzer), voll, bsoffä für betrunken, dann noch: Rusch, Aff, Stips, Stich, Bäglä, Kanzlä, Fahnä, Sawäkäl, uff d Siddä gladä, Oel am Huät, ins Hirni

gregnet; loddrig, schlurpig für gleichgiltig; frindli für freundlich; er (es) hat langi Fingär für Stehlen; oder auch: s isch nit sufär, härb (geizig); trägig oder sonnisch für unreinlich, oder Zubb, Zubbäl [Zuppe=Hündin], pfiffig für gescheit, oder noch: durchdriwä; Fänis (Strolch), Zwalch (grober Kerl); schneikig (dem nie etwas recht ist); wäfärä für jammern und sich dabei bewegen; Pfumpf davon pfumpfig, eine dicke Person; niäsä (nießen), auch pfuäftsgä; huäschdä (husten), schnupfä (die Schnupfer heißen hier Duwäklär); drängsä (röcheln); — Dumä Zeigefingär, middlär Fingär, Ringfingär, kl. Fingär. — „Des isch där Dumä, där schiddält Pflumä; där liests uff, där dreits heim, där klei Schbitzbuä isst alli allei dheim;" oder: „Där isch in Bach gfallä, un där het ä ruszogä, un där hett ä heimdräit, un där hett n'ins Bett gläit, un där Klei hets Vaddär un Muädär gsäit." Oder: „Des isch där groß, där frisst gern Brot, där säit wu neh? där säit ins Herrä Gartä, der sait: Jo dä kansch lang wartä!"

g. Nahrung und Kleidungsstücke.

Hammerstrumpf od. Schunkä (Schinken), Schifili (Schulterblättchen); Krummbei (Krummbein) auch blindär Hammerstrumpf; Rippli (Rippen), s Ghäng (Eingeweide), Suressä, Studlä, Knöpfli, Babbä (Brei), Kiächli, Schdriwli (ein Gebäck), Schlämpli (die 4 eckigen dünnen Küchlein); Pfusili (dicke Küchlein); Dummis oder Kratzädä (zerissene Pfannenkuchen), Pfluttä, Wasserschniddä. Surkrut, Prägili, Herdäpfäl (Kartoffeln), Herdäpfelschnitz, Ochsämulsalat, Brodis (Braten), Schwinis, Speck, Bibiliskäs (mit Rahm oder Milch oder Wasser angemachter Käs); (Bibiliskäs un Ankä (Butter) dra, han i bi dä Burä gha!) — Bocksekäl (schlechter Schnaps) Griäsäschnaps oder Griäsäwasser (Kirschenbranntwein).

Pedär, Schobä (kurzes Jäckchen, nicht anschließend); Firduäch oder Schurz (Schürze), Kuttä (Rock), Wärtikuttä, Suntikuttä, Wulli Hämm (heißt hier ein grüner wollener Unterrock), Halsmändili, Vorhäm (Vorhemdchen), Dofflä (Pantoffel) d. h. solche von Stiefeln abgehauen, Schlappä (Pantoffeln), Schtrauschuäh, Kappä, Hiädli, Halsduäch, Hosä, Stucherli oder Stößli, (Handschuhe ohne Finger), Händschi (Handschuhe) Schlupfär (Muff) — Lilachä (Leintuch), Ziächä (Bettanzug), Pfulkä (Kissen), Schtrausack (Strohsack).

h. Ackerbau.

Z'ackerfahrä (pflügen), blochärä (mit der Walze (Bloch) befahren), säiä (säen), hackä, Riddi brochä (Reute brechen), schorbä (Rasen umlegen), wasäbrennä rasenbrennen, Lösch schbreitä (Lösch, d. i. der verbrannte Rasen, spreiten, auseinanderwerfen), dann folgt: säiä (säen), dann ischdichlä (einsticheln, die Saat in den Boden bringen), dies geschieht mit dem Schdichälpfluäg (Stichelpflug); Härdepfälsetzä, -hackä, -hiflä (häufeln), -usmachä; fimlä (Fimel, d. i. den männlichen Hanf, herausreißen), Maschdel, (d. i. der weibliche) bleibt dann noch bis zur völligen Reife stehen. hanfliächä (den Maschdel herausreißen), Schbreidä (ihn z. B. auf einer Wiese auseinander legen zum) Retzä (d. i. unterm Einfluss der Witterung wird die Rinde entfernt, d. h. sie verfault und der Bast bloß gelegt), uffbringä (ihn wieder aufbinden, wenn er „geretzt" ist), darrä (dürrmachen), brächä und knitschä (mit Hilfe der „Knitsche" und „Bräche" den Bast von den „Storzen" (Brechzeug) entfernen), („reindlä" heißt den Bast mit den Händen herabziehen), griewä (gerieben), ghächlet (gehechelt), gschpunnä (gesponnen), „gäbucht" (dass das Garn weich und zart wird), gebleichet — Maddä rumä (Wiesen reinigen), Wäsämä wegfihrä (Rasen wegführen), Maddä datschä (mit einem eigens hierzu gefertigten Instrument eben schlagen), mäihä (mähen), Schorä brächä (die Schwaden auseinander werfen), wängä (wenden), gschörlät (Mit dem Rechen wieder zu Schwaden zusammengerächt) — schnidä, fuadärä, tränkä, schdräiwä (streuen), heiliächä (das Heu aus dem Stock ziehen mit dem „Heiliechär" (ein Instrument mit einem spitzigen, eisernen Widerhaken), Kripfä usbutzä, die Raufä (worunter die Kühe fressen), mälichä (melken), sihä (seihen), abhewä (den Rahm von der Milch nehmen), rumplä (Butter machen), ballä (zu einem Ballen vereinigen), usloh (auslassen, d. h. die Butter in Anken verwandeln). — (Hier wird jedoch statt Butter Anken und statt Anken — der ausgelassenen Butter — „Ankäbuddär" gesagt —) Troddä oder moschdä, riwä oder malä (die Äpfel mittelst eines schweren Steines zermalmen), drukä im Droddibett (pressen), Schditzä (ein Mostgefäß aus Holz, nach oben enger 15 l enthaltend) — Schrinär, Zimmermann, Dachdecker (der die Dächer mit Stroh deckt), Korwer (Korbmacher), Wäbär, Schuähmachär, Schnidär (Schneider), Murär (Maurer), Krummholz (statt

Wagner), Schmidd, Wird, Kremär (Kaufmann), Schinglämachär (Schindlemacher), Bäsäbingär (Besenbinder). – Statt Schneider hört man oft scherzweise „Geisböck, Mäggis, Geisädeckäl“ — (Korb), Zainä Liräkorb (Armkorb), Fadäzainli (Nähkörbchen), — Fässli (kl. Fass), Lochälä (hölzernes Trinkgefäß), — Sägätza (Sense zum Grasmähen), Hauä (Hacke), Kasch (Karst), Ax, Beil, Sässli, Mischdgablä, Mischddatschär, Schuflä (Schaufel), Stockhau — Zubär, (Wasserkübel), Soukibäl (kl. Kübel), Wäschschißlä, Kunsthäfä (Kochhäfen), Melichkibäl, Milichsiähä (Milchsieb), Kettämä (Kette), Lotisä, Wingä, Besäm (Besen). — Wagä (Wagen), Leidärwaga, Mischdwaga, Graswagä, Bennärwägili (Bernerwägelchen), Schleipfwagä (mit welchem das Langholz geschleift wird), Pfluägswägili, Pritschäwagä. —

Teile des Leiterwagens: Leidära mit Schwingän (die Querhölzer) und Leidärbäim (Leiterbäume); Leidärschidd (das Holz, das die Leitern hinten und vornen zusammenhält), Steckleisä oder anstatt der „Steckleisä“ Stihrleisä (gebogene Hölzer, von den Rädern senkrecht aufstehend, den Leitern einen festen Halt gebend), Redär (Räder), Landwied (welche den ganzen Wagen zusammenhält), Axä, Hingär und Vordärax, Reif, Felgä, Schbeichä, Nabä mit Nulm, Legisä, Bux und Bang (Band), Dissäla mit Ring und Baggä, Micki mit Bengäl un Kettämä, Kimmig (in welche die Deichsel eingreift), das Renkscheid auf dem die Landwied „renkt“ (sich bewegt), Krättl wird an der Landwied mit einer „Briächkettäme“ festgemacht, Hund heißt ein großer, dicker Bengel an der Landwied am Hinterwagen mit gabelförmigen, spitzigen Eisen, die sich, sobald der Wägen beim Bergauffahren hält, im Boden festgreifen, dass er nicht weiter rückwärts sich bewegen kann), Wiesbau (mittelst welchem der geladene Wagen gespannt wird), Wingä, 2 Wurfsäilär (Seile, eines hinten und eines vornen), Winghalzä (Windhölzer) zum Festwinden und Festhalten.

Teile des Pfluges: Gablä, das Haupt (an welchem „das „Riästär“ und eine eiserne Gabel befestigt ist), das „Wägisä“ (Pflugschar), „Krendäl“ mit dem „Säch“ und „Schifili“.

i. Tiere.

Sugsau (Saugschwein), Schpringär oder Leifär (Läufer), Bibili (junges Hühnchen), Bulli (kleines Kätzchen), Gullär (Hahn)

oder auch Giggälär, der Schof (Schâf), — Hängscht, Stuädä, Morä (Mutterschwein), Muni oder Hagä, Schdiähr (der verschnittene), Rolli (männliche Katze), die weibliche heißt „Ketzleri“, Ebär (Eber), Heitz (der verschnittene), Nunn (das verschnittene weibliche Schwein) — Schofbock, Hammäl (das verschnittene männliche Schaf), Muädärschof (das weibliche), — Gangs (Gans), Hänkär (männliche), Legäri (weibliche) Endärätschär (männliche Ente), Legäri (weibliche), Hund (früher auch Hung), Kulhasä, Sidähasä, Bock (männlicher Seidenhase), Haddlä (weiblicher Seidenhase), Bock (männliche Ziege), Geiß (weibliche) — Hennävogel (Habicht), Kraih (Krähe; es ist zwar hier der Rabe mit gemeint), Ihlä (Eule), Duwä (Taube), Kuddär (männliche Taube), Diwi (weibliche), Rotschwänzli, Schdohrä (Star); Summärvegäl (Schmetterlinge), Deifelsnodlä (den Wasserjungfern oder Libellen), Heckgaiß (Eidechse), Freschä (Frosch, der grüne), Krutsegäl (der braune Frosch), Bodädätsche (Kröte), Heihoppär (Heuschrecke), Umbeisä (Ameise), Eichkitzär (Eichhörnchen), Wisälä (Wiesel), Schärmus (Maulwurf), Hawärmauchili (Grille), auch Heimchen. — Lockrufe: Heiz komm! (dem Schwein), bibb, bibb! (dem Huhn), Mor se! (dem Mutterschwein), Discher[1]) löh, löh! bulli, bulli! (der Katze), da, da, da! (dem Hund). — Hundenamen: die gewöhnlichen. — Namen für Kühe: Fleck, Bliämi, Schdrom, Schdrisi, Blanki, Schimmel, Falk, Schderni. — Namen der Ziege: Gizäh. — Mäckärlä (meckern), plahrä (brüllen), schnaddärä (schnattern), bollä (bellen) — Hirtenrufe:

Gitzä, gitzä heera,
Am Sunndig isch dr Pfingschtdag,
Wemmär där Bur kei Pfingstgeld git,
Schlagi dä Geißä d Bein a! — Oder:

Wehrä, wehrä Schadä, 's Vieh isch im Habär (oder: in dä Maddä), 'S isch ä fulä Hird däbi (dabei), Där mag au gar nit wehrä; Ward nur bis där Bur kummt, Där wurd (wird) di lehrä wehrä. Er nimmd di amä langä Bei Un wirft di annä Sunnärai (Sonnenrain), Vum Sunnäräi ins Ofäloch, Wenn nit brennsch, so brotisch doch.“ — Fische, Fischfang; Waddä (Garn an zwei Stangen zum Fangen), Wahrlauf, (auf Reifen aufgespanntes Garn, über Nacht in den Bach gelegt).

---

[1]) Discher heißt hier manchmal das Schaf.

k. Pflanzen.

Weisä, Korn, Hawär, Gärstä, Wiggä, Bohnä (a halb u.), Lewat (Reps), Welschkorn, geli Ruäwä, wissi Ruäwä, Härdepfel, schwarz Krut, Mangäla (Mangold), Rahnä, Gukummerä (Gurken), Ziwelä, Knobelä, Schmiddlä (Schnittlauch), Andivi (Endivie), Dickruäwä — Wermät (Wermut), Räddi (Rettich), Käslikrut (Käsmalve), Salwäi (Salbei), Ruddä (Raute), Dousedguldäkrut (Tausendguldenkraut), Schbitzäfädrich (spitzer Wegerich, Fehsi (Sadebaum), Ehräpris (Ehrenpreis), Bolaiä (Poleiminze), Ramsä (Besenginster oder Pfrieme), Rekoldär (Wachholder), Rosskimmig (Bärenklau), Makimmig (Kümmel), Bienilikrut (Wasserminze, so genannt, weil die Bienenstöcke damit eingerieben werden; der starke Geruch soll die Bienen herlocken), Riädakär (Zweizahn), Rinkheiser (Heidekraut), Eberschwurzel (Eberwurz, wird als Mittel gegen das Husten der Schweine verwendet), Herrgottschiähli (Herrgottsschuhe, der Schotenklee), Dischgälä (Distel), Nesslä (Brennessel), Binzgä (Binsen), Bachbundä (Bachbunge, Veronica beccabunga L.), Sunnäwirbili, (Valerianella olitoria L.), Brunnkressi (Brunnenkresse), Fahrn (Farnkraut), Muädär Gottishor (Asplenium Trichomanes), Hiäfä (Rosa canina L.), Heibeer (letztes e halb ä), (Heidelbeere), Himmbeer, Brummbeer (Brombeere), Klättä (Klette), Bärädobä (Bärenklau, Heracleum sphond.), Erber (Erdbeere). — Dannä (Tanne), Fohrä (Föhre), Lärchädannä (Lärche Pinus larix), Buächä (Buche, Fagus silvatica L. Die Samen heißen Biächälä), Hagäbuächä (Hainbuche, Carpinus betulus L.), Eichä, Birgä, Erlä, Eschä, Pappälä, Griesbaum (Kirschbaum), Biräbaum, Epfelbaum, Pfirschigbaum, Hasänuss (Haselnussbaum), Reschtlezä (Rosskastanie), Pflumbaum, Zwätschgäbaum, Zibatä (eine rauhe, kleine, gelbe Pflaumenart, etwas größer als die Schlehe, aus ihr wird ein vorzüglicher Branntwein bereitet). — Die unreifen Kirschen heißen hier „Schnallen". Sprüchlein bei Beerensammeln:

S Heibermännli isch zu mär kummä,
S hed mär d Heiberä alli gnummä,
S Häfili voll, s Blättli leer;
Wenn i nur dä heimä wär,
Dass is kennt där Muädär sage,
Dass sie dät däm Heibermännli dä Bukäl voll schlagä.

l. Zahlworte.

Zwenzig (statt zwanzig), viär (vier), nin (neun), drizeh (dreizehn), fufzeh (fünfzehn), drissig (dreißig), fufzig (fünfzig), ninzig (neunzig), douset (tausend), s Douset, Dutzät = 12; Hoggä (4 Nüsse), Hoggili (1 Nuss); Sestär, Mäßli, ein Strang Zwiebeln heißt ein „Zopf“; ä Bärli = 2, a baar = mehrere, mäng (manche), a bitzili (wenig); – Seschder (Sester) = 20 Liter; Mäßli = 1 Liter.

m. Erzählung in der Mundart.

Leäwi macht stark.

„Sisch ä Buä nnger d Redär vum ä Wagä kummä un hets s Bei brochä. No heddr geschrouä, wu mer ä heimbrocht het. No isch sie Muäder vor Angscht zuäm Bett russ geschbrungä. No isch dr Buä uff eimol schdill worä un hedd gar nimmi gweferät. Me hedd ä gfrogät, öb äm der Fuäß nimmi weh däi. Jo frili, gar selli duät er mer no weh, awer d Muäder sotts nit merigä (meken), dass sie si nit so selli kränkt.“

n. Unterschied der Mundarten.

Die hier gesprochene Mundart dürfte sich von der der Nachbarorte im Elztale kaum unterscheiden, dagegen von der in dem benachbarten Freiamt ziemlich auffallend. Hier wird der Doppellaut „au“ ziemlich rein nach der Schriftsprache gesprochen, während er im Freiamt „ai“ klingt; z. B.

In Siegelau:	In Freiamt:
Siegelau,	Siegelai,
s het mi grouä,	s het mi groiä,
Laub, laufä,	Laib, laifä,
Gerste (halb ä), Weg.	Gärstä (ä sehr breit), Wäg.
Joo!	Jä!
guädä Tag (a halb ä).	guetä Tag (a scharf).

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE NECKARSTEINACHS UND DER LANDSCHADEN VON STEINACH.

VON

J. SCHNEIDER,

NECKARSTEINACH.

Bei der Kirche in Neckarsteinach befinden sich 2 Grabsteine, deren Inschriften nur noch teilweise vorhanden sind. Der eine derselben liegt zwischen 2 Chorpfeilern; der untere Teil ist nicht mehr vorhanden, an den Resten des obern Teiles befindet sich folgende Randschrift: ist . gestorbē .... fraw. Angnes . | . cokin. peter. harers | des Jungk . . . liche.

Die Mitte des Steines ist leer; die Jahreszahl ist nicht mehr vorhanden, und es lässt sich nur oben aus der Form der Buchstaben schließen, in welche Zeit er gehört. Welche Worte nach „gestorben" standen, lässt sich nicht angeben; für den bloßen Artikel ist der Zwischenraum zu groß, für „edle" oder „tugendsame" viel zu klein. Von dem letzten Teilwort „liche" mag etwa „eh" gestanden haben, also „ehliche"; nach demselben sind nur noch die unteren Teile einiger Buchstaben vorhanden, darunter der erste ein h; aber es lässt sich aus den Resten der übrigen nicht entnehmen, ob es „Hausfrau" geheißen hat. Der erste Buchstabe des Zunamens der Frau ist ganz verschwunden, der zweite sieht etwa aus wie c. Die Form der Buchstaben verrät einen nicht sehr geschickten Steinmetzen; infolge dessen ist es auch ungewiss, ob der erste Buchstabe des Wortes hinten „Peter" ein f oder ein h ist, ob also zu lesen ist „farers" oder „harers". Wäre das letztere der Fall, dann wäre diese Inschrift besonders interessant; es würde dadurch einiges Licht geworfen auf die Geschichte des bekannten Sekretärs des Kurf. Ludwig V. von der Pfalz und Geschichtschreibers des Bauernkriegs, *Peter Harer*. Dr. K. Hartfelder[1]) hat über seine persönlichen Verhältnisse wenig mehr herausgebracht, als dass er ein Schwager Melanchthons war

---

[1]) Bd. XXII der Forschungen zur deutschen Geschichte S. 440 ff. — Zur Geschichte des Bauernkriegs in Südwestdeutschland. 1884. S. 5 f. — Phil. Melanchthon als Praeceptor Germaniae. 1889. S. 524 und in der Bibliographie S. 583.

und bis 1542 lebte; es ist ihm wahrscheinlich, dass er ein geborner Pfälzer war oder wenigstens lange in der Pfalz gelebt hat. Zwei Nachrichten über Harer sind ihm entgangen. Die eine findet sich bei Fr. Ritsert (die Herrn von Neckar-Steinach, im Archiv für hess. Geschichte XII, S. 386): dass Hans Landschad von Steinach, Rat und Diener Ludwigs V., da ihm der Kurfürst keinen Urlaub gab, zu einem Vergleich zwischen der Gemeinde Marbach und Diethrich von Kellenbach 1516 statt seiner *„seinen Diener Peter Harer“* als Bevollmächtigten schickte. Die andere findet sich in Vierordts biographischen Collectaneen:[1] „1525, 2. Januar widmete *Peter Harer* dem Hans Landschad die Uebersetzung einer von Melanchthon verfassten Schrift: Ein kurzer Bericht zu dem Dchl. Ldgr. Philipp von Hessen, worin christliche Gerechtigkeit stehe (Hagen, Reformation I, 373)“. Es ist das eine Uebersetzung der Schrift: Epitome renovatae ecclesiasticae doctrinae ad Illustr. Principem Hessorum (Corp. Reff. I, 703), von der noch 1524 zwei deutsche Uebersetzungen erschienen. Die von P. Harer angefertigte konnten wir bis jetzt nicht erlangen. Das Eine ist aber gewiss, P. Harer stand in näherer Beziehung zu Landschad, und es wäre — die Richtigkeit unserer Lesung vorausgesetzt – nicht unwahrscheinlich, dass er aus Neckar-Steinach stammte und jener auf dem Grabstein genannte Peter Harer einer seiner Vorfahren war.

Der zweite Grabstein ist als Fußtritt bei der obern Treppe an der Südseite der Kirche verwendet und hat ebenfalls eine Randschrift. Die eine Seite ist durch die Zurichtung des Steins ganz weggefallen, ebenso die Ecke zwischen der 3. und 4. Seite, und das Uebrige enthält nur einige vollständige Wörter, sonst meist nur noch Fragmente von Buchstaben. Herr Oberamtsrichter Huffschmid von Gernsbach hat sich die Mühe gegeben, die Fragmente zu entziffern und durch Konjekturen zu ergänzen. Er nimmt an, dass die Inschrift zu lesen ist: [ANNO DOMINI MCCC] C°XXXV. IIII (?) [DE]CEMBRIS O [D]YE[T]HERUS [LANTSC]H[A]DE SENIOR IEE. Die Anfangsworte: „Anno Domini MCCC“, welche auf der ersten Seite standen, fehlen ganz; ebenso sind die übrigen in Klammern gesetzten Buchstaben oder Wörter entweder ganz abgetreten

[1]) Cod. Heidelb. 362/2 17.

oder bis zur Unkenntlichkeit verschwunden. Die ersten Buchstaben des Namens Dyetherus sind sehr undeutlich bezw. unvollständig; indessen erleichtert die zweite Hälfte, herus, die deutlich dasteht, und die Bezeichnung senior die Auffindung der Persönlichkeit. Was die 3 letzten Buchstaben bedeuten, blieb uns dunkel. Die 4. Seite enthält nur vereinzelte Buchstabenfragmente, mit denen wir nichts anzufangen wussten; vielleicht beziehen sie sich auf Dythers Gemahlin. Nach Ritsert und Humbracht hieß dieselbe Bertha Kämmerer von Worms.[1]) Diether ist derjenige, welcher 1427 — er heißt da ausdrücklich: „Diether Landschaden der Alte" — zusammen mit Hans, Diether dem Jungen und Ulrich einen Burgfrieden mit dem Bischof Raban von Speier und 1428 mit dem Erzbischof Konrad von Mainz einen Vertrag wegen des Schlosses Schadeck und der dazu gehörigen Gefälle schloss.[2]) Ueber diesen Diether den Alten enthält Helwig folgenden „Extract":[3])

„Bleichhardt Landschadte von Steynach (nach Ritsert Bligger XI.) meines Uhralter Vatters (Urgroßvater) selige waß sich bey dem Alten Landtschadte von Steinach und sein selbst leben habe zugetragen. Der vorgedachte[4]) Dieder Landtschadt der Elter, der vorstehet, ist fast reich[5]) und Bleiker sein Bruder, mein Ahnherr,[6]) arm gewest. Vrsach, her Pleycker

[1]) Nach Helvicii opus genealogicum t. V fol. 16 — im Münchener Staatsarchiv — ist dieselbe 1440 gestorben, ihr Gemahl 1439.

[2]) Archiv für hess. Gesch. XII, 371. XIV, 307. In der erstgenannten Urkunde steht nicht, wie Ritsert angibt, dass Hans und Diether der Junge Söhne Diethers des Alten waren, sondern es heisst: „Diether Landschaden der Alte, Hanns Landschaden, Dieter Landschade der Junge und Ulrich Landschade gevettern und gebrüdern." Diether der Junge und Ulrich waren seine Neffen, seines Bruders Söhne. Ueber Hans wissen wir nichts; Ritsert nennt einen dritten Sohn Hans, den aber Humbracht einer entfernteren Linie zuschreibt.

[3]) A. a. O. fol. V. Erwähnt auch bei Karl Jäger, Handbuch für Reisende in den Neckargegenden. (Heidelberg s. a. S. 165.)

[4]) Das Vorhergehende haben wir leider nicht mehr.

[5]) Daher bei Humbracht: Diether L. der Reiche.

[6]) Darnach hat Humbracht das Richtige: Bleickard † 1428 ist der Vater Dieterichs † 1441, und dessen Sohn Bleickard (nach Ritsert: XI) während Ritsert den letzteren zu einem Sohne Diethers des Reichen macht.

ihr Vatter, mein Uhran, hat ihn nicht überflüssig, sondern ein schlechte zimbliche Edelmanns Nahrung gelassen. Dan derselb herr Pleickher ist fast ein köstlicher Ritter gewest seinen Hern Freunden und Gesellen ihn Schimpff und Ernst viel nach verzehrt. Aber sein Sohn, der alt Dieterich, ein Kemmerin von Dalberg zu einem Weib erworben, die hat ihm fast viel zupracht; darzu so ist er weiß unnd verdient gewesen, daß er sich also geschickt, das er ob 1,000,000 Werts Barschafft unnd Gutes gehabt. Unnd hat kein Sohn, sondern drey Döchter gehabt.[1]) Sein Wohnung und Wesen hat er letzlich zu Meckmühl, unnd alleweg 2. oder 3. vom Adell, auch 14. oder 16. pf[erdt] unnd einen Grauen (Grafen?) stant gehabt. Er hat auch derzeit in Pfandtesweiß ingehabt von einem Pfalzgrauen daß Schloss unnd Dorff Schwanach (Schwarzach?), Neuenstatt am Kocher unnd Meckmühl, vonn Herzog Otten daß Schloß Minnenberg, von einem Margraffen von Baden die Stadt unnd Schloß Besigheim, von einem Stifft zu Meinnz die Stadt Bönike (Bönnigheim), von Herzog Steffan (von Zweibrücken) daß Schloß Triefels unnd Neucastel, die Stadt Anweiller, Drachenheim (Wachenheim) an der Pfrim, daß Schloß, so mein Bruder ietzt inhatt als sein Aigenthumb, Steinach unnd Vlueßheim (Ilvesheim bei Ladenburg), jeglichs halb als Lehen, darzu viel Gült von Fürsten und Hrr. auf ihre Zölle, Stätte und Burgen vorstehen gehabt, unnd hat Hansen von Gemmingen ytes (sic) Pleickharts von Gemmingens Vatter, der die Zeit sein Diener mit zweyen Pferden unnd bey ihme in seiner Kost, auch die Zeit so arm gewesen ist, daß er, alß ich selbst von ihme gehorth, nicht Pferdt zu halten hatte, auß sonderlicher Neigung, die er zu ihme, nachdem er ihm fleisig gedient hatte, die eine seine Dochter geben; yt. Hermann Baffen (Bosen?) Vatter die andere, ein von Stockheim in der Wetterauw die dritte.[2]) Unnd seindt ihr yglichen zu seinem

[1]) Die 3 Söhne, welche ihm Ritsert a. a. O., Stammtafel, zuschreibt, stammen demnach von Bligger X ab.

[2]) Humbracht nennt 2 Töchter, von denen die eine, Margareta, an Philipp Bos von Waldeck, die andere, Demuthis, an Peter Kämmerer von Worms verheiratet war. Nach Helwig a. a. O. fol. 16 war Margareta an Eberhard von Hirschhorn verheiratet; 2 andere Töchter — ohne Namen — waren an Johann v. Gemmingen, bezw. an einen v. Stockheim verheiratet. Nach Humbracht dagegen hatte Diether Landschad von Steinach zu Saulheim, ein Zeitgenosse Diethers des Reichen, und Sohn des in Neckarsteinach begrabenen Hennel Landschad, die beiden letztgenannten Töchter.

Weib an Pfandtschafft und baren Gelt 24. tausend Gulten und darzu die vahrende Haab, vast viel kostlich Silbergeschirr und Haußrath, unnd ist gemeltem Pleickhart Landschaden, seinem Bruder, meinem Anherr, nichts worthen dan die Lehen, daß ander obgemelt Guth ist dem Landtschaden Stamm durch die 3 Dochter alles entführet."

„Volgens schreibt Hanß Vlrich Landtschadt ahn Reinhart von Gemmingen.[1]) Des Vetter Hausfr Annehen (Ahnen ?) betreffend, ist mir so viel wissent, wie volgt: Bleickardt Landtschadt, der diesen vorigen extract geschrieben, mein Uhraltvatter, hat Myam von Helmstadt zur Ehe gehabt, mit dere er 2. Söhn gezielet, alß nemblich Hansen Ritter, von dem mein Vatter unnd sein Brüder herkommen, und dan Bleickharten, welcher sich mit Magdalena von Entzberg verheurath unnd mit ihr 3. Söhne und ein Dochter, auch Magdalena genant, erzeuget, welche hernach Eberhard von Venningen zum Weib genommen, mit der er neben anderen vielen Kindern auch Agnessen von Venningen, des Vettern Hausfrauen Mutter erzielet."

Nach Helwig[2]) befanden sich früher in der Kirche zu Neckar-Steinach noch die folgenden, jetzt nicht mehr vorhandenen, Grabschriften:

Anno 1383 Calendis 8tobris obiit Margreta de Dann L.

Eodem anno calendis Julii obijt Joannes Landtschadt dictus de Dann.

Anno 1396 dominica oculi obijt Henricus miles dictus Pleickardt Landschadt.[3])

„NB. Disser Bleickardt hatt ein ewige Frühmeß zu Steinach

---

[1]) Vielleicht ist das Folgende wie das Vorhergehende, wie Karl Jäger a. a. O. angibt, aus der verloren gegangenen Geschichte der Landschaden, von welcher Richard von Gemmingen Auszüge gibt. Die Chronik des letzteren soll in mehreren Abschriften vorhanden sein, ist uns aber noch nicht zu Gesicht gekommen.

[2]) A. a. O. fol. 16. Magdalena v. Entzberg heisst nach Humbracht: Magd. Nix von Hoheneck genannt Entzberg. Nach Humbracht hatte sie 4 Söhne.

[3]) Johannes kommt bei Humbracht nicht vor. Als Todestag des Heinrich Bleickardt gibt er den 1. Juli 1396 an, und nennt seine Gemahlin Catharina oder Margret v. Dahn.

fundirt. Item gedachter Bleickardt hatt dem Pfaltzgraffen Ruperto die Öffnung zu Steinach gestattet."

Außer den Inschriften auf den Denkmälern sind auch die Wappen von Wichtigkeit; sie sind Urkunden für die Genealogie. Verfasser ist der Heraldik nicht kundig; vielleicht beschäftigt sich einmal ein Heraldiker mit diesen Wappen. An dem Denkmal der Stifter der Kirche, des obengenannten Blicker oder Bleyckardt Landschad und seiner Gemahlin Mya von Helmstatt befinden sich rechts (heraldisch) oben das Wappen der Landschaden, unten von Sachsenheim, links oben von Helmstadt, unten Krais von Lindenfels. Dieselben Wappen befinden sich im Chor der Kirche an den Konsolen der Gewölberippen. An dem Denkmal des Ritters Hans Landschad und seiner 2. Gemahlin Margareta von Fleckenstein befinden sich zu beiden Seiten kleine Schildchen, aber keine Wappen auf denselben. An dem Denkmal seines Sohnes Hans fehlen mehrere Wappenschildchen.

An dem ehemals von Hundheimschen Schlosse (jetzt Blindenanstalt) zu Ilvesheim bei Ladenburg befindet sich eine viereckige Steintafel mit folgender Inschrift: [1])

DER . LVG . INS . LAND . BIN . ICH . GEN
AND . HANS . VRICH . LANDSCHAT
VON . STEINACH . SAMBT . SEINER . LIE
BEN . HAVSFRAVN . VON GREKM . STAM
AGNES . OTILIA . WAR . IHR . NAM . BAVTEN
MICH . VON . NEVEM . GAR . IM . 1608
IAR . GOT . BEWAR . DIS . HAVS . VND . SIE
DARNEBEN . VND . GEB . IN . DORT
DAS . EWIG . LEBEN.

---

[1]) Nach dem Grabstein Hans Ulrichs zu Neckarsteinach war derselbe dreimal verheiratet, zuerst mit Walburg von Ratzeburg, dann mit Margareta von Venningen und endlich mit Agnes Ottilie von Greck. — Ueber die Lehensreverse betreffs des Dorfes Ilvesheim vgl. Archiv für hess. Geschichte XII, 414 ff. — Ueber das Schloss J. Naeher, die Baudenkmäler der untern Neckargegend und des Odenwaldes. Heidelb. II. Heft. Die Ligaturen obiger Inschrift sind hier aufgelöst.

Die obere Hälfte des Steines trägt die Wappen der beiden Eheleute: Landschaden (Harfe mit 5 Saiten) und Greck von Kochendorf. Früher befand sich der Stein in der Burg. Hans Ulrich Landschad beschwerte sich[1]) am 13. Oktober 1593 bei dem Kurfürsten von der Pfalz, dass ihm zu Neckargemünd von Wein, Früchten und anderm, was er zur Haushaltung brauche, gegen das Herkommen Zoll abgefordert werde. In dem obengenannten Jahre 1608 stellte Hans Ulrich dem Kurfürsten einen Lehensrevers über Ilvesheim aus. Die Erbauung, bezw. Wiederherstellung des Luginslands mag noch einen besondern Grund gehabt haben; 1608 ist das Jahr des Abschlusses der protestantischen Union, der besondes von dem Kurfürsten betrieben wurde. Man wollte gerüstet sein für den Kriegsfall.

An demselben Gebäude befindet sich auch ein Denkmal des Ott Heinrich Landschad, des Bruders jenes Hans Ulrich, eine Steintafel von rotem Sandstein. Im oberen Teile links der Ritter in Rüstung, mit unbedecktem Haupt und einer Halskrause; der eine Arm fehlt; rechts seine Gemahlin in lang herabfallendem Gewand mit gemusterten Aermeln und Halskrause, eine Blume in der Hand tragend; zwischen beiden ihre Wappen: die landschadensche Harfe (hier mit 7 Saiten) und der schönecksche Adler. Die Inschrift lautet:[2])

OTT HEINRICH LANDSCHAD . VON STEINACH |
ENGEL HVRTIN . VON SCHONECK AVCH.
SEIN GMAHL DIS MAVR VND THOR SOGSTALT |
GBAVET HABEN . ALS MANN ZALT.
DAVSENT FVNFHVNDERT . NEVNZIG IAHR |
FVR VNGLVCK . SIE GOT ALL . BWAHR.

Die Bibliothek in Heidelberg (Q 322[a]) besitzt noch die Handbibel Ott Heinrichs, eine neustadter (reformirte) Ausgabe von 1591 mit dem prächtig in Aquarell gemalten Landschaden-Wappen, auf dem vordern Deckel die Inschrift:

O G N
1592
O H L V S.

Was die 3 obern Buchstaben bedeuten, ist uns nicht bekannt, vielleicht sind sie ein Wahlspruch. Angehängt sind

---

[1]) Heidelb. Cod. Palat. Germ. 839, fol. 69.

[2]) Auch bei J. Näher a. a. O. Blatt 6, aber nicht getreu.

die Lobwasserschen Psalmen mit Noten und andere geistliche Lieder, sowie der heidelberger Katechismus. Die Innenseiten der Deckel und das vordere Vorsatzblatt sind beschrieben mit Aussprüchen Calvins, Augustins, Bibelsprüchen, ebenso ist die Rückseite des Wappens beschrieben. Das hintere Vorsatzblatt, vermutlich auch beschrieben, fehlt. Hier und da findet sich in der Bibel eine kurze handschriftliche Bemerkung; sehr viele Stellen des A. T. sind unterstrichen, namentlich im Hiob. Aus der Tatsache, dass Ott Heinrich sich dieser Bibel bediente, und aus den Inschriften dürfte folgen, dass er reformirt war, während die übrige Familie, so weit wir wissen, lutherisch war. Nach Bernhard Hertzog, Beschreybung des Kreychgawes (Msc. in Frankfurt), war er Amtmann des Herz. Johannes I. von Zweibrücken, der die reformirte Konfession einführte, in Zweibrücken und vielleicht auch in Bergzabern. Er starb ohne Kinder. Das Kirchenbuch zu Neckar-Steinach enthält 1604 folgenden Eintrag: „*Agnes* [Humbracht-Eva] Landschädin, *geborene Hürtin von Schöneckh* ist vor zwey Jahren zu Bergzabern verschiden, und auch daselbst in der Sacristey in einem Gwölb adelich bestattet, jetzmalen von dannen nach Steinach vff einem Wagen geführt vnd in die Kirchen zu ihrem Junker seligen, *Ott Heinrich Landschaden*, gelegt, aber ohn Gsang vnd ohn Predig, doch durch die Richter allhie zur Kirchen getragen, mit dreyen Zeichen deß kleinen Glöckleins auß Anordnung vnser günstigen Juncker 12. Martij."

Hans Bleikard Landschad,[1]) ein Sohn des bekannten Ritters Hans Landschad † 1531, wurde nach dem Tode seines Schwagers Friedrich von Eicholzheim mit den Dörfern Obereicholzheim und Heidenspach belehnt und seine Nachkommen nannten sich auch „von Aicholsheim". In der Kirche daselbst befinden sich — neben andern — noch einige Denkmäler derselben. Das hervorragendste ist das des *Friedrich Landschad*; die Seitenränder sind mit 16 Wappenschildern besetzt, in der Mitte befinden sich von einem Lorberkranz umgeben die Wappen der Landschaden (7 saitige Harfe) und Sternfels, darunter und darüber 2 Inschriften:

---

[1]) Archiv für hess. Geschichte XII, 410, 419.

ANNO DOMINI . 1603. VF . SAMBSTAG . DEN . 25. IVNII.
STARB . DER EDLE FRIDERICH . LANDSCHAD . VON.
STEINACH . WELCHES . SEELĒ DER . ALLMECHTIG.
GOTT . AN . IHENEM . TAG . EIN . FROLICHE . VFFER-
STEHVNG . VERLEIHĒ.
SEINE . LEZTE . WORT . ACH . MEIN . HERR.
CHRISTE . NVN . LASS . DEINEN . DIENER . IM . FRIEDEN.
FAHREN . DANN MEINE . AVGEN . HABEN . MEINEN.
HAILLAND . GESEHEN.

Auch das Denkmal eines — bei Humbracht erwähnten — Kindes dieses Friedrich Landschad und seiner zweiten Gemahlin befindet sich in der Kirche. Auf der obern Hälfte ist das Kindlein stehend abgebildet: die Hände sind gefaltet, das Haupt ruht auf einem Kissen, die Füße stehen auf einem Totenkopf. Die Inschrift lautet:
FRIDERICH . LANDSCHADEN VNT MARIA GEBORENER . VON.
STERNENFELS . SOHNLEIN . GOTT . SPRICHT . ICH . WILL.
DEIN . GOTT . SEIN . UND . DEINES . SAMBNS . (sic) NACH.
DIR . ANNO . 1600.

Friedrichs Bruder, Johann Philipp, hatte einen Sohn *Friedrich Bleikard*, auf den sich wol das 3. Denkmal bezieht, das leider nur Anfangsbuchstaben und keine Jahrzahl enthält. Es ist eine unscheinbare Tafel; unter der landschadenschen Helmzier befindet sich der Schild mit der Harfe und ein quergeteilter Schild mit einem halben Löwen im obern Feld; unter denselben die Buchstaben: F. PLVZSVE (Friedrich Pleikard Landschad von und zu Steinach und Eicholzheim). ISLGVE (Juliana Sibylla Landschädin geborne von Eltz). Nach Humbracht ist Friedrich Pleikard als Bräutigam gestorben. Helwig sagt: „Friedrich Bleickard Landschad hatt zur Ehe *Julianam Sybillam von Eltz,* Johan Friderichs und Helene von Seckendorff Tochter, hatt aber keine Kinder mit ihr gezeugt". Die letztere Angabe ist, wie wir unten sehen werden, nicht richtig.

Zwei sehr schöne auf die landschadensche Familie sich beziehende Denkmäler befinden sich in der Totenkirche zu *Neckarbischofsheim.*[1]) Sie stellen die Gemahlinnen des Ritters

[1]) Die Grabmale der Edlen von Helmstatt in der Todtenkirche zu Neckarbischofsheim, von J. H. A. Schmitthenner Pfr. In der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. 24. Bd., 1872, S. 27 ff., auch als Sonderabdruck erschienen.

Johann Philipp von Helmstatt dar, mit Hauben auf dem Kopf, in herabwallenden Kleidern, die Hände gefaltet. Auf den Pilastern sind je 4 Wappen angebracht, denen bei Dorothea die Namen der Geschlechter beigeschrieben sind; über den Friesen in Medaillonform das Wappen der Landschaden, außerdem an dem Wappen bei Agnese zwei kleine Brustbilder, einen Mann und eine Frau darstellend, bei Dorothea zwei ebensolche, einen Mann und ein Kind (?) darstellend. Da diese kleinen Büsten die Tracht jener Zeit haben, so scheinen sie Porträts zu sein, ähnlich wie bei den Epitaphien des Hans Pleickart Landschad und seiner Gemahlin in der Kirche zu Neckar-Steinach, die nicht blos aus derselben Zeit stammen, sondern auch eine auffallende Aehnlichkeit der Arbeit zeigen. Es sind Proben einer guten Renaissance. Auf den Pilastern der Denkmäler in Neckarbischofsheim stehen vier allegorische Figuren, von denen eine zerbrochen ist, die andern stellen die Liebe, die Weisheit und die Stärke dar. Die Inschrift auf dem einen Denkmal lautet:

ANNO DOMINI MDLXXX DEN XXIX AVGVSTI STARB (DIE) EDEL VND TVGENTSAME FRAW AGNES V. HELMSTAT G. LANDSCHADIN V. STEINACH . DERĒ SELĒ GOTT GNAD.

Am Postament steht:

FRAW AGNES VON HELMSAT ERKORN:
LANDSCHÄDIN VON STAINACH GEBORN:
DREIZEHEN IAR LEBT EHLICH FROM:
VERLIES SECHS KINDER AN DER SVMM:
TAVSENT FVNFHVNDERT ACHTZIG IAR:
ZV GOTT ABSCHIEDT BEGRABEN DAR:
IHR LEIB IN DIESER ERDT HIE RVHT:
DIE SEHL IM HIMMEL LEBEN THVT:

Das zweite Denkmal hat nur eine Inschrift auf dem Postament:

FRAW DOROTE LANDSCHEDIN ERWELT
IOHAN PHILIPS ANDER GMAHL IST GZELT
FRIEDLICH LEBT MIT IHM VIERZEHN IAR
DARIN IHM DREI KINDER GEBAHR
DEN ARMEN SIE VIEL GVTS HAT GTHON
DRVM WIRD GOT SEIN IHR GROSSER LOHN

Unter den vorderen Frauenstühlen des Schiffs ist eine Steinplatte in den Boden eingelassen mit der Inschrift: ANNO DOMINI MD|LXXVII. AVF SĀSTAG | DEN. 28 SPRIS STARB | DIE EDEL VND EHRN|TVGENTSAM IVNK|FRAW SIBILLA GEBORNE | LANDSCHADIN VON | (STEI)NACH DER SEHL | GOTT GNEDIG S(EI). | AMEN.

Was die Genealogie dieser drei Damen anlangt, so sagt Humbracht, und das scheint mit den Wappen auf den Pilastern zu stimmen, dass *Agnes* eine Tochter Bleikard Landschads, Fauths zu Mosbach, und seiner Gemahlin Sibylla Fuchs von Rügam (Bimbach?) war, Sibylla Landschad war ihre Schwester und starb als Jungfrau. *Dorothea Landschad* war eine Schwester Johann Philipps Landschad zu Eicholzheim, eine Tochter Hans Bleikards und seiner Gemahlin Anna Elisabetha v. Helmstatt. Nur das kann nicht richtig sein, dass sie sich 1588 mit *Johann Philipp von Helmstatt* und 1599 mit *Philipp Adam von Dienheim* verheiratet habe, da jene Ehe nach dem Epitaph 14 Jahre gewährt hat. Wenn die Nachricht richtig ist, dass ihr erster Gemahl schon 1595 starb, so hat sie sich 1581 mit ihm vermählt. Von ihrem zweiten Gemahl *Philipp Adam von Dienheim* sagt Helwig: „welcher gestorben anno 1605, den 22. Dezember, ligt zu Oppenheim zu St. Sebastian begraben. Sein Hausfrau aber ist 8 Tag nach ihm gestorben, ligt bey ihm begraben.“ Das Denkmal in Neckarbischofsheim ist also ein Kenotaph. Diese Denkmäler haben die natürliche Farbe des Steins; die Denkmäler in der Kirche zu Neckar-Steinach dagegen sind mit Oelfarbe angestrichen, unter der aber eine alte Bemalung zu bemerken ist.

Die Kirchenbücher der evangelischen Gemeinde Neckar-Steinach, welche 1603 beginnen, enthalten Nachrichten über verschiedene Glieder des landschadenschen Geschlechts im letzten halben Jahrhundert seines Bestandes.

In den Jahren 1603—1609 erscheint „Jungfrau *Sophia* in dem mitteln Schloß, deß Edlen vnd Vesten *Friderichen von Eltz* Tochter“. Ihre Mutter Juliana, eine Tochter Johann Dietrich Landschads, Amtmanns zu Neucastel in der Pfalz, war verheiratet mit Friedrich von Eltz, der seinen Sitz zu Weeklingen bei Blieskastel hatte, † 31. Januar 1596. Sophie

scheint sich bei ihrem Vetter *Pleikart Landschad* aufgehalten zu haben, der 1604 und 1607 als kurfürstlicher Untermarschall in Heidelberg, 1616 und 1621 als Fauth in Mosbach erscheint. Bezüglich seiner Gemahlin findet sich 1630 der Eintrag: „Der wohledlen vnd tugendreichen Frauen *Ursula Künigunde* Landschädin garentirt den 24. Junii.“ Sie war eine geborne von Hirschhorn. Humbracht nennt 8 Kinder dieses Ehepares; von denselben kommen folgende vor 1, 1608. „27. Okt. *Joh. Christoph,* Juncker Pleukart Landschaden Sohn, ward an eim Werktag in der Kirchen auß der heyligen Tauff gehaben durch Junker Johann Christoph von Venningen zu Euchtersheim gefattern.“ 2. Ebenso am 26. November 1609 die Tochter *Anna Margareta,* deren Taufpatinnen die Schwestern Anna Margareta und Anna Maria von Ottenstein waren, jene 1620 „Hofjungfrau“ Pleikards. Am 25. März 1610 ward dieses Kind mit einer Leichenpredigt in der Kirche beerdigt. 3. *Maria Landschädin* erscheint 1616 als Patin. 4. *Johann Gottfried,* getauft am 13. Juli 1621; sein Pate war Hans Gottfried Küchler, „ein Ehrlicher vom Adel“. 5. Am 11. November 1617 wurde ein bei der Geburt ungetauft verstorbenes Söhnlein mit einem Gebet am Altar beerdigt. — Im Jahr 1617 erscheint die wohledle und tugendsame Frau *Maria von Hatzfeld,* die Schwiegermutter Pleikards. Seiner Schwester *Agnes,* der Gattin des Dam. Philipp Knebel von Katzenelenbogen, wurde am 18. August 1626 die Leichenpredigt gehalten; sie erscheint aber schon 1611 mit Jungfrau *Lobias Christine,* Junker Schwerins sel. Tochter. Sie wird wohl eine Tochter der *Kunigunde Landschad,* einer Cousine Pleikards, gewesen sein, die mit Heinrich *von Schwerin* verheiratet war. „Junkher *Pleickhardt Sebastian,* so 18 Jahr, vnd Jungfräulein *Elisabeth Margareta* vonn 6 Jahren, deß Junckhern Pleickardt Landschaden von und zu Steinach beede Kinder starben eodem morbo periculoso (Pest!) den 6. Septembris vndt wurden darauff den 10. Septembris mit einer Leichpredigt begraben A°. 1633.“ In diesem Jahr starben vom Juli bis November einige 60 Personen an der Pest; 1635 kommen sogar 271 Begräbnisse — darunter eine größere Anzahl von auswärtigen Personen — vor. Einigemal kommt *Hans Ulrich,* ein Bruder des in Strassburg erschossenen *Friedrich* und Sohn des (gleichnamigen) oben genannten Hans Ulrich, vor. Des letztern Gemahlin *Agnes Ottilie* war eine

Schwester der Gemahlin Konrad Kolbs von Wartenberg. Nach Humbracht blieb Hans Ulrich der jüngere 1621 bei der Belagerung Heidelbergs. Das Kirchenbuch bemerkt: *„Hanß Ulrich Landschaden* von Steinach dem Jüng, der zwar zu Heidelberg verschiden, aber sein Leichnamb alhero geführt worden, parentirt d. 3. Ōber 1622“. Dessen Bruder *Dieterich Landschad* von und zu Steinach und Uetingen wird 1614 und 1621 erwähnt, und Dieterichs Tochter Magdalena 1620. Dieterich war verheiratet mit *Elisabeth von Metternich.„* Den 22. Febr. 1625 circa undecimam meridiei obdormivit in doīo nobilissūs vir dom. Theodoricus Landschad in Steinach, hernacher den 24. Februarij nach Vtingen gefürth, vnd begraben acht Tag hernach alß d. 3. Martij 1625.“ [1])

Ferner werden genannt die Brüder *Wolf Konrad* und *Philipp Bernhard* Landschaden von und zu Steinach. Jener, wohl identisch mit dem von Humbracht genannten Wolf Cuno (Ritsert: Hans Cuno) starb 1644, dieser 1645. „Der wohledle gest. Wolff Conradt Landtschad von vnd zu Steinach ist in der Christnacht 25. 10bris vmb 12 Uhr sanft und seelig in Christo eingeschlaffen vnd ein seelig Abschied auß dißer Welt genomen, deßen adelicher Leichnam bey großer volkreicher Versamlung in rechter proceßion zu Steinach in der christlich Kirchen alhie in die adeliche Begräbnuß [2]) gestellet worden 4. Jan. 1644.“ „Der wohledelgeborne Philipps Bernhard Landschad von vnd zu Steinach ist zu Heydelberg in dem Land-

[1]) Graf Michael III. von Wertheim schenkte Uettingen seinem Diener Ratzenburg. Nach diesem kam es an die Landschaden und dann durch Heirat an die Familie von Wolfskeel. Im Jahre 1880 fand man in Uettingen die Gruft wieder, und über derselben einen Grabstein mit folgenden Inschriften: „Am 22. Januar 1625 † der wohledle gestrenge Herr Dietrich Landschad von und zu Steinach und Uettingen, dem Gott Gnade verleihe“. „1617. 20. September starb die wohledle viel ehren- und tugendreiche Fraw Elisabeth Landschad von und zu Steinach in Uettingen, eine geb. Metternich, der Gott mit allen christlichen Gläubigen eine fröhliche Auferstehuug geben wolle.“ Der Todestag weicht ab von dem Neckarsteinacher Kirchenbuch. — Mitgeteilt von Herrn Pfarrer Julius Braungart in Uettingen.

[2]) Dieses Begräbnis befindet sich unter dem Chor der Kirche. Vor 50 Jahren soll es einmal geöffnet worden sein.

schaden Hoff[1]) 2. 7bris morgen zwischen 6 vnd 7 Vhr seelig abgeschieden vnd den 4 eiusdem naher Steinach gebracht vnd den 18 solches Monats in der Kirchen daselbst in die adeliche Begrebnuß gesetzet worden 1645."

Sonst unbekannt ist *Adam* — oder *Adam Johann* — Landschad von und zu Steinach, der 1644 mit seiner Mutter erwähnt wird. Er starb zu Heidelberg auf St. Andreastag, 30. Novemb. 1650, und ward an Nikolai, Freitag den 6. Dezemb. zum heil. Geist begraben. Vielleicht (?) ist er der von Humbracht genannte Bruder Johann des letzten Landschaden.

Der bei Großeicholzheim erwähnte *Friedrich Pleikard* wird ebenfalls mehrmals erwähnt, und zwar 1605 als Bewohner des hintern Schlosses. *Pleikard von Helmstatt* und *Hans Dieter Knebel* waren Vormünder über ihn. Juliana Sibylla von Eltz wird 1610 als seine Gemahlin, 1620 als Wittwe genannt, 1617 ein bei der Geburt gestorbenes Söhnlein.

Mehrmals kommt der letzte Landschad, *Friedrich*, vor. Seine Gemahlin war *Elisabeth Margareta von Fulda*. Am 17. Juli 1631 wurde ihnen ein Söhnlein, *Heinrich Christian Georg*, getauft, wobei der Statthalter zu Heidelberg, *Heinrich von Metternich*, Pate war mit Jörg Landschad von Steinach zu Bienau, dem Bruder der obengenannten Kunigunde, Gemahlin Heinrichs von Schwerin. Am 19. Oktober 1635 ward Friedrichs Stiefsohn, Junker *Martin Schwinni von Fanith*, der an der Pest starb, in der Landschaden-Gruft beigesetzt. 1648 wird die älteste Tochter *Ursula Christine*, 1652 die 2. *Susanna Regina* genannt, 1649 seine Schwestertochter. Friedrich selbst erscheint im Begräbnisregister nicht. Nach Helwig starb er am 17. Nov. oder am 1. November 1653: „supersunt adhuc duae filiae".

Die Burgen werden in dem Kirchenbuch mehrfach erwähnt mit der Bezeichnung: vorderes, mittleres, hinteres Schloss.

Das *vordere Schloss* war die Wohnung des Ritters Hans Landschad und nach ihm seines gleichnamigen Sohnes, dessen Name und Wappen nebst dem Namen seiner Gemahlin, Margareta von Erlikheim, und der Jahreszahl 1568 am Eingangsthor angebracht sind. Sebastian Stahl wird 1605 als Stadtschreiber

[1]) Ueber diesen Hof vgl. Neues Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelb. 1890, I. H., S. 36 f.

und Keller des vorderen Schlosses erwähnt, 1611—1621 Hans Fürling als Keller Dieterichs Landschad, 1631—37 David Locher und 1643 Wilderich Grot als landschadenscher im vordern und hintern Schloss.

Im *mittlern Schloss* wohnte Pleikard Landschad, Faut zu Mosbach; dies wird 1621 bei der Taufe seines Söhnleins bemerkt. Auch wird seiner Gemahlin und seiner Nichte Sophie von Eltz daselbst gedacht, ebenso mehrerer anderer bereits erwähnter Verwandten. 1617 kommt eine Beschließerin, 1636 der Pförtner und der Keller im mittleren Schloss vor.

Das *hintere Schloss* war die Wohnung Fritz Pleikards Landschad zu Eicholzheim. Vielleicht haben auch seine beiden Vormünder Pleikard von Helmstatt und Hans Dieter Knebel 1605 daselbst gewohnt. Denn in diesem Jahre hoben sie ein Söhnlein des Pfarrers *Schneck* aus der Taufe; 1610 wird aber Fritz Pleikard selbst genannt als Bewohner, daneben 1606 „*Frau Wamwoldin* (von Wambold) anstatt ihres Sohnes Friedrich Wamwold". Ueber den letztern sagt Helwig (a. a. O. fol. 4. S. 1): *Friderich Wamboldt von Umbstatt* ist obiges Friderichs Pleickards Landschadens Halbbruder gewesen, als welcher von Johann Philipsen Landschadens zweyterer Haußfrawen Anna Margretha Knebelin, welche sich nach sein Johann Philips Landtschadens (Ableben) ahn einen (Philipp) Wamboldten verheuraht, erzeugt worden. Obiger Fridrich Wamboldt hatt besagtes Friderichs Pleickardts hinterlasene Güter geerbt vnd solche auff seinen Sohn, den ietzigen Oberisten Wamboldten gebracht." Zu jener Zeit waren die Wamboldt noch evangelisch. 1612 werden die adeligen Jungfrauen *Maria* und *Elisabeth Kunigunde von Wamboldt,* Töchter des weiland Grosshofmeisters zu Heidelberg, genannt; vermutlich ist mit dem letztern Philipp von Wambold gemeint, der mit Margareta Ursula geb. Landschad von Steinach verheiratet war (Widder I, 442). — Als Keller werden genannt 1603 Joseph Clausius, 1609 Max Pfrang (später Schulteis im Städtlein), 1615 Hans Hak, 1624 und 1629 Thomas Buch (Keller Wolf Konrads), 1631—1637 der obengenannte David Locher; 1610 Caspar Hindermeyer, Schreiber, 1615 landschadenscher Amtmann zu Eicholzheim, 1608 Konrad Gerich, Pförtner, 1612 Endris Kesselring, Pförtner und Weingärtner. Die Weinberge befanden sich am südlichen Abhang des Schlossberges; jetzt gibt es keine Weinberge mehr in Neckar-Steinach.

Die Kirchenbücher enthalten trotz der Kürze der Einträge Züge, welche Blicke in die Zustände und die Geschichte jener Zeit tun lassen. Eine Masse von auswärtigen Leuten, die sich hinter die Mauern des Städtleins flüchteten, wurden hier begraben. Schon 1621 heisst es: bellum fugiens moritur hic. In den Jahren 1622, sowie 1633 und 1635, wie oben erwähnt, wütete die Pest; und wenn zu einer Zeit, wo das Städtlein sicher noch nicht so viel Einwohner zählte wie gegenwärtig, in jenen 3 Jahren 115, bezw. 60 und 271 Menschen starben, so ist es erklärlich, dass die Einwohnerzahl sich furchtbar verminderte; 1637 wurden nur 8, 1638 sogar nur 3 Kinder getauft! In das Heereswesen gibt uns einen Einblick die Taufe von Soldatenkindern und die Trauung von Soldaten während des Krieges, und zwar kommen solche Amtshandlungen des evangelischen Pfarrers nicht blos bei Schweden, sondern auch bei Baiern vor. Besonders häufig waren die Taufen baierischer Soldatenkinder — seit 1621 lag eine baierische Garnison hier; im Jahre 1622 belief sich ihre Zahl auf 10; getraut wurden 1621: 5, 1622: 8, 1623 und 1624 je 1 Soldat; 1635 ein schwedischer Soldat mit der Witwe eines kaiserlichen. Im November 1632 kommt eine schwedische Garnison in Neckargemünd vor, von 1633—35 eine solche unter Kapitän Heckel auch hier. Aber am 26. November 1634 ward Neckar-Steinach hart mit kaiserlichen Soldaten belegt und bedrängt, indem die Dilsberger Garnison einen nächtlichen Einfall hier und in Schönau machte. Im Dezember machten sie auch einen Einfall in Heidelberg. „Balthasar Ebert von Grein wardt von den bayrischen Soldaten in seinem Hause tödtlich verwundet, leidet fast einen Monat große Schmertzen, stirbet 23. Januar 1635.“ Am 22. Mai 1635 taufte der Pfarrer ein schwedisches Soldatenkind aus Neckargemünd; der Vater wollte am folgenden Tage den Taufzettel holen, kam aber nicht, weil die kaiserlichen (baierischen) Truppen einen Einfall gemacht hatten. Mehrere Flüchtlinge starben 1635 hier „in der großen Verfolgung“. 1637 wird hier ein Kind von Schönau getauft, „welches Kindt in der Flucht der Kayserischen, als man die Pfaltz einnemmen wollen, geboren worden.“ Es ist ja bekannt, dass die Gemeinden vielfach ihrer Pfarrer beraubt wurden, indem dieselben teils starben, teils sich flüchteten. So kommt

es, dass der hiesige Pfarrer nicht bloß Kinder von Neckargemünd, Dilsberg und Schönau tauft, sondern auch von Heiligkreuzsteinach, Neudorf, Bammenthal und Zutzenhausen. — Als kulturgeschichtliche Merkwürdigkeit mag erwähnt werden, dass sich im dreißigjährigen Krieg auch der Tabak hier eingebürgert zu haben scheint. 1648 kommt ein Paulus Labal oder Laval, „Tubackkramer von Frankenthal" vor, 1651 Hans Schleck, „sonsten Tubackhans genannt".

Nach dem Erlöschen des landschadenschen Geschlechts zogen die Bistümer Speier und Worms die Herrschaft Neckarsteinach als erledigtes Lehen wieder an sich. Daher erscheint hier 1654 Joh. Konr. Einberger als speierischer, 1656 Balthasar Eiselind als wormsischer Amtmann. Die Hinterburg und Schadeck waren der Herrschaft entbehrlich; man wird sie wohl aus Gründen der Sparsamkeit nicht weiter unterhalten haben, und so verfielen sie. Wenigstens ist uns von einer gewaltsamen Zerstörung derselben nichts bekannt.

Die *Glocken* der Kirche in Neckar-Steinach stammen aus einer Zeit, aus welcher es deren nicht mehr viele gibt, deshalb verdienen sie Beachtung. Die größte trägt folgende Inschriften — in gotischen Minuskeln — oben: anno . domini . millesimo . cccccxxxxxvi . o . sancte . adolphe . ora. Unten: dimissa . sunt . marie . magdalene . peccata . mvlta . qvoniam . dilexit . mvltvm . que . pro . nobis . digvetur (sic!) . prefari . dominvm . mentem . sanctam . spontaneam . honorem . deo . et . patrie. Unter der oberen Inschrift zieht sich eine schmale Verzierung von verschlungenen Ringen hin, am untern Rande eine Borte von Blumen. Auf dem Mantel dazwischen befindet sich ein Bischof mit einem Stabe (St. Adolf?), ferner ein rundes Medaillonbild: Die Madonna mit dem Kinde auf dem Arm, von Lichtstrahlen umgeben, und ein Crucifixus mit Johannes und Maria zu beiden Seiten. Auf der obern Guirlande ist ein rundes Siegel mit einem Namen, vermutlich dem des Gießers, aber leider undeutlich ausgedrückt und daher unleserlich. — Diese Glocke scheint von einem andern Orte herzustammen, und zwar von einem katholischen, wo St. Adolf verehrt wurde.

Die 2. Glocke ist der ersten so ähnlich, dass sie, obwol älter, von derselben Familie, wenn auch nicht von demselben

Meister, zu stammen scheint. Ein Name ist an ihr nicht zu entdecken. Die obere Inschrift, in denselben goth. Minuskeln wie bei der großen Glocke — lautet: ihesvs ⸾ nazarenvs ⸾ rex ⸾ ivdeorvm ⸾ miserere ⸾ nobis amen mccccixxxxviii ⸾ ior. Die untere: archangele . dei . michael . nvncivs . sumi . ora . pro . nobis . in . conspectv . domini . allelvya. Am obern Rande ist dieselbe Ringborte wie bei der großen Glocke, am untern nur die Inschrift; auf dem Mantel 4 Bilder: zweimal ein spitzovales Medaillon, die Madonna mit dem Kinde in einer Nische, dann dasselbe Madonnabild wie auf der großen Glocke, und zuletzt derselbe Crucifixus in verkleinertem Maßstab.

Die 3. Glocke hat keine Verzierungen, nur unten eine wulstige Linie. Die Inschrift (in romanischen Majuskeln) lautet: LUCUAS . MARCUS . MATTEUS . SANCTUS . JOHANNES . DER . WALDE . DES . WEDDERS . ALES.

Nach der Angabe des Kunsthistorikers Dr. H. Otte [1]) gehörte diese Glocke zu den sog. Wetterglocken; ihr Klang sollte helfen gegen Wetterschaden aller Art, als Blitz, Wolkenbruch, Hagel, Frost, Sturm usw., ja auch gegen andere Uebel: Krankheiten, besonders Pest, Unfruchtbarkeit der Weiber, Diebstahl usw. Nach demselben Gelehrten [2]) herrschte die romanische Majuskel bei Glockeninschriften vom 11. bis gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts; nach G. Schönermark [3]) der obige Typus von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 14. Jahrh. Derselbe Verfasser teilt eine der obigen nach Form und Wortlaut ähnliche — nur dass die Buchstaben verzerrt sind — mit aus dem 14. Jahrh. von der Missalglocke zu St. Maximin in Merseburg.

Die kleinste Glocke hat weder Inschrift noch Jahrzahl noch Verzierungen, nur eine andere Gestalt; während ihr Umfang oben an der Krone 0,85 m beträgt, misst er unten am Rande 1,64 m.

Auch in der Filialkirche zu *Darsberg* befindet sich ein altes seit einigen Jahrzehnten zersprungenes Glöckchen. Es wiegt etwa 25 Pfund und hat oben eine nur von zwei Linien begrenzte Inschrift in gotischen Minuskeln:

---

[1]) Glockenkunde 2. Aufl. 1884, S. 44 f.

[2]) A. a. O. S. 116 not. 2.

[3]) „Die Altersbestimmung der Glocken," in der Zeitschrift für Bauwesen, Jahrg. XXXIX, 1889, H. I. II., S. 406.

✠ ave ✳ maria ✳ gracia ✳ plena. Außerdem befindet sich auf dem Mantel nur ein kleines Kruzifix; die Henkel haben die Form von geflochtenen Schnüren. Nach dem Charakter der Buchstaben stammt dieses Glöckchen aus dem Ende des 15. oder aus dem 16. Jahrh. — Merkwürdiger als dieses Glöckchen sind *die Bilder in der Kirche.* In dem Chorfensterchen ist eine Madonna auf Glas gebrannt, ohne Farben, nur die Umrisse, daneben ein Engelkopf und auf der andern Seite eine Zimmeraxt. Von sehr hohem Werte sind die Bilder auf dem der katholischen Gemeinde gehörigen Altaraufsatz; auf der Aussenseite vorn in Wasserfarben der englische Gruss, auf den beiden Seiten zwei Heilige. Während diese Bilder durch die Zeit sehr gelitten haben, so strahlen die der Innenseite in frischen Farben auf Goldgrund: Nikolaus, Sebastian, Barbara und Katharina. Die Bilder mögen aus dem Ende des 14. oder Anfang des 15. Jahrh. stammen und verdienten von Kunsthistorikern genauer untersucht und bekannt gemacht zu werden.

BÄCKER-ALPHABET AUS TÜBINGEN

MITGETEIT VON

KARL THEODOR WEISS,

KONSTANZ.

Zu Ehren dem Löblichen

Becken- (Wappen 1787) Handwerk

Neu Eingerichtetes A.B.C.

Das A und O ist Gott allein, in dessen Nahmen schieß[1]) ich ein.
Man findt in B kein besser Wort, als Brod das braucht man fort und fort.
Weil Christus ist des Lebens Brod, so werd ich leben nach dem Todt.
Lass dich das Dreschen nicht verdrießen, du wirst die Säck mir füllen müssen.
Spott keines Esels mit dem Sack, Er trägt den besten Schatz im Pack.

[1]) Einschießen = das Brot in den Ofen schieben.

Wenn dir das Fasten nicht gefällt, Mein Lad mit Brod ist überstellt.
Mein Gut gewisen halt ich Rein, und wig es nicht in Taig hinein.
Mein Handwerk steht mir trefflich an, ohn welches niemand leben kann.
Von Jugend auf in jungen Jahren, ein rechter Beck muss viel erfahren.
Das Knetten hilft aus Hungers Noth, behütt uns Herr für Kleyen-Brod.
Lust und Lieb zu einem Becken, kann einen guten Taig erwecken.
Müller müssen Mehl nur mahlen, und das Brod doch wieder zahlen.
Nahrung könt mir fehlen eben, will den Nutzen recht aufheben.
Ofen-Hitz ist mir von Nöthen, dass die Backen mir erröthen.
Mit Pasteten, Dorsen,[1]) Pfannen,[2]) auch die Weiber oft anspannen.
Qual der Höllen stellet dir, Mein Glüender Back-Ofen für.
Ruh und Rast ist ohnbekannt, unserm harden Beckerstand.
Sorgfalt muss beym Becker seyn, wenn er hitz den Ofen ein.
Wer sich wohl auf den Taig versteht, schon halb in Meisterschuen geht.
In dem Vater Unser findet man mein Handwerk recht gegründet.
Aus dem Weitzen können Becken backen schöne weiße Wecken.
Lauter X aufs Kerffholtz schneiden, Kann mein Handwerk gar nicht leiden.
Ybersatz und Übermuth, Gott mit Thränen Straffen thut.
Gott und Menschen dienlich sein, ist mein Zweck und Heil allein.

Wenn Beck und Beckin reinlich sind in allen ihren Thun und Wesen,
So kann [man] mit grosem Appetit Brod, Weck, Bretzl und Semmel essen.

Auf Papier in Glastafel 40:50 m. groß.

Das Wappen (Schrift blau) ist von zwei stehenden nach außen blickenden Löwen gehalten, und enthält die Jahreszahl, eine Bretzel und darunter einen Wecken, auf dem Schild eine Krone, den Hintergrund bildet ein Blattzweig.

---

[1]) Ein feineres Gebäck.

[2]) Fleisch mit Mehl im Backofen gebacken.

ZUNFTGEBRAUCH IN ETTENHEIM

MITGETEILT VON

KARL THEODOR WEISS,

KONSTANZ.

„Den 2. october (1757) hat Martin Jeger alſ ein Junger Kiefermeister, sein neues Meisterstück um den stock[1]) mit spilleuthen thun herumfürhen lassen, und den Reifschwenckh gehalten gott geb ihme glückh ein faſſ von 60 ohlmen."

Kiefer liedt.

Hochansenliche Heren | und frauen,
die ihr diſeſ faſſ beſchauet,
secht, betracht es aller orthen,
ob nit etwann da und dorthen,
einen feler zuefinden iſt,
gebtt an *dag zue* diſer friſt |:|

Meiſter und Knecht wir begeren,
auch sonſt niemandt wirs verwehren,
alle können her zue gehn,
umb diſ meiſterſtück zu ſehen,
wann ihr findet sagts eſ an,
einen fehler ieder mann. |:|

Weil kein fehler dan an diſem
meiſterſtück wie iſt erwiſen,
darum alles lob gebührt,
dem der solches faß geziert,
Meister werden will durch daſ,
Drum bruder also nim daſſ glaſ,
und schenck eſ voll ia recht voll ein,
dann eſ ſoll ſein geſundtheit ſein,

auch aller deren die wir ſehen,
und um unſ herum thun ſtehn,
eſ leben alle groß und glein.
Trink und schenkh mir wider ein.

---

[1]) Der Stock ist ein geschlossener Häuserblock, um den rings herum die Hauptstraße zieht.

Ey bruder dürft dich den immer,
Ia daſ macht daſ frauenzimmer,
an welche wir noch nicht gedacht,
und ihnen auch eins zuegebracht,
[weil sie in das Bett gemacht (von andrer Hand)]
Gilt den ihr Jungfrawen
Ewer geſundheit mir zu trinken anvertrauen.
Vivat.

Aus einer handschriftl. Chronik der Stadt Ettenheim von Joh. Conrad Machleid.

BÄUERLICHER SÄNGERKRIEG IN SCHWABEN.

VON

AUGUST HOLDER,

ERLIGHEIM.

Die gegenseitige Neckerei zwischen den Angehörigen verschiedener Ortschaften hat im Laufe der Zeiten gar mancherlei Blüten getrieben. In einzelnen Fällen bedeutete schon der *Name* eines Dorfes in der Fremde einen Makel für den zufälligen Bürger desselben. Dies war so bei Ganslosen und Tripstrill (über ersteres, seit 1849 Auendorf genannt, vgl. Bacmeister, Alem. Wanderungen 1867, S. 160, und Buck, Flurnamenbuch 1880, S. 79; über das andere Bacm. S. 116, Buck S. 50), deren Insassen von Dan bis Bersaba ihre Herkunft schmerzlich empfinden mussten. Unzählig sind die *Abnamen* der menschlichen Wohnstätten in Schwaben, deren ursprüngliche Bedeutung nur ausnahmsweise das eine- oder anderemal richtig ermittelt ist (das Volk erklärt sie allermeist durch neuerdachte Stichelschwänke, die wir nicht teuer zahlen). Beachtenswert dürfte das *Spottlied* sein, dessen Grundstock vielfach alt ist und das an Kirchweihen, auf Jahrmärkten, ei Vorsitzen, in Lichtstuben (Karzen), wo sich zahlreiche Bursche verschiedener Dörfer der lieben Mädchen wegen zusammenfinden, hinüber- und herübergesungen wird, wobei der augenblickliche Witz oft gar herrliche Blüten zeitigt und

„das Gsang“ nicht selten um das doppelte erweitert und bald in solchem Umfang weitergetragen wird. Setzt es in diesem Sängerkrieg hin und wieder Schläge ab, so hat das Lied seine Weihe erhalten und verschwindet nicht so bald wieder von der Tagesordnung der Straßensänger, die ihren Erfolg kurzerhand als „Fest“ bezeichnen. Ich selbst hatte vor langen Jahren als Knabe und Jüngling reichliche Gelegenheit solche Vorgänge zu beobachten, aber fand damals keine Veranlassung (oder Anleitung) den Genuss am Abend zur Erinnerung und zu späterem Nachdenken auf dem Papier festzuhalten. Und jetzt, bei besserer Erkenntnis, ist „d Katz dà Bach na“.

Das nächste Ziel des *gesungenen Waffengangs* (der eher mit dem Rückzug der geistig Besiegten als mit Faustkampf oder einer Schlacht zwischen zwei Lagern Betrunkener endigt) ist die gesellschaftliche Ehrloserklärung der Bewohner eines von mehreren Dörfern durch geflissentliche Verhöhnung seiner weltlichen und geistlichen Beamten, die aber persönlich selbst gar nicht ins Spiel kommen. Den einen wird hinübergesungen, dass sie ihren Pfarrer nicht von oben bekommen, sondern gefunden, aufgelesen hätten (nach einer Kirchenmelodie); ihnen wird herübergesungen, dass sie im ganzen Dorf nicht einen Kalender besäßen, weshalb der Schulze jeden Tag einen Besen binden, der Schulmeister dieselben zählen müsse, um nach Erreichung der Zahl 7 zu wissen, wann wieder Sonntag sei. Man singt ihnen einen Schimpf vom Bürgermeister (Gemeindepfleger) zu, der fechten gehe, und muss nachher hören, dass der eigene Heiligenpfleger (Verwalter des kirchlichen Vermögens der Gemeinde) sein Schnäpschen nur am Montag trinken könne (nachdem in solch dürftigem Betrage ein Opfervorrat wieder vorliege). Was Polizeidienern und Nachtwächtern (die zu ihrem Vergnügen anwohnen und ohne Bedenken sich einschenken lassen) nachgesagt wird, lässt sich gewöhnlich nicht mehr anhören, noch weniger andeutend niederschreiben.

Ich glaube, dass wir in unserer volkskundlichen Forschung eine wichtige Quelle geradezu unbeachtet ließen, als wir auf diesen bei uns weitverbreiteten gegenseitigen, echt stammheitlich-schwäbischen Sängerkrieg keinerlei Bedacht nahmen. *Vielleicht bedarf es nur dieser Anregung, um jene verlaufenen Wässerlein altertümlichen Lebens zu einem starken Bache zu*

vereinigen, dessen Wellen den Gang unserer Mühle wesentlich befördern dürften. — Gleichsam als klassisches Beispiel der unwillkürlichen Offenbarung des schwäbischen Witzes mit ethnologischer Bedeutung bringe ich den „*Schultes vo' Zepfa'*“ (Zäpfa', Zöpfha' = Zöpfeheim) zur Veröffentlichung, den mein lieber Freund Hauptmann a. D. Georg Jäger in Stuttgart nach landsüblichem Vorgang erweiterte. (*Seine* Beiträge zu vorliegendem Spottgedicht sind mit dem Zeichen * vermerkt.)

Hent ihr da Schultes vo' Zèpfa net gesèah?
Und ischt er net z Haus, nô ischt er im Kèa [Keller].

Der Schultes vo' Zèpfa, der hôt au a Weib,
Dia schtellt er in Gaarta, dass se d Krabba vertreib.

* He, Schultes vo' Zèpfa, komm raus für dei' Haus!
Wer gucket selt oba zum Dachlädle raus?

Drum hau-n i mein [jez hôt er sein] Goisbock uf dHeubühne dau',
Dass ander Leut sèaht, dass i au noh' Vîch hau'.“ [? sei au noh V. dau (da)].

* O Schultes vo Zèpfa, du bischt doch a Ma',
Der in alle Nöta sich raushelfa ka'!

* Und gôht em sei Goisbock vor Hunger noh' druf,
Nô schtellt er als Rindvîch sein Buaba halt nuf.

Der Schultes vo' Zèpfa hot nemlich en Soh',
Wann d'r Alt' môl schtirbt, kommt der uf da Thro'.

* Und wenn ers net länger verheba ka',
Nô hockt er einschtweila halt anderschtwo na.

* Der Alte, der hôt gar a grausiga Macht,
Ihr Manna, vor deam nemm se jedes in acht:

Der Schultes vo' Zèpfa, der füahrt a ganz Heer —
Uf seim oigene Kopf marschiert es derher.

DOKTOR FRASTUS

von

OTTO HEILIG,

KENZINGEN.

(Nachtrag zu Alemannia XXIV, 156. 157. Vgl. J. W. Wolf, Hessische Sagen Nr. 126.)

Eines Tages bekam ein Kaiser das „Bodengram“ (Podagra). Alle Doktoren und Professoren, die gerufen wurden, konnten ihm nicht helfen. Da rieten ihm seine Minister, den berühmten Doktor Frastus kommen zu lassen. Als dieser ins kaiserliche Schloss getreten war, reichten ihm die Diener die feinsten Kleider. Frastus trat vor den Kaiser und erklärte ihm, nur in seinen gewöhnlichen Kleidern helfen zu können. Nachdem sich Frastus umgezogen, trat er wieder in den Saal und verschrieb dem Kranken eine Medicin, ging aber dann rasch fort und versteckte sich. Auf das Mittel hin bekam der Kaiser 2 Tage und 2 Nächte lang solche Schmerzen, dass er fast nicht mehr leben konnte. Voll Wut schickte er seine Diener aus Frastus zu suchen und zu töten. Sie fanden ihn jedoch nicht. Nach 2 Tagen kam Frastus wieder zum Kaiser um ihm zur Genesung Glück zu wünschen. Der Kaiser erklärte ihm: wenn ich Dich gehabt hätte, wärest Du sicherlich nicht mehr unter den Lebenden. Frastus entgegnete; Das habe ich wol gewusst; aber ohne die furchtbaren Schmerzen wäret Ihr nicht gesund geworden. Der Kaiser fragte nun Frastus, welchen Lohn er begehre. Frastus verlangte nichts weiter als mit dem Kaiser in dessen Wagen eine Strecke weit fahren zu dürfen. Sofort wurden 4 Pferde an den kaiserlichen Wagen gespannt, und der Kaiser und Frastus stiegen ein. Nachdem man 1 Stunde lang gefahren war, sagte Frastus, er habe jetzt genug. Bevor er jedoch seines Weges weiter zog, befahl er dem Kutscher, die Hufe der Pferde aufzuheben. Dann zog er ein Gläschen aus der Tasche und tat auf jeden Huf und auf jeden Wagenreif ein Tröpflein Tinktur. Auf dem Wege zum Schlosse sah plötzlich der Kaiser die Hufe und die Reife im lautersten Golde erglänzen. Der Diener musste ihm erzählen, wie dies alles zugegangen war. Der Kaiser sagte: Ha, deshalb wollte Frastus keinen Lohn! Der ist reicher als ich; versteht er doch aus Eisen Gold zu machen.

ZWEI BILDERBOGEN AUS DER REFORMATIONSZEIT.

VON
JOHANNES BOLTE,
BERLIN.

Ein ehedem den Brüdern Grimm gehöriger hsl. Sammelband der Königlichen Bibliothek zu Berlin (Mscr. germ. fol. 754) enthält neben verschiedenen Liedern und Satiren des 16.—17. Jahrhunderts auf Bl. 89—92 zwei flüchtige Federskizzen von politischen Allegorien nebst dazu gehörigen Reimversen, die vermutlich von verschollenen Druckblättern kopirt sind. Das eine Bild gibt sich als Kopie eines 1524 im Schlosse Michelfeld aufgefundenen alten Wandteppichs aus, das andere scheint gleichfalls in die aufgeregten Jahre 1520—25 zu gehören. Die alemannische Mundart der Beischriften lässt vermuten, dass die gedruckten Vorlagen in Basel oder Strassburg hergestellt waren. Vielleicht gibt der nachfolgende Abdruck Anlass zur Nachweisung eines Exemplars jener Vorlagen.[1])

I.

Auf der ersten Federzeichnung (Bl. 89 b) gewahren wir vier Gruppen, die jede an einem nach dem leeren Raume in der Mitte zu laufenden Stricke ziehen: rechts oben die Fürsten und Ordensritter, links die hohe Geistlichkeit und die Bettelmönche, rechts unten ‚am vierten Zipfel' ein klagender Bauer, der sich über die Habgier der oberen Stände beschwert. Der Sinn der Darstellung wird erst klar, wenn wir eine Stelle des 1521 im Elsass geschriebenen ‚Dialogus zwischen aim pfarrer und aim schulthaiß' (Schade, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit 2, 154. 1857) vergleichen, in der der Bauer den Geistlichen ebenfalls ihren unersättlichen Geiz vorwirft: ‚Ir hond schon drei zipfel am bett, und wann got der herr und der frum Luther lenger geschlafen und zů gesehen hettend, so het ir den vierten zipfel auch gar bald überkumen.' Hiernach müssen wir annehmen, dass in der Mitte des Bildes eine

[1]) In Drugulins historischem Bilderatlas (Leipzig 1867) sind sind sie nicht zu finden. Leider mangelt uns ein umfassenderes Verzeichnis geschichtlischer und kulturhistorischer Flugbilder, wie es F. Muller (De nederlandsche Geschiedenis in Platen, Amsterdam 1863 - 1882) für die Niederlande geliefert hat.

Bettdecke dargestellt war, deren Zipfel jene vier Parteien an sich zogen. Die einzelnen Gestalten sind durch beigeschriebene Namen und Spruchzettel mit Nummern gekennzeichnet; den Nummern entsprechen auf Bl. 94a die nachfolgenden Spruchverse. Die Anordnung der Figuren mag ein Schema verdeutlichen:

2	1	3	7
4	9.10	5. 6.	8

1. *Bapst.*
Min schlussel sind zerstreut so wyt,
ich ken ouch kum min eygen lyt;
vß nidt vnd gytt wachst dyser stryt.

2. *Cardinal, munch vnd pfaffen.*[1]
All vnnser anschleg, rat vnd gedicht
ist vff den vierten zipffel gericht;
wir nemen vnd ferdienen nicht.

3. *Fürsten, Closter, Benedickter, Johanniter, tutschen herren.*
Dry zypfel wir zů forthel hand:
wer mag vns dun wyderstand!
wir ziehen aus vmb lyt vnd land.

4. *Vier bettel örden.*[2]
Wir wend so lang drachden vnd sinnen,
das wir den zypfel ouch gewinen;
der sagck am boden thůt stetz rinnen.

5. *Bur am fierden zypfel.*[3]
Vß minem gůt sind sy worden herren,
nun wend sy mir das min ouch werren:
wer wyl zů lest die all erneren!

6. *Frouw mit dem kint.*[4]
Das mieß gotz giete vnd barmung walten,
das ich nit mag ein zypfel behalten:
die seyl vnd bendel dunt alls spalten.

7. *Maltzen.*[5]
Lost dysen zypfel du ouch noch,
wer wyl arm lyt erziechen doch!

---

[1]) Auf dem Bilde steht: Cardinal, bisohoff, dumher, pfarer, sygrist.

[2]) Auf dem Bilde: Allerley minch, nunen. — Neben ihnen steht ein großer Geldsack mit einem Risse.

[3]) Auf dem Bilde: Bur.

[4]) Auf dem Bilde: Burin.

[5]) Auf dem Bilde: Zwey laserus man vnd wib, betler.

8. *Weyssen kind.*[1])
Wan vnß der gemein man hilff verseyt.
gybt wenig vnß die geystlicheyt.

9. *Ein alter wyser.*[2])
Es mags warlich die lenng nit geben,
Das ir nach zitlichem stetz dunt streben;
sich ergert mancher mensch darneben.

10. *Pfarher.*[3])
Wer weyß, waß darus wirt zů lest!
mancher zeucht sich selbr vß seim nest!
gemechhlich důn wer das best.

II.

Die auf Bl. 93b enthaltene Zeichnung zeigt einen Königsthron, zu dem mehrere Schweine emporklettern, nachdem sie den Fußschemel umgeworfen haben. Die Gerechtigkeit wendet sich von diesem Anblicke ab, während die Weisheit schläft und sich nicht durch Warnungsrufe erwecken lässt. Auf Bl. 92a steht folgende Erklärung von einer jüngeren Hand des 16. Jahrhunderts: „Diße figur mitt ihren darzu gehörigen reimen sindt von einem aldten tebich vff tapitzerey, vor hundert jahren ohn gefehrlich gewürckt vnd im schloß Michelfeld am Rein zu Mittfasten Anno 1524 gefunden, abgemahlt, zeigen ahn, was die altten der ietzigen leüff halben, so sich täglich ereügen, in ihrem verstand gehabt vnd heimlich bey sich behaltten haben.

Ich bin die Betrügnuß —
Ich bin die Frumbkeitt. —

Mitt list meiner behendigkeitt
hab ich bracht die gerechtigkeitt
mitt sambt der vernunfft vnd wahrheit
zu meiner vnderthänigkeitt.

Derselbe Schreiber hat auf Bl. 91a die auf Bl. 90a enthaltenen Begleitverse des Bildes noch einmal wiederholt. Ich gebe sie in den älteren Sprachformen des ersten Schreibers.

a. (eine alte Frau mit Stock.)
Tochter wach, gebruch dich rechter maß,
e das die mor den stul vmb stoß!

---

[1]) Auf dem Bilde: Weysen kind.
[2]) Auf dem Bilde: Der alt.
[3]) Auf dem Bilde: Pastor.

b. (eine Eule.)
Wach, wyßheyt, vnd hab vff mich acht!
was nit dags sin mag, sy by nacht.

c. (ein anderer Vogel.)
Vffsatz, beschis, geschwetz, vndrüw
verderbt all land vnd mert die süw.

d. (eine schlaffende Frau, die Weisheit.)
Wyßheyt heyß ich vnd müß jetzt schloffen,
san gerechtikeyt wyl niemant strofen.

e. (ein seitwärts stehender Mann.)
Nit wunder, das fyl moren sind,
syt wyßheyt schlofft vnd recht ist blint.

f. (ein Schwein, das aus einem umgestossenen Kübel Aepfel frisst.)
Wyr wend diß metten nit verligen,
dis schmegt mir baß dan vnser klygen.

g. (ein großes, zum Throne emporkletterndes Schwein, das einen Bischofsstab schultert.)
Wyßheyt vnd recht blind schloffen ligen,
des wyl ich in den stůl abstygen.

h. (ein emporkletterndes Schwein.)
Erst wurt sich machen vnser v̊l,
wan wir ergryffen bas den stůl.

i. (ein emporkletterndes Schwein.)
Muter, styg fur, den bytz behalt,
so komen wyr ouch zů gewalt.

k. (ein Knabe, der sein Wasser abschlägt.)
Waß wyl darus zum letsten werden!
die suw wend herschen gantz vff erden.

l. (ein seitwärts gegenüber e stehender Astronom.)
Loß sy all sagen, was sy wend!
eigen nutz bricht all regiment.

m. (eine sitzende Frau, zur Weisheit hingewendet.)
Dochder, mit rot all ding bedenck!
die suw wend stigen vff die benck.

n. (die durch Augenbinde, Schwert und Wage kenntliche Gerechtigkeit reitet auf einem Krebse davon.)
Min naß ist khrumm, min schwert nit schnitt,
in anschleg ich vff crepsen rydt.

VARIARUM NATIONUM PROPRIETATES.

MITGETEIT VON
JOHANNES BOLTE,
BERLIN.

Leicht zu ladene Gäst.

Ein Wahlen zum Salat,
Ein Schwaben, da man Sträuble hat,
Ein Schweitzer zu einem Käß,
Ein Bayer zu der Aderläß,
Ein Tyroller zu Nudl und Nocken,
Ein Allgayer [zu] süsse[r] Milch und weis Brocken,
Ein Sahsen zum Speck und zum Schüncken.
Darffst nit vil bitten oder wincken:
Zuletzt wöllen all sauffen und nit trincken.

Andreas *Sutor*, Latinum Chaos; Augspurg 1716. S. 113 (Cibus Nr. 101).

EIN ORIGINELLER LEICHENDICHTER.

VON
PAUL BECK,
RAVENSBURG.

Der leider immer wieder trotz aller Warnungen vorkommende Fall, dass junge Leute hauptsächlich aus dem weiblichen Geschlechte in Folge übermäßigen *Tanzens* und zu starken Schnürens ein jähes Ende nehmen, ist namentlich in Oberschwaben nicht so selten und scheint früher noch viel häufiger vorgekommen zu sein. Wenigstens wird in den (i. J. 1839 erschienenen, sogar mit Melodieen versehenen) „Grabliedern“ des bekannten originellen Kirchdorfer Pfarrherrn *Michael Jung* (gb. zu Saulgau 1806 und 1858 in Tettnang). — das waren gereimte, vornehmlich die Krankheit des Verstorbenen behandelnden Leichenreden, welche der Pfarrer bei der Beerdigung nach bekannten Melodieen auf den Gräbern zu großer Befriedigung für die Leidversammlung herabsang — diese Todesart mehrfach aufgeführt; und er beklagt sich zum öfteren über das Ueberhandnehmen dieser Tanzwut, sowie darüber, dass sich die jungen Leute diesem Vergnügen ohne alles Maß hingeben. Wohlmeinend und warnend ruft er seiner Gemeinde zu:

Denn nur ein Thor voll blinder Wuth
Kann so mit leichtsinnvollem Muth
Dem Tod entgegen*tanzen!*

Wohl gönnt er der Jugend jedes erlaubte Vergnügen, auch den Tanz; nur warnt er vor Uebermaß. Trotz seiner gutgemeinten Warnungen müssen die Grablieder einige Male junge Leute beklagen, „die sich zu Tod tanzten“. In einem derselben malt er uns ein Mädchen, schön, lebenslustig, die „so prächtig tanzte, dass die Tochter der Herodias nicht schöner tanzen konnte“ oder, wie man im „Oberland“ zu sagen pflegt, „wie der Lump am Stecken tanzte“. Alles riss sich einst bei einer der bekannten, von Sailer, Waitzmann u. a. besungenen, von Joh. B. Pflug gemalten oberschwäbischen Bauernhochzeiten um diese „Tochter der Herodias“, sie musste die ganze Nacht fort und fort tanzen und kam nicht zum Ausruhen. Endlich musste sie heim:

„Sie machte endlich sträubend los
Sich aus dem Arm der Tänzer,
An Kopf und Hals und Armen blos,
Und unter'm Arm den Spenzer.“

So trat sie, furchtbar erhitzt und erregt, hinaus in den heftigen Wind, der anfangs als Kühlung willkommen war, bald aber ihr den „Spenzer“ aufnötigte. Es war zu spät! Sechs Strophen hin zieht sich ein auf eine Erkältung alsbald eintretendes immer mehr sich steigerndes und gefährlicher werdendes Fieber hindurch, bis endlich die Arme ihre Tanzwut mit einem frühen Tode büßen muss! Ebenso ein junger Mann, der am Kirchweihfest 14 Stunden lang tanzte, und zwar mit unsinniger Hast.

„Denn ach! er tanzte so geschwind
Dahin in Langauszügen,
Als durch den Zug von Sturmeswind
Die leichten Schwalben fliegen,
Allein der Mensch ist keine Schwalb'.“

In 2 Strophen wird seine gewaltige Aufregung und sein Aussehen gehörig drastisch ausgemalt. Obendrein löschte er den brennenden Durst reichlich durch „Getränke voll der Kälte“. Nur eine Ohnmacht konnte seinem Tanzen ein Ziel setzen. Andern Tags stellt sich aber ein böser Husten ein, welcher zu Auszehrung und Tod führt. Am Grabe kann

dann der biedere Pfarrer nicht umhin, solche Leidenschaft als Verrücktheit zu bezeichnen und stellt ihr ein Musterbild sittigen Tanzes gegenüber:

„Es tanzen zwar die Waisen auch,
Doch nur sich langsam drehend,
Sie tanzen mit Vernunftgebrauch
Und nur vorübergehend.“

Nicht blos gegen die Tanzwut, sondern auch neben vielem anderen gegen das Duellwesen wendet sich dieser jedenfalls originelle geistliche Hirte; nur empfiehlt er ein etwas sonderbares Ersatzmittel für dasselbe. In dem Grablied über einen im Zweikampf gefallenen Studenten rät er nehmlich der akademischen Jugend allen Ernstes:

„Und habt ihr etwas abzumachen,
Was eure Ehr' nicht leiden kann,
So kämpfet nur, wer länger wachen
Und länger nüchtern bleiben kann!“

ANZEIGEN UND NACHRICHTEN.

J. Studer. Schweizer Ortsnamen. Ein historisch-etymologischer Versuch. Zürich, F. Schultheß, 1896. 288 S. 8°. — 3,60 M.

Der Verfasser will hier ein bequemes Nachschlagebuch für jedermann bieten, der sich über Schweizer Ortsnamen befragen möchte. Vollständigkeit wollte er nicht erstreben, da Vieles noch dunkel sei, da es dagegen keinen Zweck habe Selbstverständliches zu erklären und da endlich der vom Verleger angesetzte Umfang der Arbeit nicht allzusehr überschritten werden durfte. In der Tat lässt sich für den Einzelnen Vollständigkeit kaum erreichen. Was vereinte Kräfte leisten können, das hoffe ich zu zeigen, wenn ein bisher nur zwischen einem strebsamen Verleger und mir geplantes Unternehmen Wirklichkeit wird. — Die ersten 40 Seiten von Studers Büchlein bilden den „historischen Teil“, eine gedrängte Abhandlung über den Anteil der verschiedenen alten Völkerschaften aus der Namengebung auf Schweizer Boden. Es werden nach einander Kelten, Rätier, Römer, Alemannen, Burgunder, Sarazenen behandelt. Wenn Studer es merkwürdig findet (S. 13), dass auch Ortschaften (nicht nur Berge, Wasser, Wälder) in großer Zahl keltische Namen tragen, so wird wol daran zu erinnern

sein, dass viele Namen bewohnter Orte nichts anders sind als alte Flurnamen, die doch zum Teil zum ursprünglichen Sprachgut gehören. In den Rätiern scheint die Urbevölkerung aufgegangen zu sein. Bei uns rechts des Rheins können wir sie weniger genau verfolgen; jedoch halten wir dafür, dass sie nach den körperlichen Eigenschaften des Bergvolks zu urteilen, nicht mit den Etruskern, die ja groß und blond sein sollen (18), zusammengeworfen werden kann. Richtig ist es, den Namen der Alemannen nicht von *alah* = Heiligtum abzuleiten (25). Zu berichtigen ist dagegen was S. 32 über die „Zersetzung der lateinische Sprache“ und von der „verdorbenen Sprache“, d. h. dem mundartlichen Latein, gesagt ist. Die „Zersetzung“, d. h. das verschiedenartige Volkslatein, hat bekanntlich lange vor der Völkerwanderung bestanden, es war auch nichts Verdorbenes, denn es ging nicht aus dem Kulturerzeugnis der römischen Schriftsprache hervor, sondern neben ihr her. Am Schlusse des geschichtlichen Teils hätte übrigens Studer nicht nötig gehabt beschiedentlich an Petrarkas Loosspruch aus Augustins Bekenntnissen zu erinnern, denn seine Arbeit bietet einen bei aller Knappheit doch umfassenden und klaren Ueberblick über das ganze reiche Feld.

Mit dem etymologischen Teil zu rechten ist schwer. Eine Auswahl kann man leicht ergänzen, ferner erlaubt die vielfache Unsicherheit der Namenkunde noch häufig verschiedene Deutungen. Ich will auf gut Glück Einiges herausgreifen. Bei *Aesch* wäre doch an got. *atisk* = Saatfeld und dessen Herleitung von *itan* = essen zu erinnern gewesen. — Es will mir gar nicht einleuchten, das der Bieber bei Ortsnamen wie *Biber*, *Biberbruck* nur zu allerletzt in Betracht kommen soll. — *Gieshübel* leitet Studer wie auch das Schweizer Id. von *kis* = Kies ab. Tatsächlich kommt auch z. B. am Altrhein bei Erfelden in Hessen die Form *Kisshiuwel* = Kieshübel vor; allein auf alemannischem Gebiet, wo der Flurname häufiger ist, lautet er stets *Gissibel*. Mit *gießen* kann er des *ĭ* halber nichts zu tun haben, auch ist meist kein Wasser vorhanden; allein ebensowenig gehört der Name zu *Kies*. Auch *Bohnenberger*, Festschrift f. Sievers, 364 lässt die Frage offen. Lautlich scheint aber nur Eins möglich zu sein, nämlich die Zusammenstellung mit mhd. *gis* = Schaum zu *jesen*, *gesen* und *gern*. Wahrscheinlich deutet der Name die lockere, gewissermaßen

schaumige Beschaffenheit des Bodens an. — In *Gottlieben* eine „slawische (!) Form Leob oder Leub“ zu suchen oder die Deutung „gut Bleiben“ zuzulassen ist durchaus verfehlt. Zunächst muss an einen deutschen Personennamen gedacht werden, dessen zweiter Teil zu got. *liubs* oder auch *liban* gehört. — *Hagenbuch* als „Buchwald des Hagano“ zu erklären heißt die Kirche ums Dorf tragen, denn jeder kennt die Hain- oder Hagenbuche, mhd. *hagenbuoche*, so benannt, weil sie zu lebenden Hecken, Hagen verwendet wird. Studers irrige Deutung fällt um so mehr auf, als er gerade darunter *Hagenwil* und *Hagnau* zu *hag* = Hecke stellt, während doch hier viel eher an einen Personennamen zu denken ist. — Warum soll nicht *Ibach* ebensogut wie *Iberg* seinen Namen von der *Eibe* haben? — Dass *Kumme* = rom. *cumba*, lt. *concavus*, und *Gumme* dasselbe, ist nicht ausgemacht. Vielmehr scheint an der mundartliche Nebenform *gumme* zu mhd. *guome*, *goume* = Gaumen, zu χαῦνος, χάος = klaffend, Kluft zu erinnern zu sein. — *Stockhorn* nach Studer von den Dörfern Ober- und Unter-Stocken, diese „nach den bei Waldrodung gebliebene Baumstöcken genannt.“ Bei menschlichen Wohnungen ist sicher an *Stock* = Stockwerk, Holzhaus, Blockhaus zu denken. — *Ufenau* hat wol nichts mit *Ubo* und *uobo* zu tun: wol eher mit mhd. *ûfe* = Höhe und *ûf, ûfen* oder etwa *ûfe* = Nachteule, Uhu. — Warum soll die volkstümliche Ableitung des Namens *Uri* vom Ur, Auerochs nur soviel Wert haben, wie die Berns vom Bären? — *Wag*, Woog, bes. häufig in Rheinfranken, deutet schwerlich die *wag*rechte Lage an, sondern gehört zu *wegen* = sich bewegen. Also urspr. *bewegtes* Wasser, dann Wasser überhaupt und schließlich auch stilles Wasser, Teich. — Es ist nicht glaublich, dass im alemannischen Land, wo altes *î* erhalten ist, *Weiningen* von ahd. *wini* mit *ĭ* kommt, das doch gar keine Ursache hatte sein *ĭ* zu diphthongiren. — Diese unbedeutende Auslese mag zeigen, dass wol noch Manches zu bessern wäre. Es finden sich in Studers Büchlein neben durchaus einleuchtenden und überraschend richtigen Deutungen auch viele zweifelhafte und unrichtige. Möge eine zweite Auflage Gelegenheit zu gründlicher Nachlesung geben. Doch wird jeder auch jetzt aus dem Buche reiche Belehrung und Freude schöpfen, wenn ihm anders an den Benennungen unsrer Allmutter Erde etwas liegt.

Freiburg i. Br. FRIDRICH PFAFF.

Im Verlage von P. Hanstein in Bonn erschienen früher:

Zur deutschen Volkskunde I. Badische Volkskunde von **Elard Hugo Meyer**. 1894. —.50

— II. Volkstümliches aus **Meiderich** (Niederrhein) von **Karl Dirksen**. 1895. 1.—

— III. Volkstümliches aus Schapbach in Baden von **J. J. Hoffmann**. 1895. 1.—

— IV. Volkskunde von Siegelau (Baden) von **A. Goetz**. 1897. 1.—

— V. Volkstümliches vom Siebengebirge von **Dr. F. Schmitz**. 1897. 1.—

Publikationen aus der rheinischen Geschichte.

1. **Hesse**, Werner, Geschichte der Stadt Bonn während der französischen Herrschaft (1792—1815). 1879. 6.—
2. **Ropertz**, Quellen und Beiträge zur Geschichte der Benediktiner-Abtei des hl. Vitus in M.-Gladbach. 1877. 3.—
3. **Schwann**. Sanitätsrath Dr. Fr. J., Der Godesberg und die Ara Ubiorum des Tacitus in ihrer Bezieh. zu d. Castra Bonnensia. 1880. 1.50
4. — Wo war das Lager der ersten und zwanzigsten Legion zur Zeit des Germanikus? 1881. —.50
5. **Scheibler**, Dr. J., Die anonymen Meister und Werke der Kölner Malerschule von 1460—1560. 1880. 1.50
6. **Hesse**, Der grosse Brand des kurfürstlichen Schlosses zu Bonn am 15. Januar 1777. 2. Aufl. 1882. —.30
7. **Floss**. Prof. Dr. H. J., Zum Clevisch-Märkischen Kirchenstreit. (Eine Erinnerung aus der früheren Geschichte des Kulturkampfes.) 1883. 1.20
8. Der Zug der Freischärler unter Kinkel, Schurz und Annecke, behufs Plünderung des Zeughauses in Siegburg. Nebst Kinkel's Vertheidigungsrede vor den Assisen in Köln. 2. Aufl. Bonn 1886. —.50
9. **Eiflia sacra** oder Geschichte der Klöster und geistlichen Stiftungen etc. der Eifel, zugleich Fortsetzung resp. Schluss der Eiflia illustrata von **Schannat-Baersch**. Bearbeitet von **Carl Schorn**. 2 Bde. Mit Karte der Eifel u. Registerband. Bonn 1887/92. 27.—
10. **Schorn, C.**, Geschichte der Probstei Apollinarisberg bei Remagen (Sep.-Abdr. a. Eiflia sacra). Bonn 1888. —.50
11. **Drouven, G.**, Die Reformation in der Kölnischen Kirchenprovinz zur Zeit des Erzbischofs und Kurfürsten Hermann V., Graf zu Wied. 1876. 6.—
12. **Birck**, Der Kölner Erzbischof Dietrich Graf von Moers und Papst Eugen IV. 1889. 1.50
13. **Plönnis**, Die Geschichte des Stiftes Münstereifel sowie der übrigen Kirchen und Klöster der Stadt. 1891. 1.50
14. **Bonner Archiv**, Monatsschrift für die Geschichte Bonns und Umgegend. V. Jahrg. 1893. Jährlich 12 Nummern. 2.-
15. **Urkundenbuch** des Stiftes St. Gereon zu Köln, v. Dr. P. **Joerres**. Mit 4 Abbildungen und Karte. 1896. 18.—
16. **Scheins, Dr.**, (Kgl. Gymnasialdirektor,) Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Stadt Münstereifel und ihrer Umgebung. I. Bd. in 2 Theilen. 1895. 9.—
17. **Koenen, C.**, Gefässkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden, mit 590 Abbildg. 1895. 6.—

18. **Rheinische Geschichtsblätter.** Zeitschrift für Geschichte, Sprache und Alterthümer des Mittel- und Niederrheins, hrsgb. von **Minjon** u. **Koenen.** Monatsschrift. Jährlich. 4.—

19. **Norrenberg,** Dr. P., Die hl. Irmgardis von Süchteln. Mit Porträt und Biographie des Verfassers. 1894. 1.—

20. **Nolten-Chorus,** Archäolog. Beschreibung der Münster- und Krönungskirche in Aachen nebst einem Besuch über die Lage des Palastes Carls des Grossen. Neuer Abdruck mit Zusatz von Chorus. 1886. 1.—

21. **Becker,** J., Die Eifel vom historischen und kirchl. Standpunkte. 1893. 2.—

22. **Becker,** J., Geschichte der Pfarreien des Dekanates Blankenheim 1893. 6.—

23. **Waeles,** Nicolaus Becker, „Der Dichter des Rheinliedes" 1896. 1.50

24. **Schmitz,** der Neusser Krieg. 1896. 2.—

25. **Dirksen.** Volksthümliches aus Meiderich (Niederrhein). 1895. 1.—

26. **Schmitz,** Volksthümliches vom Siebengebirge. 1897. 1.—

27. **Kaufmann** P., Zur Geschichte der Familie Kaufmann aus Bonn und von Pelzer aus Köln; Beiträge zur rhein. Culturgeschichte.

Im Druck befinden sich:

Dürrwächter. Die Gesta Caroli Magni. Ausgabe mit Abhd. über die ungedruckte Schottenhandschrift von G. in Regensburg. Circa 15 Bogen stark.

Bonner Beiträge zur Anglistik, Herausgeg. v. Prof. Trautmann.

Unter obigem Titel erscheint eine Anzahl von Abhandlungen und Ausgaben verschiedener Verfasser auf dem Gebiete der Anglistik.

In Vorbereitung sind:

I. Cynewulf. Untersuchungen über seine Werke und sein Leben, von Prof. Dr. M. Trautmann.

II. Die alt- und mittelengl. Bearbeitung der Distichen Cotonis, von Prof. Dr. M. Förster.

III. Altengl. Verslehre, von Prof. Dr. M. Trautmann.

IV. Die altengl. rätsel, herausgegeben und erläutert, von Prof. Dr. M. Trautmann.

V Die altengl. Trojasage von Dr. Wülfing.

Ferner befindet sich im Druck:

Das Buch Weinsberg, Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert, bearbeit. von Höhlbaum und Dr. Lau.

Band III und IV bearb. von Dr. Lau.

Band I und II bearb. von Dr. Höhlbaum, erschien 1885/87.

Dieses Buch ist eine Hauptquelle der Kölner und rheinischen Geschichte, da der Rath Weinsberg alles was sich in jener Zeit ereignete mit der grössten Genauigkeit aufzeichnete.

ALEMANNIA.



Zeitschrift

für

Sprache, Kunst und Altertum

besonders des

alemannisch-schwäbischen Gebiets

begründet

von

†Anton Birlinger

fortgeführt

von

Fridrich Pfaff.

XXV. Jahrgang.

II. Heft. (Ausgegeben am 20./12. 1897.)

Bonn 1898.

P. Hanstein's Verlag,

Franziskanerstr. Nr. 6.

3 Hefte bilden einen Band (Jahrgang). Preis 6 M.

Inhalt.

Sendungen für die Alemannia wolle man richten an Dr. F. Pfaff, Bibliothekar an der Hochschule zu Freiburg i. B, oder an die Verlagsbuchhandlung von P. Hanstein in Bonn.

VOLKSTÜMLICHES AUS VÖGISHEIM IM BADISCHEN MARKGRÄFLERLAND.

VON

ALBERT HAASS,

MÜLLHEIM.

Ortsname: Vögisheim (Vöögese, Veegese).[1] — Vegisheim 1428, Vägensheim 1444, wol = Heim des Vogo (Vokko).[2] — Politisch selbständig, kirchlich zu Auggen gehörig. Marktverkehr nach Müllheim.

Flurnamen: Binsengraben. Oberer, unterer, hinterer Brühl (Br*üə*l). Brüniger. Eichwald. Grabenstück. Grundacker. Holdern. Unter der Holdern. Hungerbuck. Hintere, vordere Hutmatt. Kähnelacker (Chäänelager). Kirchweg (Ch*i*lchwääg). Kirschengarten (Chr*iə*segaarde). Kohlacker. Östl., westl. Krottenstollen. Lausbrunnen (Liisbr*ü*nl*i*). Leuenacker. Mieding (M*iə*d*i*g). Neues Feld. Oberer, unterer Neuenberg. Neumatt. Rappenboden. Oberer, unterer Rappenweg. Rebstall. Renken. Riedmatt. Hinteres, vorderes Ries. Rotacker. Rüttacker. Rütti. Sauren (Suur*i*). Oberer, unterer Schiltig. Seiler. Hintere, vordere Sonnhohlen. Straßburgeracker. Tränkacker. Weierle. Zinsreben. Obere, untere Zizingermatt.

Wegnamen: Riesgass. Kaibgass, zum ehmaligen Wasen führend. Großgass. Josengass. Rappenweg.

---

[1]) Zur Aussprache der Mundart: a neigt zu offenem o hin, ä zu a. Wo ein Vokal kursive Form hat, ist er jedenfalls offen zu sprechen, wie z. B. stets das *i* in der Verkleinerungssilbe l*i*, wo er einen ′ hat, geschlossen. *iə*, *uə*, *üə* ist offenes i, u, ü mit nachklingendem dumpfem e (ä). Sonst bleibt das kurze, dumpfe e (ä) unbezeichnet, wie z. B. gleich zweimal in dem Wort Vöögese. Doppelschreibung eines Vokals bedeutet Länge. Ch ist Kehl-, r Zungenlaut, b, d, g, f, v, s, sch sind stimmlos.

[2]) Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn Archivrats Dr. Krieger.

Bachnamen: Ein kleiner, im ganzen ³/₄ St. langer Bach, der bei Rheinthal entspringt und bei Müllheim in den Klemmbach mündet, heißt Mühl*i*bach von Rheinthal bis zur Mühle hinter V., Wed*i*bach von der Mühle bis zum Dorf, Bach im Dorf selbst, Weier*i*bach vom Dorf bis zur Mündung in den Klemmbach.

Nur mundartliche, nicht amtliche Bezeichnungen sind: Chämedager für ein etwa 1 Morgen großes Feld, wo Leuenacker und Holdern zusammenstoßen. Bfafehölzl*i*, ein Stück Wald im Gewann Kohlacker. Verglichsfäld, auch Amerika genannt, ein Teil des Gewanns Neues Feld. Vögisheim gehörte ehemals mit einem Teil zur Herrschaft Sausenburg, mit dem andern zur Herrschaft Badenweiler. Daher rührte eine Ungleichheit der Ober- und der Unterbächler im Anrecht an den Wald, die bis Ende der 30er Jahre andauerte. Damals wurde dann ein Stück Wald ausgerodet, daher Amerika, und das so gewonnene Feld zur Beseitigung der Ungleichheit benutzt, daher Verglichsfeld.

Familiennamen:[1]) Bernhard, Danzeisen, *Gebhard*, Gimbel, Hechler, Henn, *Heller*, *Hurst*, Hunziger, Joner, Kallmann, *Koger*, *Maler*, *Kriek*, Nussbaumer, Riedlin, Scholer, Schwarzwälder, *Steinbrunner*, Schumacher, Schanzlin, Sichler, Walliser, *Weber*, *Wenger*, Würmlin, Zapf, Zimmermann.

Taufnamen: a) der Bürger: *Ernst*, *Friedrich*, *Jakob*, *Johann*, *Karl*. Albert, August, Dietrich, Fritz, Georg, Gustav, Hermann, Jeremias, Matthias, Michael, Vincenz, Wilhelm. — Ernst Friedrich, Georg Friedrich, Johann Georg, Johann Jakob, Karl Friedrich.

b) der Schulknaben: *August*, *Ernst*, *Friedrich*, *Hermann*, *Karl*, *Wilhelm*. Adolf, Albert, Emil, Georg, Jeremias, Johann, Matthias, Nikolaus. — Ernst Friedrich, Johann Georg, Johann Jakob, Karl Friedrich.

Doppelnamen ohne Familiennamen zur Bezeichnung Erwachsener wie der Ch*uə*redhans, eigentlich Konrad Hans Kallmann, oder s' Ch*uə*redhanse Hälm*i* u. a. sind kaum mehr im Gebrauch. Auch sonst *hört* man Doppelnamen selten mehr.

Doppelnamen erster Art aus Bischoffingen a. K. aus den 60/70er Jahren: Hanəmaard*i*, Häinerhans, K*uə*dl*i*hans, Ph*i*l*i*b-

---

([1] Die kursiv gedruckten sind die häufiger vorkommenden

jobeg, und dann s' Hansmaardi*s* Jergfr*ii*der, s' Häinerhanse Häiner, s' K*uə*dl*i*hanse Jobegmaard*i* u. a. Sonstige: Hansjerg, Hansjobeg, Hansfr*ii*der, Jergjobeg, Jergm*i*chel, Karlfr*ii*der.

Hausbau und Dorfanlage: Das Dorf ist ein geschlossenes. Das Wohnhaus steht bald breit bald schmal zur Straße. Scheune und Stallung sind meist getrennt vom Wohnhaus. Die einstöckigen Häuser herrschen vor. Man betritt das Haus in der Regel von der breiten Seite. Einige Treppenstufen führen in den Hausflur, aus diesem öffnet sich nach der einen Seite eine Tür in das Wohnzimmer mit danebenliegendem Schlafgemach, nach der andern in eine Kammer, und gerade aus gehts in die Küche. Eine Holztreppe vom Flur aus verbindet den unteren Teil des Hauses mit dem oberen, den Speichern (de B*üü*n*i*ne, Einz. der B*üü*n*i*).

Volkstracht: Die Frauen fast ohne Ausnahme, nicht mehr so allgemein die Mädchen, tragen Sonntags ihre Markgräfler Kappen und schwarze Schürzen, die Mädchen meist weiße sog. Halstücher, die sie über der Brust kreuzen und auf dem Rücken knoten. Die Mädchen flechten zu dieser Tracht das Haar hinten über schwarze Bänder, die, oben schmäler, unten breit, fast bis zum Boden reichen; die Frauen tragen es aufgesteckt. Übrigens sind auch die Markgräfler Kappen von jeher der Mode unterworfen gewesen, besonders in Hinsicht auf Länge, Breite und Stellung der Kappenflügel, Lädsch genannt, sowie auf Länge der an ihren Enden herabhängenden Fransen.

Nahrung: Es gab früher und gibt mehr oder weniger noch jetzt einen feststehenden Speisezettel für die Hauptmahlzeiten jedes Wochentags. Sonntag und Donnerstag hießen die Fleischtage, Mittwoch und Samstag die Mehltage. Dabei kam Sonntags jedenfalls Rindfleisch oder Speck mit Sauerkraut auf den Mittagstisch, am Montag gabs das Gleiche noch einmal, gewärmt. Der Dienstag brachte Úusgmachds, d. h. weiße Bohnen, Erbsen, Linsen, gewöhnlich mit Speck, der Mittwoch Knöpfle. Am Donnerstag waren grüne oder dürre Bohnen in den Hülsen, grüne Erbsen, auch gelbe Rüben an der Tagesordnung und dazu Hame (Schinken), oder Schüüfel*i* (Schulterblatt des Schweins), am Freitag das Gleiche, wieder gewärmt. Am Samstag endlich wurde gewöhnlich gebacken; da bildete der Ch*uə*che oder Wäăie mit Kartoffeln in saurer Brühe den Hauptbestand des Mittagsmahls.

Außer mittags wird morgens gegessen — gew. Suppe, Kaffe; es wird z'nüüni gnoo — der Hauptsache nach Brot, z'oobe gäse — Brot, Käse, und z'naachd gäse — Kartoffeln, Milch. In Zeiten, wo strenge gearbeitet wird, gibt es auch vor dem Frühstück schon einen Schnaps und um 2 Uhr mittags einen Becher Wein. Als Getränk kommt fast zu allen Mahlzeiten Wein, in neuerer Zeit auch vielfach Bier.

Beschäftigung: Landwirtschaft, besonders Weinbau.

Kinderreime:

Aneli, läng mer s' Giigli aabe,[1)]
I wil der e Dänzli mache.
Z' Baasel ufem Bluəmeblaz,
In den änge Gase,
Danzd e Bäär un s' gigd e Fux,
Schlechd[2)] en Eeseli Drume:[3)]
Ali Diərli, wu Fääderli hän,
Sole an d' Hochzid chume.
Sole d' Äseli[4)] midene bringe,
Sole d' Schdüəli[5)] an d' Füüdeli[6)] binge.[7)]
Äi so schlaa der Gugug drii,
Was sol daas für e Hochzid sii!

Tannenkirch.

Die Müllheimer Fassung hat:

Bääbeli, läng . . .
—
—
—
Bfiifd e Hääsli, danzd e Fixli,
Schlaad en Eeseli Drume:
Ali Diərli, wu Wäädeli[8)] hän
u. s. w.
. . ans Fiideli binde. —

Jisehändler, Wääberchnächd
Danze mider Gréede;
Wän i dreimool ume bii,
Se hool i d' Lísebéede.

[1)] läng aabe = hol herunter. [2)] = schlägt. [3)] = Trommel. [4)] Verkleinerungsform für Essen. [5)] = Stühlchen, was [6)] Füüdeli heißt, ergibt sich dann von selbst. [7)] = binden. [8)] = Schwänzchen.

Lisebéede häis *i*,
Hübsch*i* Mäidel*i* wäis *i*,
Rood*i* Sch*üə*l*i* draag*i*,
100 Gulde vermaag *i*;
100 Gulde isch n*i*d gn*uə*,
S'ch*u*nd e schöne Chnaab derz*uə*.

Tannenkirch.

Anemeil*i*,[1]) Zugerdeil*i*, ch*u*m, mer w*e*i go chrodme[2])
Haaselnus un Boone,
Haaselnus un gr*iə*ne Chlée;
Un s' Anemeil*i* isch ké Jumbfere mée.

Tannenkirch.

Hobsa, Liisel*i*, l*i*bf der F*uə*s,
Wän *i* m*i*der danze m*uə*s.
M*i*der danze maag *i* n*i*d,
Wän de der F*uə*s n*i*d l*i*bfe w*i*d.

Müllheim.

Anel*i*, Susanel*i*,
Nim du e Zimermaa;
Er bouder jo e Hiisel*i*,
E Schiirl*i*[3]) hinde draa.
Un hinde an däm Schiirl*i*
Do schdood e B*ii*rl*i*baum,
Un wän d*iə* B*ii*rl*i* zidig s*i*n,
Se ch*iə*chled[4]) unser*i* Frau.
Unser*i* Frau hed gch*iə*chled,
Hed n*u*me v*iə*r*i* gmachd.
Was hämer jez f*i*r z' oobe,[5])
Was hämer jez f*i*r z' naachd? M.

S' räägeled un s' drébfeled, un d' Schdiidel*i*[6]) wärde nas,
Wän äin e rächde Ch*iə*fer isch, se schl*u*bfd er in e Fas.

M.

D' S*u*ne schiind
S' Véegel*i* griind,[7])
S' hoged underem Laade,
S' nimd im Schniider der Faade.

---

[1]) Verkleinerungsf. für Anna Maria. [2]) = wir wollen kaufen gehn. [3]) = Scheunchen. [4]) = backt Küchlein. [5]) = zu Abend. [6]) = Stäudchen. [7]) = weint.

Der Schniider *ni*mder Réedelschdäi[1])
Un wirfd im Veegel*i* s' Bäi abzwäi.
S' Veegel*i* schreid: o jée,
Der Schniider säid: gäl, *i* haa d*i* gée.[2])
M.

Chäm*i*fääger, schwarze Maa,
Héd e *ruə*sig Hämel*i*[3]) aa.
Al*i* Wäschere in Baris
Chénes n*i*m*i*[4]) wäsche wis. M.

S' schneierled un beierled un s' good e chalde Wind,
D' Mäidl*i* léege d' Händschig aa, un d' B*uə*be laufe gschwind.
M.

Anel*i* abem Güegl*i*sbärg, Jogel*i* v*u* Schafhúuse,
S' wil e chalde Winder gée; los der n*i*drab[5]) grúuse.
M.

Josébl*i*, Schnäbäberl*i*, héd s' Régl*i*[6]) verbränd,
Derno isch em sí M*uə*der m*i*der F*i*z*i* nogränd.
Um d' Schiiren un ums Húus, ums Húus un um d' Schiir:
Josébl*i*, Schnäbäberl*i*, schb*i*il n*i*d m*i*dem Fiir.
M.

Ríde, ríde Ros,
Z' Baasel isch e Schlos,
Z' Chander[7]) isch e Gúgehúus,
S' schl*iə*fe schéen*i* Jumbfere drúus.
Äin*i* schbind Siide,
D*iə* ander*i* schnäbfled[8]) Chríide,
D*iə* dr*i*d schbind e roode Rog
F*i*r unsere l*iə*be Härgod. M.

Ríde, ríde Ros,
Z' Baasel isch e Schlos,
Z' D*u*nsel[9]) isch e Chäbel*i*;
D' B*uə*be draage Dschäbel*i*,
D' Mäidl*i* draage Määie,
Der G*uu*ler good go chrääie:
Giger*i*gii! Heitersheim.

---

[1]) Rötelstein gebrauchte der Schneider früher statt Kreide.
[2]) gee = gegeben, getroffen. [3]) = Hemdchen. [4]) = nicht mehr.
[5]) = nicht darob. [6]) = Röckchen. [7]) Kandern, Städtchen.
[8]) = schnipfelt. [9]) Thunsel Dorf bei Heitersheim.

Ortsneckereien: Die Bewohner Vögisheims werden von ihren Umwohnern die Schnecken geheißen, die Müllheimer Schnaken, die Auggener Moren, die Hügelheimer Welschländer, die Neuenburger Nazi, die Weilertäler Besentäler, die Ober- und Niedereggener Kanonentäler nach einer hölzernen Kanone, mit der i. J. 48 auf die Freischärler geschossen werden sollte. Die Feldberger sind die Elbenen, nach einer Art Trauben genannt. Statt „in Schweighof" sagt man auch „im Tiergarten." Wenn die Feuerbacher hätten herbsten wollen, erzählt man aus früheren Zeiten, se haig [1]) äin m*iə*sen [2]) *u*f Müle [3]) ride *zuə*m Oberamdman go frooge, öb *si* bal h*ee*rbschde chöne; dä heeb [4]) e Sag vol Drïibel [5]) underem F*üü*dle [6]) ghaa; derno [7]) heeb der Oberamdman gl*uə*gd, öb er e nas F*üü*dle haig, un wän s' F*üü*dle nas gs*ii* [8]) seig, se haige *si* h*ee*rbschde chöne.

Sprichwörtliches: Madís br*i*chd Jis, héd er käis, se machd er äis.

W*ie* der Wind an der Faasnechd good, so good er s' ganz Joor.

Maaria Verch*ü*ndigung, ch*ee*rd *si* s' Graas im Booden um.

Vincänz un S*u*neschíi bringd víl Graas un Wíi.

Wän d' Rääben am J*e*rgedaag *sin* bl*u*d un blind, se sol *si* fraüe Man, Wíib un Chind.

Räägneds am Barnebas, n*ü*mder Wii ab bis ins Fas.

Räägneds am Johan*i*daag, se fale d' Nus un d' Äichlen ab.

Looränz, Wäder verschlänz.[9])

Galedaag verbíi; was *i* find, isch míi.[10])

Wän d' Schnoogen im Hornig giige, se m*iə*n *si* im Merze schwiige.

D*u*ndereds im d*üü*re Wald, se schneids im gr*iə*ne.

W*iə* der Blaue [11]) der M*e*rz aadr*i*ded, so drideren w*ii*der ab.

Sagen: In Neuenburg auf dem Kirchhof steht ein Grabstein aus dem vorigen Jahrhundert. Von dem, der darunter liegt, wird erzählt, er habe bei Lebzeiten beim Fruchtkauf

---

[1]) = habe. [2]) = müssen. [3]) = Müllheim. [4]) = habe [5]) = Trauben. [6]) = Hintern. [7]) = dann. [8]) = gewesen. [9]) = zerreiß. [10]) so sagen die Knaben, wenn sie göön go eezne, d. h. die Obstbäume und Weinberge nach hängen gebliebenen Früchten absuchen. [11]) = höchster Berg des Markgräfler Landes.

mit großem, beim Verkauf mit kleinem Sester gemessen. Als seine Leiche zum Haus hinausgetragen wurde, habe er oben zum Speicherladen herausgeschaut. Man höre ihn jetzt noch oft nachts Frucht messen. S'Schrädel*i* dr*u*gd en, heißt es, wenn einer Alpdrücken hat; s' Schrädel*i* zöbfled auch d' Ross.

Im Weiher, auch im Brunnen wohnt der Hogemann, der die Kinder zu sich hinabholt. Auf der Schlösslesmatt in Auggen wird dann und wann ein Fräulein mit einem Hündchen gesehen; am Riedbrünnle bei Feldberg sitzt eine Jungfrau und kämmt ihr Haar, ebenso am Schneckenbrünnle bei Hach; am Jumbferebrünl*i* bei Sehringen sinds deren 3. Der Habsperger[1]) reitet nachts ohne Kopf auf einem Schimmel gen Feldberg, er ruft: „Hudala he! da, da, meine Hunde." Im Frühjahr erfrieren die Reben, an denen er vorbeijagt. Irrlichter sind füür*igi* Mane. Der Frühjahrsnordwind heißt Rossschinder.

Zu Obereggenen gehört das Gewann Gorgendorf, ein kleines Stück heißt s' Gäärdl*i*. Der letzte Gorgendorfer, wird erzählt, sei zu einer Mezgede nach O. E. geladen gewesen; er habe zuerst abgelehnt gehabt, zuletzt sei er doch gegangen, und in der Nacht sei sein Haus abgebrannt. Ein Acker bei O. E. hieß früher allgemein der Franzosenacker. Es sollen seiner Zeit 2 Franzosen darin verscharrt worden sein. Im Oktober 1796 fand ein größeres Gefecht da statt, Kanonen- und Flintenkugeln werden noch heute in den Äckern gefunden.

Sitten und Bräuche: Gegen schlimme Folgen des Versehens darf man nur rasch am eigenen Körper an einen Teil greifen, dem es nicht schadet, wenn etwas Unschönes daran ist. Eine Frau hörte nachts ihren Mann heimkommen. Sie stand auf, um Licht zu machen, und trat, unbeschuht wie sie war, auf eine Ratte. Sie erschrak sehr, fasste sich aber sofort auf den Rücken. Dem Kind, das sie bald darauf gebar, war auf dem Rücken ein Rattenschwänzchen gewachsen.

Die Kinder kommen aus dem Milchbrunnen von Basel. Frauen, welche die Wöchnerin besuchten, erhielten früher immer $^1/_2$ Kreuzer, damit das Kind nicht einmal verhext würde. Zungenlösen kam wol vor, wenn z. B. das Kind lang nicht sprechen lernte. Getauft wird in der Regel 14 Tage bis 3 Wochen nach der Geburt, Sonntags gegen Ende des Gottes-

---

[1]) Ein Herr von Habsperg war im 16. Jh. Vogt in Müllheim.

diensts oder nach demselben. Bei der Taufe unehlicher Kinder musste ehmals das Geleite samt dem Kind vor der Kirchthüre warten, bis die aus dem Gottesdieust kommenden Kirchgänger alle an ihm vorbei waren. In Bischoffingen a. K. gab es eine besondere Bank in der Kirche für ledige Mütter. Die sassen nun nicht hinein, andere aber natürlich auch nicht, und so stand die Bank auch bei sonst gefüllter Kirche fast immer leer. Der Taufschmaus findet im Haus statt. Bevor das Kind getauft ist, geht die Mutter am besten nicht unter dem Dach vor.

Zu einer Frau, die ein Kind erwartet, kommt die Patin, d' Go*di*. Vor einem halben Jahr etwa ist ihr eine Tochter gestorben. H*i*n*i*chd, erzählt sie, sei ihr s' Frieda erschienen, sie seien miteinander bei der Taufe des erwarteten Kindes gewesen; wenn das ein Mädchen sei, so solle man es Frieda heißen lassen. So geschah es.

Die Nabelschnur eines Knaben soll aufbewahrt und ihm, wenn er ins Spiel kommt, um den Hals gehängt werden: das macht frei. Hochzeitstage sind Dienstag und Donnerstag. Der Ehrengesell hat heute keine grosse Bedeutung mehr; er hilft noch bedienen bei Tisch und holt am 2. Tag die Gäste wieder zusammen. In Bischoffingen a. K. brachte er am Vormittag des Festes Pfarrer und Lehrer die Morgensuppe, bestehend aus einem Stück Fleisch, aus Brod, Kuchen und einer Maß Wein. Am Altar überreichte ebenda die Braut dem Pfarrer ein Taschentuch mit einem Rosmarinzweig. In früheren Jahren wurde darauf gehalten, dass Bräutigam und Braut vor dem Kirchgang aus einem Schüsselchen zusammen Suppe assen; sie sollten auch vor dem Gang zur Kirche nicht unter der Dachtraufe hervorgehn.

Tritt auf dem Weg zur Kirche der Braut jemand aufs Kleid, so darf sie nicht umschauen, sonst gibt es ein Unglück. Das Hochzeitsmahl wird im Haus der Eltern des einen Teils gehalten. In Eschbach bei Heitersheim ging es immer zwischen 6 und 7 Uhr abends vom Tanz wieder ins Hochzeitshaus zurück zum Abendimbiss, dessen Hauptbestandteile stets Schnitz (dürres Obst) und Schinken waren.

Gegen Krankheiten von Menschen und Vieh war bis vor einigen Jahren ein Hexenbanner in Vögisheim. Für Wunden brauchte er eine Wurzel, am Karfreitag, nachts zwischen 11 und 12 gegraben. Er schnitt davon 9 Scheibchen, 3 mal täglich

musste eines zu einer ungeraden Stunde zwischen Brot genommen werden. Um Ställe gegen Hexen sicher zu machen, bohrte er Löcher in die Türschwelle, und in diese steckte er Zettel, mit gewissen Zeichen versehen, die in frisch gewebtes Tuch gewickelt waren. Die Tätigkeit des Banners nannte man käsperlen, ebenso hieß es „er chäschberled“ von dem, der den Banner in Anspruch nahm. Ist ein Mensch gestorben, so wird bisweilen noch ein Fenster geöffnet, auch das Umrühren des Essigs und das Rütteln des Bienenkorbs sind nicht unbekannt. Bis gegen die 50er Jahre hatten die nächsten Verwandten des Gestorbenen bei der Beerdigung eine Art schwarzes Rad umhängen. Ärmere liehen sich das Kleidungsstück bei Vermöglicheren.

Dass einer Hausbrot mit auf die Reise bekommt, ist als einstiger Brauch noch bekannt.

Wird ein Haus gebaut und der Dachstuhl aufgerichtet, so kommt ein Maienbaum darauf, mit Bändern und anderem geschmückt. Ein Zimmergeselle mit dem Glas in der Hand hält von oben herab einen Spruch und schleudert zum Schluss das Glas zur Erde, ohne dass es zerbrechen darf. Die Handwerksleute werden vom Bauherrn bewirtet.

Die Pferde in der Umgegend tragen Messingringe am Geschirr als Schmuck; wo zwei zusammengespannt werden, trägt der Kummet des Handpferdes auf der äußeren Seite hie und da noch ein Dachsfell.

Bei der Ernte werden aus den 3 letzten Hambfle, die in den 3 höchsten Namen zu schneiden sind, je 3 Ähren genommen und daheim hinter den Spiegel gesteckt, wo sie das Jahr über hängen bleiben. Statt Sichelhenke zu feiern, geben die größeren Bauern ihren Schnittern jetzt vielfach ein Trinkgeld, so in Müllheim, Auggen.

Begegnet man sich beim Hinausziehen in den Herbst, so wünscht man sich Glück in den Herbst; auch in einen fremden Stall darfst du nicht treten, ohne zu sagen: Wünsch Glück in den Stall. Bringt ein junger Baum zum erstenmal Früchte, so soll man einer jungen schwangeren Frau davon zu essen geben; das ist gut für den Baum. Eine junge Frau sagte zum Baum, als sie ihm am Christabend ein Strohband umlegte: Jez bring *i*ch d*ii*r s' W*iə*nechdchindl*i*, s' ander Joor bringsch du m*ii*rs.

Wer in Auggen um 12 Uhr in der Neujahrsnacht zur Kirche geht und durch das Schlüsselloch schaut, der erblickt drin die ganze Gemeinde beim Gottesdienst. Wen er verkehrt sitzen sieht, der stirbt im Lauf des Jahrs.

Am Sonntag nach Fastnacht brennen in der ganzen Gegend auf den Höhen bei den Dörfern die Fastnachtfeuer. Die Knaben sammeln das Holz dazu von Haus zu Haus, nachdem sie den Winter hindurch hölzerne, in der Mitte durchbohrte Scheiben geschnitzt haben. Die Scheiben werden an langen Stöcken ins Feuer gehalten, dann an den Stöcken geschwungen und auf eine Art Bock aufgeschlagen, dass sie in großen Bogen die Berghalde hinabfliegen. Dabei wird gerufen: Schibii, Schiboo, wäm sol d*iə* Schiibe goo? D*iè* Schiibe sol im (dem), der N. N. goo.

Am Sonntag Lätare (Ladääri) wird einer der Dorfknaben, gewöhnlich der kräftigste Konfirmand, von seinen Kameraden an Beinen, Leib und Armen in Strohseile gebunden. Hinten erhält er einen Strohschwanz mit daran befestigter Glocke. Das Gesicht wird verlarvt, auf den Kopf ein alter Zylinderhut gestülpt. Es ist der Hisgier. Rechts und links von 2 Kameraden geführt, so zieht er, geleitet von den übrigen, von Haus zu Haus. Dabei wird folgendes Lied mehr gesprochen als gesungen, heute ohne Kehrreim, vor etwa 40 Jahren noch mit ihm:

H*ü*d *i*sch d*iə* M*i*d*i* M*i*d*i* Faschde,
Me sol im Hísgiir Ch*iə*chl*i* bache.[1])

Äi, sei der Winder noch so chald,
Drei Rööseli schdööñ im gr*iə*ne Wald.

Der Hísgiir isch käi völger Naar,
Er möchd gäärn Äier in Angge[2]) haa.

Me höörde Löfel gaare,[3])
Me sol em Angge schaare.

Me höördas Mäser giire,[4])
Me sol em Schbäg abschniide.

Me höördas Fäsl*i* rumble,
Der Hísgiir sol *u*fg*u*mbe.[5])

---

[1]) = backen. [2]) Anken, Butter. [3]) [4]) durch starkes Kratzen, Reiben entstehenden Ton von sich geben. [5]) = aufhüpfen.

Un wän er *is* käin*i* Äier wän gée,
M*uə*s *i*ch[1]) der Hisgiir d' H*iə*ner née.[2])

Holdschleegel üübers Húus,
Der Hisgiir in das H*iə*nerhúus.

Während des Gesanges gehen 3 oder 4 von den Buben in die Häuser und sammeln Eier, Schmalz, Mehl, verschmähen auch Geld nicht und teilen überall, wo sie etwas erhalten, kleine sog. Zedernsträußchen aus, die dann in den betr. Häusern hinter dem Spiegel aufbewahrt werden. Ist das Dorf so abgeklopft, dann begibt sich der Zug in ein Haus, wo ihnen nach vorausgegangener Anfrage ihre Vorräte in Ch*iə*chl*i* verarbeitet werden, die sie dort auch verzehren. Mädchen haben keinen Zutritt. Sie führen am Himmelfahrtstag die kranzgeschmückte, weiß gekleidete Úuferdbrúd durch das Dorf. Die Tannenkircher Mädchen singen dazu: Fraueli chömed úuse, go das Brüdel*i* bschaue. Bschaued *i*r das Brüdel*i* n*i*d, so erlääbed *i*r d' Bfingschde n*i*d.

Die unmittelbar um Vögisheim gelegenen Orte kennen den Hisgier nicht, dagegen hat ihn z. B. wieder Laufen, dieses aber am Ostermontag. Die Verse lauten da:

Der Hisgiir isch e braave Maa,
Er m*e*chd gäärn Äier in Angge haa.

Juheer*i* haar*i* häi,
Der Hisgiir sol *u*fg*u*mbe.

Er h*ee*rde D*i*irc gaare,
Er mäind, mer m*iə*sem Äier schaare.
Er h*ee*rder Schl*i*sel gl*i*nge,
Er mäind, mer sod em Äier bringe.

Un wän er *is* aaber nid wän gée,
Se d*iə*mer *i*ch[3]) d' H*iə*ner un d' Äier née.

D*iə* Fräu sizd *u*fem Daneriis,
Mer w*i*nschen er Gl*i*g ins Baradiis.

Sie unterscheiden sich von den Vögisheimern durch den fehlenden Eingang, der auf Ostern nicht passt, und durch ihren Kehrreim, der hinter jeder Strophe gesprochen wird; sprachlich durch das mer statt me = man sowie durch die

[1]) = euch. [2]) = nehmen. [3]) = tun wir euch.

ungerundete Aussprache des Vokals in heerd, mechd, hid, Fiir gegen höörd, möchd, hüd, Füür in der Vögisheimer Fassung.

Am Gründonnerstag soll màn die Hühnernester leeren. Die Karfreitagseier sind für die Mannsleute, damit sie kein Fieber bekommen im Lauf des Jahres.

Am Himmelfahrtstag fand in früheren Zeiten von Auggen aus eine allgemeine Morgenwanderung statt nach Bürglen; dabei gingen Leute mit, die sonst das ganze Jahr nicht aus dem Dorf kamen.

In der Nacht auf Pfingsten bekränzen die Mädchen die Brunnen; damit keine „Sündflut“ mehr komme, sagen die einen, damit das Wasser nicht ausbleibe, andere. Vor etwa 60 Jahren noch zog man an Pfingsten feierlich um den Bann, an den Umzug schloss sich jeweils ein Trunk aus dem Gemeindekeller.

Der 1. August ist ein Unglückstag, da soll man nicht taufen und nicht heiraten.

Zwischen Advent und Weihnachten wird an den Donnerstagen bochled, d. h. nachts mit kleinen Steinchen, Trauben kernen u. ä. gegen die Fenster bekannter Personen geworfen.

Die Loosnächte sind vorbedeutend für das Wetter in den 12 Monaten des kommenden Jahres. Auch wenn man in der Christnacht eine Zwiebelschale in 12 Teile teilt, die Teile in eine Reihe legt und mit Salz bestreut, kann man, je nach dem das Salz da oder dort mehr oder weniger zergeht, auf Nässe oder Trockenheit des entsprechenden Monats schließen.

Zwischen Weihnachten und Neujahr wird nicht gebacken, nicht gedroschen, nicht gewaschen und nicht zu Licht gegangen. In der Christnacht binde man das Vieh frisch an, womöglich tue man die Kette in ein anderes Loch; zwischen 11 und 12 geht der Heiland durch den Stall. Auch die Weinfässer soll man auf die Nacht frisch auffüllen; laufen sie dann während der Nacht über, so bedeutet es einen reichen Herbst fürs nächste Jahr.

Rezept aus dem Jahr 1682.[1])

füre das schweinen | lüth vndt Vieh In der stundt so es | New wirth so schneidt dem menschen | Die negel ab oder dem Vieh drey stückh | Ab den klawen wo es schweindt |

[1]) Gefunden in Müllheim hinter einer alten Türverkleidung.

oder dem menschen ab allen neglen an | Dem glidt welches schweinth nim néw | wachs vndt mach diese stuckh dorein vndt bor | Ein loch in ein widtstockh vndt stof dise | Stuckh dorein du muest biß auf daß | Markh borren gegen aufgang der sonen | Vndt dise Stuckh dorein stosen vndt ein | Eychernen Zopfen dorfür schlogen daß | Ist gueth vndt gewislich wahrrrr |

Anno 16 82.

Sprachliches.

Jahreszeiten: Winder, Sumer, Frü*ə*lig, Schböödlig.

Wochentage: Méendig, Zischdig, M*i*dwuche, Dunschdig, Fridig, Samschdig. Fäärn (voriges Jahr), vorfäärn, fäärndrig. H*i*n*i*chd (heute Nacht). Z'oobe (am Abend).

Winde: Oberwind. Niederwind. *U*serwind, vom Rhein her. Wäderlaügne (wetterleuchten).

Familie: Grosvader, Grosm*uə*der, Schwäär (Schwiegervater), Schw*ii*ger (Schwiegermutter), Gschwei (Schwägerin). Veder allgem. Ausdruck für verschiedene weitere Verwantschaftsgrade. Gödi (Pate), God*i* (Patin). Hochzider, Hochzider*i*, W*i*dman oder W*i*dlig, W*i*dfrau.

Wilkum, sagt der Bauer, wenn du in d' Schd*uu*be trittst, und gibt dir die Hand, auch wenn er dich vorher vielleicht schon im Hof begrüßt hat. Adjée, läbwol, bh*iə*d*i*god heißt es beim Abschied, gr*iə*sgod, g*uə*dedaag, g*uə*denoobe auf der Straße. Lääbe wol z' *J*m*i*s konnte man in Hügelheim die Leute bei der Heimkehr aus dem Vormittagsgottesdienst einander wünschen hören.

Härgodsagermänd, Härgodsagerdjée, Härgodunderwäder sind die gangbarsten Flüche, Chäib, Gunggel, D*uu*bel, S*iə*ch verégde beliebte Schimpfwörter.

Ackerbau und Verwandtes: Der Acker wird gfaare, z'agered d. h. gepflügt, gschdrúuchd oder chäärnled d. h. oberflächlicher gepflügt z. B. nach der Ernte, gschdräifd mit der Egge z. B. nach der Kartoffelernte. Das Gras wird gmääid mit der Säägese, das Holzgestell der Sense heißt Säägesewarb. Warbe nennt man das Auseinanderwerfen des Gemähten, schöchle das auf Häufchen Setzen, schóore das Zusammenrechen zum Zweck des Aufladens. Auf den Wagen gereicht wird das Heu mit der Sch*u*zgaable, über das Ganze kommt dann der W*i*xbaum. D' Rääbe schnüded me im Fr*üə*lig, derno

chund s' schd*i*ge, derno s' aabinde, derno s' sch*üü*rdele — in Feldberg bäge, am Kaiserstuhl falge, — s' erbräche, s' héfde, s' hage, meist mit dem Chaarschd. derno noonemool héfde, z' ledschd s' r*uə*re, d. h. mit der Hacke bearbeiten, tiefer als schürdelen, äi oder zw*o*i mool. Driibel wäre ins Örgel*i* gschn*i*de, úsem Örgel*i* wääre si ins B*ü*g*i* gheid, un im B*ü*g*i* dräid me si *u*f der Waage ins Läidfas. Usem Läidfas d*uə*d me s*i* dehäim in der Bogde, un úsem Bogde chöme si *u*f (d') Drode. Der Moschd wird in Chäler dräid; wän er aafang(d) z' jääse, se säid menem Súuser. Am Riiberl*i* losd mene úuse.

Teile des Pflugs: Gäize, Grändel, Schd*uu*d, Haubd oder Sóole, R*iə*schdere (Schar), Wäägese, Säch. Der Grändel liegt vorn auf dem Bfl*uə*gsgsch*i*(*i*)rl*i* auf. Auf diesem steht das Grädl*i* — in Hügelheim Galgen, — über das die Zügel laufen. Der eiserne Schd*uu*d geht vom hinteren Ende des Grändels senkrecht nach unten und biegt am Boden rechtwinklig nach vorn zur Sohle oder zum Haupt um. Der vorderste Teil des Gsch*i*(*i*)rl*i*s, an dem das Wöögl*i* hängt, heißt F*u*lbe.

Teile des Wagens: Die D*ie*gsle ist mit den Bage am Horn befestigt. Auf der Vorderachse liegt zunächst das Gr*iə*sbräd, hinter die Räder hinaus geht das Ränggschíd. Dem Horn des Vorderwagens entspricht d' Gräde am Hinterwagen, dem Gr*iə*sbräd d' F*u*lbe — Bf*u*lme Hügelheim — auf der Achse. Die beiden Unterlagen für die Wagenleitern, die auf dem Griesbrett und der Fulbe aufliegen, heißen Schw*ii*be, die dritte, zwischen diesen liegende, Draag*i*. D' Landw*ii*d verbindet Vorder- und Hinterwagen. D' Laüse gehn von der Landwied auf als Stützen für die Wagenleitern. Schw*i*nge sind Leitersprossen, s' Jöchl*i* verbindet die obern Leiterbäume vorn und hinten. Der L*uu*n ist der Radnagel. Bux, Naabe, Félge. Der Br*iə*chbängel endlich, mit dem vorderen Ende auf besondere Weise in die Kette, die z. B. einen Baumstamm auf dem Wagen festhält, gebracht, zieht, hinten abwärts gedrückt und dann festgebunden, die Kette an.

Einzelnes: Boose (Bund Stroh), Gäz*i* (Wasserschapfe), wild*i* G*uu*le (Art Ausschlag bei den Kindern), Hälsig (Strick), Loosche (Grenzbaum im Wald), — Obereggenen. — Schd*uu*d außer einem Teil des Pflugs seltener auch = Wegweiser. Säxl*i* — Sääsl*i* am Kaiserstuhl — (Art Hackmesser). Chr*iə*se g*ü*ne (Kirschen pflücken), Haü l*iə*che (Heu aus dem Heustock ziehen). Zwée Chnächd, zwoo Chaze, zw*ò*i Gléeser u. a.

Tiere: M*u*dle (Ziege), G*i*zel*i*, Hädel*i*, (Zicklein), Wúschel*i* oder F*ü*lel*i* oder F*ü*l*i* (Pferdchen), M*uu*n*i* (Stier), Búus*i* oder Bíisel*i* (Katze), Weisel*i* (Hühnchen), G*i*dl*i* (Entchen), Gansger (Gänserich), Gaag (Rabe), Góle (Dompfaff), W*i*x*i* (Käuzchen), Äägerschde (Elster), Schbíirli (Rauchschwalbe).

Pflanzen: Seüschdúude (Löwenzahn), Haabermarg (Bocksbart), Mäieríisl*i* (2 blätterige Stendelwurz).

Die Mundart des Dorfes ist die alemannische. Adolf Socin scheidet im Basler Neujahrsblatt für 1896[1]) das Alemannische der Stadt Basel und ihrer Umgebung in 6 Gruppen, in das der Stadt Basel selbst, das des Landgebiets Basel, das des Wiesentals, das des Markgräfler Reblands, das des Sundgaus und das Mülhausens, und gibt eine vergleichende Übersicht dieser mundartlichen Gruppen. Vögisheim gehört zum Markgräfler Rebland in weiterem Sinn. Es passen auf dasselbe von den 166 von Socin für sein Gebiet als kennzeichnend angeführten Wörtern und Wendungen nur 111, nämlich: chäne[2]) (kennen), sään (seht), zée, gée, (geben), schwéer, möchd, schöön, üüber, nöü, Döüfel, Mäischder, Frau, Fraüd, Baüm, Ch*i*lche, Ch*i*nd, Chróom, Ager, Schdäge (Stecken), Bóg, *i* lääb, lääbe, Húus, Hüüser, Dóobe (Tatze), schlóofe, groos, gfald (gefällt), under, de chaasch (du kannst), finschder, Chunschd, fünf, *i* gib, *i* chän (kenne), *i* dangg, er bringe (ihr bringt), er mache, er lääbe, mer s*i*n, mer hän (wir haben), mer wän (wollen), er s*i*n, er hän, er wän, s*i* s*i*n, s*i* hän, s*i* wän, er seig (er sei), *i* haa, de hésch, er héd, er lös (er lasse), er gän, (ihr gebet), s*i* gän, er sään (ihr sehet), s*i* sään, er z*iə*n (ihr ziehet), s*i* z*iə*n, er läid (legt), gläid, er góod (geht), er schdóod, er d*iə*n (ihr tut), s*i* d*iə*n, er d*iə*g (tue), er sole (ihr sollt), fróoge, lóose, (horchen), — nicht hören — l*uə*ge, héebenen (haltet ihn), förchen*i*ch n*i*d (fürchtet euch nicht), schlaa (schlag), gän (gebt), z*iə*n (zieht), saage, drange, léege, schlaa (schlagen), sää (sehen), née (nehmen), ch*uu* (kommen und gekommen), gn*uu* (genommen), *i* chaas n*i*d úsgschdóo, unser, euer, siin*i*, (seine plur. m.), si(i) (seine sing. fem.), n*i*d (nicht), verbei, w*uu*, as (dass), as (als), un, bal (bald), s*ü*schd, ewéng, ewéngel*i*, hooch, viil, wool, Gléesl*i*, w*i*d n*i*d, se hésch ghaa (willst du nicht so hast du gehabt), m*i*dem (mit dem oder mit ihm), z*uə*nem, úseme, *u*fen, efange (anfangs), naüme (irgend wo), söl*i* (gar sehr).

---

[1]) Adolf Socin, Basler Mundart und Basler Dichter, Basel 1895.

[2]) Die Schreibung der Wörter ist eine etwas andere als bei Socin.

55 lauten anders: Määs (Maß), Chées (Käse), griən, Fǘür, schǘüch, Zǘüg, Lǘd (Leute), Chrǘz, sǘfzge, dousig, frìèj, ruəig, Wärg, roode (roter), griəse (grüßen), dängge, Fänschder *i* drou, er chönde (ihr könntet), er löön (ihr lasst), *si* löön, er schlèchd (er schlägt), *si* schlöön (sie schlagen), er gö̈ön (ihr geht), *si* göön, er schdöön, er miən (ihr müsst), *si* miən, es sod (es sollte), löön (lasst), göön (geht), zéle (zählen), gschlaage (geschlagen), dä *guə*d Man, e *guə*de Man, sälə (jener), säl (jenes), soon*igi* (solche), käi (kein), nǘd (nichts), zwòimool (zweimal), zwänzig, häär (her), säl (selbiges), Mäischderne, *si* hän *si* gée (sie haben sie gegeben), öb*is* (etwas), Els*is* (Elsass), baarf*is*, nümi (nicht mehr), langsam, Faasnechd, öb*is* (irgend etwas), am*ig* (einst oder etwa = jeweils).

Überhaupt finden sich in der Mundart kleine Unterschiede von Dorf zu Dorf. So lautet Seife in Vögisheim Säibf*i*, in Auggen, 25 Min. davon entfernt, Saübf*i*; für schüürdele und Härdebfel Vög. sagt man 30 Min. weiter in Feldberg bäge und Grumb*ii*re; habt ihr heißt in Feldberg häner, wieder 20 Min. weiter in Obereggenén händer; s' Hündl*i* héd s' Ch*i*ndl*i* ins Händl*i* b*i*se, sagen die Vögisheimer, Feldberger usw., s' Hüngl*i* héd s' Ch*i*ngl*i* ins Hängl*i* b*i*se, die Tannenkircher etwa 2 St. weiter oben.

Ein weiter gehender Unterschied trennt das ehmalige sausenburgische vom badenweiler Gebiet. Während mer mèchd Fiir, Lid, Bäim u. a. badenweiler deutsch ist und in Sehringen, Lipburg, Niederweiler, Müllheim, Hügelheim und nördlich dieser Orte gesprochen wird, heißt es in Auggen, Vögisheim, Feldberg, Schalsingen und südlich davon: me möchd, Füür, Lüd, Baüm. In Vögisheim, das, wie oben erwähnt, mit einem Teil zu Sausenburg, mit dem andern zu Badenweiler gehörte, hat das Sausenburger Deutsch die Oberhand. S. auch oben zum Hisgier.

Eine Sonderstellung zur ganzen Umgebung, auch zu dem nur ³/₄ St. südlicher gelegenen, gleichfalls katholischen ehmals zum Hochstift Basel gehörigen Steinenstadt, nimmt an der Mündung des Klemmbachs die einstige Reichs-, später vorderösterr. Stadt Neuenburg ein. Sie hat kein ch für k und kennt das Wort lóose (horchen) nicht; ebenso sagt sie nicht: schdand (steh), gang (geh), de goosch (gehst), er good (geht), de schdoosch (stehst), er schdood (steht), e Gléesl*i*, zéle (zählen),

Chées (Käs), née (nehmen) wie die Dörfer alle im Umkreis, sondern schdée, gée, géesch, géed, schdéesch, schdéed, e Glääsli, zääle, Chääs und nää. Mäinsch, de chaaschs übernée um daas, fragt der Müllheimer einen, dem für eine zu leistende Arbeit eine bestimmte Summe geboten wird, mäinsch de kaaschs übernää um des, der Neuenburger.

DIE PFLANZEN IN DEN SCHWÄBISCHEN SPRICHWÖRTERN UND REDENSARTEN.

VON

WILHELM UNSELD,

ULM.

Nicht vom Aufbau, dem Organismus, den verschiedenen Arten, den besonderen Eigenschaften der Pflanzen sei hier die Rede, es soll vielmehr versucht werden, dem Leser einen kleinen Einblick zu geben in die Eigenartigkeit der schwäbischen Mundart, des schwäbischen Volkslebens. Selbstverständlich wird auch ein Uebergriff auf die aus den Pflanzen erzeugten Produkte stattfinden, und nun versuchen wir eine kleine Wanderung anzutreten.

Wir sind eben über eine herrlich duftende Wiese geschritten; der Bauer macht heuer ein vergnügtes Gesicht, denn *„er hairt 's Gras wachsa"*, nur fehlt ihm dafür jetzt der Viehstand; spricht ihm aber Jemand vom Viehhändler, so gibt er zur Antwort: gang mir aweg *„wo dear na'brunzt, wächst koi' Gras maih"*. Der Bauer kann überhaupt im geschäftlichen Verkehr deutsch. Passirt ihm etwas Ungelegenes, so will er nicht mehr daran gemahnt sein, denn er unterbricht uns sofort, indem er sagt: *„do ischt scho' lang Gras drüber g'wachsa"*. Wer aber noch jung an Jahren und etwa gar zu vorwitzig ist, der ist dem Bauer *„a Grasaff"*.

Ist das Gras gemäht und als Heu eingeführt, so freut sich der Bauer seiner wohlgefüllten Scheuer und stellt seine rechnerischen Betrachtungen an, am meisten hat er Sonntags dazu Zeit. Leider aber hat der Bauer, wie der Städter, die Eigenschaft, dass er die Freude steigern, das Leid dämpfen

will dadurch, dass er mehr trinkt als ihm gut ist. Ist er aber einmal in dem Stadium, dann hat man nach dem Sprichwort zu handeln: *„A ma B'soffena goht a Heuwag us'm Weag“*. Freilich gelingt dies nicht immer, und kommt man gar ins Zwiegespräch, so kann man unversehens erfahren, dass *„Heu gnuag hunta ischt“*. Geht alles glatt ab, so ist man froh, wenn man des *„Heuschtoff'ls“* endlich ledig ist. Wenn aber der Angeheiterte nach Haus kommt, so wird das Weib in den meisten Fällen gut tun, wenn es sich möglichst stille verhält,! denn bei der nächst ungelegenen Antwort *„keit d'r Teuf'l Heu ra“* wo möglich folgt noch das Kompliment: *„Was woißt a Kuah wenn's Sonntig ischt, se frisst jo Heu im Wertigs“*. Allein beurteilen wir derartiges nicht zu hart, gar mancher muss in der Woche schnarrmaulen, am Sonntag aber überkommt ihn plötzlich das Gefühl er habe *„Geald wia Heu“*. Verklopft er freilich alles, und fängt das Schnarrmaulen am Montag wieder von vorne an, so ist der eben *„a Heuochs“*.

Wie allbekannt *„hot a reacht'r Bau'r au'a reachta Mischte“*; da zu solcher vor allen Dingen Stroh gehört, so erinnern wir uns hierbei eines oft gehörten Heiterkeitsausbruches: *„Furio dr' Neck'r brennt, bringet Schtrauh und löschet g'schwind“!* Nicht immer ist es ratsam, solche Heiterkeitsausbrüche zu unterbrechen, denn der betreffende Unterbrochene kann auch *„Grob wia Sauboahnaschtrauh“* werden, ihn dann aber eines Bessern belehren wollen, hieße *„Lear's Schtrauh drescha“*. Der Betreffende kann aber auch *„schtrauhdumm“* sein, man sieht dies zwar meistens sofort am *„Schtrauhkopf“*. Hat aber einmal ein Streit begonnen, dann Glück auf, wenn er nur *„a Schtrauhfuier“* ist, andernfalls benütze man die nächste beste Gelegenheit sich davon zu machen, denn *„wenn Oiner versaufa will, langt 'r noch ama Schtrauhhalm“*, und ist er weit genug weg, dann mag er seiner Verwunderung ob der Ursache zum Streit noch laut mit den Worten Ausdruck geben *„o du hoiliger Schtrauhsack“!* Doch genuug jetzt vom Stroh, vielleicht sagt der eine und andere geehrte Leser: *„Des hoißt ma Hälmla aus 'm Schtrauh ziaha“*.

Wenn wir statt Stroh Laub auf der Miste sehen, so mag das Laub uns an unsere eigene Hinfälligkeit erinnern, wie gar mancher von uns hat über den einen oder andern Bekannten schon geäußert, *„dear goht mit 'm Laub“*, aber auch

Mancher, wenn es Ernst wird mit der Abreise, *„zitteret wia Eschpelaub"*, selbst wenn er auch *„Geald hätt wia Laub"*.

Allein wir wollen solch trübe Betrachtungen verlassen, aber die Miste an und für sich bringt uns in Erinnerung die Redensart: *„D'r B'schieß kommt auf da Mischt"*. Wir halten uns nun die Nase zu, allein das Auge mag sich immer noch am Anblick weiden, denn da stolzirt eben ein prachtgefiederter Hahn mit seinem ganzen Haremsgefolge auf die Miste; wie er nun kräht, da freut sich jeder der heute in Wetterprophezeiung macht, denn er weiß: *„Kräht d'r Gogel'r auf'm Mischt, änderet se's Wetter oder bleibt wia's ischt"*. Diese Prognose hat das eine für sich, dass sie unfehlbar richtig ist, so richtig wie die Bemerkung, die einst ein Bauer zu seinem von der Landwirtschaft blutwenig verstehenden Pfarrer machte: *„Herr Pfarrer, do hilft 's Beata nex, do g'hairt Mischt na'"*. Leider bin ich nicht in der Lage anzuführen *„auf wel'er Mischte des g'wachsa -n- ischt"*, es bleibt sich am Ende auch gleich, die Hauptsache ist doch *„guck jed'r z'airschta noch seiner Mischte"* und nehme sich in Acht, dass man ihm nicht nachsagt *„dear schwätzt amol an Mischt raus."* Doch nun kehren wir der Miste den Rücken.

Wir werden den Weg durch das vor uns liegende Feld und den in der Ferne liegenden Wald zu nehmen haben, kommen durch Weinberge, und werden uns zuletzt bei einem guten Glase Wein stärken. Ehe wir aber das Dorf verlassen, hören wir noch wie eine Mutter ihrem Knaben zuruft: *„Kerle du bischt scho' fäuler wia d'r Mischt auf d'r Gass."* Vor uns links an der Straße ist ein prächtig blühender Kirschbaum. Welch herrliche Erfrischung: reife Kirschen frisch vom Baum weg genossen! Nicht überall und zu allen Zeiten sind zwar die Kirschen belobenswert, denn, *„mit grausse Herra ischt net guat Kirscha-n-essa, se keiet oim glei'd' Scht'oi' in's G'sicht."* Dort rechts, nicht weit von dem Kirschbaum ist ein sehr schöner Birnbaum, das erinnert uns an einen alten verstorbenen Freund, der oft sagte: *„Mit deine Boiner kei i noh Biara ra."* Ach! nun ruht er schon lange unter dem Boden; er war nicht das, was man oft hört *„a guata Biara"* aber das war er *„knütz wia a doiga Biara,"* wenn man aber in dieser Richtung in seiner Gegenwart eine Bemerkung machte, so war sein anderes Wort: *„dear woißt an seine Biara, wenn*

Andereleut de ihre reif sind," oder rief er: sind m'r schtilla *„'s ischt d'rfür g'sorgt, dass d' Bäum net in Himm'l wachset."*

Ei! dort diese Reihe wundervoller Apfelbäume. Ja, der arme Freund jetzt hat er schon lange *„in dea' saura Apf'l beissa müassa."* Es war in den letzten Jahren seines Lebens vorauszusehen, dass er nicht zu alt würde, denn er hat immer ausgesehen, *„wia a g'schpiaes Aepf'lmuas,"* und hat man ihm dies oder jenes vorgeschlagen, das zur Besserung seines Gesundheitszustandes hätte beitragen können, so war seine Antwort: *„J dank für Obscht!"*

Doch jetzt genug, *i kenn meine Leut, i hau' 'n scho' Schnitz a' kauft,"* was mag gar manchen der Freund wol interessiren? und ich möchte mit weiteren Ausführungen mir nicht das Lob erwerben: *„des ischt a Kerle, wia a Pfu'd Schnitz."*

Wir sind schon eine gute Strecke vom Dorf weg, da kommt noch ein Nachzügler der Gesellschaft mit der Bemerkung: *„Herrgott! in deam Heft hot's net wia in era Aepf'lkam'r g'schmeckt."* Ein zweiter nimmt Veranlassung weiter ergänzend zu bemerken, *„aber au' net noch Veigela."*

Unsere Aufmerksamkeit wird von diesen Auslassungen rasch abgelenkt, denn eben geht ein bildsauberes Bauernmädchen an uns vorüber. *„Dui hot Bäckla wia a-n-Apf'l,"* kann sich einer nicht enthalten zu bemerken. Jawol, fällt ein zweiter ein, noch ist das Mädchen keine zehn Schritte an uns vorüber, aber *„a' guckt hot se es, wia d' Ga's an Aepf'l-butza."* Recht hast, erwiderte der erste, *„a moschtkopfeta Dinge"* ischt des scho', kaum, dass se auf's Grüaßa dankt hat, *„an Hauchmuath hot dui wia a Batzamoscht."* Währenddem bemerken wir, dass das Mädchen zurückschaut, und müssen vor weiteren Randbemerkungen warnen, denn das Mädchen *„kö't oim saga wo Bartle da Moscht holat."*

Wir wenden uns den Bäumen wieder zu, und sehen seitlich einen Nussbaum, der war voriges Jahr *g'hutzlet und butzlet voll."* Der Nussbaum erinnert uns aber auch an die Jahre, wo der Unterschied von Dein und Mein uns erst anerzogen werden musste; ja es war besser als heute, traf uns der Nachbar in eingehender Betrachtung über die Ertragsfähigkeit seiner Bäume, dann hat er uns einfach *dond'rschlech-*

tig vernusset.“ Doch tempi passati, wer unsern verfahrenen Karren wieder in das rechte Geleise bringen muss, bekommt *„a härta Nuss zum aufbeissa.“*

Was uns freut im Augenblick ist, da wir seitlich ins Feld einbiegen, dass der Weg *nusstrocka“* ist. Dieser Weg führt uns zuerst zwischen einem Weizen- und Haberfeld hin. Die Unterhaltung in der Gesellschaft hat sich geteilt, und es scheint, dass nicht alle der Herrn ihre Aufmerksamkeit völlig auf Naturbeobachtung richten, denn plötzlich hören wir, wie jemand sagt: *„dea' schticht schei'ts d'r Hab'r.“* Wir haben keine weitere Ursache uns um das Wen und Warum zu kümmern. An uns vorüber schleicht ein ärmlich gekleidetes steinaltes Bäuerlein, bei dessen Anblick einer der Herrn sich nicht enthalten kann zu bemerken, da heißt es auch: *Dear Gaul, dear da Haber verdeant, kriagt a net z'fresset.“* Leider nur zu oft wahr; doch wer weiß, auch dem alten Bäuerlein hat vielleicht einmal *„sei' Woiza blüaht,“* vielleicht kam dann eine Zeit, *wo d'r Hab'r weit'r koscht hot als d'r Gaul wert gwea' ischt,“* wer mag das wissen? In der Menschen Leben *„ischt Schprui und Woiza unteranand'r.“*

Wir haben gleich ein Beispiel vor uns. Eben taucht ein ächtes und gerechtes Gigerl vor uns auf. Es wird bemerkt, *„wenn dear um's täglich Brod schaffa müsst, dear tät's Salz net an d' Supp verdeana,“* darüber ist kein Zweifel. Was? tönt es von rückwärts an unser Ohr, kein Zweifel? Nein, *„'s sel' ischt a Binsawohret,“* wer den Menschen schon im Wirtshaus gesehen hat, der entsetzt sich ob dessen Ansprüchen, kommt er dann nach Hause, so schmeckt ihm nichts, natürlich, *„wenn d' Maus vol ischt, ischt's Meahl bitter,“* ob der es bis zu seinem Ende so treibt, ich meine *„dear kriagt noh d' Loib hoim.“* Dort der von Kraft strotzende Bauernbursch, und hier die Menschenkarrikatur! Wahrlich *„Salz und Brod macht d' Wanga rot.“* Dem Gigerl gehörte nur *d'r Brodkorb haiher g'hängt.“* Ganz richtig bemerkt jemand aus der Gesellschaft, aber dass das nicht geschieht, ist *„wia d'r Weck auf'm Lada,“* am besten wäre es, den Menschen würde man wie altgebackenes Brod *„noh amol ofna.“*

Allein nun vorerst genug von der Missgestalt, *„mit deam sind m'r bais z' Ack'r g'fahra.“* Wir haben das Haber- und Weizenfeld hinter uns. Links steigt das Feld etwas an, ein

Rain unterbricht die Ansteigung, und wir bemerken an demselben verschiedene Hecken, unter andern auch Rosenhecken. Rechts ist ein Flachsfeld, an das sich ein Gerstenacker anlehnt, weiter nach vorne sehen wir blühende Bohnen. „*Bohna sind meines Herzens Krona,*“ mit dem Sprichwort gibt Einer seine Vorliebe für dieses Gemüse kund. Hinter uns kann ein Anderer den Gigerl nicht verwinden, er meint „*dear sei koi' Boah' nutz.*“ „*Koin Schtecka ischt dear wert,*“ unterstützt ein Dritter, ein Vierter aber legt für den Kretin zu guter Letzt noch ein Wort ein. Nur nicht so scharf, sagt er, „*Zeit bringt Rosa, aber z'airschta kommet d' Doara,*“ auch wir waren jung einmal.

Glücklicherweise tauchen ein paar neue Gestalten auf. Die erste ist ein Mädchen von etwa 18 Jahren, „*dui hot Bäckla wia Rosa,*“ und da es denn nun schon einmal so in der Natur ist, dass die Gegensätze sich berühren, so sehen wir hinter dem Mädchen eine alte Frau, wahrscheinlich Großmütterlein, gegenüber dem Mädchen „*d'r rei'scht Hagabutz*“ und der Vergleich „*ischt net vom Zau' brocha.*“ Das Mädchen ist „*wia Buchs so schlank,*“ und wäre es nicht so gefährlich, bei Schwabenmädchen „*auf da Busch z'klopfet,*“ wir möchten doch wissen, wer hier der Schatz wäre. Dass das alte Mütterlein im Augenblick verschiedenen unserer jungen Herrn „*a Dorn im Aug ischt*“ nimmt uns nicht Wunder. Allein uns ist es angenehmer das Mädchen hat Begleitung, denn es möchte gefährlich sein, wenn das Mädchen einen Schatz hat „*deam in's G'heg z'kommet.*“

Aber unsern jungen Herrn nehmen wir ihre Gefühlsregungen nicht übel, sie sind ja „*in rosigster Laune,*“ und so „*a Landpom'ranz*“ hat seine eigenartigen Reize.

Ei! ei! der Wirkung! Da singt schon einer: „*O du scheana Sonnabluma, wia hoscht du mei' Herz ei'g'nomma.*“ Ruhig meine Herrn, „*no net glei' mit Prüg'l drei' schlaga,*“ wir Alten wissen ja wohl, wo ein hübsches Kind ist, da „*ischt ma glei' bei'r Heck,*“ und so „*reacht Süaßholzraschpla*“ ist eine angenehme Beschäftigung, allein bei so vorübergehenden Begegnungen „*kommt ma selta auf'n grüana Zweig,*“ und gesetzten Falles auch, es gelänge, so ist „*ma net auf Rosa bettet*“, selbst wenn man auch eine Zeitlang „*wie d'r Vog'l im Hanfsauma leaba*“ würde. Zuletzt käme doch die Zeit wo der Betreffende ausrufen möchte: „*O letz! dui hot koi' Werg maih*

an d'r Kung'l!" und das Ende vom Lied könnte sein, dass ein Freund noch sagen würde: „*Du bischt au' oiner von de' sieba Donnderschlächtige, dia sel'a Gerschtanacker so versch . . . . hänt.*"

In weitere Betrachtungen uns hier zu verlieren ist nicht nötig, wir hören aber eben die Bemerkung: „*O letz! dui hot Wada wia a Fada.*" Wir dürfen froh sein, dass sich im Augenblick die allgemeine Aufmerksamkeit wieder mehr der Naturbetrachtung um uns her zuwendet. Während wir rechts ein Haber- und Weizenfeld gesehen, zieht sich nun links bis an die Raine ein Linsen- und Erbsenfeld hin. Weiter oben stößt an die Hecken ein großes Krautland. Es ist merkwürdig, um uns Stoff zu genügendsten Betrachtungen, da taucht ein Mädchen auf, und alle Aufmerksamkeit ist abgelenkt. Ja, bemerkt einer der Herrn, und dann noch durch ein solches „*des no a paar Leisa auf a Brittle g'naglet hot.*" Ja, mein Gott, „*Armuat ischt a bitters Kraut,*" und wo die herrscht, „*Ka' net viel Holz vor'm Haus sei',*" und es gehört, um mit christlichem Gemüt sie zu ertragen, mehr her als die Redensart „*Gedult überwind't Sauerkraut.*" Gut ist, dass Bauer wie Weingärtner mit großer Geduld von der allgütigen Natur ausgestattet sind, und von dem Stand darf man den Städtern gegenüber mit Recht sagen nach dieser Richtung „*ear verkauft a auf a ma Schüble Kraut.*" Noch mehr, „*d'r g'ringscht Krautbutz*" übertrifft hier gar manchen Edelmann. Wenn der Bauer auch oft wenig hat, er ist zufrieden, und gibt seine Zufriedenheit mit den Worten kund: „*Liab'r a Laus im Kraut als gar koi' Floisch.*"

Doch genug mit diesen Betrachtungen. Vor uns liegt der Wald, und den Weinberg müssen wir auch noch hinunter, ehe wir im braunen Hirsch in Wohlhausen unsere Wanderung beschließen. Wir fühlen, dass die Sehnsucht nach einem guten Glas Wein sich mehr und mehr regt. Auf die Frage, wieviel Uhr es denn eigentlich schon sei, wird die Antwort: „*dreiviert'l auf kalta Erbsa.*" Wir wollen uns also beeilen zu dem Wirth zu kommen, der schon seit geraumer Zeit „*da Fahrsoma*" hat. Wohl ist er grob, und die Meinung „*'r sei von era Hagabuach ra*" wäre schwer zu bestreiten, allein so ist der Mann eben, und ihn anders machen wollen, da müsste man von vornherein sagen: „*do ischt Hopfa und Malz verlaura.*" Vielfach ist an

der Grobheit das Publikum schuld, und schon oft habe ich den Hirschwirt sagen hören, jetzt bei mir hoißt's halt, *„wia ma in Wald nei' schreit, so schreit's au' wieder raus."* Freilich des Hirschwirts Wald gibt meistens ein dreifaches Echo. Wenn einer bei ihm nicht schweigt *„dear guißt Oel in's Fuier"* und dann *„hot'r Drüg am Schtecka"* auf lange hin. Vorsicht im Umgang mit dem Mann ist geboten, denn im Augenblick *„hot ma's Oel verschütt't."* Es gibt nur Wenige, die ohne Fährlichkeiten beim Hirschwirt sich zurechtfinden, es muss einer *„scho' a'g'schlaga wia a Bett'lschteck"* sein und dabei sich stets sagen: *„Auf 'n groba Klotz g'hairt a grober Keil."* Am besten kommt man zurecht, wenn man den Hirschwirt so irre zu machen weiß, dass er *„vor lauter Bäum da Wald net sieht."* Verlassen wir aber noch auf eine kleine Weile den eigenartigen Mann, *„was eba net am Holz ischt, ka' ma net na'schnitzla,"* und dem guten Wein zu liebe *„haltet m'r ihm doch d' Schtang,"* wer aber nun aus dem eben Gesagten schließen wollte, wir seien im Begriff ein Loblied anzustimmen *„dear ischt auf'm Holzweag."*

Wir hören Axtschläge, auch das Knarren und Krachen stürzender Bäume; und richtig, da vorn sind Holzmacher, links an der Lichtung, *„baumlange Kerle"* und *baumschtarke Dingeler."* Zu viel Intelligenz dürfen wir allerdings in der Mehrzahl dieser Gesichter nicht suchen, ja in gar manchem steht deutlich genug geschrieben *„dear ischt z' dumm zum Rüaba ropfa, dear reißt'n glei' d' Schwänz raus.* Anbinden mit den Burschen wäre aber trotzdem nicht ratsam, denn *„dia tätet oim d' Loib hoim gea'."* Dort drüben rechts, da steht einer, *„dear stoht grad do, wia d'r Herrgott in d'r Holzeck."* Na, *„b'hüet de Gott, Vetter G'vatterma', dei' Kraut hot Würm,"* wir gehen weiter, *„'s muass halt am Holz sei', was a Pfeifle gea' soll."* Wie die Leute uns so nach sehen, ist uns *„als ob se doschtanda tätet, wia wenn 'n d'r Herbscht verfraura wär."*

Bisher hatten wir immer einen angenehmen leichten Wind gegen uns, beim Verlassen des Waldes hat er sich nun gedreht, es ist kein Zweifel, Tabakrauch von den Holzmachern kommt uns in die Nase. *„Do raucht oiner aber koin schleachta Knäller"*, *„dear kö't sei' wo d'r Pfeff'r wächst;"* wir erinnern uns unwillkürlich an unsere ersten Rauchversuche, das ist

nun allerdings *„anno Tubak g'scheah, und jetzt schreibt ma Zund'l.“* Eben behauptet jemand der Tabakrauch dufte ganz angenehm, dem tritt ein anderer aber mit der Bemerkung entgegen: *„des ischt aber a schtarker Tubak!*

Nun, wir verlassen jetzt das Gehölz, der Holzmacherarbeit noch mit den Worten gedenkend: *„d' Wohlfle muass aus 'm Holz komma.“* Wir sind auf der steilen Steige, die durch die Weinberge talabwärts führt, noch keine fünfzig Schritte gegangen, da begegnen wir einem alten bekannten Weingärtner, im Volk der Ofa-n-Uare genannt, ein beliebter Erzähler und Aufschneider, *„dear luiyt, dass se d' Bälka biaget.“* Bei ihm ist seine Tochter, allein dieselbe *„hot schei't's au' z'viel Grumbiara g'essa,“* und desshalb bringt auch der Ofa-n-Uare, wie wir eine Unterhaltung mit ihm beginnen wollen sofort *„Kraut und Rüaba unteranand'r.“* Aber sobald wir nur einen Blick auf seine Tochter werfen, ist uns auch klar *„do leit d'r Has im Pfeff'r.“* Fast will uns Mitleid für den alten Uare anwandeln, allein der Mann hat eben selbst bei allen derartigen anderwärts auftretenden Vorkommnissen stets gemeint, *„ear müass sein Senf au' drzua gea',“* jetzt, wo es ihn selbst angeht, hängt er den Kopf; der Uare ist eben *„a reachta Grumbiar.“* Wir haben die Unterhaltung mit ihm aufgenommen, und jetzt *‚hängt 'r se an oin, wia a Klett.“* Wenn er doch schweigen wollte, *„ear schwätzt da rei'schta Lohkäs raus.“* Dass er Familienzuwachs erhält, *„des tuat deam koi' Braisale,“* aber zu verwundern ist es, dass seine Tochter *„des no so a Docht ischt“* einen Liebhaber gefunden hat. Schlimm wäre, wenn es wahr ist, was der Uare behauptet, der zukünftige Tochtermann *„mög net geara Brittla boahra,“* und deshalb „schtand dui Hauchzig noch im weita Feld,“ es habe der junge Mensch zwar wol etwas Vermögen, allein *„um des gäab ear koin Pries Schnupftabak.“* Als wir uns doch erlaubten den Uare auf die voraussichtliche Notwendigkeit seiner Einwilligung aufmerksam zu machen, war seine ganze Antwort: *„Jo Schnitz und Zwetschga.“* Erst nach einer Weile nahm er denn seine Rede wieder auf und sagte: *„do g'hairt nex wia a nusshößener Schteck hear.“* Als wir den Uare zu beruhigen suchten mit den Worten, so gehe es hin und wieder, gab er zur Antwort: Wol, wol, *„hiabott hot scho'a blinda Sau a-n-Oichale g'funda,“* no hätt des net grad mei' Mädle sei' müassa, dear Buscht wär scho' reacht

wor'a, aber do hot's dahoim g'fehlt, *„ma muass da Baum binda so lang 'r noh jung ischt,"* jetzt i sag, um so a Heiraterei *„do gib i koin Pfifferling."* Nun wussten wir, dass dem Uare sein Zukunftsschwiegersohn *„so u' wert als d' Gä's auf'm Soma"* war, und waren froh, als uns beim Eintritt in das Dorf der Uare mit den Worten verließ: *„Wenn's oim eba net will, ka' ma da Finger im Reisbrei a' brecha."*

Nun kam der Hirsch in Sicht, rasch waren wir die Dorfstrasse hinabgekommen, und frischen Mutes ging es im Hirch die Stiege hinauf und hinein in die freundliche sonnenbeschienene Stube. Bald war der verlangte Wein gebracht, und kurze Zeit darauf stand Brod, Schinken, Butter und Käse jedermann reichlich zur Verfügung. Da aber öffneten sich nun plötzlich mit einem Schlag die Schleußen für Sprichwörter und Redensarten, *„dear Wei' lauft wia Oel na,"* rief der Erste, *„Wei' und Weißbrod sind mei' bitt'rer Tod,"* der Zweite, *„des ischt d'r rei'scht Nachtmohlswei',"* der Dritte, *„dea' Wei' spürt ma bis in kleina Zaiha na,"* der Vierte, *„des ischt a süffig's Wei'le,"* der Fünfte, *„des ischt a fürnehmer Wei,"* der Sechste. Der Siebente sagt auf eine Anfrage: *„Schätz wol dear Wei' ischt guat,"* der Achte bemerkt *„des ischt a ferndiger Wei'."* Gib acht, ruft ein Neunter, *„dass d'r dear Wei' net in's Hiara schteigt;"* ein Zehnter gibt sich als Weinkenner aus, denn er ruft: *„dea' Wei' spürt ma in älle Aederla."* Nur einer, der offenbar einen verdorbenen Gaumen hat, meint *„dear hät net 's reacht Bodag'fährtle."* Er kommt aber mit dieser Bemerkung schlecht weg, denn allenthalben wird ihm der Zuruf: *„Wenn dir dear net guat g'nuag ischt, no schteckscht halt an Schtecka d'rzua."* Einer ruft mit Fistelstimme: *„'s ischt halt a Kimmichschpalter!"*

Kaum hat sich der Sturm etwas gelegt, so hören wir vom untern Tisch her: *„Wenn i mein Wei' taufa will, ka'-n-i's scho' selber."* Dort beschäftigen sich zwei andere eingehend mit dem aufgelegten Brodlaib, derselbe nimmt zusehends ab, da meint der eine der beiden: da wird es bald heißen: *„D'r Ebe und d'r U'ebe hänt mitananđer 's Loible g'fressa."*

Während so Alles mit Essen und Trinken, sowie damit beschäftigt ist, seinen Empfindungen Ausdruck zu geben, kommt unser Hirschwirt herein. Dass er grob sein kann, wissen wir bereits, aber eine ächte Wirtsgestalt ist er doch.

Wie er da so im Vollgefühl seines Wertes an den Tischen hingeht, überall nachschauend ob nichts fehle. Dass er selber Liebhaber seiner Weine ist, darüber trägt er die Urkunde im Gesicht. Eben bemerkt Jemand halblaut. „*Guck no au' deam seine Wei'rösla am Hiara!*“ Darauf wird erwidert: „*Dear hot ja a ganz wei'grüas G'sicht.*“ Ein Dritter meint gar: wenn der so fortmache, dann „*lauft 'm d'r Wei' zur Näs raus.*“

Noch hatte der Hirschwirt nichts gesagt, obgleich er schon ein paar Mal bedenklich sein Käppchen gerückt hatte. Die letzte Bemerkung aber schlug dem Fass den Boden aus, denn plötzlich brach er los: „*Schwätzet no koin so an fürchtiga Papp raus!*“ und nun folgte eine gründliche Auseinandersetzung über „*de richtig Wei'feuchte und Wei'grüane.*“ Kurz, die Herrn, die sich noch eben eingehend mit des Hirschwirts Aussehen beschäftigt hatten, erhielten von demselben diesmal „*klara Wei' ei'g'schenkt.*“ Als er endlich sein Herz zur Genüge erleichtert hatte, wollte jemand ihn trösten, man habe es nicht so schlimm mit den Bemerkungen gemeint, da erwiderte aber der Hirschwirt: Lant se no ihr Tröschta bleiba, wisset se: „*Herratroscht und Nägeleswei' verriachet über Nacht*“ des hot m'r mei' Muatter selig scho' als Bua g'sait, und für so dumm brauchet se me au' net z'haltet, denn mei' Schualmoischter hot ällig zua m'r g'sait: Andres, hot'r g'sait, i be' no froh, dass außer dem Millionshaufa Rindviecher au' noh oine geit wia du, dia net blos „*Schprui und Häckerling im Gre't hant,*“ 's Sel' hau'-n-i glei' begriffa, 's ischt aber au' „*hopfaleicht zum begreifa.*“

Nachdem der Hirschwirt in diese Saiten griff, war uns nicht ganz wol, „*miar sind wia auf Kohla g'schtanda,*“ ob nicht noch Derberes komme, allein da er sah, wie denn doch alles verblüfft war, fuhr er fort: Jo, jo, ihr Herra, so ischts auf deara Welt, für d' Dummheit und „*für da Taud ischt koi' Kräutle g'wachsa.*“ Jetzt aber no au' luschtig, „*potz Krautwella nei!*“ Dia Herra hant Du'scht, „*saufet bis uich d' Binsa im A . . . wachset,*“ prosit, meine Herra! und nex für u'guat, „*U'kraut verdirbt net*“ hoißt's ällig, so'scht wäre mir nemme do!

Die Sorge, wer wol „*für Andere d' Kaschtania us'm Fuir hol*“ war weg, der Hirschwirt war bald in anderes Fahrwasser gebracht, das Wetter war der beste Ableiter; jo „*jetzt wächst 's Sach im a'verschta'd*“ sagte er vergnügt, als wir aber

auf den geringen Viehstand kamen, da meinte er: Jo, jo des ischt deane Viehhändler *„a gmäht's Wiesle,“* i möcht koi's wirklich kaufa, *dia Trauba wäret m'r z'sauer.“* Als aber jemand bemerkte, unser Herrgott werde alles wieder recht machen, erwiderte der Hirschwirt: Aella Reschpekt, i will nex d'rgega sa'; aber vergesset se ihr Red net, *„mit'm Beata schmälzt ma koine Küachla.“* Aber halt, do isch d' Fläsch lear, i will gauh no noh *„an Tröschter hola.“* Wir haben nichts dagegen, der Wein ist vorzüglich, gemütlich trinkt jeder der Herrn noch sein Schöppchen, und dann beschließen wir unsere kleine heutige Wanderung; da wird mir nun aber eben noch ein Zettel zugesteckt, und mit der Veröffentlichung des auf demselben Enthaltenen möchte ich auch diesen Aufsatz schließen.

1) 's Wasser hot koin Balka, ma ka' se net dra' halta.
2) Sch . . . . und Krautschneida ka'-n-i net z'mol.
3) Heut geit's noh an Wei'kauf.
4) Dear Wei' ischt wiedsauer.
5) Dear hot scho' lang ebes auf'm Kerbholz.
6) Jo Sch . . . dreck und gelbe Rüaba.
7) Des ischt a reacht's U'kraut.
8) 's Feld hot Auga und d'r Wald Ohra.
9) Dear sieht aus, wia a Kohlabrenn'r.
10) 's goht nex über's Schtettem'r Brodwasser.
11) Dear ischt auf da Leim ganga.
12) Dear ischt desmol d'r G'leimte.
13) Des hot dear deam in's Wachs druckt.
14) Dear hot a hülzes G'lächter.
15) Dea' hot ma könna mit'm Beasa z'sämakehra.
16) I gang über Feld.
17) Des ischt a reachte Käffelisl.
18) Ma muass schneida wenn d' Aehret ischt.
19) So do hoscht de ganz Paschtet.
20) Des Biar ischt pud'ldick.
21) Des ischt a-n-Oelbiar.
22) Des hot au' Saft und Kraft.
23) Dear schwätzt an Schmarra an oin na'.
24) Deam hau'-n-i da A . . . . net schlecht verpfefferet.
25) Dear tanzt wia d'r Lump am Schtecka.
26) Des goht wia am Schnürle.
27) Nuie Beasa kehret guat.

28) Dear keit deam a Prügele in Weag wo-n'r ka'.
29) Dear keit d'r au' amol an Schtoi' in Garta.
30) Dear schneid't a Schtuck Brod ra, wia so a Rosszaih.
31) Do isch brodtrocka.
32) Wenn d'r des net gnuag ischt, no schteckscht an Schtecka d'rzua.
33) Des ischt d'r Peterling auf älle Suppa.
34) Do ischt d' Welt mit Bretter vernaglet.
35) Schtich Peter! 's seid Linsa (beim Kartenspiel).
36) Deam ischt d'r Wei' in Kopf g'schtiega.
37) Des ischt a Felbakopf (Cannstatter).
38) Leab'rwu'scht und Krautsalat, des ischt a Fressa delikat.
39) Dear macht an Schmarra drum rum.
40) Dear schwätzt da hella Lohkäs.
41) Dear tuat 's Rüable schaba.
42) Dear fährt glei' mit Prüg'l drei'.
43) I glaub herb, dass d' Mad'l bächt, so hot jo koi' Meahl.
44) Dear trait d' Haut no noh am Schtecka.

ALLERLEI ABERGLAUBE.

MITGETEILT VON
WILHELM UNSELD,
ULM.

Vor die Schwinde.

Ich schweine an meinem Arm,
Ich schweine an meiner Haut,
Ich schweine an meinem Fleisch,
Ich schweine an meinem Blut,
Ich schweine an meinem Bein,
Ich schweine an meinem Mark,
Schweine in das tiefe Meer hinein,
Wo sich weder Menschen noch Vieh erquicken können.

† † †

Schriftlich von Blaubeuren.

Gegen einen Fluss, der in verschiedenen Teilen des Körpers herum zieht, ist folgender Zettel zu schreiben:

h b r, h b c, h b t, h b r h.
h b r, h b c, h b t, h b r.
h b r, h b c, h b t, h b.
h b r, h b c, h b t, h.
h b r, h b c, h b t.
h b r, h b c, b b.
h b r, h b c, h.
h b r, h b c.
h b r, h b.
h b r, h.
h b r.
h b.
h.

Diesen Zettel kann man zusammenwickeln wie man will, aber er muss noch in ein rohes Tuch von Leinwand, ohne dass dieses gebleicht oder sonst vorher gebraucht worden ist, eingewickelt, und mit drei Stich Faden, der ebenfalls ungebleicht und noch nie gebraucht ist, durchstochen werden, und zu diesen drei Stichen werden die drei höchsten Namen der Gottheit gesprochen. Dann wird der Zettel an einem Freitag Morgen zwischen 8 und 9 Uhr an den Hals gehängt, gleichviel, vorn oder hinten, und am elften Tag darauf muss er zwischen 12 und 1 Uhr verbrannt werden. Aber sowol beim Anhängen als auch bei dem Verbrennen, darf man nicht beschrieen werden.

Schriftlich von Blaubeuren.

Gegen den Brand bei Verwundungen.

Lorenz lag auf dem Rost,
Da kam der Herr und gab ihm einen guten Trost,
Er kommt mit seiner heiligen Hand,
Und bläst ihm den heißen und kalten Brand.

† † †

Man nennt nun den Taufnamen und spricht es dreimal, dann schmiert man mit Leinöl ein.

Schriftlich von Blaubeuren.

Gegen die Gichter der Kinder und das Zahnen.

Man schreibt in der siebten Stunde aus dem Evangelium Johannis, Kap. 4. Vers 43–54 ab, näht dies in ein Leinwandfleckchen ein, und hängt es dem Kinde um den Hals unter Nennung der drei höchsten Namen. Ist das Kind ein Knabe, so schreibt es der Vater, ist es ein Mädchen, die Mutter. Kann man nicht sogleich mit Sympathie helfen, so mache man kalte Ueberschläge über den Kopf.

Schriflich von Blaubeuren.

Sichere Blutstillung.

Sobald als du dich geschnitten oder gehauen, so sprich:

Glückselige Wunde,
Glückselige Stunde,
Glückselig ist der Tag,
Da Jesus Christus geboren war.
Im Namen † † †

Schriftlich von Blaubeuren.

Den Schmerz einer frischen Wunde zu stillen.

Unser lieber Herr Jesus Christ hat viele Beulen und Wunden gehabt, und doch keine verbunden; sie gähren nicht, es gibt auch keinen Eiter nicht. Jonas war blind, sprach ich das himmlische Kind. So wahr die heiligen fünf Wunden sind geschlagen, sie gerinnen nicht, sie geschwären nicht, draus nehme ich Wasser und Blut, das ist für alle Wunden und Schäden gut. Heilig ist der Mann, der alle Wunden und Schäden heilen kann. Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist. Amen.

Schriftlich von Blaubeuren.

Für die Geschwulst.

Es gingen drei reine Jungfrauen,
Sie wollen eine Geschwulst und Krankheit beschauen.
Es ist heiß, die andre sprach, es ist nicht, die dritte
sprach, ist es denn nicht?
So kam unser Herr lieber Jesu Christ.

† † †

Dies gesprochen. Schriftlich von Blaubeuren.

So ein Mensch die Mundfäule hat, so sprich folgendes, es hilft gewiss:

Job zog über Land,
Der hat den Stab in der Hand,
Da begegnet ihm Gott der Herr
Und sprach zu ihm: Job warum trauerst du so sehr?
Er sprach! Ach Gott! warum soll ich nicht trauern,
Mein Schlund und mein Mund will mir verfaulen.
Da sprach Gott zu Job: Dort in dem Tal da fließt ein Brunn,
Der heilet dir N. N. deinen Schlund und Mund.
Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes Amen.

Dieses sprich dreimal des Morgens und des Abends, und wenn es heißt: Der heilet dir N. N., so bläst man dem Kind dreimal in den Mund.

Schriftlich von Blaubeuren.

Für das Zahnweh.

Ich löse die Nerve † † †
Ich töte den Wurm † † †
Ich befestige den Zahn wie unser Heiland am Kreuz befestigt war.

Dann ist Gott Vater, Gott Sohn und Gott der heilige Geist dreimal zu sprechen.

Schriftlich von Blaubeuren.

Für die Würme.

Gott der Herr geht ackern in Josephs Acker,
Er tat drei Furch,
Darunter sassen drei Würm.
Der eine ist fräßig, der andre säufig und der dritte nagig,
Der eine ist schwarz, der andre weiß und der dritte rot,
N. N. hab gut Herz, dein Wurm ist tot.

† † †

Dreimal zu sprechen. Schriftlich von Blaubeuren.

Für Schmerzen.

Schmerz, ich gebiete dir, weiche von dieser Wunde,
Wie der Schmerz von Christi Wunden.

† † †

Dreimal zu sprechen. Schriftlich von Blaubeuren.

Für den Brand oder Gesichtsrose.

Der Herr unser Jesus ging über das Land,
Er trug das Kreuz und auch den Brand.
Wie ihm drei Nägel durch Händ' und Füß' sind geschlagen,
So soll dir auch der Brand nichts schaden.

† † †

Einmal zu sprechen und gegen den Nacken zu blasen.

Schriftlich von Blaubeuren.

Für das Zahnweh.

St. Petrus stand unter einem Eichenbusch, da sprach unser lieber Herr Jesu Christ zu Petro: Warum bist du so traurig? Petrus sprach: Warum soll ich nicht traurig sein? Die Zähne wollen mir im Mund verfaulen. Da sprach unser lieber Herr Jesu Christ zu Petro:

Peter, geh hin in Grund
Und nimm Wasser in den Mund,
Und spei es wieder aus in Grund.

† † † Amen.

Schriftlich von Blaubeuren.

Wie man beim Spiel gewinnen kann.

Bind mit einem rotseidenen Faden das Herz einer Fledermaus an den Arm, womit du auswirfst, so wirst du alles gewinnen. Schriftlich von Blaubeuren.

Gegen schlechte Nummern bei der Loosziehung der Rekruten.

Der Betreffende überschreite sämtliche Türschwellen der Rathauses mit dem linken Fuß und nenne dabei ein paar mal die drei höchsten Namen.

Schriftlich von Blaubeuren.

Eine Kunst Feuer zu löschen ohne Wasser.

Schreibe folgende Buchstaben auf einen Teller und wirf ihn in's Feuer, sogleich wird es auslöschen.

S. A. T. O. R.
A. R. E. P. O.
T. E. N. E. T.
O. P. E. R. A.
R. O. T. A. S.

Schriftlich von Blaubeuren.

Für den Bruch.

Einen Bohrer gekauft, was er kost. Dann vom rechten Aug der Augenbraunen Haar, dann von der linken Hand die Nägel, dann vom rechten Fuß die Nägel, dann, unbeschrieen muss alles geschehen und die Sach in ein Papier gewickelt und ein Loch in einen Birnbaum gebohrt, und das Papier in das Loch gesteckt und zugemacht, wenn der Mond voll ist Nacht 12 Uhr. Alles unbeschrieen.

Schriftlich von Blaubeuren.

SCHWÄBISCHE SPRICHWÖRTER UND REDENSARTEN.

MITGETEILT VON

WILHELM UNSELD,

ULM.

Die Kirchweih.

1) Bei deam ischt alle Tag a-n-andere Kirweh los.
2) Du ka'scht m'r uf d' Kirweh komma.
3) D' Kirweh ist e's Johrs amol.
4) Des ischt ällaweil de gleich Kirweh.
5) Des ischt a reachta Baurakirweh.
6) Dear hot's wichtig wia d' Bettelleut am Kirwehsamstig.
7) Wenn d' Kirweh ischt, wen d' Kirweh ischt,
No schticht mei' Vatter an Bock,
Und wenn mei' Muatter tanza tuet,
No wacklet als ihr Rock.

Der Himmel.

1) Dear sieht da Himmel volla Bassgeiga.
2) Dear wurd bald Himmala.
3) Potz Himmel Schtuaggert!

4) 's ischt d'rfür g'sorgt, dass d' Bäum net in Himmel wachset.
5) Jetzt kommt a Schneider in Himmel. (Wenn zwei im selben Augenblick den gleichen Gedanken aussprechen.)
6) 's ischt nuh koi' G'lerneter vom Himmel g'falla.
7) Dear macht oim himmelangscht.
8) 's ischt ällaweil ebes des da Himmel hebt, so'scht wär er scho' lang ei' g'falla.
9) Deam schlag i oina na', dass 'r da Himmel für a Bassgeig a'sieht.
10) Dear ischt allaweil im siebeta Himmel.
11) Dear ischst na' g'schlaga, wia vom Himmel ra.
12) Himmel nei'! bischt du a Kerle.
13) Himmelsakrdi! aber au!
14) Herrgott im Himmel! was ischt aber des!
15) Ma moi't d'r Himmel, wöll ra komma, so regnet's.
16) Dear schlächt noh d' Schteara vom Himmel ra.
17) Dear kommt au noh amol z'schpät in Himmel.
18) D' Aihe wer'et im Himmel g'schlossa.
19) I hau' Hunger, dass i da Himmel nemme sieh.
20) O! Himmel nei'!
21) I be' w'a aus de Wolka g'falla.
22) Wenn ma an guata Hoiliga hat, no kommt mà bald in Himmel.
23) Jetzt regnet's, was vom Himmel ra ka'!
24) Des ischt a Himmelhuar. (Eine alte Betschwester.)
25) Des ischt net an Himmel g'molet.
26) Dear druckt nei', wia d'r Mich'l in Himmel.
27) Heut ischt d'r Himmel wia ausblauset.
28) Ischt lang guat, sait d'r Himmelwirth.
29) Dear lachet, und wenn d'r Himmel ei' fallt.
30) Himmel erdige nei'!
31) Des Menscha Wille ischt sei' Himmelreich.
32) Dear wächst noh in Himmel nauf.
33) Do tuat's, ma moi't d'r Himmel fall ei'.

ZUR GESCHICHTE DES CHRISTBAUMS.

VON
FRIEDRICH KLUGE,
FREIBURG I. B.

Bisher scheint ein Zeugnis zur Geschichte des Christbaums unbeachtet geblieben zu sein, das den Anteil des Elsass am Aufkommen des Christbaumes abermals ins rechte Licht setzt. Wir entnehmen unsern Beleg der 1802 in Straßburg erschienenen und wol auch entstandenen Sturtziade, einem komischen Gedicht in Blumauers Manier. Darin wird I 49 eine Landschaft aus Schlaraffenland u. a. durch folgenden Vers geschildert:

Sogar an Disteln sah man Obst,
Besonders Aepfel hangen,
Gleich einem hoch ehrwürdigen Probst
Mit kupferroten Wangen,
Und goldne Nüsse, wie sie kaum
Der heilige Christ vom Tannenbaum
Für unsere Jugend pflücket.

Zu diesem Vers finden wir folgende lehrreiche Fußnote, aus der wir entnehmen müssen, dass damals, was durch A. Tilles Forschungen durchaus feststeht, der Christbaum deutschen Lesern, für die jenes Buch und seine Anmerkungen bestimmt waren, keineswegs allgemein bekannt war: „Es ist in Elsass Sitte, den Abend vor Weinacht einen Tannenzweig mit allerhand Zuckergebäck, Marzipan, vergoldeten und versilberten Nüssen usw. geschmückt, in einer Ecke des Zimmers für die Kinder — die das alsdann ihren Tannenbaum nennen — aufzuheften."

ZUR FRAGE NACH DER HEIMAT HARTMANNS VON AUE.

VON
ADOLF SOCIN,
BASEL.

Der zürcherische Geschichtsforscher Zeller-Werdmüller, (Züricher Taschenbuch 1897, S. 133—144) und in Uebereinstimmung mit ihm Schulte (Ztschr. f. dtsch. Altertum 41, 262 ff.)

haben die zuerst vom Freiherrn von Lassberg aufgestellte Annahme, dass Hartmann ein Dienstmann der Freiherren von Tengen zu Eglisau gewesen sei, durch neue Gründe wahrscheinlich zu machen gesucht. Dass Hartmann von Aue nach Au bei Freiburg benannt sei, bezeichnet Schulte als eine jetzt wol allgemein aufgegebene Ansicht. Die nachfolgenden Darlegungen zeigen, dass sie vielleicht doch nicht so unbegründet ist.

Im Necrologium Tennenbacense, Mon. Germ. Necr. I 340 ed. Baumann, findet sich zum 1. April der Eintrag: *der arme Henrich des abbts von Einsidlen knecht.* Ich kann mich der Empfindung nicht erwehren, dass diese Notiz im Zusammenhange mit dem steht, was die Heidelberger (und Koloczaer) Hs. von dem spätern Schicksal des armen Heinrich berichtet:

Er tet sich in ein kloster und bevalch sich der vrien gotes muter sente Marien da bi in einen tum.

(Wackernagel-Toischer, S. 140).

Das Cisterzienser-Kloster Tennenbach bei Emmendingen wurde 1158 gegründet. Das vorhandene Necrologium dieses Klosters ist ein Auszug aus dem im Bauernkriege untergegangenen Original: extat hodie tantum compilatio, quae non recensio necrologii prioris est, sed nomina tantum abbatum, nonnullorum monachorum et benefactorum monasterii continet (Baumann). An der Echtheit der Einträge lässt sich trotzdem nicht zweifeln. Den Geschlechtern, die im Necr. Tennenbac. vorkommen, begegnet man wieder in Schreibers Freiburger Urkundenbuche: de Herderen, de Kenzingen, de Keppenbach, von Malderdingen, de Munzingen, von Totikoven, de Tusselingen, de Wiswil, Hübschman, Meinwart, Morser, Sporlin. Es sind alles ritterliche Dienstmannen oder ratsfähige Bürger, und daher ist es ausgeschlossen, dass „der arme Henrich" ein beliebiger Höriger des Klosters Einsiedeln gewesen wäre. Leute niederen oder gar unfreien Standes erscheinen in den Nekrologien nicht. Die Bezeichnung „der arme Henrich" muss vielmehr ein Uebername, und zwar einer bekannten, bestimmten Persönlichkeit, gewesen sein.

Jahreszahlen stehen in den Nekrologien nur ausnahmsweise. Im Necr. Tennenb. sind folgende aus dem 13. Jh.:

Ego comes de Urach dictus mit dem Bart dominus in Friburg 1236.

Burchardus de Züslingen huius loci abbas 1260.
Gertrudis de Bentzhausen civis in Freiburg 1266.
Henricus de Valckenstein abbas Thennbacensis 1279.
Anna Maria Meissin von Friburg 1234 (?).
Walter von Gerolzeck 1252.
Rudolphus de Zaeringen abbas huius loci 1256.

Aus dieser spärlichen Chronologie lässt sich nichts für und nichts gegen den Helden des Hartmannschen Gedichtes ableiten. Wohl aber dürfen wir sagen, dass, wenn dieser Tennenbacher arme Heinrich einer derer von Aue ist, mit diesem Aue nur das bei Freiburg gemeint sein kann — weil wiederum das Necrologium nur Angehörige der engern Heimat enthält.

Ein zweites Breisgauer Necrologium steht Necr. I 296 ff: dasjenige des Frauenklosters Güntersthal bei Freiburg, vom 13. bis ins 16. Jh. sich erstreckend und weitaus reichhaltiger als das Tennenbacher. Auch es nennt fasst ausschließlich nur Freiburger und Breisgauer Familien, meist die gleichen wie das Tennenbacher Verzeichnis. Der „arme Heinrich“ kehrt hier allerdings nicht wieder, dagegen folgende des Geschlechtes von Aue:

Jan. 1: Margaretha de Ouwe.
„ 13: Adelheidis de Ouwe.
Febr. 14: Rudolfus de Ouw.
Apr. 18: Elisabeth de Ouwe.
Mai 4: Margaretha de Ow obiit monialis.
Aug. 29: Heilewigis de Ouwe obiit.
Sept. 28: Clara Tegenlin dicta de Owe.

Baumann bezieht im Index dieses Ouwe allerdings auf Obernau am Neckar, aber keine Gleichung zwingt dazu.

Soviel für den breisgauischen Ursprung Hartmanns. Für mehr als eine Hypothese möchte auch ich meine Ausführungen nicht ausgegeben haben, denn ich gestehe, dass, wenn man die Geschichte vom armen Heinrich und von seinem Geschlechte nicht als eine dichterische Erfindung ansieht, die von Bauer Germania 16, 161 und von Schulte a. a. O. dargelegten Standesverhältnisse und auch die mehrfache Betonung der schwäbischen Heimat Hartmanns in der Tat einen Widerspruch dazu bilden.

DER STAT VON RUFACH RECHT VND GEWONHEIT.

VON

THEOBALD WALTER.

RUFACH.

Das Rufacher Stadtarchiv enthält die alten Rechte der Stadt in zwei verschiedenen Urkunden, welche beide dem 15. Jahrhundert entstammen. Auf dem Umschlag der einen steht das Datum 1425, während die andern Aufschriften nicht mehr zu entziffern sind. Die Schrift der Urkunden selbst ist zum Teil erbleicht und fast unleserlich. [1])

Bekanntlich verdankt Rufach seine Entstehung einem fränkischen Dinghof, den König Dagobert im Jahre 662 an Bischof Arbogast verschenkt haben soll. [2]) Somit können wir die alten Rodeln und Weistümer des Dinghofes als das Urstadtrecht Rufachs bezeichnen. Zwar erfolgte 1258 durch Bischof Heinrich von Stahleck eine Umarbeitung der alten Bestimmungen; aber die Rechte und Pflichten der Ursiedelung gingen unverändert in die neue Verfassung über. Der Dinghof, der schon frühzeitig in den Besitz der Aebtissin von Eschau kam, ist durch das ganze Mittelalter noch von Wichtigkeit in den alten Stadtgewohnheiten. [3]) Doch lassen wir die alten Urkunden selbst sprechen.

Der Stat von Rufach recht vnd gewonheit.

Item des erst wenne kryege In dem lande Ist wie man die Tore vnd Ringkmur versorgen sol,
Darnach von des gerichts gewonheit,
Sodenn der Stetterecht am zwölften tag,
Darnach vnser frowen vnd der Stette recht vnd gewonheit gegen der Eptyssin von Eschowe,
Darnach der Alte Spittal,
Der Nuwe spittel,
Darnach eins kilwartz recht,
Darnach der Tůmheren hof von Straßburg.

---

[1]) A A 3 u. 4.

[2]) Vergl. Th. Walter. Aus der Kriegsgeschichte der Stadt Rufach. Gebweiler 1895. S. 5.

[3]) Die Dinghofrodeln sind abgedruckt bei Grimm, Weistümer Band V, S. 384.

Item des Ersten So sol die Zunfft zů Burgelin die Ringmüre versorgen vnd behüten von dem Ringroffentor vntz an perißgassen.

Item So sol die Reblute Zunfft zu den Gilgen[1]) an dem orte versorgen von perißgassen vntz an die burg, Vnd sint die von pfaffenhein den zweyn zünfften zů geteilt.

So denne die Heren zu St. Veltin[2]) mit Iren knechten Vnd die ackerlüte söllent die mure versorgen von der Burg vntz an windecke.

Darnach die smyde von windeck vntz an fröschwilr tor, Vnd sint die von Cebelßwilr den zweyn zünfften zůgeteilt.

Darnach die brotbecker von fröschwilr tor vntz an der Eptissen Hoff.

Darnach die Snyder von der Eptissen Hoff vntz an Peter Joses Hoff.

Darnach die Schuhemacher vntz zů Heintzin scherers Hoff.

Darnach die würte vntz an Claus syriantz erker, Vnd sint die von gundoltzhein zů den selben Zünfften geteilt von fröschwilr tor vntz an syriantz erker.

Darnach die metziger Vntz an das türlin.

Item darnach der Rat Vnd Ratzgenoß, Die Tutzschen Heren vnd die Priester vntz an Ringroffen tor, Vnd sint die von sultzmat vnd westhalden zů jn geteilt von Syriantz erker vntz an Ringraffen tor.

Item wem die baner der stat buolhen wirt, sol uff dem kilchoffe uff dem platzze sin, vnd sol die gemeinde uff In warten, war man sü wiset, daz sü gehorsam sigent.

Item	uff	dem	froschwilr tor	sol	warten[1])	. . . . . .
„	„	„	Ringroffen tor	„	„	. . . . . .
„	„	„	Rißtor	„	„	. . . . . .
„	„	„	Nuewen tor	„	„	. . . . . .
„	„	„	türlin	„	„	. . . . . .

[1]) Rufach hatte zwei Rebzünfte, zum Bürgelein und zur Lilie.

[2]) St. Valentin war ein reiches Priorat, das 1183 vom Bischof von Straßburg gegründet worden war, heute aber samt und sonders verschwunden ist.

Des gerichtes recht.

Es yst zů wissende, welher man mit dem gericht behept wirt vnd dem richter empholhen, den sol die stat VIII tage behalten vnd welre botte zů der zit, des turnß wartet, der sol jme die acht tage essen geben vnd so die acht tage verloufent, kompt denne der, der In gefangen geleit het vnd vordert In, so sol er dem botten den atzz bezalen, kompt er aber nit In den acht tagen, wenne es denne der gevangen vordert, so sol man Ime fürderlichen ein gericht machen, vnd wurt er mit Vrteil lidig bekant, so sol er den atzz bezalen vnd ist dem nit verbunden, der In gefangen geleit hatte.

Rats recht umb freuel.[2])

Es yst zewissen das durch die Rete einhellicklich erkannt ist von besserunge der fräueln, Allso welicher vor Rate mynem gnedigen Herren zů besserunge bekannt wurt. Es sie vmb wort oder Streich, das ein yeder Stettrecht verfallen vnd geben sölle, er sige frömbde oder heimbsch, ein yegklicher nach siner gebüre. Der Hanndel habe sich gemacht Inn der Statt oder vßwendig.

Es ist ouch zu wüssende, daz vogt, Schulths vnd Rat Einhelleklichen bekant hant, wer einen gezog[3]) vß dem Rate gen Stroßburg zühet, Welches teil do den zogk ablot vnd wendig wurt, der bessert dem Vogt, dem Schulths vnd dem Rate I guldin vnd erlod man des niemant.

Es ist ouch zů wüssende welher vßman, der vnder vnserm Heren nit gesessen ist, ze Rufach behept vnd jn den Wasserturn geleit wurt, der git dem botten, der denzůmol des Durnes wartet II ß; Aber ein Bürger oder eines bürgers knecht gent nit.

Welcher botte eins uß mans rede tůt, der vor der statt gesessen ist, der sol dem botten geben ii ß. d.

Der Stetterecht am XII. tag.

Item des Ersten sol man vnsere frowen pfleger[4]) setzen vnder Rat darüber bekennen by dem eyde, Vnd welre bekant

---

[1]) Ist freigelassen um den Namen des Hauptmanns einzufügen.

[2]) Dieser Abschnitt ist von anderer Hand später hinzugefügt.

[3]) Eine Art Appellation an den Bischof.

[4]) Verwalter der Einkünfte der Pfarrkirche.

wurt, der sol zwey Jore doby bliben Vnd an dem dritten Jore abrechenen vnd sol man einen andern setzen.

Zu glicher wise sol Sant steffens pfleger[1]) ouch Zwey Jore bliben Vnd an dem dritten Jore abrechenen vnd sol man denne ouch einen andern setzen.

So denne der stette Ingesigel sol man alle Jore dryen den Nuwesten Vnder den Reten empfelhen, die sollent ouch daz selbe Jore der stette besserung semenen.

Item So sol ouch daz waltmeister tun alle Jore vallen an zwene die denzůmol Die eltesten der Rete sind vnd welre Waltmeister werdent, die söllent daz selbe Jore kein ander Anbacht haben Vnd wenne dazselbe Jore vßkompt, so sollent sü darnach daz nebeste Jore brotschower werden, vnd so daz Jore vßkompt so sollent sü daz Jore dornach fleisch, vische vnd zigeren schowen vnd sollent die Jore vßkomen ander anbacht haben.

Item welrer weydemeister gemacht wurt, der sol ouch zwey Jore do bliben Vnd die Stat versorgen an eynem gůten styere vnd sol alle eynunge Innemen vnd die getrewelichen verechnen, darüber hat er die matte In Durlachen Bipfel vnd je an dem dritten Jore einen andern setzen (vnd sol ye der weidemeister alle Jore So er denn weydemeister ist, ein pfund stebler an der Stiermatten vergüten bitz dz sie gesüfert wirt).[2])

Ouch ist zů wissende, daz die von Rufach Iren Vrgang vnd recht hant uff der Vnderen matten zů tantzede vnd allen můtwillen zů Hande die wile si vngemeget ist, vnd wenne daz Howe abkompt, so mögent die von Rufach Ir vihe daruff schahen, dieselbe matte hat recht das Howe alle Jore durch drutmans garte ze fürende vnschedelich der stette Brucken vnd stege vor froschwilr tor.

(Item weliche ouch Salzmitter werdent vnd sint, die söllent das Ampt zwey Jor haben, vnd dz tůn vnd wann die zwey Jor vßkömpt, so sol man andere setzen, Sunder sol man alle Jore einen nuwen zů dem alten setzen, vnd sollent die Saltz mitter geloben niemanß kein saltz uß dem saltzhuse biten noch geben one gelt vnd sol ein burgermeister, wer der ist dz gelt Emphohen, douon sol Ime werden ze lon von einem Wagen ii ß.[2])

---

[1]) Die Kirche St. Stephan mit ihren reichen Pfründen war der letzte Rest des 1298 verbrannten Dörfchens Suntheim. Sie ist längst verschwunden, aber die Stätte heißt heute noch „St. Steffe."

[2]) Zusatz späterer Zeit.

Vnser frowen vnd der Stette recht vnd gewonheit gegen der Eptyssin von Eschowe.

Ouch ist zu wissende, wenne die statt Reysen můß, so sol die Eptissen vnd jr meiger dem Rate pfert vnd einen wagen dargebe, der des Ratz warte.

Item es ist zů wissende daz vogt, Schultheiß vnd Rat Einhelleklichen bekant Hant, welhe lüte sterbent mannes namen, do sol einre daz beste kleit geben daz er hat vnsere frowen vnd der ein pantzer hat, die sol vnsere frowen vallen vnd werden, so mag sü des toten mannes kint, die knaben sint mit eime pfunde wider lössen von eyme yegelichen Kilchmeiger, oder eins yegelichen brůder daz In also erbot, dem sol man ouch den Harnest geben zelossen für 1 ℔ vnd sol man sust kayme andern erben nit verbunden sin keynen Harnest geben zu lossende, Vnd sol einre yegelichen frowen kleit daz beste vnsere lieben frowen vallen vnd werden, vnd daz ist man ouch verbunden geben zelossende vnd ist man keyme vßmann verbunden den Harnest geben zelossende.

Es ist zů wissende daz die Eptissen vn Ir meiger ze Rufach die absite an der Lütkilch decken vnd die glocken mit seilen versorgen sol.

Ouch sol sü alle Jore vnserme kilwart geben Ein viertel weissen, domit sol er die kilche versorgen an ofelatten.

Ouch sol sü alle Jore eyme kilchmeiger ze Rufach geben Im Herbst vor der trotte einen omen wisses wines an vnser frowen vn do wider sol der kilchmeiger den trotknechten geben 1 ß d ze trinckgelt.

Ouch sol sü jerlichen vnßrem kilwart geben III omen Rotz wines vor der trotten.

Ouch sol Ir meiger alle Jore zů yeden fronvasten I vierteil kornes tůn bachen armen luten an ein spende.

Ouch sol Ir meiger alle Jore in dem winacht oben I wellen strowes geben vn antwurten In die lütkilch zů Rufach.

Ouch sol die Eptissen dem Rate alle Jore geben einen Imbs oder II ℔ stebler für den Imbes.

Ouch sol sü alle Jore haben einen knecht vnd pfert daz Heltun vmb den ban ze fürende vnd IIII knechte die do Helffent gegen dem wetter lüten.

Ouch sol sü alle Jore In Irme Hoffe haben einen stier, zwene eber vnd II wider In Irme Costen vnd sollent die burger ouch einen stier haben, Vn in welchem Hoffe die stier übernachtet, do sol man sü Inne enthalten.

Ouch sol man alle Jore uß der Eptissen Hoff dem Rat vyer erne gense geben vnd die wile die erne weret sol man dem Rate, den bubiten (?) vnd andern erbarn lüten alle tage obenbrot uß dem Hoffe schicken vngenlich, Vnd die wile der Herbest wert sol man dem Vogt, dem Rat vnd den stubengesellen win uff die stube schicken als es von alter her komen vnd gewönlichen ist, vn so man dz gewerff leit sol man ou V messige gelt mit wine uff die stube geben.

Wenne ouch die onbach als klein Ist daz man by der synne nit synnen mag, so hat die stat recht In der Eptissen Hoff ob dem burnen ze synnende.

Wenne ouch die von Rufach Ir vihe In den walt schlahen wellent, so mögent sü es In der obgenant Eptissen Hoff schlahen do semenen vnd den Hirten antwurten Vnd wenne daz Vyhe wider vß dem walde kompt, So sollent es aber die Hirten In den Hoff triben, daz yederman sin Vihe do vinde vnd von den Hirten lösse.

Wenne ouch die stat ernstlichen ze schaffende hat, Heimlichen oder öffentlichen Reysen woltent, So mögent sü sich jn demselben Hoffe Semenen.

Der alte Spittel. [1])

Item es ist zů wissende, wenne die stat Reysen můß, so sol der alte spittal haben Einen karrah vnd zwey pfert die des Rats wartent.

Vnd wenne man daz Gewerff leit, sol der Spittalmeister geben ein Zehen messige gelte mit wine uff die stube vngenlich.

Ouch ist zů wissende daz ein offene stross sol sin tag vnd nach durch den spittel Hoff.

Ouch ist zů wissende daz der Spittalmeister alle frömde siechen vnd dürfftigen, die es begerent In dem spittal enthalten vnd mit sinem botten versorgen sol vnd wenne er es

---

[1]) Das Spital zum hl. Geist, gegründet 1270 durch Jakob von Ratsamhausen, ist 1790 eingegangen.

von dem Vogte oder den Reten ermant vnd gebetten wurt semliche Dürfftigen zů empfohende, so sol er den botten gütlichen eren.

Eines kilwartz recht vnd sin lon.

Item Er hat des Ersten drye omen Rots wins In der Eptissen Hoff alle Jore In dem Herbest die lüte zu trenkende die vnsern Herrn emphohend zů den Hochgezitten.

Item I vierteil weissen git man Ime ouch In dem selben Hoffe alle Jore domit sol er offelatten kouffen in die kilche.

Item III vierteil kornes malkorn git vllin retich von VIII Jucharten Ackers.

Item XVIII ß geltz git Ime Claus syriant von IX schatz reben.

Item IIII ß git Ime der kilchmeiger zu lone vom wihewasser In ze tragende.

Item II ß git Ime der kilchmeiger von der Ampelen Ime kore zů bezundende, alle wile er sü bezunden wil.

Item XVI ß git Ime der kilchmeiger von der kilchen Vmb die venster zů vegende altz verre er sü mit einer stangen erlangen mag.

Item IIII ß git Ime der kilchmeiger von dem töffe [1]) In ze tragende vnd alle samstage daz wihewasser In die kilche zu tragen.

Item V ß von den altartüchern überrucken vnd handquehelin zu weschende.

Item VIII ß get der kilchmeiger dem kilwart vmb graß [2]) In die lütkilch zů allen Hochgeziten.

Item ein kilwart sol den kryseman kouffen, darumbe nympt er daz gelt von dem Crütze an dem karfritage. [3])

Ein kilwart sol nemen von eyme kinde ze lüttende II d. von eime alten menschen mit der messeglocken IIII d. vnd mit der grossen glocke VI d.

Item daz oppfer an sant Niclaustag vor sant Niclaus Cappeln an daz wachß geben wurt, ist ouch eines kilwartz.

---

[1]) Taufwasser.

[2]) Blumenzier.

[3]) Das Kruzifix, das am Karfreitag geküsst wird.

Der Nuw spittal.[1])

Item Es ist zu wissende wenne die von Rufach Reysen wellent So sol der Nuwe spittal by fröschwilr tor haben zwey pfert vnd einen karrich oder ein wegelin die des Ratz wartent.

Ouch sol der spittalmeister In demselben Spittal alle arme siehen vnd dürfftigen die von bürgern ze Rufach sint In dem spittal enthalten vnd Ine daz beste tůn, wand der spittal In des Vogtz vnd Rotz hant stot.

Der Tůmheren hoff.[2])

Der meiger In fronhoffe sol alle Jore haben einen knecht vnd ein pfert daz Heltum umb den ban ze fürende.

Ouch sol er alle Jore zwene knechte haben die do helffent gegen dem wetter lüten.

Wenne ouch die statt Reisen wil so sol der meiger haben einen karrich mit zweyn pferden der do warte eins vogtz oder des Rots ze Rufach.

Ouch sol der meiger dem Rote alle Jore zu Ernen geben II gense.

Ouch sol er zů ernen den gesellen schicken obenbrot vnd zů herbeste win uff die stube, die wile erne vnd herbest weret vngenlichen.

Vnd wand man daz gewerff leit sol er geben ein Zehen messige gelt mit win uff die stube.

Ouch sol der meiger vnsere frowen vnd Irme kilchmeiger alle Jore geben einen omen winß vor der trotten.

Wie so man das gewerff leit. Gewerff Wein.

Item der kilchere, die von marpach, von swartzendan, von periß, von Vnderlinden, von klingental, von werde, vnd alle closterhöffe git yegelicher ein Zehen messige gelte mit wine uff die stube so man daz gewerff leit.

Item vnd wenne man daz gewerff verkündet zů Rufach, So sol der Schaffener jn der von klingenthal hoff dem Schulths dem schriber, des Ratsbotte vnd den weibelen ein mole geben einen Inbeß.

Ouch ist zů wissende wenne man die matten ze Rufach wil wessern, so solent die von Vnderlinden ein pfert vnd karrich haben daz gewende vnd wasen ze fürende.

[1]) Das Spital St. Jakob, das heutige Bürgerspital.

[2]) Der Dinghof des Domkapitels von Straßburg.

URKUNDLICHE MITTEILUNGEN AUS DEM ELSASS

VON

CAMILLO FREIHERRN VON ALTHAUS,

FREIBURG I. B.

I.

Radersdorfer [1]) *Dingrodel,*

1401 Novbr. 15.

Abschrift des 16. Jahrhunderts im gräfl. Andlauschen Archiv in Freiburg i. B., Abteilung Pfirdt.

Ich Johanns Löffel Vogt ze Löwenburg des Ehrwürdigen mins gnädigen Herrn Herrn Johanns Thüring Münchs von Münchenstein, Erz Priesters der Stifft zue Basel Thuen khundt meniglichem mit diesem briefe, das ich vf diesen nachgeschriebenen tag als dirre brief geben ist an des obgenannten mieß Herrn statt offenlich ze gericht sas in dem Dinghof ze raderstorf vndt da für mich kham in offen gebannen Dinggerichte der fromme vöste ritter Herr günther Marschalkh, hofherre des Meyerthumbes der ehegenannten Dinghofes ze redersdorf, vndt bat mich diese nachgeschrieben hueber vndt vrthelsprechere deßelben Dinghofes vf ir aide zefragende vndt im mit vrtheil in offenem Dinggerichte zesprechende vndt im ein lüterunge zethunde, was rechtunge zue dem eegenannten sinem Meyerthumbe des vorgenannten Dinghofes gehöre vndt von alter ieweilen gehört habe, vndt der selben lüterunge in einen besigelten brief zegebende ze ewiger gedächtnüsse der rechtunge des vorgeschriebenen Meyerthumbs vmb das er vndt sin nachkhommen Hofherrn des ehegenannten Meyerthumbes wissen mögen was si dauon gebunden sient zetunde, vndt inen wiederumb von des Meyerthumbes weegen geschehen sölle.

Harumb ze einer ewigen khundtschafft derselben rechtunge allermeniglichem zewissende soll sin dz ich diese nachgenembte hueber vndt vrtheilsprechere des obgenannten Dinghofs vndt gerichts alle gemeinliche vndt ihr ieglichen infunders vf ir eide darumb gefragt han, vndt nach miner frage von inen allen gemeinlichen vndt einhelliglichen vndt ouch mit gesambter vrthel die niemand zoch in offenem Dinggerichte erkhennet vndt ertheilt wardt vf den eid vnd handt gesprochen also,

---

[1]) Radersdorf SO von Pfirt.

Dz der obgenannt herr günther vndt sin Nachkhommen, hofherrn des Meyerthums des vorgenanten dinghofs ze rederßdorf oder ihr Stathalter ein wuochrindt[1]) vndt einen Eber in dem Ehegenannten dorfe ze räderßdorf haben vndt die schaffen soll vß vndt ingethan, versehen vndt behütet werden ohne allen schaden vndt kosten der Dorflüte ze räderßdorf. Darwieder dem Ehgenenten hofherren ieglicher pflug, so je ze ziten ze räderßdorf vorgenent vßgaht alle jahr zween tagewon Nemblich einen in der Wintersaete vndt den anderen in dem Lenzen erren[2]) soll, vnd der ioglichem der ihm mit seinem pfluge erret vndt im sinen tagwan thut soll er ze fueter zite, alß mann ze moegen essen soll, vf den Ackher antwurten vndt geben einen wegkhen brodtes Symlin der alßlang sie, daß der des der pflug ist vndt sin knecht oder botte oberthalb sinem knüwe des Morgenbrotes genueg darab essen mögent, vnd darzue roten wein bescheidenlich zetrinkhende, vnd den rossen hew, alles ane geferde. Was des vber würdt, daß mag der des der pflug ist, mit im heimführen sinen khinden, were aber der wegkhe brodtes nit alslang das er vndt sin knecht oder botte ob dem knüwe darab gnug gessen möchtend, So mag er sinen saet[3]) in den ackher steckhen vndt dannen fahren, vndt soll ihn der hofherr des ehegenannten Meyerthumbes noch sin Meyer, der sin statt halbet von des tagwannß weegen nit bekhümmern noch ansprechen in khein wyse. Mögendt aber er vnd sin knecht oder botte ob dem knüwe ab dem wegkhen brotes gnug gessen, so soll er nit dannen fahren, denne sinen tagwan genzlichen erren, vollführen vnd tuen ane alle geferde. Auch soll ein ieglich Persone, die in dem egenannten dorf ze rederßdorf gesessen ist, frowe oder mann, die weder pflug noch pferd hat alle jahr einen tagwan thun dem vorgenannten hofherren in den neehsten acht tagen vor oder nach Sanct Johanns tage ze Suingichten, ist einer ein Meder der soll im einen tagwan meyen, die andern die nit meyen khönnent der iegkhliches soll im einen tagwan heyen, vndt soll aber inen der Meyer ze essen geben. Dazue soll auch demselben Meyer iede Herdtstatt in dem vorgenannten dorfe räderßdorf ein huen ze herbstzit geben, das von einem

---

[1]) wuocherint = Zuchtstier. [2]) erren = pflügen. [3]) saet = Samenkorn.

Seigel[1]) zue dem anderen springen mag, oder aber auch rüf iedes huen vier pfenning, weders der will, der das huen geben soll, wa das nit geschicht so mag der Meyer wohl darumb sin recht suchen. Ouch hant sie einhelliglich erkhenndt vndt ertheilt vf ir aide,. Als der Meycr in dem vorgenannten Dorffe ze räderßdorf ein hofstatt hat, daruf ein huß stan sölte darin ein ieglicher sein pfender stellen möchte, vndt die der Meyer behueten solte, vndt aber khein hus ze diesen ziten daruf staht, wa oder in welem huſe denne der vorgenant Meyer in dem eegenanten Dorfe ze rederßdorf feßhaft vndt hußhäblich ist, dz darinn ein ieglicher ob er will sin pfender hinder den Meyer in sein hus stellen mag, derselb Meyer sie behueten soll oder einer mag vf die hofstatt, da das huß stan solte, einen pfohl schlahen vndt sein pfand darahn binden vndt soll es dem Meyer zestunde zewissende thuen, daß er eß behüte, weeders einer lieber thun will ane alle geuerde. Vndt was von rossen vndt rindern hinder den Meyer oder vf die eegenant hofstatt gestellet vnd geantwurtet werdent, da soll iedes roß oder rinder, das mit den zwen vordern fuessen vber die schwelle ainkhumbt dem Meyer zwoen pfenning verfallen sein. Bleibet es da stan vndt iſſet den atz daß soll dem Meyer vergolten werden alß gewonlich ist ane alle geferde. Dirre dinge sint gezügen vndt warend hieby diese nachgenembte geschworne Hueber vnd Vrtheilsprechere des obgenannten dinghofs, die harumb gefraget wurdent vndt vrthel gabent, fritsch veiſſer, vndt dietschin veiſſer von redersdorf, Heintz Diemut von Lutter, Peter Lüxdorf, Claüß Were von Sunderßdorf, Colmer henßlin, Cuntz Weltin von rederßdorf, Cuntz Hugis, vndt Hüglin götzschins von Oltingen, Clewin Schölle von räderßdorf, Henselin wullers Widlin von Lüxdorf, Peter Khaufmanns von Lüxdorf, Clauß Spielmanns von Sunderßdorf, Stager vndt Heintz Keller von räderßdorf, Heinz Meyer von Brunnen, Clauß Brizlin von rothenburg, Peter Wigentz von Kufis, Blenner von Sunderßdorf, vndt ander erbar lüte gnug: Des alles ze einem wahren offenen vrkhunde vndt ewiger behaltnüsse aller vorgeschriebener dingen vndt rechtungen des obgenannten Mayerthumbes So ist dirre brief besigelt geben mit des obgenannten mins herrn herren hanns Thüring Münchs

[1]) Seigel = Leitersprosse.

Ingesigel von erkhantnüsse vndt vrtheil wegen der eegenannten hueber vndt vrthelsprecher in dem eegenannten Dinghof ze rederßdorf des neehsten zistags noch St. Martinstages eines heiligen Bischoffs nach Christi geburte vierzehenhundert vndt ein Jare. L. S.

II.

Rechte des Hofs zu Oltingen.[1])

Gräfl. Andlausches Archiv in Freiburg i. B.

Abteilung: Pfirdt.

1414 März 20.

Anno Domini Eintaußend vierhundert vndt vierzehen auf den nechster Zinstag vor vnser Lieben frawen tag in der festen, da wurden die rechte des Hoffß zue Oltingen, etwann genannt der Hof zue Lauter, erleutert vndt ernewert alß es diese nachgeschriebene Hueber ertheilt vndt erkhandt haben bey ihren aiden, Vndt waren hiebey diese Hueber: Deß ersten wilmy von Oltingen, der auch dazumal der Hueber rede thet, Heini der Landtß von Fißlis, Heitzin Blenner von Mörnach, Clewin Mezger von Huttingen, Clewin Fluckher von wolschweiler, Cuenz Funß, Heini Kanderers von Oltingen, Heinni Lurders von Huttingen, Heinni Taubennest von Oltingen, Werlin Liebiß von Vißliß, Heini Huebers von Lutter, Cueny Gerbers von Oltingen, Heini Bugekh von Lauter, Henßlin Brothbeckh von Lauter, Oering von Oltingen, Heini Bürckhis der Keller, Heine Sauterß der förster, Vlrich Schuemacher von Pfürdt, vndt die andern Hueber gemeinlich. Auch waß hiebey Hetzel von Zesingen der Vogt von Pfürdt, vndt Clauß von Moos der Schaffner, vndt ander Ambtleuth von meiner gnedigen Herrschafft wegen.

Item deß ersten, so sprechen Sie, daß der Forst zue Vißliß mit allen den rechten, so hernachgeschrieben stehendt, den Hofherren zuegehört, von demselben Forste, so hat der Hofherr von Lauter Sieben Viernzal[2]) gelts, vnd darumb so soll er

---

[1]) Oltingen O. von Pfirdt. [2]) Viernzal, ein Getreidemaß.

einen vßforster han, der dem Hofherren gehorsamb sey mit allen den sachen, so zu dem Hof gehörend, vndt solle auch den Berg zue Oltingen behüten, vndt soll auch allen vßhueberen hereingebieten von des Hofs weegen.

Es ist auch zu wissen, dz der vorgenannte Hofherr einen inneren forster soll han, der diese nachgeschriebene güeter soll han, daß ist ein Mannwerkh Matten in der Aw zuem Spielberg, Ein halb Jucherten Ackherß vndt das Visch Lehen. vndt zwengers huse vier schilling, vndt zwey hüner gelts, ein Mattblez lit bei der niedern bruckh, zwu Jucherten an der Eckh, ein halb Juchert zum Creutz. Ein zweitheil Ackhers ligt in dem geberßstal, Ein Mannwerkh Matten ligt an Fürhaubt, vndt darumb soll er derselbe forster allen den fürgebieten die in dem Hof gesessen seindt, vndt den Huebern soll er vergebens fürbieten von der huebe weegen.

Auch ist zu wissen, daß der Hofherr solle haben einen sester, einen halben sester, ein küpflin vndt ein halb küpflin, vndt soll vor Sant Andreaßtag des zwölfbotten gahn von Hause zue hause vndt soll seine zinß einnemmen lise gemessen, vndt wer ihme denne seine Zinse deß tags nit gibt, so soll ihn der Hofherr angreifen mit dem rechten vndt wann er daß getbut so bessert er 3 β. alß dickh als er angelangt würdt mit dem rechten, vnz das ers gegibt.

Item auch ist zewissendt, daß der dritte theil der pfenning Zinsen fallet zue St. Johanneß tag zue Sommer, gelt, vndt dann so soll der Hofherr zue Lauter sizen auf dem Stein zwischen prime vndt None vndt wer ihme auch dazwischen seine pfenning Zinse nit gebe, der besserte darumb zue gleicher weise als vorsteht.

Item auch ist zu wissen, das die anderen Pfenning Zinse fallen auf St. Andreasen tag, vndt wer die auch auf den tag nit gebe, der were die vorgeschriebene Besserung verfallen als vorsteht.

Item es ist auch zu wissen, das der vorgenannt hofherr einen Keller sezen soll, der des Hofs genoß seye, wo aber ein anderer gesezt wurde, der des Hofs genoß nit wehre, wo wir dauor kein vrtheil sprechendt, so theten wir wieder vnsere aide, vndt hette auch die vrthel kheine handtvesti.

Item es ist auch zu wissen, das der Hofherr einen Heimburger vndt einen Bannwarthen zue Lauter sezen soll, den die vnderthanen arkhiesendt.

Item es ist auch zu wissen, das der Hofherr zwischent dem Kotten vndt der holtzmühlin zue gericht sizen soll vndt mag, wo er will, vmb diebstall, Todtschläge, vmb freuel vndt vndt vmb alle andere sachen, vndt soll ein ieglicher dem anderen da antworthen, er seye welches herren er wolle oder sige der in dem hof gesessen ist, vndt daselbsten geschiht.

Item eß ist auch ze wissendt, dz die Hueber vrtheilent vf den aidt, dz der hofherr, der den hof innehat, den gewalt hat, die Aembter die zue demselben hofe gehörent zu besezen vndt zu entsezen, Keller, vßförster vndt innerforster, vndt niemand anders, vndt soll auch derselbe hofherr niemandten sezen denn der desselbdn hofes genoß ist vndt söll auch den sezen mit der hueber willen vndt wissen.

Item es ist auch zu wissend, das derselbe hofherr soll han Ein Schwein, Ein rindt vndt in dem Meyen ein scheln.[1])

Item es ist auch zu wissend, dz der hofherr hat Hundert vndt vier vndt zwenzig viertel gelts dinckhelen vndt habern, vndt dreisig pfundt pfenning gelts, vndt vier vndt fünffzig hüener gelts, vndt dann hundert ayer gelts, vndt fallendt die hüner auf vnser lieben Frauen tage ze herbste, vndt die ayer in der Charwochen, vndt das Khorn vf Sant Andreastag des zwölfbotten.

Item es ist auch zewissendt wa einer güter verkhauffe für aigen, vndt sich funde, das Sie in den hof gehörtendt vndt Huebgueter wehrendt, die güter sollent dem hofherren verfallen sein ledig vndt lehre.

Item es ist auch zewissendt wa ein guet lege Jahr vndt tag osetze[2]) vndt kheinen treger hette, dz gut soll auch dem hofherren verfallen sein.

Item es ist auch zewissendt, dz alle die güter, die in den ehegenannten dinghof gehörendt vndt über vier pfenning zinsendt, dz dieselben güter fällig vndt ehrschäzig seindt, vndt ist der fall was vier zöpfe hat, vier Bein, vier Stollen vnd vier raiffe, vnder denen das beste ohn eins, dz soll dem hofherren gefallen sein, vndt ist der fall zulösende vmb drey pf. vndt einen pfenning.

Item es ist auch zuwissen, wann man gedinge hat, wer sich dann saumbt vndt nit khombt der bessert den Huebern

[1]) schele = Zuchthengst.

[2]) osetze, mhd. âsetze = unbesetzt, ohne Herrn.

8 ß. 4 ₰ vndt soll die der Keller aufheben, vndt soll den Huebern damit gehorsamb sein.

Item es ist auch zewissende, dz die förste zue Lauter gehörend zue dem dinghof alß vorsteht, vndt soll auch die ein Bannwarth behüeten, den der hofherr, der den hof innenhat, gesezt hat.

Item es ist auch zewissend, wann einer den andern ansprichet vmb einen Ackher vndt sprichet er sey aigen, wa dann ein Hueber, dem zu glauben ist, khnmbt vndt der Ackher oder daß gut seye Hofgut vndt wisse, dz es in die hube oder in den hof gehöre vndt dz sprichet bei seinem aide vndt auch schwört vnd da ansprichet, vorschwört vndt ihme einer nachschwöhrt, damit soll er ihn wol gewiset han.

Item es ist auch zewissend, wer gesessen ist zwischen der holzmühlin vndt dem Kotten vndt einen gartn hat darinnen er Peterlin oder Khöle oder Mangolt hat, derselbe soll geben ein hun zue St. Martinßtag, daß soll in der maße sein, das Es vber den Etter[1]) gefliegen mag, vndt soll daß huen in ein handt nemmen vndt vier pfenning in die ander handt, so mag dann der hofherr nemmen weders er will, vndt sollent die huner halber deß hofherrn sein vndt die andern halben des Kirchherren.

Item eß ist auch zu wissende wann einer ein hueb vfgibt so soll der ambtmann es ienem theil vfkhünden der denne die hueb ist, das sie die hueb darnach besezend in einem Monath, vndt besatte er sie dann nit, so wer daß guet dem hofherren verfallen.

Item es ist auch zevissend, daß der Keller kheine huebe vfnemmen soll, sie seye dann verzinset.

Item es ist auch zuwissend, wer da kheme zue dem Keller vndt spreche zue ihme: leihe mir die huebe, er solt ihm der leihung gehorsamb sein: vff dz recht, vndt aß meingem aß kheme bitz an das Nünte mahl, vndt wer es also spathe er solte ihme bey einem schöbe[2]) lihen, vndt wer auch ein huebe empfahet, der soll geben 12 mos weinß, da sollent 8 mas der hueberen sein, die da vrtheil gent vndt 4 mas der richtern, vndt alß viel Ehrschazes alß des Sungecht zinses ist.

Item es ist auch zewissendt, das ein ieglicher hueber seine huebe besseren soll vndt nit schwächen.

---

[1]) eter = Zaun. [2]) Mhd. schoup = Strohwisch.

Item es ist auch zewissendt, dz khein hueber mehr tragen soll dann ein huebe zue der seinen.

Item es ist auch zewissendt. dz die Hueber auch vrtheilt hant bei den aiden wann mann einen keller ankheme zwischent dem Kotten vndt der Holzmühlin, da solt er nieder sizen Richten, vndt thet es noth er solte bei dem schöbe richten das wohl gerichtet wurde.

Item es ist auch zewissendt, wer in den hof zue Lüter gehört dz dem der hof höre die gezögen die hie geschrieben standt nit wehren soll, dz ist einer gehn Leimen vnder die Vizthumb, vndt vnder die Abbtey von Murbach, vndt wer auch herkhumbt von derselben Abbtey vndt von den Vizthumben von Leimen das den der hof bezihn mag vndt welcher also herkhumbt von den ehegenannten gezögen vndt seinen Kessel vndt hahl[1]) vfhenckht, den soll der hofherr schirmen, vndt wer auch dz iemandt auß dem hofe zuge vnder die Abbtey oder vnder die vizthumbe vndt seinen Kessel vndt hahl vfhenckhte, der sol daßselb recht han, vndt welcher zuge außer der Abbtey von Murbach vorgenannt vndt den vizthumben von Leimen, wa(r) der zuge, den mag die herrschafft von öesterreich, oder wer den hof inne hat, nachvolgen, vndt soll ihme wieder in den hof dienen alß ob er in dem hof gesessen wehre.

Item es ist auch zuwissend, dz dz erste geding in dem hof zue Luter alle Jahr sin soll vf den nehsten Zinstag nach St. gallentag, vndt die andern darnach nach des hofes vndt gedinges recht, dz ist zu wissen vnder dreyen wochn vndt über vierzehn tage.

Item auch ist zewissende, dz dieser bücher zwei seindt die gliche von wort zu worte, geschrieben standt, der handt die Hueber einß vndt die Hofherren dz ander.

Auch ist zuwissende, daß ein fueßpfad gaht vom Kotten ze Vißliß vnze der holzmühlin gehn Lutter, der soll fünff schue brait sein, dz handt die hueber bei ihren aiden erkhannt.

Auch ist zu wissen, dz mann die Hofzinßhüener vf soll heben vf vnser lieben frawen tag zue herbst acht tag vor

---

[1]) Kessel und hahl = Kessel und Kesselhaken.

oder nach vngeferd. Beschehe daß nit, so soll der hueber darnach geben ein schilling für daß huen weeders er will, dz hand sie bekhennt bei dem aide.

Es ist auch zuwissende, dz die Hueber gemeinlich alle erkhendt hant bei ihren aiden an dem neehsten Zinstag nach Santgallen tage des Jars da mann zalte nach gottes geburte Thausendt vierhundert vndt fünffzehn Jahr dz mann diß ge gen wertig rodel alle Jahr jerlich zuebehaltende geben vndt legen soll hinder die viere dorfes Ere: vndt Kilchmeiger, so dann alle jahr gesezet wurdt von einem zue dem andern bei dem Kirchenschaz in St. Martinß Kirch vndt also hant auch die hofherren dis rodels gleich, eines ihnen selb behalten.

Nach endigung dises dingrodelß ist annectieret vndt beigesezt ein Vidimus eines Notarij deßen anfang Officialis Curia Basileensis. In dem Jahr als mann zalt von xi vnsers herren geburt vndt endet sich vnd warendt hiebey vndt seindt gezügen der Erwürdig die Edtlen vösten Herrn Harmann von Hallweil, Thumb Probst der hochen Stifft Basel, Hannß heinrich von Baden vndt Adelberg von Berenfels zue gezügen darzue erfordert vndt erbetten.

Vlricus Bruckhfelder de Thann
Notarius Curiae Basileensis.

III.

Dingkhoffe Spruch der Meygery zu Brunßheim [1])

spricht man alle Jare ein mal vff sant Katherinen tag.

Im Freiherrl. Gayglingschen Archiv, wol aus dem Fleckensteinischen Archiv stammend.

Item vff sant Katherinen tag haltet man gedinge vnd hat man ettwan dry mol ding gehalten, hat man zwen abgestelt vmb mynner costens willen vnd halt man nun die alle dry vff sant Katherinen tag.

Item wan der Meyer zu geding gesessen iss vff den selben tag So fragt er die huber obe es zit sige hoffs rcht zu sprechen, Sprechen die huber: Ja.

---

[1]) **Brünßheim ist Prinzheim NO von Dettweiler im Kreise Zabern.**

Item zum ersten forderent die huber ein halben Omen wins sige man Innen schuldig wand sie gehorsam sint vff den tag So man ding haltet.

Item die dry zehenden sindt den heilligen zu Brunßheim schuldig ein halben Omen Öley.

Item man sol die kirche zu Brüußheim deckenn on der gemeyn Costen vnd schaden, Item die von Menchenhofen [1]) sollent das vorderteil decken vnd die von Wynstein [2]) das hyndertcil vnd der kirchore den Thurn oder Chore.

Item die zehender sollent den von Brünßheim vasell gnůg geben, Nemlich varr vnd Eber vnder Ir vihe, Jorg schütz vnd haus von Renichen yeder ein Jare vmb das ander, vnd sol der kirchere den wyder geben.

Item Nu hat der Meyer thun setzen was man Ime oder sinen vogtheren wider da gegen schuldig sy zu thun.

Item Man Ist Inn schuldig von zehen Jungen gensen eine, Item von zehen Jungen ferlin eins, Item von eim lamp ein pfennig, Item macht ein pfert ein fülle, ists ein hengst, so git es vier pfennige, Ist es aber ein Merhe, so gitt es zwen pfenige. Item macht ein kuge ein kalp, Ist es ein vörlin, so git es ein pfenig, ist es aber ein dohterlin, so git es ein Heller.

Item es gebent Je Sechtzehen acker ein viertel habern vnd achtzehen pfenige vnd zwen pfenig zu howe zehenden, ist es sach das man dry mydelen zu samen mag stricken.

Item es ist kein Eigen gut Inn Brunßheim Banne gelegen dand die Almende vnd wydem güter vnd die zwen grafen acker gebent weder zinse nach zehenen, vnd was sele gut ist git ein acker ein pfenig.

Item Es sint zwo Hüben in Brunßheim Banne gelegen git ein one zwen dry schilling, die ander dry schilling zwen pfenig, vnd weiß nyeman weliche ein oder die ander ist, zinsent vnd zehendt glich vnd an der affter hüben git ein acker ein halben sester habern vnd gent dheinen zehenen.

Item wer es Nu sach das einer Ime Hofe were der nit an das vrteil ging der bricht ein Bruch ist zwo mossen wins was sie geltent zu der zit vnd besonder ein heymscher.

[1]) Menchenhofen = Menchhofen N von Buxweiler im Kreise Zabern.

[2]) Wynstein wird Windstein bei Niederbronn im Kreise Hagenau sein.

Item ein frömder hüber sol sinen zins rihten oder mit dem Meyer vberkommen by der tagzit, dut er das nit, so sollent die meyger das güt bewynen zü dry viertzehen tagen wie reht ist vnd sol ein huber da zu nemen, vnd wan die gebott also vß sient, So sol der meiger die huber frogen was wither reht ist.

Item wer es sach, das ein lehen gut bewynte wurde vnd der lehenman so vnendelich were vnd den lehenheren kein Botschafft wissen ließ, So sol der lehenhere sym gut zu hilff komen In Jare vnd tage vnder funff schilling pfenigen.

Item ein heymscher sol mit dem Meiger vberkommen In achttagen, dut er das nit, so sol der Meiger das gut bewynen zu dry viertzehen tagen wie reht ist vnd vor stett.

Item wer es sach, das einer oder me hubig gut kaufft oder erbte, so sol er das entpfohen von dem Meiger mit zweyen mossen wins, was er die zit giltet.

Item wer es sach, das einer oder me rehts Im Jare begerte, es were welich zit Im Jare es wolt, der dan ein huber Im dinghofe ist, vnd begerte der huber, dut der selbe den Meiger sicher vor den costen vnd schaden, So sol der Meiger den Hubern In gebieten Sovil er Ir an In begertt vnd erfordert.

Item wer es sach, das ein vogthere benahtett zu Brunßheim by dem Meiger, So sol Im der Meiger sinem pferd geben ein strick mit howe vnd dem vogtherren ein bett vnderlegen mit vier zipffen. Ist es sach, das das bett kein ziech hat vnd die frauwe so onendelich gewesen ist, das sie nit gespunnen hett, So sol der vogthere das bett nit versmohen vnd daruff ligen vnd des morgens, so er enweg Ritt, so sol er das bett ligen lassen.

Von Außen: Der Dinghoffe spruch zu Brünßheim 91.

Von späterer Hand: Der Dinckhoffs Spruch zu Brinßheim,

Perg. Orig. Ein Blatt in Rodelform.

Ende des 15. Jahrhunderts.

STIFFTUNGS BRIEFF UFF 100 FL. ZWEIER KNABEN BEY DEN JESUITERN ZU ERHALTEN.

MITGETEILT VON

P. MANNS,

HECHINGEN.

Wir Eitelfriderich Graue zu Hohenzollern, Sigmaringen vnd Veringen, Herr zu Haigerloch vnd Merstein, des Hail. Röm. Reichs Erbcammerer vnd Kais. May. kath usw. Nachdem die tägliche erfahrung bey diesen geschwinden, verfürerischen leuffen zu erkennen gibt, des Layder die verfürerischen verdambte Ketzereyen alls Luterischen, Caluinischen, Zwinglischen vnnd dergleichen mehr aberglaubische Religionssorten dermaßen hefftig herfürbrechen, auch gar zuuil heyllosiglich einreisen thun, das wofern all solchem hochschedtlichem, seelmörderischen vnnd verdampten werkh bey jetzt schwebenden geferlichen seiten nicht Redlich fürkommen werden solte, So hette man dieser Orts ebenmeßig, wie es dann (das der Allmechtig Gott wendig machen wollte) in etlichen dieser vnnser Graueschafft Hohenzollern Anrinnenden Ortten heuffiglich vberhannd genommen, nicht bessers zu gewartten, derwegen diesen Hochschedlichen Irsäligen übel (souil an vnns) mit fürtreglichen auch hier zu dienstlichen mitlen zu begegnen, Allso haben Wir bey vnnser von Gott Allmechtigen mitgetheilter einfaltigkeit aus Christlichen eyffer dahingedacht, auch mit wol zuvorbedachtem Rath eygentlich entschlossen vnnd geneigt sind, das Wir bas füre Zwen Ehrliche dieser Stat Hächingen Burgerskinder, Im fall aber deren keins darzu tauglich betretten werden könde, das nicht destominder anndere aus dieser vnnser Graueschafft ersprossen darzu gezogen In der Uhralten allein seeligmachenden Römischen Catholischen Religion nach ausweisung des jüngsten gehaltenen Triendtinischen Concilii sonderlich aber bey den Jesuitern Instituirn Vnderweisen vnnd ufferziehen laßen wöllen, vnnd fürnemblich sollen die knaben erstlich zu Münichen oder anderßwo, da die Jesuiten hauptsächtlich das Regiment treiben, bis das sie in rudioribus litteris zimblich Informirt vnnd gründtlich vnnderwiesen, darnach in Universiteten oder Hohenschul en alls Dillingen, Würtzburg, Mayntz, Trier, Cölln oder sonnsten, Wo sichs am füeglichsten schicken würdet, damit sie eines Maigisters oder Doctors Stands inn der Heiligen Götlichen

Römischen Katholischen geschriffr gewürdigt werden möchten, verharlich : ußwarten; zuuorderst sollen auch selbige Knaben, wenn sie Ires allters das viertzehend Jar erfüllet, solemni modo ainen leiblichen Aydt zu Gott vnnd seinen lieben Heiligen Schweren vnnd sicherlich erstetten, das sie nach würklicher Irer Studien volnziehung vnnd deroselben abrichtung bey diesem löblichen Collegio oder Stifft alhie zu Hächingen vnnd keinem andern auser dieser Graueschafft gelegen Ortten zeit Ires lebens verziehen vnnd Irer Pfründt (damit sie Inuestirt vnndt Prouidiert werden sollen) mit Predigen, Singen vnnd lesen vnnd andern Üblichen Gottesdiensten bleiblich außwartten auch stetiglich verharren wöllen vnnd sollen. Allsdann mus Inen mit sondern Errnst vnndersagt vnnd eingebunden werden, Im fall sie mit dem abscheulichen vnndt verderbten laster der vnzucht mit weibern, Kuchinen vnnd dergleichen Schanndtlichen weibs Personen, Item mit übermessigen Fressen, Sauffen vnnd Zechen sich besudlen werden, das sie solchs falls nit allain alle vnnd jede eingenommene järliche gülden wiederumb zu erstatten vnd dazulegen schuldig sein, Sondern vielmehr mit grosen vngnaden vnnd Irer Ehren verletzung abgeschafft werden solten. Do auch solche Bueben bey zeit werender studien vntauglich, mutwillig oder sonsten zu diesem Götlichen werkh nicht genugsam qualificiert befunden (welches doch ire präceptores zeitlich zu melden nicht verabsäumen wöllen), alls dann sollen ander an Stat des vntauglichen aus hieischen Burgerkinder erwöhlet vnd präsendieret werden. Vnndt wen dieselben Iren studiorum cursum (wie obstehet) absoluiert, damit dann gleichwol bey diesem Götlichen Werhkkünfftiglich nicht gefeuert würde, so soll der Regierend Graue zu Zollern mit fürgehenden Rath des Dechanden vnnd andern Stiffts verwanden von neuem andere Zwen aus mehrgemelter Bürgerschafft zu erwehlen in kein abgang gedeyen noch geratben lassen.

Do es auch sach were, das kein Graff qui suus haeres esset Rechts allters sondern der breuchlichen Pflegschafft geleben müeste oder da Nahmen oder Stammen der Graueschafft Zollern gantz vnnd gar Abgefallen vnnd versunkhen were, desfalls soll Dechannt vnd Capitel sampt dem gerichte über dis angeordnet werkh die zeitige Notturfft mit erkiesung tauglicher knaben zuuerläßlich befördern vnnd keineswegs in

Hinderstellung ergehen lassen. Beineben So Statuirn vnnd Ordnen wir hiemit, das diejenigen Gesellen uff sonderliche bestimpte zeit alle Jar zweimal, Nemblich in der Ersten vnd Letzten fronfasten, vnser so dann vnnser Gemahel vnnd jungen Herrn Sohns, auch freulein, vort auch allen Grauen zu Zollern in vff vnnd absteigender linien bey iren stettigen andig' gebetten, fürnemblich aber, wen sie zum Heiligen ampt der Priesterschafft geordtnet, im Heilsamen Opffer der messen mit ganntz tiefer, inniger Demuth gegen Gott gedenkhen vnnd das bey Iren höchsten gewissen, so man hiemit beschweren thut, inn kein vergessen stellen. Zu solcher jetzt angedeuter fürderlichen vnderhaltung der Bueben sollen alle Jar ein Hundert gulden Järlicher ewiger gülten aus vnnser Burledingischen zwo mühlen, die eine Obermühle die annder Weleschmidtmühle genannt, (so Wir mit Rechten wolverantwortlichem kauff an vnns gebracht) in gemeiner landswehrung außgerichtet vnnd zu gebürender zeit vnuerzüglich bezalt werden. Da es auch geschehe, das in zukünfftiger zeit benantsete vnnsere zwo mühlen dieser Bürden vnnd gälten last mit darlegung zweitausent gulden Hauptgelts überhoben vnnd erledigt sein wolten, in diesem Fall soll das bestimbt Hauptguth zuuor angedeuter järlicher verrichtungen an gewiesen vnzweiff-lichen Ortten wiederumben angelegt vnnd all diese samt vnnsers Raths vnnd Oberuogts Doctor Johan Dreßlers vff sechtzig gulden Hauptgelts lautendt Stifftung (Inhalts darüeber absonderlichen vffgerichten Hauptbrieffs) inn iren würklichen gebrauch Ewiglich volnzogen vnnd befürdert werden. Hierunder vnnser nachkomblichen Conscientien vnnd gewissen hertiglich grauiert vnnd beschwert haben wöllen, hiebey vnnd zugleich vff einen Sehlnmörderischen künfftigen Fall gedaucht vnnd nit auserhalb dings sein, zeitiger fürsorg zu haben, Das nemblich mehrangedeute Vralte Catholische Religion bey dieser vnnser Graueschafft in vnuerhoffenlichen abgang gerathen vnnd der arme Pöfel vielmehr luterisch, zwinglisch oder Caluinisch verdambten lehre anhangen wolte, Wohin dann diese vnnsere Stifftungen gewendt werden solle. Daruf diese vnnsere aigenliche auch ernstlich meinung, das mehrbesagte Stifftung zu deren angezogen oder derogleichen verfürerischen, ketzerischen Newerungen keinswegs verwendt, Sondern solchs gefarlichen falls denn Halbentheil alls fünfftzig gulden järlichs

zu dieser vnnser Stat Hächingen nützlichen gebewen der Pfortten oder Thoren vnnd selbige in notwendigen vnnd souiel müeglich zierlichen gebew zu erhalten, Sodann die übrige fünfftzig gulden vff bekanndliche gar Hausarmeleuthe Außgerichtet werden solle.

Damit aber all solche vnnsere wolmeinende Stifftungen in allen obgesetzten Puncten vnd Articuln treulich vnnd vestiglich gehalten würde, Alls wöllen Wir Krafft dieses Haubtbrieffs alle vnnd jede vnnsere nachuolgende Erben vnnd Erbnemen, Grauen zu Zollern usw., auch Dechaunt vnnd Capitel vnnd dieser Stat gantz gericht, fürnemblich die beiden Burgermaistern, Alle samptlich vnnd Sonders vff Ir höchst gewißen hiemit erinnert vnnd aufs treulichst ermannt haben, das sie alle diese vnnsere Stiftung obgeregtermaßen vnuerbrichlich halten sollen, Vnnd das mit gantzer Christlicher lieb vnnd zuuersichtlicher treulichkeit ohn jenigen einreden Brüederlich Vätterlich vnnd vertreulich dieser vnnser Stifftung zu wilfahren vnnd nachzäleten, allen betrug vnnd arglist hindan gesetzt, das zu mehrerem Vrkündtlichen vnzweiflichen glaubhafften versicherung der Warheit haben Wir diesen vnnsern Stifftsbrieff mit aigener Handt vnnderschrieben, Auch mit vnnsern angeborenen Gräuelichen anhanngenden Insigell gefertigt, So geschehen zu Hächingen in vigilia Natiuitatis Johannis Baptistae Anno etc. im eintausent Fünffhundert vnnd im vierundachtzigsten jare.

Eitelfriderich Graff zu Zollern.

Aus dem Hechinger Stadtarchiv. An der Urkunde hängt des wohlerhaltene Wildemannsiegel des Grafen, wie es zuerst Friedrich der Ottinger führte, nur dass hier nach dem Beispiel des Grafen Joachim († 1538) das Reichs-Erbkämmererwappen auf der Fahne angebracht ist, welche der Mann in der Rechten hält, während in der Linken den viergeteilten Zollerschild. — Die erwähnte Stiftung des Obervogts Dr. Dreßler, von welcher gleichfalls die Originalurkunde vorliegt, besteht in 60 fl. Hauptgut, von deren jährlichen Zinsen, drei Gulden, den beiden Knaben die notwendigen Bücher angeschafft werden sollen, für den Fall aber, „das etwa die verfüerische schnöde

Sachen vnnd Ketzereyen, wie es sich leider merklich ansehen last, in dieser Katholischen Landtsartt überhandt nehmen wollten", zur Besserung der Wege und Stege außerhalb der Stadt; jedoch nur der nächstgelegenen.

EIN FLUGBLATT AUF DEN PRAGER FRIEDEN VOM JAHR 1635.

VON

PAUL BECK,

RAVENSBURG.

Die Zeit des dreißigjährigen Krieges war ziemlich produktiv an sogenannten Flugblättern in gebundener und ungebundener Rede, welche damals noch vielfach die Stelle der Zeitungen vertraten. Ihre äußere Ausstattung pflegte eine höchst dürftige zu sein; nur höchst selten waren sie illustrirt.

Ein solches illustrirtes Gedenkblatt ist auch auf den den Pirnaer Vorverhandlungen nachfolgenden Prager Frieden vom 30. Mai 1635 — den am wenigsten bekannten oder (sagen wir besser) wirkungslosesten unter den manchen in der Böhmischen Königsstadt zu Stande gekommenen Friedensschlüssen — erschienen, welchen der Kurfürst Johann Georg von Sachsen in ächt Deutscher Gesinnung mit dem Kaiser Ferdinand II. schloss, und dessen Hauptinhalt die vierzigjährige Hinausschiebung der Wirkungen des sogenannten Restitutions-Edikts bildete. Die im Jahre 1635 auf einem Blatte in Folio ohne Angabe des Verfassers und Druckers, beziehungsweise Stechers, sowie des Druckortes, also vollständig anonym herausgekommene, mit einem gut ausgeführten Titelkupfer ausgestattete Flugschrift zählt zu den seltensten Publikationen dieser Art aus jener Zeit; sie findet sich nur noch in wenigen Exemplaren vor.

Wir sehen oben nach dem kurzen Titel Gott Vater segnend in den Wolken thronen mit der Umschrift: Deus dat

incrementum. Unterhalb sind in voller Figur in der Mitte eine edle weibliche, das heilige Römische Reich Deutscher Nation vorstellende, mit dem Zeigefinger der linken Hand nach oben, dem Himmel und Gott weisende Gestalt, zur rechten Seite der mit der linken Hand Pro merito Gaben austeilende Kaiser im vollen Krönungs-Ornate mit der Ueberschrift: Caesar plantat und der Unterschrift: Clementia; zur Seite links der Kurfürst von Sachsen, ebenfalls im Prachtgewande, das Schwert und die Wage in der Linken, mit der Ueberschrift: Saxo rigat und der Unterschrift: Iustitia angebracht. Alle drei Gestalten legen ihre rechten Hände über einem in dem Schooße der Mittelfigur ruhenden, die Friedenspalme in der Hand haltenden Genius (Pax) zusammen und in einander. Sonst ist das Blatt höchst einfach ausgestattet; das Papier ist stark, der Druck scharf schraffirt; ausser zwei leidlichen Initialen (F und R) und einer ganz primitiven Schlussvignette finden sich keinerlei Verzierungen vor. Ueber die Herkunft desselben lassen sich blos Vermutungen aussprechen; so viel ist indes sicher, dass Lied und Bild aus lutherischen Kreisen hervorgegangen sind, und man wird vielleicht nicht fehlgehen, wenn man den Entstehungsort in Kursachsen sucht.

Dafür spricht, abgesehen von der ganz besonderen Feierung des Sächsischen Kurfürsten, die Hervorhebung der Johannisfeier mit ihrem Freudenfeuer und „Cirkeltanz“, welche ja in Sachsen von alten Zeiten her zu Hause war und heute noch daselbst da und dort, z. B. in Leipzig, eine Heimstätte hat.

Unmittelbar an den Kupferstich schliesst sich im Original in zwei Spalten neben einander gedruckt das etwas weniger wie die Hälfte des ganzen Blattes einnehmende Friedensgedicht an, welches wir nunmehr im Wortlaute folgen lassen, und in welchem sich unter Anderem auch eine nähere Erklärung der allegorischen Darstellung findet.

Des H. Römischen Reichs von Gott eingesegnete Friedens-Copulation.

(Hierauf folgt das bereits beschriebene Kupferblatt.)

Auff Sanct Johannis Tag, darauff man vor fünff Jahren
Gefeyrt das Jubel-Fest der Lutherischen Lahren:
Weil das Bekentnis dar, von vnser festen Burgk,

Gleich Hundert Jährig war, nachm Außruff zu Augspurg:
Auff welche Tag der Schwed auff Teutschlands Boden kommen,
Vnd ihm die Teutschen hatt zu retten fürgenommen,
Zur Dankbarkeit: weil sie jhn erst zu seiner Cron
Geholffen, vnd zugleich zur wahrn Religion.
Auff welchen Tag man sonst, als auff ein großen Feyer,
Viel Spiel zu halten pflegt vnd sehr viel Frewden Fewer:
Da hüpffet Klein und Groß, vnd führt den Cirikel-Tantz,
Mit singen jedermann, vmb den Johannis Krantz.
Auf welchen Namens Tag man frölich solt anbinden
Die Churfürstliche Gnad, vnd alle Frewd erfinden;
Anjetzo sonderlich, nachdem durch Vaters Sorg
Er sich so wol gelöst, vnd nichts behalt auff Borg.
Auff diesen Tag, meyn ich, hatt man mehr Vrsach hewer
Zu halten Jubel Frewd vnd Tantz mit grössern Feyer:
Weil vnser Glaub vnd Trew nochmals durchs Keysers Hand
Bestärket, vnd zur Ruh wird bracht in bessern Stand.
Dann heute publicirt wird wieder Fried auff Erden,
Darfür wir billich Gott recht dankbar müssen werden,
Vnd mit der Engel Chor laut singen dieses Lied:
Ehr in der Höhe Gott, den Leuten nieden Fried!
Was Keyser erst gepflantzt, (plantat) was Sachsen that begiessen, (rigat)
Geb Gott Gedeyen (incrementum) zu, dass viel Zweig herfür spriessen,
Vnd fruchten mehr vnd mehr, zu Ruhm der Gütigkeit (clementia),
Des Keysers, vnd des Haufs Sachsens Gerechtigkeit (justitia).
Linde Freygebigkeit die Frommen zu belohnen,
Vnd strenges Schwerdt zur Rach, der Bösen nicht zu schonen,
Dieß seynd zwo Stützen starck, drauff sich das Teutsche Reich
In zweyen Häusern stöhnt, vnd alles wäget gleich,
(Hier hört die erste Spalte auf und beginnt die zweite.)
Schaw! wie das Römsche Reich, daß manchen Held erzogen,
Euserst biß auff den Grund ganz dürr ist außgesogen!
Als beyde Seulen nur zu wancken han begunt,
Zu Grund fast alles gieng, nichts auffrecht stehen kunt.
Numehr gedachtes Reich, sich auff thut wieder richten,
So bald alß den Zwiespalt es können wieder schlichten,
Dass nun in seinem Schoß der Friede sicher schläfft,
Auff dem gemeiner Nutz sie beyd zusammen häfft.

Wann Güt vnd Trewe nun einander so begegnen,
Wird Gott Gerechtigkeits vnd Friedens-Kuss einsegnen,
Von oben mit Genad, dass beyden fort nichts fehlt,
Die durchs Reichs Mutter-Hertz in Eintracht seynd vermählt.
Gott helffe ferner zu! Dass milde Strömlein fliessen,
Von Ihrer Majestät auß der Hand biss zum Füssen,
Der Keyserlichen Gnad! Dass alles werde new,
Vnd sich Groß vnd Klein Ganß von Hertzen drob erfrew.
Dass Chur- vnd Fürsten sich mit allen Mit-Geliedern
Ein jeder schuldiglich bey diesem Brunn erniedern,
Vnd schöpffen mildiglich Fried, Reichthumb, Indulgentz,
Zum new gepflantzten Werk, der rühmlichen Clementz.
Ach dass Chron Böhmen doch, sampt einverleibten Landen,
Genössen der Freyheit, und allen stieß zu handen,
Damit gleich wie der Krieg vnd erste Niederlag,
Also der rechte Fried käm, aus vnd in Stadt Prag.

Gedruckt im Jahr 1635.

Der „rechte Frieden“ kam aber leider nicht, und es sollten die ausgesprochenen Friedenswünsche, so ernst und ehrlich sie gemeint waren, am allerwenigsten in Erfüllung gehen. — das Werk Französischer Politik und eigenen Unverstandes und Eigennutzens oder gar eigener Treulosigkeit und Verräterei. Vielmehr ging statt der Woltaten des Friedens der Kriegstrubel jetzt erst recht wieder an, um noch volle dreizehn lange Jahre anzudauern und ganz Deutschland zu einer Wüste zu machen, und erst der Westfälische Frieden vom 24. Oktober 1648, von welchem in der Hauptsache bloß Frankreich und Schweden den Vorteil zogen, machte dem dreißigjährigen Elende ein Ende.

EIN SOLDATEN-LIED AUS DEM TÜRKEN-KRIEG VON 1789.

VON

PAUL BECK,

RAVENSBURG.

Einer der großen Türken-Kriege wurde von Russland im Jahre 1787 und 1788 auch von Oesterreich mit keinem geringeren Plane unternommen, als der ersten Teilung Polens

die der Europäischen Türkei folgen zu lassen. Oesterreich, das zugleich auf die Auswetzung der ihm im Belgrader Frieden 1739 zugefügten Scharte bedacht war, stellte gegen 300 000 Mann mit 900 Geschützen ins Feld und die Streitmacht Russlands, zu deren bedeutendsten Führern Suwarow zählte, war noch beträchtlicher. Den Jahrhunderte langen Angriffen und Einfällen der Türcken ins Christenland sollte ein Ende gemacht, es sollten die Ungläubigen aus Europa hinaus und nach Asien, von woher sie gekommen, hinübergeworfen werden. Nicht minder trugen sich die aus allen deutschen Himmelsgegenden zusammengetrommelten Soldaten mit großen Gedanken; in ihrer Art bauten sie sich allerhand Luftschlösser, sahen goldene Berge vor sich und träumten von Ruhm, Sieg und Beute, wovon ein ganz verschollenes, als Flugblatt wahrscheinlich irgendwo in Vorderösterreich gedrucktes und wol auch von einer daselbst ausgehobenen Truppe gesungenes Lied uns Kunde gibt. Kann dasselbe auch nicht auf hohes Alter Anspruch machen, und reicht es mit seinen zum Teil recht holperigen Versen an das unvergänglichste aller Kriegslieder, das weltbekannte Lied vom „Prinz Eugen, dem edlen Ritter“ entfernt nicht hinan, so gibt es uns doch einen Spiegel der Volksempfindungen und Gefühle aus einer zwar noch nicht so entlegenen, aber doch unserer Erinnerung längst entschwundenen Zeit, und es wird darüber regelrechtes poetisches Verdienst derartiger Hervorbringungen gern erlassen. Die Erinnerungen an Prinz Eugen und seine ruhmvolle Zeit klingen deutlich aus demselben heraus: nach Belgrad, dem vielumstürmten und ähnlich wie Straßburg im fernen Westen von den Soldaten vielumsungenen, steht ihr Sinn, und weiter schweifen ihre Blicke nach dem heiligen Land; in den „teutschen Brüdern, teutschen Christenkind, teutschen Pulverteufel“ kommt der Reichsgedanke, das Nationalgefühl zum Vorschein. An Stelle des Prinzen Eugen tritt Kaiser Joseph II., der ihnen über Alles geht und welchem sie eine große Rolle zuweisen. Damit auch der Humor nicht zu kurz komme, ist am Schluss von einem Türkischen Parlament die Rede, von einem solchen ja ein Schattenspiel vor einigen Jahren aufgeführt wurde. Doch höre man das Lied selbst, welches wir sprachgetreu nach durchaus urkundlichem Text von dem sehr selten gewordenen und beispielsweise auf verschiedenen süddeutschen Bibliotheken vergebens gesuchten Flugblatt — folgen lassen:

EIN LIED
WEGEN ENTSTANDENEM KRIEG ZWISCHEN KAISER JOSEPH UND KATHARINA MIT DEN TÜRKEN.

Mel.: Ihr Herren Kameraden, wo nehmen wir etc. — Ohne Angabe des Druckers und Druckortes. 4 Blatt, 8 Seiten, in kl. 8. Die Verse sind im Drucke des Originals nicht abgesetzt. Auf dem Titelblatt ein Holzschnittchen mit kriegerischen Emblemen; am Schluss ein solches mit dem Brustbilde von Kaiser Joseph II.

1. Wie steht es um den Krieg, wie sieht es mit ihm aus?
Die Zeit wird es bald lehren, was werden wird daraus.
Man sieht schon in der Ferne viel grün' und rothe Zelt,
Es ist der Türken Lager schon allbereits im Feld.

2. Wohlauf! ihr teutsche Brüder! wir wollen auch ins Feld.
Uns machen hin und wieder ein' Ruhm in dieser Welt;
Ihr Dambor rürth die Trommel, wir sind ins Feld bereit,
Wir wollen uns begeben, mit Sultan in den Streit.

3. Haddik, der alte Kreise und tapfre General,
Nimmt das Kommando über als Obristfeldmarschall;
Es ist von einem solchen Kreiß ein' hochberühmte That,
Der nun wohl acht und siebzig Jahr zurück geleget hat.

4. Es hatt' Kaiser Joseph nun den treuen Held erwählt,
Und hatt' ihn an Laßzi statt zum Feldmarschall gestellt;
Dieweil er sich nun jederzeit bewiesen mit der That,
Dass er mit seinem Kaiser es getreu gemeinet hat.

5. Ihr Kinder seyd nun unverzagt, redt Er das Volke an:
Es hilft nicht viel verschanzen, und liegen da hinan;
Wir wollen uns in Feinds Land begeben für und für,
Da will ich auch verschaffen euch allen frey Quartier.

6. Wir wollen auch ausziehen zu Pferdt, wie auch zu Fuß,
Und wollen dann nicht achten den Sau- und Donaufluss;
Da wollen wir kambiren in Hitze, Frost und Kält',
Bis dass die stolze Türken zu Boden sind gefällt. —

7. Wir kaiserliche Leute, wir haben Heldenmuth!
Sultan, du bist geladen ein, zu baden dich in Blut;

Belgrad soll Kaiser Joseph seyn, wir bleiben fest dabey:
Damit es nicht mehr heißen darf, der Schlüssel zur Türkey.

8 Verlass dich auf dein Mohamed und deine große Macht;
Kommt doch der Sieg von oben her, dein wird nicht viel geacht
Wir rufen Gott im Himmel an, und sind zu ihm gericht;
Er wird uns teutsche Christenkind gewiss verlassen nicht. —

9. Doch wann wir's recht bedenken, sind wir auch Sünden-knecht,
Drum guter Gott lass gehen Genade doch für Recht;
Du wollest uns beystehen mit deiner starken Hand,
Auf dass dain grosser Name den Heiden werd' bekannt.

10. Die Russen, die haben sich tapfer ritterirt,
Und das erlegte Volk gefangen weggeführt;
Es haben solche Helden ein' feine Prob gemacht,
Dass sie die Vestung Ogzakov durch Sturm an sich gebracht

11. Sultan! Sultan! nimm es dir nicht in Sinn,
Dass du wirst bekommen noch einmal die Grimm;
Weil allbereits zwey Kaiserheer thun ziehen auf dich los,
Wird es dir, stolzer Muselmann! wohl geben einen Stos.

12. In dem Bannat hat es wohl schöne Städt',
Aber, mein Sultan, du hast sie ja noch nicht;
Ob du gleich wohl, wie man vermeint, nach Semlin sehr g'strebt
So hat Laudon, der tapfre Held, den Pass dir schon verlegt.

13. Belgrad! Belgrad! du vestberühmte Stadt,
Vor dir liegt auch wohl mancher brave Soldat;
Vor dir liegt auch wohl manches teutsches Christenkind,
Das seiner Mutter Thränen macht, die nicht zu zählen sind.

14. Ein braver Soldat wird jederzeit geehrt;
Wenn er in einem Treffen sich tapfer hat gewehrt;
Wir teutschen Pulverteufel ergreifen das Gewehr,
Und treiben unsern Feind zurück, bis übers schwarze Meer.

15. Das türkisch' Parlament hat großen Uebermuth,
Und sieht nicht ein, dass es besitzt nur ein geraubtes Gut;
Vielleicht ist schon ein Held erweckt, giebt dir den Räuberlohn,
Der deine Macht darniederlegt, und jagt dich dann davon.

16. Das ganze heilig Land, o stolzes Parlament;
Das soll und muss noch werden von dir einmal getrennt;
Fürwahr, fürwahr ich halt dafür, du hast nicht lang mehr Frist;
Wer weiß, ob Kaiser Joseph nicht dazu gebohren ist. —

Bekanntlich gingen aber die hier geäußerten stolzen Hoffnungen nicht in Erfüllung: die Türken stellten ihren Mann, und Oesterreich musste, vom inneren Feinde bedrängt und durch die Preußisch-Englische Allianz bedroht, nach manchen unglücklichen Kämpfen trotz der großen, auch durch Schubart, den süddeutschen Gleim, besungenen Siege zu Fokschani und Martinesti und der Eroberung Belgrads durch Laudon den keineswegs vortheilhaften Frieden zu Sistowa 1791 schließen, welchem alsbald Russland mit dem zu Galacz-Jassy, allerdings mit glücklicherem Erfolge, sich anschloss. Auf Belgrads Wällen wehte einst der Doppeladler; und das heilige Land, die Sehnsucht des Abendlandes, ist noch immer in den Händen der Ungläubigen!

„AIN FORM ODER AIN GESTALT DER NOVIZEN ODER AINES ANFAHENDEN GAISTLICHEN MENSCHEN“

UND

„VON DER HOCHZIT. SO EIN NOVIZ WIL GEHORSAM TUN.“

HERAUSGEGEBEN VON
KARL RIEDER,
FREIBURG I. B.

Einleitung.

Die nachfolgende „Form oder Gestalt der Novizen“ ist enthalten in der Handschrift Nr. 219 der Universitätsbibliothek zu Freiburg i. B. Dieselbe umfasst 139 Blätter in 8° und

enthält verschiedene Materien von je verschiedener Hand geschrieben.

1) „Orationes dicende ante altare finitis matutinis.“ Bl. 1—4. Am Schlusse ist bemerkt: „Bittet für den Schreiber“.

2) Die nachfolgende Form eines Novizen. Bl. 9—20; 22—33; 21_1.

3) Ein Gebet zur Mutter Gottes. Bl. 21_2; 34—37.

4 a) Eine Unterweisung über die Passion Christi. Am Schlusse heißt es: „Gedenkent des Schribers in gůttem H. B.“ Bl. 49—64.

4 b) Eine Unterweisung über die verschiedenen Arten der Sünden mit Beichtgebeten. Bl. 64—78_1.

5) Von derselben Hand geschrieben folgende Kapitel:

a) „ein ler, wie sich ein Noviz zů der gehorsam bereiten sol“. Bl. 78_2—80_1.

b) „Von der Hochzit, so ein Noviz wil gehorsam tůn“. Bl. 80_1—82_2.

c) „Wie man mit andacht sich sol bereiten zum Tod“ Bl. 82_2—83_2.

d) „Von dem todbett“. Bl. 83_b—86_1.

6) Ein Beichtspiegel für Dominikanerinnen. Bl. 92—105.

Zwischen je zweien dieser Stücke befinden sich mehrere leere Blätter. Jede Handschrift stammt von einer anderen Hand, aus verschiedenen Jahren und verschiedenen Gegenden. Die älteste Handschrift scheint Nr. 5 zu sein, die jüngste Nr. 1. Erstere stammt ungefähr aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, letztere aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Bei Vergleichung des Papieres stellte sich bei jeder Materie auch eine verschiedene Papier-Art heraus, woraus wir schließen dürfen, dass erst in späterer Zeit die verschiedenen Stücke zusammengebunden wurden; ebenso sind auch die Wasserzeichen verschieden. Nach einer Bemerkung stammt die Handschrift aus dem Kloster St. Peter, wohin sie durch Kauf gelangte. Die Bemerkung lautet: „Emit R. D. Philippus Jacobus Abbas S. Petri in Silva nigra 1754“.

Unsere *Form eines Novizen* ist verfasst im *Jahre 1505 von* einer Schwester *Katharina Eder.* Der ganze Dialekt weist auf ein Kloster in Schwaben. Welches Kloster dies jedoch ist, konnte nicht festgestellt werden. Ebensowenig kann ent-

schieden werden, ob die Handschrift Original oder bloße Abschrift ist.

Die Mundart ist die echt schwäbische. Die Eigentümlichkeiten desselben zeigen sich in folgenden Formen: haut, mauß, verlausen, straufen usw. für: hat, Maß, verlassen, strafen. ai für ei steht in: ain, klain, erzaigen gaistlich, mainung etc. ier, dier, wier, ieben für: ihr, dir, wir, üben.

betriugen, zuigen, tuisch, schuisle für: betrügen, zeugen, Tisch, Schüssel; dienst und deinst für Dienst; denen und deinen für dienen. lebist, machist, migist, wellist für: lebst, machst, magst, willst. wir migid, sechid, lidit, sellid, syid usw. für: wir mögen, sehen, leiden, sollen, sind usw.

Dem Inhalt nach ist die nachfolgende Schrift sowol kulturgeschichtlich als auch für die Geschichte des Klosterwesens bedeutungsvoll. Sie führt uns in anschaulicher Weise das ganze Leben einer Novize vor Augen; sie gibt uns einen Einblick in das Verhalten der Novizen gegen ihre Obern, gegen die Mitschwestern, in das Verhalten beim Gebet, bei der Arbeit, beim Essen und Schlafen; schließlich klingt sie aus in der Forderung der gänzlichen Hingabe an Christus, als schönstes und höchstes Vorbild für ein wahrhaft geistliches Leben.

Einen ähnlichen Inhalt wie die Form eines Novizen hat die beigegebene Beilage [1]). Dieselbe umfasst in der Handschrift, ziemlich eng geschrieben, 3 Blätter in gotischer Schrift mit roten Initialen versehen. Woher jedoch die Schrift stammt, konnte auf keine Weise festgestellt werden. Den Schriftzügen nach stammt sie aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Dem Inhalte nach erinnert die Schrift lebhaft an die Zeit der echten deutschen Mystik mit ihrer schönen Bildersprache, welche den Menschen unwillkürlich anspricht.

Bei dem Abdrnck wurde nach den Grundsätzen Weizsäckers, wie er sie in der Einleitung zu den „Deutschen Reichstagsakten“ aufgestellt hat, verfahren.

---

[1]) Nr. 5a enthält eine Anweisung von bestimmten Gebeten während der Vorbereitungszeit zu bestimmten Heiligen, welche jedoch kein weiteres Interesse bieten. Mit Nr. 5c und d steht 5a und 5b in keinem Zusammenhang.

Hie hept sich an die vorred über den tractat, den man nempt ain form oder ain gestalt der novizen oder aines anfahenden gaistlichen menschen.

Ain form oder ain gestalt aines gaistlichen anfahenden lebes, so der mensch noch ain noviz darin ist, wirt diser nachfolgend tractat genempt. Wann ist es sach, das er will leben nach der lere, die darin begriffen werdend, un allen zwifel so wirt er ain warlicher gaistlicher mensch. Wann zů gelicher wiss als ein form aines jetlichen dings gitt ain wesen und ain stalt demselbigen ding, also das dasselbig ding warlich sy[1], also auch die mauß und die Form aines gaistlichen lebens, welches in disem tractat begriffen wirt, gitt und verlicht ainem menschen ain wahrrechs gaistlichs leben. Aber not ist es, das derselbig mensch den tractat oft sy überlesen und leb nach der ler, die darin geschriben staut. Und wann er merkt, das er daran abnemen sy und hinlesig sy; hab darüber laid und schick si[1]) zů beserung. Allweg rief an die hilf des almechtigen Gottes, un welche hilf kain mensch nünt mag wirken. Und on allen zwiffel, ist der mensch das thon, so wirt er finden hilf von Gott und nimer verlausen von im; wann Gott der her ist hailsam und saelig machen die, die do hoffnung habend in in, wiewol es ist, das er uns zů zitten ist züschicken triebsålikeit.

Hie haut ain end die vorred.

Hie vacht si an der tractat, den man nempt ain form der novizen oder aines anfahenden menschen. — Das erst capitel: das der mensch betracht, warumb ềr kumen sy in ainen gaistlichen orden.

Zů dem allerersten du gaistlicher mensch, bist du ingegangen in ain gaistlichen bewerten orden, betracht zů dem aller ersten, warumb du darin syist kummen, und warzů und us was ursach willen. Warumb bistu aber kummen: allein das du wellist Gott dem herrn Christo Jesu, deinem gespons, hie in disem ellenden stȯrblichen leben williglich frȯlichen biß in den tod deinen, das er werdi dein lon in dem ewigen leben. Nun zů gelicher weiß als du umb kaines anderes wegen bist

---

[1]) Die Schreibart „sy" wurde angewandt für „sei"; dagegen „si" für „sich" und „sie".

kumen in ain gaistlichen orden, also umb kains anderen willen soltu verlausen[1]) kain gûts werk. Warzû bistu aber kummen in ainen gaistlichen orden: Nienen zû, denn zû dem denst Gott des almechtigen, dem do send deinen all creaturen; und das billichen, wann sie habend all ain wesen und auffentaltung[2]) von im. Vülmer billichen sôllen wir deinen Gott dem allmechtigen, wann er haut uns nit allein geschaffen als ander creaturen, besunder er haut uns ûber all creaturen begaubet mit der vernunft, haut uns geziert mit dem freien willen, haut uns geschaffen, das wir syid herren des ertrichs und haut zû seiner gelichnuß formiert. Und ûber alles das, umb unsert willen haut er an sich genomen menschlich natur: haut uns underwisen mit worten und mit werken und entlichen uns erlôst mit seinem rosenfarben plût von dem ewigen tod. Haut auch sich selbs uns geben zû ainer speiß und bestâttiget, das uns wurdi das ewig leben. Nem war, wie fast fülmer wir im deinen sôllend mer dann andere creaturen, sittamal er uns fûr alle anderen ding diser welt lieb haut gehept.

Von der hailigen korsame. Das ander capitel.

Sittamal ain gaistlich mensch, der da ist ingegangen in ain gaistlichen orden, sein selbs nit kan warnemen und auch im nit wol vertrûen kan und waist nit, was gott der herr wil mit im wirken, umb deß willen haut sich ain sôlcher gaistlicher mensch underwerflich gemacht seinem oberen, das er in sy regieren. Und darumb du gaistlicher haust du dich geben in den gewalt deines oberen, und haust im erbotten dein hend zu der gelipnuß oder profess, das er dich sy weisen zû dem weg Gott des heren. Und darumb fûrbas gebûrt dir nit, das du lebist nach deinem willen, sunder wa dich dein fierer, das ist dein oberer, hin haist gon, dohin soltu bald gon; wann wir sechid das wol, wann einer lernen wil ain kunst, so ist es not, das er lerni die regel seines meisters. Auch ain kranker mensch, der do noch litt gross krankhait, der mûs folgen den reten des artzets, will er anders bald gesund werden. Also auch soltu thon gegen deinem maister, das ist gegen deinem oberen, im undertenig sein, wann du haust dich im ergeben und seinen nachkumen umb Gots willen korsam zû sein umb des ewigen lebens willen. Und jetz und an so du

[1]) verlassen statt unterlassen.
[2]) auffentaltung für Erhaltung.

haust verlopt korsamikait, so bist du nimen mer dein selbs, besunder du bist deß, dem du dich verkauft haust; und darumb darfst du nimer mer etwas wirken on seinen willen, wann wir wissend das wol, das ain knecht, wann er verwandlen ist das gůt seines heren on seinen willen, so wiert er zůgeschetzet ainem dieb; also auch wann du dich verpflicht haust in den willen deinen oberen an der statt Gott des almechtigen; si sind an seiner statt, und darum söll wir inem auch korsam sein als Gott, nit umb der menschen willen; wann umb irt willen sind wir inen nit undergeworfen, besunder umb Gottes willen. Und sittamal nun der knecht, alsdenn spricht Christus Jesus in dem hailigen evangeli, nit hôcher und grôsser ist seinem herren, so soltu dich also erbieten gegen deinen oberen, das si dir frôlichen etwa migid entpfelen zu verbringen, was sie gůt dunket. Wann ist es sach, das du dich gegen inen nit also willentlichen erzaigen bist, un allen zwifel so ist dein korsame darnach ain klains werk, und ain klaine verdienung haut si.

Von dem frid, den ain novizi oder gaistlich mensch haben sol mit seinen prelaten und oberen. Das drit capitel.

Bis allzit frid haben mit deinen oberen; nit bis inen nachreden, wann Gott der allmechtige ist strauffen und haut oft gestrauft das laster der nachredung, besunderlich den oberen. Wann wir lesend im alten testament von Chain, der do die scham seines vatters emplôst und was das zaigen seinem brůder, darumb er darnach schwerliche verfliecht ward. Nit bis ermessen ir übertretung und von wegen irer unvolkumenhait aber erkenn, das sie auch menschen send. Wann in fil sorgen so mag nit wol alweg hinlesigkait hingelett werden, und oft und dick die unvolkumenhait und den presten, den wier merkend in inen, ist mer umb unser laster willen und umb unser ungaistlichkait willen; und so wier ier mainung nit verstandend, so urtaili wier das in das bôser. Du solt dein oberen in kainen weg nit versmechen, das du nit Gott den heren vesmechist, dess statt sie denn do verwesend. Glob verstenclich, das inen Gott der herr mit seinen genaden eingiess alles, das si dich haissend, umb deines nutz

willen und hail deiner sôl willen. Der ordnung, der red, der underwisung und statuten soltu nit versmechen und verachten, wann on ursach send si das nit thon, wiewol es ist, das du vilicht nit waist die ursach; aber der mensch, spricht die hailig geschrift, der ainfeltiglich ist wandlen, der ist sicherlich wandlen; und die menschen, die ainfältiglich in dem weg des heren also sond wandlen, denen schad kain ding, noch kain werk, die si verbringen send uß korsame; und allweg fridsam belibend si hie in zit und in ewigkeit.

Wann ain novizi oder ain gaistlichs mensch ufstaut von dem schlauf wie er sich halten sol. Das fiert capitel.

Bis dir machen ain gutte gewonhait, wann du ufstaust zů der metti zeit, so fliß dich, das du ain klaine wiel darvor ufsteist und vor deiner andacht in deinem celli wecherisch [1]) machist dainen gaist, also das er gericht werd zů Gott und auch das du darnach mechtiger und mundsamer und andechtiger in dem lob und denst gottes syist. Und so du erwachet wierst von dem schlauf, also bald wurf von dir all bôß gedenk von deinem herzen und auch schlach uß die bôsen unrainen traim, domit dich der bôß gaist unrüg mig machen; und biß dich naigen uf deine knůlin und opfer Gott dem almechtigen dein arms gebet, oder ieb dich sinst in gůtten betrachtungen, biß das du ain weinig entpfindest ain begierd der andacht; und dann kummend von dier on zwiffel alle bôß gedenken und wůrst den ganzen tag dester geschickter und fil andechtiger.

Wie du dich solt halten im chor. Das fünft capitel.

In dem denst gottes, so du in dem chor verbringen bist dein siben zit Gott dem herrn, nit biß lass und treg, besunder zwing dainen gaist ston ersamlichen und frôlichen psalieren und singen in der kirchen vor Gott und seinen englen, die do stond bi dir gegenwirtenclich. Nit biß hin und hersehen von ainen kor zů dem anderen; es sy denn sach, das deß not sy umb der empter willen, die dier entpfolen werd uß gehorsamikait willen. Lachen und unnützi wort in kainem weg soltu do verbringen, sunder zichticlich, ersamlich soltu doston vor dem schepfer der ganzen welt und vor deinem gesponß

[1]) wecherisch = wach.

Jesu Christi, dem do nünt verborgen ist. Die wort der psalmen; und die andete [1]) die biß genzlich und unzertailich ussprechen. Nit biß auch lichtlich laufen durch den kor; auch vor dem end der zit biß nit heruß gon, es sy denn vast not. Fliß dich ernstlich, das du kumest, e das man anfauch die zit, also das du dein gemiet und dein herz ain wenig migist versamlen und zů andacht schicken, e das ampt oder die zit angefangen werd. Und darumb so kumpt es oft, das ain mensch weitschwaif in dem kor ist, so er verbringt sein götlichen dienst, wann er haut sich vor [2]) wenig darzů geschickt und berait; und auß dem kompt denn, das wier on frucht wider ganged von dem gőtlichen denst, wann unberait syn wier hinnein gegangen. Auch fliß dich, das du an disem ort alle bősen denken von dir werfest, wann der böß gaist ist aller unmiesigest an dieser statt; und fleiß dich in der andacht, die du vor entpfangen haust. Ist es aber sach, das du kain inwenige andacht kanst hon, so biß dich doch erzaigen gaistlichen, also das die anderen in dir nit geergeret werded.

Wie du dich halten solt in dem capitel. Das sescht capitel.

In dem capitel nit biß reden do, es sy denn das es not sy, und dasselbig red demůtiglich, beschaidenlich, leinsam [3]) und senftmütiglich. Dein schuld biß demůtiglich sagen. Nit biß dich entschuldigen, wann du gestrauft wirst als Adam, do er gestrauft ward von Gott, do entschuldiget er sich mit seiner frawen Eva und sprach zů dem herren: das wib, das du mir haust geben, das haut mich betrogen. Wann du do wierst gefragt, es sy im rőt oder sunst, so sag es fri und demietiglich das, das dich gůt und hailsam dunkt. Ist es aber sach, das man deiner wort oder deines rauts nit bedarf, nit hab sorg darnach. Auch biß nit übermietiglich beschirmen den sentenz, es ist genůg, das du genůg thon haust deiner gewissne. In der beklagung deiner Schuld nit biß sorgfeltig. Sag frőlich die übertretung der regel und der statuten des orden mit lieplichem angesicht und mit siesen und senftmietigen worden. Und kain nid oder haß sůch da, allain Gotts er und des nesten menschen hail und såligkait. Nit biß uß zwiffel

[1]) andete = Antiphonen.
[2]) vor statt vorher.
[3]) leinsam = langsam.

niement verurtailen oder verclagen, wann du bist in dem capitel; wann der zwiffel betriugt oft den menschen. Niemend biß offenlich verclagen in dem capitel, du kindest denn das beweren mit zuigen. Ist der zuig nit gegenwiertig, so lauß dein clagen sein. Nit beschwer dich, ze sagen dein ůbertrettung der statuten; sag frŏlichen und ainfeltiglichen si, wenn si war send. Wann du aber verclagt wierst, ist es war, so mach demietiglich venien und sag dein schuld; anderst wenn es sich darnach erfůnden wurd, so wurdest du in grŏser ungemach kůmen. Ist es aber nit war, und waist das in deiner conscienz nit, nit biß dich unstimenclich entschuldigen; ist es nit grauß und schandlich, lid das dultiglich umb Jesus willen, wann darnach an dem end wiert es sich als erfinden. Wierst du aber ermanet von deiner oder deinen oberen, ob das war sy das man dich ist schuldigen, so antwurt und entschuldig dich nach deiner gewisne und consciens. Ain dener oder ein denern Jesu Christi sol sich nit schemen ain schand ze liden vor den ogen der menschen und waist doch, das sein conscienz recht im seit, besunder das dultiglich liden; alsdenn habend fil deiner und ußerwelt deinern unsers heren Jesu Christi gelitten, die jetzund besitzend das ewig leben.

Wie sich ain novizi oder gaistlich mensch sol halten in dem tuisch, so er liplich narung ist niesen. Das VII. capitel.

In dem tuisch, so du die liplich narung bist niesen, so biß underschlagen deine ougen. und biß nit witschwaif hin und hersehen von ainem tuisch zů dem anderen und aine und die andere ansehen, was si vor ier hab; allein hab ain aufmerken uf dich selb, uf Got und nem war seiner wort, die man do list. List man aber nit, so biß dier selbs lesen in deinem gemůt gůt betrachtung. Mit zůcht und forcht biß essen und niesen die spis und mit schwigen, nit mit fresseri und unmessikait, als ob du nit ersettiget migist werden. Nit gib dich ganz uf die spiß als ein hungiger hund; und nit lůg hin und her, wa wollustige speis sy. Aber mit dankbarkeit nuiß die speis, die man dier fürtreit und geben ist; und schick dich also, das du allweg ain wenig mangel wellist haben, dann ůberflissigkait. Nit biß versmechen und verachten, was man dier von speis ist fürtragen oder setzen. Ist die speis nit wol

gnůg gesalzen oder übelkochet, gedenk, das also fil menschen noch send, die do nit migend haben den firten tail der speis die du haben bist. Aber von der maus, wifil der mensch essen sol, kan man kain regel setzen, besunder halt das mittel, also das du nit gar ze fil oder gar zů wenig syist essen; wann ain groser und unordenlicher abpruch der speis ist ain ursach, das der mensch bled und schwach wiert, das er darnach hinderen ist den gốtlichen denst. Auch ze fil ist ain ursach der trấghait und das der mensch gar ungeschickt wiert an fil gaistlichen werken. Darumb so ist es not und auch nichts nützers dann die erfarung deß menschen; die sol sain ain maisterin in deinen dingen.

Von der hailigen willigi armůt. Das acht capitel.

Die willig armůt ist ain besunderi fraindin Jesu Christi, Die sol dier wolgefallen in allen deinen werken und geziert mit werden in essen, in trinken, in claider, in biecher, in allen anderen bruchlichen dingen. Ist es sach, daß du mangel haust, willenclich biß das liden und alweg biß ain frốlich antlüt erzaigen; und betrachten soltu, wie demietig, wie ain ieplich und dultig antwurt gend die recht willigen armen menschen. Nimermer werdi gehốrt von dier ain misfall oder ain klag von speiß wegen oder von claider wegen. Allweg schetz dich, das du unwierdig syist der ding, die du jetz haust, voran vor Gott; wann der ußwennig mangel der ist wachsen in grốssi und zůnemung der inwenige gnad und auch in richtung der conscienz und der sốl. Wann ist es sach, das wier armůt lidid ußwenig dultiglich, willenclich, dankbarlich, frốlich, begierlich, on allen zwifel so werdi wier rich und wolhabend vor Gott dem herren.

Wie du dich solt halten mit dem schlauf und an dem ort, do man ist schlaufen uf dem dorment. Das nünt capitel.

Of dem dorment biß reg, also das niemend umb deinet willen erzůrnet werdi und zů unrů kum, es sy in beten oder in lesen, oder in schlaufen uf dem dorment. Aber als oft du erwachist von dem schlauf, so gedenk allweg an die gůthait Gott des allmechtigen, wann er ist wachen über uns, wenn

wir sind schlaufen, das er uns behiet. E das du bist schlaufen gon, so soltu for mit allem fliß lernen und etwas betrachten gůts von dem liden unsers heren Jesu Christi oder sunst etwas andechtigliches beten, also das du in dieser iebung siesenclich entschlaufist. Dann so wiert dein schlauf ring, und hibsch traim wierst du haben; und denn wenn du den schlauf erfilst, so wierst du dann widerumb kummen in die vorige andacht und andechtiger sein dann vor. Auch soltu gar zichtiglichen da růen, nit als die unvernunftigen tier, beschaidenlich mit deinen gel der, als dem gaistlich menschen gebiert. Darumb so ligi wier in den claider und girt, das wier deßdar beschaidner syid růen, und auch deßder behender syid ufston zů dem denst Gottes und zů dem bet. Aber wiefil du sůlist schlaufen, kan man dier nit wol ain regel geben, alsdenn geschriben staut oben in dem sibenden capitel von der liplichen speis; wiewol es ist das der mensch messig auch sol sein mit schlaufen, aber es ist not, das er fürsichtig da sy; wann zů wenig schlaufen ist auch nit alweg nutzlich. Wann uß wenigem schlaufen kumpt es, das der lib abnempt und darnach ain gaistlich mensch nimen mag kummen zů dem zil; das ist er mag nimen nachvolgen dem convent in hertigkait und in anderen schweren werken, und mag dann nimen erzaigen die gemain hertigkait deß ordens. Und dorumb so ist der böß gaist oft anfechten und versůchen, so er merkt, der nit zefil wil thon, so ficht er in an, das er ze wenig thie mit schlaufen, mit essen. Darumb so ist dier gar vast not, die beschaidenhait in denen dingen.

Wie du dich solt halten in der gemaini arbait des convents oder der swesteren. Das zehend capitel.

Zů gemainer arbait des convents, wie demietiger si sy, die zů verbringen biß alweg berait als: warten zů zitten in der kirchen, an der port, oder ander empter und arbait, die verachtet und versmecht werdet als: holztragen, keren; hefen, schuislen, krieg und andere ding zů zitten fegen und weschen; und in besunderhait, wann es sich geb, den kranken williglich dienen, das ain besunder wolgefälligs werk ist Gott dem heren. Und wann du das williclich důst zů seinen zitten, so bist du fil folkumner, wann so du allain geiebt dich hettest in besunderen werken.

Von der bicht. Das XI. capitel.

Bis oft und dick bichten uf das minst ain mal in der wochen, ist es sach, das du den bichtvatter magst haben; magst du in aber nit überkumen, so bicht Gott dem allmächtigen und seinen englen all tag, wann du den tag verzert haust; und nem das eben war und sammel das zůsamen, uf das, wann du in haben magst, das du im das sagen kindist ordenlichen. Und biß einfältiglich, genzlich bichten. Nit biß deiner bicht und deiner sind ain umbhang fürhenken, das also das du deini sind licht machist in den oren deß bichtvatters, das er deßdar weniger strauf. Biß offenbarlich si an tag legen; und macht dein bicht nit in ainer weiß der histori oder aines merlis oder ains parlaments, alsdenn fil menschen tond und darnach verdrossen machend den bichtvatter, das er nit waist an dem end der bicht, was du an dem anfang geseit haust. Das, das du thon haust von der nesten bicht, sag es kurzlich und offenbarlich und genzlich sunderlich die swersten; von dein anderen clainen ist es nit not, wann du beswerst den bichtvatter damit. Du magst si alle tag bichten dieselbigen Gott dem allmechtigen. Und lůg, wann du bist bichten etlich laster, das du firbaß nimen verbringist; und solt ain gůtten, stetten fürsatz haben, die nimenmer zů verbringen; anderst gar wenig ist dier nützlich die bicht. Auch biß nit liderlich nemen und verklagen die personen in der bicht, dann dich selbs.

Von der zell. Das zwelft capitel.

In der zell biß gern und allweg, biß etwas wirken darin, das dich ziech zů besserung als schriben, beten, lesen, schlaufen; das send die werk, die ain gaistlich mensch in der zell verbringen sol. Nimermer gang heruß, es sy denn sach, das es not sy, oder wann du gerieft wierst von deinen oberen uß der hailigen korsame etwas anders ze thon. Wann in der zell ist frid, heruß wenig; nuntz anders dann krieg, alsdenn spricht sant Bernhart.

Wie ain gaistlich mensch allweg zuichtig sol sein. Das drizehend capitel.

Nit biß dier, wilt ain gaistlich mensch sein, sicher; nit biß dier selbs haimlich und verborgen, also zichtiglich

und also luter und rain halt dich in allem wandel; im gesicht, im gehört und begriffung und in anderen sinnen dich erzaigen syist also, als ob du allwegen von etlichen, die du werist fürchten, personlichén gesechen wurdist. Wann allweg send mit uns und bi uns die engel Gottes; auch sicht uns Gott unser richter mit den ougen seiner gotthait, darumb wier zucht söllid erbietten. Auch ist er sechen unser gewisni und unser conscienz und wierd zuigniß geben über uns und uns verclagen; darumb wier auch billich sellid zuichtig sein. Der aber mer fircht den menschen dann Gott und sein aigne conscienz und seinen engel, der ist ain rechter liebhaber der gůtten ding, wann er naigt si nit von der boshait, und darumb kan er nit lichtlich kummen zů tugenden und zů zucht.

Wie sich ain gaistlich mensch sol halten gegen seinen mitswesteren. Das XIV. capitel.

Gegen deinen mitswesteren, mit deinen du bist wonen, erzaig dich als ain schamhaftigs kind, erzaig dich lieplich in Christo Jesu, monsam [1]) bescheidenlich, erstelich und züchtiglich in worten und in werken. Und nit biß besweren die anderen mit unstimikait oder ungedultigkait. Auch lichtfertig, schinf wiß [2]) biß nit ze fast erzaigen vor inen, noch dorotte [3]) red und unnůtze wort biß nit von inen reden; auch biß die nit geren heren von den anderen. Und ain denerin Christi Jesu unsers heren und ain gesponß Jesu Christi sol also půtsam sein in allen worten und werken, also das er si nit sei erzaigen gegen seinen mitschwesteren, das si ergernuß niemid von dier.

Von der zucht in gon, in ston, in sitzen, in dem gesicht. Das fünfzehend capitel.

Dein wandel sol sein dapfer zichtig; nit biß lichtlichen laufen on nottorft und biß nit dein hôpt hoch ufheben, aber beschaidenlich, ondergeschlagen und genaigt. Nit biß in deinem gon oder wandel witschwaif mit deinen ougen, und nit vast wadel hin und her mit den armen, oder sunst ander

---

[1]) monsam = mahnsam.

[2]) schinf wiß = schimpfende Weise.

[3]) dorotte = tôreht.

weltlich sitten an dier haben. Aber biß demietiglich gon und andechtiglichen. Wann du bist sitzen, nit biß dich anleinen als ain filing und treger mensch; noch die fies fór er firbieten und strecken, besunder wann bi den anderen versamlot bist; wann ain uswennige ungaistlichhait und unzucht des libs ist ain zaichen aines unandåchtigen mensches. Dein lachen sol mesig sein und selten, wann un lachen bist du erzaigen die gietikait mer, dann mit lichtfertigkait. Lern, das du allweg gegen deinen mitswesteren in deinem wandel erzaigist ain frólich antlit.

Von der zucht der red und der wort, wie sich ain gaistlich mensch sol darin hieten vor nachredung. Das XVI. capitel.

Daine wort sóllid sein waich, wann ein waichi antwurt, spricht der wiß man Salomon, zerzert und vertribt den zorn; und dein antwurt sol sein gietig un widerstraffung, und un merklich entschuldigen und on verspotung. Also bis formieren deine wort gegen den anderen als du si haben wellist gegen dier. Also biß reden von dem, der do nit gegenwiertig ist, als ob er gegenwiertig sei und vor dier sechist ston. Lůg, das niemend syist nachreden und sein lob abziechen; wann ain grósi mechtigi sind ist die nachredung besunderlich ainem geistlichen menschen. Auch bis nit gern zůhóren die nachredung sunder fleich si; oder magst du so still sy, wann nunt hilf dich, das du das bist hóren, nur allein das du geargorot wierst von dem man ist reden oder über den der das ist reden. Sůch, magstu anderst, etwas loblichs, nutzbarlichs reden, dardurch dein nester mensch gebessert werd.

Von dem leben und zuichten Christi Jesu deines geponß, wie du im nach solt folgen darinn. Das XVII. und lest capitel.

In allen tugenden, in allen gůthaiten der sitten, so setz ich dier das aller best und edlest und volkumlichost exemplar fir, das ist das leben und die sitten deß suns Gottes Jesu Christi, der darumb zů uns herab in dieses jamertal gesent ist worden, das er uns vorgang in dem weg der tugenden und das gesatz deß lebens und der zucht mit seinem exempel uns wer underwisen als in selbs, uf das zů gelicher wiß, als wier geschaffen send worden zů seiner bildnuß, also durch

frôlicher andechtiger gehorsam und senftmûtiger gedult und gelossenheit in allen dingen. Einen nüwen wissen starken gûrtel getrüwer luterer liebi zû got. Ein nüwe kapp worer demûtigkeit und gôtlicher vorcht.

Das III. stuck ist, das du zû diner hochzit ladest alles himelsch her V tag voran mit andechtigem gebet. An dem ersten tagen soltu laden die himelschen jüngling, die heiligen engel, das si mit irem lobgesang und seitenspil wellen hoffieren zû der hochzit. An dem anderen tag lad die rotsherren des himelschen hofes, die heiligen patriarchen propheten apostlen, das si mit ir fürbittung wolten rotten dem heiligen kûng, das er dich nit versmohe zû nemen zû einer ewigen gemachlen. An dem III. tag soltu laden die ritter des himmels, die heiligen marterer, das si bi der brunlôf [1]) wellen sin, das durch si der gemahel geeret werd und die gemahel begobet werd. An dem IV. tag soltu laden das hußgesind gottes, die heilgen bichter, das si wellen fürsehen und versorgen, das alle ding recht beschehen. An dem V. tag soltu laden die heiligen junkfrowen und si bitten, das sie wellen din gespilen sin und wellen dich leren heiliglich und hoflich geboren, das du dem himelschen gemahel Jesu Christo wolgefallest, und wo du es nit kanst, das sie dich do wellen underwisen; und bit si, das si dir helfen bitten die kûngin der erbermd Maria, das si iren willen dorzû geb und helf, das ir sun Jesus und du werden zusamen geben mit unscheidbarlicher vereingung und wen si iren sun nit bedarf fürsehen not versorgen zû der bereitung uf den brunlôf, wan sinethalben sint alle ding wol bereit und uf das hôchst wol volbrocht. Dorumb so bit si, das si sich din well annemen als eines enigen [2]) kindes und well dich versorge in allem dem, das dir notturftig ist zû der hochzit.

Das IV. stuck ist innige andacht in der profession. Also wen du vor dem alter an der venge list, so bild für dich in diner inwendikeit, wie du ligest vor den füssen unsers lieben herren und in bittest umb einen ganzen sûn aller der ding, die du je wider in hast geton, und umb sin gnod

---

[1]) brunlôf = Brautlauf.

[2]) enig = einzig.

und erbermd dir und allen den, für die du begerest und für die, die sich in din gebet befolhen hend. Besunder bit in, das er dich nit versmoch und dir geb sölliche andacht und gnod und gӧtliche liebe, das du mit im also unscheidbarlich vereiniget werdest, das du niemerme von im gescheiden werdest.

So du in das kappitelhuß kumest, so gedenk, wie an der priorin stat siz unser liebe frow **Maria**; an der suppriorin stat din heilige liebe junkfrow sant Margreth und umb si sizen die anderen heiligen junkfrowen und von den bittest gnod, das sie dich enpfohen in ir ewige geselschaft zů einer gemahlen Christi. So dich din meisterin hinfůret für die priorin, so knüw andechtiglich für sie als unser liebe frowen, der gib din hend in ir můterliche hend, das si dich irem sun vermehel durch die gelübt der profession. Und wen si dir den swarzen wil ufleit, den anpfoch andechtiglich für das gemahel fingerlin und zů einem zeichen ewiger trüw, als auch die hochgelobte edel, wirdig junkfrow sant Agnes sprach: er het ein zeichen geleit an min antlüt, das ich keinen anderen liebhaber zůloß on in. So dir den die swesteren glücks wünschen oder dir goben, das enphoch also von den heiligen junkfrowen, die dich also frӧlich heisen wilkummen sin in ir schar.

Das V. stuck ist, das du dernoch, alsbald du macht vor gehorsam, dich abscheidest von allen dingen und tůn einen andechtigen inker mit inigem herzen zů unserem allerliebsten herren und dank im siner gůte, das er dich so vetterlich ußerwelt hat und dir gerůffet hat zů also grossem gut und zu dem allerbesten teil, und opfer im dich selbs ganz und gar, sel und lib in simen ewigen dienst; und alles lieb oder lust und froid diser welt, der du manglen wirst, das opfer im gern zu liden im zů lob und zů eren und zů dankberkeit, ob du joch hernoch unwillig oder ungedultig oder in anderen wi ungeschickt werest, das er doch ansech din erste meinung und sin barmherzikeit und dich niemerme geloß. Amen.

ANZEIGEN UND NACHRICHTEN.

Theodor Vulpinus. Ritter Friedrich Kappler. Ein elsässischer Feldhauptmann aus dem 15. Jhrhdt. Beiträge zur Landes- und Volkeskunde von Elsass-Lotringen. XXI. Heft. Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz und Mündel), 1886. 111 S. — 3 M.

Nach Sebastian Brant wie nach der Zimmerischen Chronik war *Kappler* seiner Zeit ein weitberühmter Mann. Er war „herzhaft“ und „unerschrocken“, „hat vil trefflicher thaten mit eigner handt mehrmals verpracht, daß ihm seine gesta billichen bei ewiger gedechtnuss sollten erhalten werden.“ Auch der französische Diplomat Commines, der ihm im Feld gegenüberstand, stimmt in dieses Lob ein. Bald aber verschwand sein Gedächtnis selbst in der Heimat; das fünfzehnte Jahrhundert wurde verdunkelt durch das sechzehnte. Die Umrisse dieses vergessenen Lebens wiederherzustellen, unternahm Vulpinus und trug mit unermüdlichem Fleiß zusammen, was Urkundenbücher, Chroniken usw., besonders auch die Archive von Basel, Colmar, Mülhausen, Innsbruck und Wien ihm boten. Geboren ist Kappler um 1435, gestorben 1506 und wurde zu Masmünster im Ober-Elsass begraben. Am Morgen vor der Schlacht bei Murten erhielt er den Ritterschlag, siegte 1487 über die Venetianer bei Calliano, kämpfte unter Maximilian 1493 gegen Frankreich und 1495 in Italien, focht gegen die Schweizer im Schwabenkrieg 1499 und trat dann in würtembergische Dienste durch seine Ernennung als Landvogt in Mömpelgard. Schon diese wenigen Angaben mögen uns zeigen, welch reich bewegtes Leben Vulpinus uns in seinem Buche, das auch zur Kenntnis der allgemeinen Geschichte jener Zeit nicht ohne Bedeutung ist, vor Augen führt.

Straßburg i. Elsass. Bruno Stehle.

Thomas Murner, die Gäuchmatt (Basel 1519). Herausgegeben von Wilhelm Uhl. Mit Einleitung, Anmerkungen und Exkursen. Leipzig, Teubner, 1896. VII, 290 S. 8.° — 2,80 M.

Die Murnerforschung ist in der letzten Zeit in erfreulicher Weise gefördert worden. Ich erinnere nur an die in dieser Zs. niedergelegten Beiträge von Lauchert und Ott, die

wichtigen Quellenstudien von Rieß, die Arbeiten Spaniers, der sich namentlich durch seine commentierte Ausgabe der Narrenbeschwörung ein großes Verdienst um das Verständnis des Dichters erworben hat. Gegen diese vortreffliche Ausgabe bedeutet der vorliegende Neudruck der Gäuchmatt einer bedauerlichen Rückschritt. Er verzichtet auf die Reprokdution der Holzschnitte, gibt kein Wörterbuch, dagegen außer mehreren Beigaben, die meistens mit der GM. nicht das Geringste zu tun haben, einen Kommentar, der zwar sehr wortreich ist, zum Verständnis des Dichters aber nicht viel beiträgt und namentlich zeigt, dass der Herausgeber mit der Sprache Murners nicht völlig vertraut ist. Der Text ist, wie Spanier Z. f. d. Ph. 29,418f. nachweist und ich durch Vergleichung des Ex. der Leipziger Universitätsbibliothek bestätigt gefunden habe, nicht frei von Versehen, wenn auch im Großen und Ganzen zuverlässig. Im Kommentar fehlt es namentlich an selbstständiger Heranziehung der gleichzeitigen Literatur; was Uhl an Parallelstellen gibt, ist meist an bekannter Stelle bei Zarncke, Lauchert, Spanier usw. aufgelesen. Nicht einmal das deutsche Wörterbuch ist in ausreichender Weise ausgebeutet. An banalen und überflüssigen Bemerkungen ist kein Mangel, während wirkliche Schwierigkeiten oft unerklärt bleiben. Viele Angaben sind geradezu falsch. Außer dem von Spanier a. a. O. Bemerkten mache ich noch auf Folgendes aufmerksam. 45 *All die sich wyber londt betriegen* ,offenbar eine lateinische Wendung.' Dass die Wendung auch gut mhd. ist, war aus dem Mhd. Wb. 1,948,21 ff. zu ersehen; sie braucht also nicht auf Nachahmung des Lat. zu beruhen. 60 *Es ist doch nun* (= nur) *eyn übergang.* Diese ganz bekannte Redensart ist Uhl nicht verständlich, da er für *übergang* die Bed. ,Tausch oder Wechsel der Rollen, Umkehrung der Verhältnisse' vermutet. 175 *küchle pachen* soll sein ,eine Gefälligkeit erweisen.' Es ist vielmehr ,verzärteln, übernachsichtig mit jem. sein.' 368 *Bekumret sich das wyb* (Lucretia) *so hart Das sy ein messer zuck mit schmertz Vnd stach ir selber durch das hertz.* Es muss notwendig *zuckt* gelesen werden. 461 *Alde! ich far in in hymels thron.* Der Druck hat nur einmal *in.* 574 *Und David ouch so lusteclich hab ich mit döchteren hindergangen.* U. bemerkt zu *dochter* ,während des 16. Jh. tritt der verwantschaftliche Begriff in diesem Worte

zurück.' Bekanntlich ist *tochter* = ‚junges Mädchen' alemannisch und zwar nicht bloß im 16, Jh. Hier sind übrigens sicher Töchter der Venus gemeint. 788 *Wer er schon im lackeyer landt.* ‚Gemeint ist wohl Algier. Vgl. den Familiennamen Allgeier.' Das erste bezweifle ich und Allgeier ist = Allgäuer. Vielleicht geht *lackeyer landt* auf Cocagne zurück vgl. Fastnachtsspiele von Keller 367 *und wöllen ziechen in Ackukenland, do vind wir doch all zuo hand ain arzat, wie wir selber wellen.* 998 steht *vorordenet* für *ver* -, was U. aus dem Einfluss der folgenden Silbe erklären will. Eigentümliche grammatische Anschauungen verrät die Bemerkung ‚man vgl. auch die Schreibung *zurstören* usw., die seit dem 15. Jh. ganz geläufig ist; ferner *Zuntfftmeister* 3441.' Was hat dieser Druckfehler mit der verbreiteten Nebenform *zur* — zu tun? 1245 ist mit Unrecht als Abschluss der Rede des Weibes genommen, die vielmehr bis 1259 reicht. 1394 *Über Isaaks spyß die selbig was, der kitzen fleisch für wilpret aß.* U. bemerkt zu *kitze*: ‚Die weibliche Katze, aber auch die junge Katze beiderlei Geschlechts'. Darnach hat also Jakob seinem Vater Katzenfleisch vorgesetzt; bisher glaubte man, es sei das Fleisch eines Böckleins gewesen. 1594 *Wer sich ein wyb můß lernen lan Ser hat ein scharpffen meister ghan.* Der Druckfehler *Ser* für *Der* wird im Nachtrag durch eine Stelle in Scheffels Ekkehard (!) gestützt; U. hätte besser getan einen Beleg für einen solchen Gebrauch von *ser* aus Murner beizubringen. 1690 zu *goch* (= *gâch*) wird bemerkt: ‚Der Vokal ist bei Murner kurz wie der Reim (*noch*) zeigt; ebenso *gach: rach* NB. 85, 81. 82.' Dass es mhd. *nâch, râche* heißt, scheint U. nicht zu wissen. 1826 *Er ist so gut in die hell gsprungen.* Der Druck hat *Es.* 2222 *Doch vnder allen dissen wyben Kundt mich ein mörin yeben triben.* ‚Die Konstruktion macht Schwierigkeiten'. Man setze einfach nach *yeben* ein Komma, die Bedeutung des Wortes ist wie sonst bei Murner (Alem. 19, 15) ‚plagen'. 2545 f. ist zweifellos bildlich zu nehmen um eine große Verkehrtheit, zu der man sich hat bereden lassen, zu bezeichnen. 2795 Es ist U. ‚unerfindlich', woher Murner die Erzählung entnahm, dass Marcus Curtius sich ausbittet mit allen schönen Frauen *noch sym gefallen* tun zu dürfen. Ich verweise ihn auf Maßmanns Kaiserchronik 3,621 ff. 3072 *Adams rypp ist wunderlich.* U. spricht zu V. 145 die

sehr wunderliche Vermutung aus, dass an unsrer Stelle eine Vermischung von *rippe* und *gerte (Adams gerte = penis)* vorliege. Das folgende *das es all zyt erhebet sich* heißt aber nur ‚dass es alle Zeit offenbar wird' und durchaus nicht das, an das U. hier denkt. 3682 *Der zücht vff üch ein solche redt. zücht* soll zu mhd. *zihen* gehören, das aber nie mit *ûf* verbunden wird; es ist vielmehr = mhd. *ziuhet.* 3687 zu *leckers* hätte SZ. 38,23 *wie ich sy alzyt leckers findt* angeführt werden müssen. 4124 *Wenn man dann ein künig macht.* U. hätte nicht bemerken dürfen ‚als König verkleidet umherziehen'. Es handelt sich hier um die Wahl des Königs (und der Königin) beim Dreikönigsfest. 4480 *Ein gouch in aller geuchen orden.* Das *n* von *geuchen* soll ‚euphonisch zwischen den beiden Vokalen eingefügt' sein. Näher liegt es an die bekanntlich im Alem. verbreitete Bildung des Gen. Pl. auf — *en* zu denken vgl. SZ. 28, 2 *der schneblechten leyten.* 4817 *So eben lâgt sy jm vff ysen.* Bei *ysen* will U. an die ‚oben abgebildete Gängelmaschine' (!) denken. Dass es sich um eine sprichwörtliche Redensart handelt, hätte er aus dem D. Wb. III, 366 ersehen können. — Ich schließe mit dem Wunsche, dass sich Braune durch die mislungene Ausgabe Uhls nicht abhalten lassen möge, die Gäuchmatt, mit Kommentar und Wörterbuch versehen, in seine Sammlung mit aufzunehmen.

Leipzig. K. v. Bahder.

Festschrift zur 50jährigen Doktorjubelfeier Karl Weinholds am 14. Januar 1896 von O. Brenner, F. Jónsson, F. Kluge, G. Kossinna, H. Meisner, E. H. Meyer, F. Pfaff, P. Pietsch, R. Schröder, H. Wunderlich, O. v. Zingerle. Straßburg, Trübner, 1896. VIII u. 170 S. 8° — 4,50 M.

Als erster in dieser kleinen Reihe von Verehrern des ehrwürdigen Vaters deutscher Altertumskunde, dem es nun n diesem Jahre 1897 auch vergönnt ist sein 50jähriges Jubelfest als Hochschullehrer zu feiern, tritt uns *Brenner* entgegen mit einer Abhandlung „Zum Versbau der Schnaderhüpfel." Er betont, dass der Bau der Schnaderhüpfel (südfränkisch heissen sie Gsetzl) in Deutschland überall gleich sei. Minor hat sie in seiner nhd. Metrik übersehn. Sie stellen sich meist als

zwei Langzeilen mit Endreim dar. Es ist offenbar richtig an die Nibelungenstrophe anzuknüpfen. — Als zweiter behandelt *Jònsson* das anord. *hǫrgr*, dessen Bedeutung bisher nicht feststand. Ahd. *harug* = lucus, nemus, fanum; ebenso ags. *hearh*. Im Anord. wird gewöhnl. *hof* und *hǫrgr* zusammengestellt. Man hat gewöhnlich an das heutige *hǫrgr* = Bergzinne gedacht und gedeutet „Steinaltar"- Tatsächlich war die Bedeutung aber im 13./14. Jh. auf Island unklar. Nach Jónsson bedeutet *hǫrgr* aber ursprünglich: Tempel für Göttinnen, wo Frauen den Opferfesten vorstanden. — An dritter Stelle bietet *Kluge* Suffixstudien. Er behandelt 1. Gefäßnamen auf — *în;* 2. das Suffix — *enzen*, das schon nach J. Grimm Aehnlichkeit des Geschmacks und Geruchs ausdrückt, mit reichen Belegen; 3. Vogelnamen auf — *itz;* 4. Diminutivbildung wie *huoninklîn*, wie in nhd. *Enkel*. Dabei wird *Schaffickel*, ein Name der Eule (bei Hans Sachs), erwähnt, der wol an *Hinkel* in der Wortbildung angelehnt sei. Dies kann ja sein; das Wort selbst aber ist ital. *civetta* = Käuzchen, tirol. *Tschaffit;* dazu der Name *Schafheitl*. vgl. Steub, oberd. Familiennamen, S. 7. — Ferner bringt *Kossinna* einen Aufsatz „zur Geschichte des Volksnamens Griechen." Auffällig ist die got. Form *Kreks*. *Graikoi* war der Gesamtname der Griechen bei den Illyriern der vorgeschichtlichen Zeit und ward von dem messapisch-japygischen Zweige nach Italien gebracht — so Wilamowitz-Möllendorff — aber vor der ersten Ansiedlung der Griechen in Unteritalien. Die Griechen selbst nannten sich stets Hellenen. Die Goten haben den Griechennamen im 3. Jh. n. Chr. an der Donaumündung, in Thrakien und Makedonien von den Römern übernommen als *Grēcus*. Im 5. Jh. kam er zu den Westgermanen. Bei den Römern war *g* stimmhafte Media; die Goten hatten aber im 3. Jh. den weichen Verschlusslaut noch nicht und setzten daher den nächststehenden Laut, d. h. das tonlose k ein. Got. *Kreks*, ahd. *Chrêch Kreach*, *Kriach*, mhd. *Kriech*. Gelehrtem Einflusse entstammt dann die Einführung des nhd. *G* in *Griechen*. — Es reiht sich an *Meisner* über ‚Die Freunde der Aufklärung. Geschichte der Berliner Mittwochs-Gesellschaft', jener Vereinigung die seit 1783 die Gedanken Friedrichs des Großen über Volkserziehung praktisch zu betätigen suchte und 1798 durch das Verbot geheimer Gesellschaften aufgelöst ward. — *Megers* Aufsatz über Toten-

bretter im Schwarzwald ist ein wertvoller Beitrag zur badischen Volkskunde. Der Gebrauch der Totenbretter wird hier belegt aus einem bisher unbeachteten Gebiet des Schwarzwalds, der Gegend von Neustadt, Lenzkirch, Bonndorf, Villingen. Bisher glaubte man sie fast nur in Baiern heimisch. Wahrscheinlich haben aber auch Ansiedler aus Baiern und Tirol die Sitte auf dem Schwarzwald gebracht. — Zu meinen Märchen aus Lobenfeld ist lautlich zu bemerken, dass es *Lôfeld* und nicht *Lofeld* heißen muss. Weitere 3 Märchen sind in Alemannia XXIV, 171—183 zu finden, noch weitere sollen folgen. — *Pietsch* schreibt ‚Zur Behandlung des nachvokalischen - n einsilbiger Wörter in der schlesischen Mundart.‘ *Schön* und *klein* verlieren in bestimmten Fällen ihr - *n*. Es wird erinnert an *tuo-wir*, *gê-wir*, *stê wir;* also vor *w!* — Die Schrift hat vielleicht hier hergestellt, was — dem heutigen Sprachgebrauch ähnlich — schon nicht mehr gesprochen wird. Zu berichtigen ist der S. 88 ausgesprochene Satz, dass im Oberdeutschen meist Nasalvokale an Stelle von Vokal + *n* einsilbiger Wörter getreten seien, denn die ganze alemanische Gruppe hat Schwund des *n* bei *nicht* nasalirtem Vokal. Auffassungen wie in dem ‚euphonischen, hiatustilgenden n des Schlesischen‘ S. 111 ausgesprochen, begegne ich nicht gern. Fälle wie *bein-er*, *zun-er*, *wien-ich*, entsprechen dem alem. *won-i* und sind deutliche Analogiebildungen zu *bin-i*, neben *i bi*, wo das Lautgesetz waltet. Pietschs Gesetz lautet (S. 114): In der schlessischen Mundart verschwinden nachvokalische *n* einsilbiger Wörter, wenn diese minder betont sind. — *Richard Schröder* handelt über Marktkreuz und Rolandsbild. Er findet, dass den Rolandsbildern nur ein beschränktes Gebiet, etwa das der Geltung des Sachsenspiegels und Magdeburger Stadtrechts zukomme. Die vorhandenen Bilder sind nicht älter als die 1. Hälfte des 14. Jh. Zeichen des Marktrechts war das *Kreuz* mit dem *Handschuh*, das erst mitten im Ort, später an der Weichbildsgrenze errichtet ward. Zu den Belegen aus Ländern außer Sachsen ist auf das Bischofskreuz an der Freiburger Weichbildsgrenze bei Betzenhausen zu verweisen, an dem auch noch eine Hand eingemeiselt ist, ferner auf Ortsnamen wie EiserneHand, so bei Darmstadt am Dippelshof. Fernere Marktzeichen waren: die *Fahne*. Die S. 127 erwähnte Darmstädter Marktfahne habe ich oft genug gesehen. Dann sind *Schwert* und *Schild*, *Hut*,

Strohwisch und *Laubbusch* zu nennen. Zu den letzten vergleiche ich die Laubbüsche oder-kränze der Wirtschaften, die ursprünglich nur das Recht hatten, eignen Wein zu verzapfen. Die Rolandsbilder nun sind Riesen mit entblößtem Haupt, mit Schild und Schwert. Also offenbar der Schwertträger des Königs. Alles Recht ward auf Karl den Großen zurückgeführt, daher benannte man dann die monmentalen Marktzeichen in Gestalt des Schwertträgers nach Roland. — Es folgt *Wunderlichs* Abhandlung über die deutschen Mundarten in der Frankfurter Nationalversammlung.' Mögen ja damals vor fast 50 Jahren die mangelhaften Verkehrsmittel ein stärkeres Aufeinanderplatzen mundartlicher Unterschiede bei all diesen Rednern herbeigeführt haben, so ließen sich ähnliche hübsche Beobachtungen auch heute noch im Reichstage anstellen, obwol doch alle Redner desselben überzeugt sein werden, Schriftsprache zu reden — und zwar mit Recht. — Den Schluss bildet *Zingerle* mit ,Etzels Burg in den Nibelungen.' Aus den unklaren Aeußerungen des Nibelungenlieds ein klares Bild zu machen, ist nicht möglich. Der Dichter hat sich nicht die Mühe genommen den Schauplatz für sein Trauerspiel bis ins Einzelne auszudenken und verfährt mit dem Raume sehr willkürlich. Zingerle hat wol recht, wenn er die *rigelsteine* als Kragsteine ansieht, die nach außen durch Mauerlöcher geschobenen Balken als Stütze dienen sollen.

Freiburg i. B. F. Pfaff.

R. Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. I. Band: Rätsel. Weimar, Hinstorff, 1897. XXIV u. 372 S. 8° — 5 M.

Im Auftrage des Vereins für mecklenburgische Geschichte u. Altertumskunde gibt der treffliche Kenner des mecklenburgischen Volkstums die von ihm gesammelten Rätsel seines Landes in diesem ersten Bande heraus und begleitet sie mit reichen literarischen Nachweisen. Die Sammlung besteht aus 1000 Nummern, deren Zahl sich aber mehr als verdoppelt, wenn man die vielen und oft stark abweichenden Varianten mit rechnet. Sie ist somit die reichste landschaftliche Rätselsammlung in Deutschland und eingeteilt in Sachenrätsel, in Scherzrätsel und Rätselfragen, Aufgaben- Wortspiel- und Namenrätsel, in Halslösungs-

rätsel und Rätselmärchen. Die Sachenrätsel versucht W. wiederum in 23 Gruppen nach ihrem Bau zu ordnen; vielleicht wäre eine Anordnung nach den Begriffen übersichtlicher und auch lehrreicher gewesen. Denn es ist wichtig für uns zu erkennen, welche Gegenstände das Volk durch die Umschreibung zu personifiziren und zu vergeistigen sucht, und welche es davon ausschließt. Doch auch ohne das können wir oft die Kühnheit bewundern, mit der sich die Volksfantasie auch auf engem Raume bewegt, z. B. gleich bei der ersten Nummer: „Du Knickerkrummüm, wo wisst du henüm?" „„Du Kahlekoppschoren, wat fröchst du dorna!"" So wird das tote topographische Verhältnis einer abgemähten Wiese, durch die sich ein Bach schlängelt, in den lebendigsten Verkehr beider verwandelt. Und köstlicher Humor bricht an vielen Stellen hindurch, namentlich wo das Rätsel die Tiere belauscht und den Teufel,' den Pastor und den alten Fritz in seine Rahmengeschichte einbezieht. Was eigentümlich mecklenburgisch, was norddeutsch, was gemeindeutsch ist, wird sofort aus den fleißigen Anmerkungen klar. Mögen die folgenden Bände dem ersten an Wert gleichen!

Freiburg i. B. E. H. Meyer.

H. M. Grüninger. Us em Oberland, alemannische Gedichte. Baden-Baden, P. Weber, 1896. 70 S. 8°. — 1 M., geb. 1,50 M.

Der Dichter (geb. 1862 zu Stühlingen) bringt die alemannische Mundart, wie sie im Wutachtale und auf dem Hotzenwald gesprochen wird, in erzählenden Gedichten, deren Inhalt aus dem Leben des Landvolks gegriffen ist, zur Geltung. Die Gedichte gewähren einen erquickenden Einblick in jene heitere Welt, wo Treuherzigkeit die Mutter der Witzes ist und die angeborene Mundart die Sprache der Herzens bleibt, wenn sie auch etwas derb klingt. In einzelnen Fällen wäre wol der Laut schärfer zu bezeichnen gewesen, für auswärtige Leser, die eine Volksmundart nach dem Buch genau so kennen lernen möchten, wie sie von ihrem Trägern tatsächlich gesprochen wird.

Erligheim. August Holder.

PREISAUFGABE DER GESELLSCHAFT FÜR DIE ERHALTUNG DER GESCHICHTLICHEN DENKMÄLER IM ELSASS.

„Über die archäologischen Ergebnisse der vorrömischen Grabhügelfunde des Elsasses."

Für die Vorgeschichte des Elsasses haben *Faudel* und *Bleicher* eine Zusammenstellung der bisherigen Funde begonnen, aber sie sind über die Steingeräte wenig hinausgekommen. Aus den folgenden Perioden fehlt nicht nur eine brauchbare Uebersicht, sondern auch eine erste wissenschaftliche Durcharbeitung des vorhandenen Materials. Ueber die älteste Metallzeit lässt der Stand der Ausgrabungen ein befriedigendes Resultat auch kaum schon erwarten. Dagegen ist die spätere Bronzeperiode mit den sogenannten Hallstadtfunden und die sich daran anschließende vorrömische La-Tènezeit in den Grabhügeln des Elsasses reichlich vertreten und besonders durch die im Unter-Elsass vorgenommenen sorgfältigen Ausgrabungen bestens zu illustriren.

Die Gesellschaft wünscht eine archäologische Gesamtdarstellung der elsässischen Grabhügelfunde beider Perioden, in der die sich gleichbleibenden und die abweichenden Merkmale, sowie die etwaigen Uebergangstypen möglichst vollständig erörtert werden sollen. Auch die Keramik wird dabei besonders zu berücksichtigen sein. Diese Darstellung soll auf den Originalfunden beruhen, die Provenienz und den Aufbewahrungsort derselben genau angeben und die vorhandene Literatur sorgfältig verzeichnen. Die Beigabe illustrirender Abbildungen und eine kartographische Uebersicht der Fundorte wird erwartet.

Der Preis beträgt 600 Mark. Doch behält die Gesellschaft sich vor, wenn keine Gesamtbehandlung eingegangen ist, auch brauchbare Teilarbeiten aus dem Bereiche des Themas entsprechend zu honoriren. Durch die Preiserteilung erwirbt die Gesellschaft den Besitz des Manuskriptes. Die Arbeiten können in deutscher oder französischer Sprache abgefasst werden. Sie sind mit einem Motto versehen zugleich mit dem in versiegeltem Kuvert enthaltenen Namen des Verfassers bis zum 1. April 1898 einzureichen an den Präsidenten der Gesellschaft.

Zur deutschen Volkskunde I. Badische Volkskunde von **Elard Hugo Meyer.** 1894. —.50

— II. Volkstümliches aus **Meiderich** (Niederrhein) von **Karl Dirksen.** 1895. 1.—

— III. Volkstümliches aus Schapbach in Baden von **J. J. Hoffmann.** 1895. 1.—

— IV. Volkskunde von **Siegelau** (Baden) von **A. Goetz.** 1897. 1.—

— V. Volkstümliches vom Siebengebirge von **Dr. F. Schmitz.** 1897. 1.—

Publikationen aus der rheinischen Geschichte.

1. **Hesse,** Werner, Geschichte der Stadt **Bonn** während der französischen Herrschaft (1792—1815). 1879. 6.—
2. **Ropertz,** Quellen und Beiträge zur Geschichte der Benediktiner-Abtei des hl. Vitus in M.-Gladbach. 1877. 3.—
3. **Schwann,** Sanitätsrath Dr. Fr. J., Der Godesberg und die Ara Ubiorum des Tacitus in ihrer Bezieh. zu d. Castra Bonnensia. 1880. 1.50
4. — Wo war das Lager der ersten und zwanzigsten Legion zur Zeit des Germanikus? 1881. —.50
5. **Scheibler,** Dr. J., Die anonymen Meister und Werke der Kölner Malerschule von 1460—1500. 1880. 1.50
6. **Hesse,** Der grosse Brand des kurfürstlichen Schlosses zu Bonn am 15. Januar 1777. 2. Aufl. 1882. —.30
7. **Floss.** Prof. Dr. H. J., Zum Clevisch-Märkischen Kirchenstreit. (Eine Erinnerung aus der früheren Geschichte des Kulturkampfes.) 1883. 1.20
8. Der Zug der Freischärler unter Kinkel, Schurz und Annecke, behufs Plünderung des Zeughauses in Siegburg. Nebst Kinkel's Vertheidigungsrede vor den Assisen in Köln. 2. Aufl. Bonn 1886. —.50
9. **Eiflia sacra** oder Geschichte der Klöster und geistlichen Stiftungen etc. der Eifel, zugleich Fortsetzung resp. Schluss der Eiflia illustrata von **Schannat-Baersch.** Bearbeitet von **Carl Schorn.** 2 Bde. Mit Karte der Eifel u. Registerband. Bonn 1887/92. 27.—
10. **Schorn, C.,** Geschichte der Probstei Apollinarisberg bei Remagen (Sep.-Abdr. a. Eiflia sacra). Bonn 1888. —.50
11. **Drouven, G.,** Die Reformation in der Kölnischen Kirchenprovinz zur Zeit des Erzbischofs und Kurfürsten Hermann V., Graf zu Wied. 1876. 6.—
12. **Birck,** Der Kölner Erzbischof Dietrich Graf von Moers und Papst Eugen IV. 1889. 1.50
13. **Plönnis,** Die Geschichte des Stiftes Münstereifel sowie der übrigen Kirchen und Klöster der Stadt. 1891. 1.50
14. **Bonner Archiv,** Monatsschrift für die Geschichte Bonns und Umgegend. V. Jahrg. 1893. Jährlich 12 Nummern. 2.-
15. **Urkundenbuch** des Stiftes St. Gereon zu Köln, v. **Dr. P. Joerres.** Mit 4 Abbildungen und Karte. 1896. 18.—
16. **Scheins, Dr.** (Kgl. Gymnasialdirektor), Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Stadt Münstereifel und ihrer Umgebung. I. Bd. in 2 Theilen. 1895. 9.—
17. **Koenen, C.,** Gefässkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden, mit 590 Abbildg. 1895. 6.—

18. **Rheinische Geschichtsblätter.** Zeitschrift für Geschichte, Sprache und Alterthümer des Mittel- und Niederrheins, hrsgb. von **Minjon** u. **Koenen**. Monatsschrift. Jährlich. 4.—

19. **Norrenberg**, Dr. P., Die hl. Irmgardis von Süchteln. Mit Porträt und Biographie des Verfassers. 1894. 1.—

20. **Nolten-Chorus**, Archäolog. Beschreibung der Münster- und Krönungskirche in Aachen nebst einem Versuch über die Lage des Palastes Carls des Grossen. Neuer Abdruck mit Zusatz von Chorus. 1886. 1.—

21. **Becker**, J., Die Eifel vom historischen und kirchl. Standpunkte. 1893. 2.—

22. **Becker**, J., Geschichte der Pfarreien des Dekanates Blankenheim 1893. 6.—

23. **Waeles**, Nicolaus Becker, „Der Dichter des Rheinliedes" 1896. 1.50

24. **Schmitz**, der Neusser Krieg. 1896. 2.—

25. **Dirksen**. Volksthümliches aus Meiderich (Niederrhein). 1895. 1.—

26. **Schmitz**, Volksthümliches vom Siebengebirge. 1897. 1.—

27. **Kaufmann P.**, Zur Geschichte der Familie Kaufmann aus Bonn und von Pelzer aus Köln; Beiträge zur rhein. Culturgeschichte.

Das Buch Weinsberg, Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert, III. Bd. bearbeitet von Dr. Lau. M. 10, geb. 11.—

ALEMANNIA.



Zeitschrift

für

Sprache, Kunst und Altertum

besonders des

alemannisch-schwäbischen Gebiets

begründet

von

† Anton Birlinger

fortgeführt

von

Fridrich Pfaff.

XXV. Jahrgang.

III. Heft. (Ausgegeben am 20./3. 1898.)

Bonn 1898.

P. Hanstein's Verlag,

Franziskanerstr. Nr. 6.

3 Hefte bilden einen Band (Jahrgang). Preis 6 M.

Inhalt.

Seite.

Sendungen für die Alemannia wolle man richten an Dr. F. Pfaff, Bibliothekar an der Hochschule zu Freiburg i. B., oder an die Verlagsbuchhandlung von P. Hanstein in Bonn.

LIEDER UND SPRÜCHE AUS DEM ELSENZTAL.

AUS DEM MUNDE DES VOLKS GESAMMELT

VON

J. PH. GLOCK,

WOLFENWEILER IM BREISGAU.

Auch in ethnographischer und mundartlicher Hinsicht darf das Elsenztal, dieses letzte größere Seitental des Neckars in seinem unteren Laufe, als ein Ganzes für sich betrachtet werden. Zwar sind die Bewohner im unteren Teile des Tales, d. i. von Meckesheim bis Neckargemünd, ihrer Abstammung nach mehr Franken, diejenigen im oberen, d. i. von Steinsfurth bis Elsenz, dem Quellorte des Flüsschens, mehr Schwaben, während der mittlere Teil d. i. von Steinsfurth bis Meckesheim, eine mehr gemischte Bevölkerung aufweist. Doch haben auch hier die im ganzen Tale gleichen Lebensbedingungen der fast ausschließlich Ackerbau treibenden Bevölkerung die gleichen Lebensgewohnheiten hervorgebracht. Nicht wenig mag auch der seit Jahrhunderten sich durch das Tal bewegende, lebhafte Verkehr von Ort zu Ort dazu beigetragen haben, den einheitlichen Volkscharakter der Elsenztäler auszuprägen, der eigenartig und stark genug war, allen politischen und konfessionellen Zersplitterungsversuchen zum Trotz mit elementarer Naturkraft sich zu erhalten bis auf diesen Tag. Dieser Volkscharakter ist ein eigenartiger, wol zu unterscheiden von dem des Bruraines zur Linken wie dem des vorderen Odenwaldes zur Rechten oder dem des Vollblutpfälzers in der Ebene des Rheintales. Die Lieder und Sprüche, welche die nachstehende Sammlung enthält, werden den Elsenztäler Volkscharakter nach den verschiedensten Seiten des privaten und sozialen Lebens hin in das Licht setzen und der aufmerksame Leser wird unschwer aus dem, was das Volk im Elsenztal singt und sagt, einen Schluss auf das Denken und Fühlen dieses Volkes ziehen können. Im Volksliede schlägt ja das Herz des Volkes in Lust und Leid; hier findet der Wellenschlag im Strom der Zeitgeschichte sein unverfälschtes Echo; im Volkssprichwort kommt mehr der Verstand und Humor zum Ausdruck. Mag der letztere manch-

mal auch etwas rauh und derb ausfallen, indezent ist der wahre, gesunde Volkshumor nie. Immer aber ist in diesen Sprichwörtern, deren Lokalfarbe einen besonderen Wert hat, ein gut Stück Volkssittlichkeit echtester deutscher Art enthalten, die fern von aller gelehrten Gespreiztheit, religiösen Ueberspannung und heuchlerischen Prüderie alle Anerkennung verdient.

So möge denn diese Sammlung, welche dem Herausgeber als reife Frucht eines fast 20jährigen Aufenthaltes im schönen Elsenztale (Zuzenhausen, Amt Sinsheim) erwachsen ist, als ein Beitrag zur Volkskunde unserer badischen Heimat die Beachtung finden, die ihr gebührt. Den Unterschied der Mundart des oberen (schwäbelnden) Elsenztales von der des unteren (mehr pfälzisch redenden) mögen folgende Beispiele beweisen:

Schriftdeutsch	*Unteres Elsenztal.*	*Oberes Elsenztal.*
anders	annerscht	anderst
nein	na	nai
Gulden	Gilde	Gildi
gibt	geit	git
wahrlich	wäger od. währ	währli
's regnet	's reert	's regert
's donnert	's dunnert	's dundert
hinüber	nüwer	nüb
herüber	rüwer	rüb
hinunter	nunner	nunder
herunter	runner	runder
Kinder	Kinner	Kind'r
gestümmelt	g'schtümmelt	g'schtämbelt
deswegen	deretwege	doderwege
Schande	Schann	Schand
Kanne	Kann	Kannt
Hacke	Haage	Haue
haben	hawe	häwe
Samen	Somo	Saume
hindern	hinnern	hindere
hüst (Zuruf an die Zugtiere)	har	hüscht
Schafe	Schof	Schäf
Mädchen	Maid	Maidle
Brünnlein	Brünnel	Bründel

Am Hollerbusch.

Am Hollerbusch, do steht e Maid,
Holt sich en Schorz voll Bliet.
Un wie se roppt un wie sie zoppt,
Singt sie dazu e Lied:
    Hollerbusch, Hollerbliet!
    Wer geht zum Bründel mit?
    Hollerbusch, Hollerbliet!
    Wer kriegt de Kranz?

Zum Hollerbusch, wer geht do na?
E saubrer, junger Bu.
Un wie er hikümmt, hält er g'schwind
Der Maid die Aage zu.
    Hollerbusch, Hollerbliet!
    Wer geht zum Bründel mit?
    Hollerbusch, Hollerbliet!
    Wer kriegt de Kranz?

Beim Hollerbusch, do steht e Paar,
Die hawe sich so geern
Un wann se üwers Johr noch stehn
Do muss doch Hochzich wern.
    Hollerbusch, Hollerbliet!
    Wer geht zum Bründel mit?
    Hollerbusch, Hollerbliet!
    Wer kriegt de Kranz?

Vum Hollerbusch, do fällt die Bliet,
Der Winter kummt herbei.
O junges Blut, sieh dich wol für,
Ob dir dei Schatz bleibt treu.
    Hollerbusch, Hollerbliet!
    Wer geht zum Bründel mit?
    Hollerbusch, Hollerbliet!
    Wer kriegt de Kranz?

Die Bettelleut.

Mir Bettelleut sinn luschtge Leut,
Der Sorge sinn mer quitt.
's bricht uns aa ke Kuh e Horn,

's macht uns aa ke Katz ins Korn.
Juchhe, uns is so leicht!

Mir Bettelleut sinn brave Leut,
Mir führe ke Prozess.
Das Hofgericht hot vor uns Ruh,
Uns bringt der Judd ke Kalb, ke Kuh,
Juchhe, uns is es recht!

Mir Bettelleut wern alde Leut,
Mir kriege groe Köpp,
Un sinn mer ald un grizegroo,
Dann lege se uns hin uffs Stroh.
Juchhe, mir sterwe leicht!

Gänseliedchen.

Grile, grile,[1]) Gänsel,
Wackel mit deim Schwänzel,
Wackel mit deim weiße Kopp.
Wann ich dir dein Feddre ropp
For mei Hochzichbettche.
Grila — la — la, Juch!

Grile, grile, Gänsel,
Wackel mit deim Schwänzel,
Gell du mainsch, i loss di geh,
Dass du kannscht schpaziere geh
Mit de Kamerade?
Grila — la — la, Juch!

Grile, grile, Gänsel,
Wackel mit dei'm Schwänzel,
Wie is uff der Welt so schön,
Dass de Gäns dun barfuß gehn
Ohne Schtrümp un Hose!
Grila — la — la, Juch!

Wiegenlied einer jungen Mutter.

Schlof, mei Herzel, 's is genung jetzt geschwärmt,
's is genung gschbrunge un gelärmt!

---

[1]) Grile, Lockruf für Gänse.

Lieb Herzel, schlof ei^{n},
Bischt noch zu klei^{n},
Um so wie dei^{n} Mutter wachbar zu sei^{n}.
Schlof, liebs Herzele, schlof!

's Närrche, do liegts unn schtrawelt unn greint,
's waiß net, wie gut mars mitm meint!
Bleib doch in Ruh,
Kleins Krawele du,
Un mach jetzt die kleine Guckäugelin zu!
Schlof, liebs Männele, schlof!

Kummt, ihr Engelin, ich bitt euch drum,
Stellt euch um meim Kind sei Bettche rum!
Mit eure Händ
All' Unglück wendt,
Gsundheit unn Kraft meim Herzele gönnt!
Schlof, liebs Söhnele, schlof!

Stand jetzt Wiege! 's schläft jo schun süß.
So ruge die Engel im Paradies.
Jetzt, still gut Nacht,
Schlof sanft unn sacht!
Der liewe Gott for dich im Himmel wacht.
Schlof, liebs Engele, schlof!

Gelbveigelein.

Am Fenschter vor meiner Kammer,
Do schtehne Geelveigelein,
Die bliee de ganze Summer
For de Herzallerliebschte mei^{n}.
O Blümelein rot.
O Blümelein gold!
Wie bin i so froh,
Weil mei^{n} Schatz mir is hold!

Die rote unn gele Veigel,
Die riche halt gar so fei^{n}
Unn üwers Johr uff Pingschte
Do soll mein Hochzich sei^{n}.

O Blümelein rot,
O Blümelein gold!
Wie bin i so froh,
Weil meiⁿ Schatz mir is hold!

Rosm'reiⁿ.

Rosm'reiⁿ. Rosm'reiⁿ
Gebt mer in mein Sarg eneiⁿ.
Gebt mer in mein kalde Händ
Wanns ze End.
Ade, mein liewes Kind,
I reis so weit von dir,
Wo Gottes Engel sinn,
Schau i zu dir!

Rosm'reiⁿ. Rosm'reiⁿ
Soll meiⁿ letschtes Sträußel seiⁿ.
Veilcher, Tulpe, Rosepracht —
Gute Nacht!
Ade, mein liebes Kind,
I reis so weit von dir,
Wo Gottes Engel sinn,
Schau i zu dir!

Rosm'reiⁿ. Rosm'reiⁿ.
Freunde, losst des Weine seiⁿ;
In des liewen Gottes Hut
Schloft sichs gut.
Ade, mein liewes Kind,
I reis so weit von dir,
Wo Gottes Engel sinn,
Schau i zu dir!

Der lustige Kohlbaurebu.

Bin i net e luschtiger Kohlbaurebu?
Schaut s mi mol aⁿ;
Haw i net en schöne Hut,
Bändele draⁿ?
Fahr i in d' Stadt eneiⁿ,
Do muss i allweil schreiⁿ:

Kaafts Kohl, kaafts Kohl!
So schreit der Bu,
So schreit der Bu.
Heideida, heideida, trara, tiria!
Heideida, heideida, trara, tara!

Fünhunnert Gilde hot m'r meiⁿ Vadder gewe
Dass i als Kohlbaurebu
Luschtich kann lewe
's Häusle ghört aa no meiⁿ
Hui, wenn die Maidle schrein:
Der Bu, der Bu,
Der Bu ghört meiⁿ,
Der Bu ghört meiⁿ.
Heideida, heideida, trara, tiria!
Heideida, heideida, trara, tara!

Die Stadtleut.

D' Stadtleut henns gut:
Brauche kan Mischt ze führe,
Brauche kan Wage z' schmiere,
D' Stadtleut henns wäger gut,
D' Stadtleut henns gut.

D' Stadtleut henn's gut:
Brauche ka Riewe z' hacke
Brauche ka Brot ze backe.
D' Stadtleut henns wäger gut,
D' Stadtleut henns gut.

D' Stadtleut henns gut:
Brauche ka Korn ze säe,
Brauche kan Klee ze mähe.
D' Stadtleut henns wäger gut,
D' Stadtleut henns gut.

D' Stadtleut henns gut:
Brauche ka Zins ze zahle,
Brauche ka Frucht ze mahle.
D' Stadtleut henns wäger gut,
D' Stadtleut henns gut.

D' Stadtleut henns gut:
Brauche ka Öl ze schlage,
Brauche ka Holz ze trage.
D' Stadtleut henns wäger gut,
D' Stadtleut henns gut.

Abschieds-Lied der Brautjungfern am Hochzeitsabend.

Jetzt trete mir herfür
Unn schtelln uns vor die Kammerdür.
Veilcher im grüne Klee,
Morje bischt ke Mädche meh.
Ade, ade, ade!

Jetzt trete mir uff die Schwell
Mir sinn der Braut ihr Gsell.
Veilcher im grüne Klee,
Morje bischt ke Mädche meh.
Ade, ade, ade!

Jetzt trete mir uff die Diele,
Mit der Braut noch emol ze spiele.
Veilcher im grüne Klee,
Morje bischt ke Mädche meh.
Ade, ade, ade!

Jetzt trete mir zur Rechte,
Mir sinn der Braut ihr Knechte.
Veilcher im grüne Klee,
Morje bischt ke Mädche meh.
Ade, ade, ade!

Jetzt trete mir zur Linke,
Mim Bräutigam welle mir trinke.
Veilcher im grüne Klee,
Morje bischt ke Mädche meh.
Ade, ade, ade!

Jetzt trete mir an de Heerd,
Die Braut is ehrewert.
Veilcher im grüne Klee,
Morje bischt ke Mädche meh.
Ade, ade, ade!

Jetzt nemmt der Braut ihrn Kranz herab,
Ihr Mann bleib treu bis an das Grab.
Veilcher im grüne Klee,
Morje bischt ke Mädche me.
Ade, ade, ade!

Der Krämermichel.

I, i bin der Krämermichel
Ausm Schwoweland.
Mit der Hack unn mit der Sichel
Bin i nit bekannt.
Awer mit Kattun unn Bändel
Unn sonscht profitable Händel.
I, i bin der Krämermichel
Ausm Schwoweland.

Soll i uffa kumma, Weibla?
I hau e feine Spitz,
Unn zu Hauwe, Scherz un Leibla
Rechte gute Ziz.
Fehlts an Geld, i ka schon borge,
Zahlet mi nur übermorge.
Soll i uffa kumma, Weibla?
I hau e feine Spitz.

Wie is doch im deutschen Reiche
Jetzt das Geld so rar!
Es vermehrt sich diese Seuche
Jetzt von Jahr zu Jahr.
Wo ich aa meiⁿ War hintrage
Hör ich nur die Leutle klage:
Wie is doch im deutschen Reiche
Jetzt das Geld so rar!

Nix is mehr zu profitire
In der Lumpewelt.
Wann mir uns aa lahm hausire,
Löse mir ka Geld.
O wie gings, wann uff de Märkte
Mir als unsre Beutel stärkte!
Nix is mehr zu profitire
In der Lumpewelt.

„Ei Bruder, geht das nur nicht ein!“
(vom Chor gesungen)
Ich möcht auch der Herr Pfarrer nicht sein.

Nur Eines, das hielt ich fürs Beste:
Wenn ich so ein Wirtschäftel hätt’,
Da setzt ich mich hin zu den Gästen
Und tränke mit ihnen um d’ Wett.

Da lebt ich in Wollust und Freude
Und nähme die doppelte Kreide
Und machte auf einmal zwei Strich, —
Das wär so ’ne Wirtschaft für mich!

Der zufriedene Landmann.

Ich lebe als Landmann hienieden
Un rauche mein Pfeiflein Tabak.
Ich geb mich mit Wen’gem zufrieden
Und fühle kein Weh und kein Ach.

Was helfen dem Kaiser die Schlösser,
Dem König die Krone, das Land?
Sie haben die Sorgen viel größer
Und wünschen sich öfters beim Stand.

Ich lass mir mit Wen’gem genügen
Und baue im Frieden mein Feld,
Wenn andere hadern und kriegen
Und jagen nach Gut und nach Geld.

Mein Häuslein steht draußen im Tale,
Wol zwischen zwei Felsen darin,
Am Bächlein beim Wasserfalle,
Da blicket mein Auge stets hin.

O Ruhe, du bist auf dem Lande,
In Städten wol niemals zu Haus,
Ich lebe als Landmann zufrieden
Und lache die Städter brav aus.

Der dankbare Landmann.

Einstmals sass ich vor meiner Hütte
An einem schönen Sommertag,

Da dankt ich Gott für seine Güte,
Die Freude, die war ohne Zahl.

Ich sah die Blumen lieblich blühen,
Ich sah mein Feld im Segen stehn.
Am Himmel tat die Sonne glühen,
Ein sanfter Wind herniederwehn.

Ich lebte damals wol zufrieden
Mit frohem Mut und heiterm Sinn
Und ließ mich nach der Arbeit nieder
Gern auf mein hartes Lager hin.

Die Spinnerin.

Sass ja ein Mädchen
An ihrem Spinnrädchen
Und sang ein Lied dazu,
Ja, ja, und sang ein Lied dazu.

Und wie sie hat gesungen,
Wer kommt daher gesprungen?
Ein Grenadier gar hübsch und fein;
Ja, ja ein Grenadier gar fein.

„Hast du noch Eltern, mein Mädchen?"
„Nein, Eltern hab ich keine,
„Ich bin so ganz alleine,
„Der Tod vernahm sie mir;
„Ja, ja, der Tod vernahm sie mir."

„Hast ihren Segen, mein Mädchen?"
„Der guten Eltern Segen
„Hab ich auf allen Wegen
„Dieweil ich brav und fleißig bin.
„Ja, ja, dieweil ich brav und fleißig bin."

„Gib mir die Hand mein Mädchen,
„Lass stille stehn das Rädchen
„Ich sag es dir aus Herzens Grund:
„Du sollst mein eigen sein von dieser Stund;
„Ja, ja, du sollst mein eigen sein von dieser Stund!"

Soldatenlob.

Soldaten, die sind lobenswert,
Sie dienen um das Geld;
Sie dienen zu Fuß, sie dienen zu Pferd
Wol in der ganzen Welt.

Soldaten dienen ihrem Herrn,
Den Herrn macht der Soldat.
Soldaten muss man ehrn
Bei König und Potentat.

Wenn sie ihr Lager aufschlagen,
Den Feind vor Augen sehn,
Tun sies doch nicht verzagen,
Wenn schon die Kugeln gehn,

Dort an der grünen Halde
Marschiren sie aufs Best,
Sie bauen wie die Schwalben
Von Stroh und Erd ein Nest.

Reich mir die Hand, mein Mädchen,
Dein Lieb ist mir bekannt,
Ich sterb um Deinetwillen;
Ade, mein Vaterland!

Das Beresinalied.

Zu Moskau, o ihr lieben Leute,
Wo eine ganze Stadt ist abgebrannt,
Da hörte man ein Klagen, Weinen,
Das Kriegsglück hatte sich gewandt.

Die groß Armee musst retiriren
Bei Tag und Nacht durch Eis und tiefen Schnee.
Die Russen hattens kein Erbarmen,
Uns tat die Kälte und der Hunger weh.

Dort an dem Strand der Beresina,
Wo Scholl auf Scholle eisig floss vorbei,
Da haben badsche Kanoniere
Gezeigt, was deutscher Mut und Treue sei.

Den Markgraf Wilhelm in der Mitten
Hieltens wir aus bei unserm schweren Gschütz,

Und ließen fahren manche Stunde
Auf die Kosakenhunde Blitz auf Blitz.

Doch als die Stunde war gekommen,
Da rief der Hauptmann von der Batterie:
„In Gottes Namen jetzt hinüber!“
Und nüber gings, doch fragt uns nur nicht wie.

Viel Leichen lagen auf der Brucken
Von Mann und Ross, zerschossen blutig rot,
Und über Brüder, Kameraden
Hinüber gings, es zwang die bittre Not.

Doch als wir drüben aufgefahren
Mit unserm Gschütz, da sahen wir zurück:
O Herr des Himmels, welch ein Jammer,
Zerschossen brach in Stücke jetzt die Brück.

Lebt wol, ihr Brüder, Kameraden,
Ihr sankt hinunter in ein kaltes Grab!
Wir aber mussten retiriren
Und die Kosaken sparten nicht den Trab.

Und als wir endlich angelanget
In Königsberg im großen Lazareth,
Da fand so mancher Invalide
Im Preußenland sein letztes Ruhebett.

Vom Kaiser Napoleon, „dem großen Helden.“
(1812)

Passt auf, meine Herren,
Was ich euch erzähle
Vom Kaiser Napoleon,
Dem großen Held.

Ihr wisst, er ist zogen
Nach Russland hinein;
Denn russischer Kaiser,
Das wollt er gleich sein.

Jetzt ist er halt kommen
Auf der extraen Post,
Auf dem polnischen Schlitten,
Da hats nit viel kostt.

Jetzt ist er halt Kaiser,
Kein Geld und kein Gut,
Kein Schwert an der Seite,
Jetzt sinkt ihm der Mut.

Ich habe den Frühling gesehen.

Ich habe den Frühling gesehen
Und ich habe die Rosen begrüßt,
Und die Nachtigal hab ich belauschet
Und ein liebliches Mädchen geküsst.

Der liebliche Lenz ist verschwunden,
Und die Blumen sind alle verblüht,
Und ins Grab ist mein Liebchen gesunken
Und verschwunden der Nachtigall Lied.

Dort liegt sie mit Erde bedecket
Und die Rosen blüh'n auf ihrem Grab;
Ach, könnt ich sie wieder erwecken,
Die einst die Rose mir gab.

Dort lebt sie mit vielen Millionen,
Ach soweit in der himmlischen Welt,
Geschmücket mit schöneren Kronen
Und ewig im Himmelsgezelt.

Was ist doch der Mensch hier auf Erden?
Wie die Rosen so fallen sie ab,
Und kommt der Winter gezogen,
So sinkt ihre Schönheit ins Grab.

Ach Vater, ach Vater da droben,
Mein Liebchen hast du mir geraubt!
Es gibt zwar der Mädchen noch viele,
Doch für mich ist keine gebaut.

Wohl blühen die Blumen jetzt wieder
Und der Frühling kehrt wieder zurück,
Und die Nachtigal singt ihre Lieder,
Doch mein Liebchen kehrt nimmer zurück.

Vater, lass mich schlafen gehn.

Lebe wol, o mütterliche Erde,
Nimm mich auf in deinen kühlen Schoß,
Dass das Auge einmal trocken werde,
Dessen Thränen manche mir entfloss.
Was ich suchte, hab ich nicht gefunden;
Freuden sucht ich, Leiden gabst du mir.
Meiner Jugend schönste Rosenstunden
Unter Tränen sind sie mir verschwunden.
O wie träumt' das Leben mir so schön,
Lass mich, Vater, lass mich schlafen geh'n!

Viel der Blumen sah ich hier entprießen,
Holde Erde, aber nicht für mich;
Meine Tränen durften sie begießen,
Aber pflücken durfte ich sie nicht;
Andre tanzten froh dahin durchs Leben,
Schwelgten in der Freuden Ueberfluss,
Doch vergebens war mein rastlos Streben
Freuden durfte mir die Welt nicht geben.
O wie träumt' das Leben mir so schön;
Lass mich, Vater, lass mich schlafen gehn!

Lebe wohl, o mütterliche Erde,
Doch vergönne, dass in deinem Schoß,
Dass mein Herz voll Kummer und Beschwerde
Ruhe unter deinem kühlen Moos.
Einst wird mir ein froher Morgen grauen
Dort bei dem, der über Sternen thront.
Dort will ich, hier darf ich es nicht wagen,
Meine Leiden, meinen Kummer klagen.
O wie träumt' das Leben mir so schön;
Lass mich, Vater, lass mich schlafen gehn.

Ach, bleib bei mir.

Wenn die Blümlein draußen zittern,
Wenn die Abendlüfte wehn,
Und du willst mein Herz erbittern,
Willst schon wieder weitergehn;
Ach bleib bei mir und geh nicht fort,
In meinem Herzen ist der schönste Ort.

Hab geliebet dich ohn Ende,
Hab dir nichts zu leid getan;
Und du reichst mir stumm die Hände
Und du fängst zu weinen an:
Ach weine nicht und geh nicht fort,
In meinem Herzen ist der schönste Ort.

Und da draußen in der Ferne
Sind die Menschen nicht so gut,
Und ich gäb für dich so gerne
All mein Leben, all mein Blut.
Ach bleib bei mir und geh nicht fort,
In meinem Herzen ist der schönste Ort.

Kartoffellied.

Herbei! Herbei zu meinem Sang!
Hans Jörgel, Michel, Stoffel!
Und singt mit mir das Ehrenlied
Dem Bringer der Kartoffel.

Franz Drake hieß der brave Mann,
Der vor zweihundert Jahren
Von England nach Amerika
Als Kapitän gefahren.

Und der, als er zurücke kam
Von seinen weiten Reisen,
Die guten Dinger mitgebracht,
Die wir Kartoffel heißen.

Welch ein Gewächs hat Drake uns
Mit dieser Frucht geschenket!
Sagt, Freunde, ist er es nicht wert,
Dass jeder sein gedenket?

Europa sollte diesem Mann
Auf allen seinen Auen,
Wo die Kartoffelpflanze blüht,
Ein goldnes Denkmal bauen.

Da dieses aber nicht geschieht
Bei unsern schlimmen Zeiten,
So wollen wir in einem Lied
Jetzt seinen Ruhm verbreiten.

Besingt, ihr kühnen Dichter, nur
Die Helden und die Weisen,
Wir sind es, die Franz Drake jetzt
Und die Kartoffel preisen.

Seitdem wir diese Knollenfrucht
Im deutschen Reiche sehen,
Kann keine böse Hungersnot
Durch Miswachs mehr entstehen.

Gerät auch Korn und Dinkel schlecht,
Wir dürfen nicht verzagen,
Erdäpfel trägt uns dann das Feld,
Die stopfen auch den Magen.

Gott hat sie uns wies liebe Brot
Zur Nahrung ja gegeben,
Viel Millionen Menschen sinds,
Die von Kartoffeln leben.

Von Basel bis nach Amsterdam,
Von Stockholm bis nach Brüssel,
Kommt Winters nach der Abendsupp
Auch die Kartoffelschüssel.

Ein Rätsel ists, wie ohne sie
Sich unsre Alten nährten.
Ich glaube, hätten wir sie nicht,
Dass wir uns selbst verzehrten.

Dank, edler Drake, habe Dank
Für deine seltne Speise!
Sie nährt, sie labt, sie nützet uns
Auf hundertfache Weise.

Lasst dieser vielen Arten uns
Nur einge ermessen:
Kartoffelschnitz und Fleisch dazu,
Das ist ein köstlich Essen.

Kartoffel, frisch vom Sud hinweg,
Dazu ein Bällchen Butter,
Das ist, — nicht wahr, ihr stimmt mit ein? —
Ein delikates Futter.

Salat davon, gut angemacht,
Mit Feldsalat durchschossen,
Der wird mit größtem Appetit
Von jedermann genossen.

Gebrätelt schmecken sie auch gut,
In saurer Brüh nicht minder;
Kartoffelknöpfe essen gern
Die Alten und die Kinder.

Kartoffelbrod, Kartoffelreis,
Auch Puder und Pomade
Sind nebst Kartoffelbranntewein
Kartoffelfabrikate.

Hat jemand sich die Haut verbrannt
Und hilft kein Feuersegen,
So darf er auf die Wunde nur
Kartoffelschabsig legen.

Und welche Woltat sind sie uns,
Damit das Vieh zu mästen!
Und wie viel Sorten gibts! Jedoch
Die guten sind — die besten!

Bauspruch eines Zimmergesellen.

Hochgeehrte Herrn und Frauen,
Lieb und werte Bürgersleut,
Die ihr diesen Bau zu schauen
Hier zusammenkommen seid,
Macht euch näher zu dem Hause,
Merket auf, der Spruch geschieht
Hier beim aufgesteckten Strauße,
Dran man schöne Tüchlein sieht.

Vordersamst sei Gott gepriesen,
Der uns allzeit war so nah,
Und uns hat die Gnad erwiesen,
Dass kein Unglücksfall geschah.
Noch besitzen grade Glieder
Die Errichter dieses Baus.
Rufet, all ihr Zimmerbrüder,
Dankvoll dies gen Himmel aus!

(Die um den Redner herumstehenden Zimmer- und Maurergesellen nehmen die Hüte ab und falten die Hände zum Gebet.)

Er hilft uns die Häuser bauen,
Er, der große Herr der Welt!
Ihm sei auch drum voll Vertrauen
Dieser Bau anheimgestellt.
Gnädig woll er ihn beschirmen,
Wenn ihm je ein Unfall droht,
Ihn bewahren vor den Stürmen,
Vor der Feur- und Wassersnot.

Kein Verderben, keine Seuche
Komm in Wohnung oder Stall;
Gott, der Lieb- und Gnadenreiche,
Steure jedem Unglücksfall!
Heil und Segen, Ruh und Frieden,
Sei in diesem neuen Haus
Unserm Bauherrn stets beschieden,
Bis ihn Gott einst ruft heraus!

Heh! wo ist der Kantenheber?
Schenket jetzt ein Glas mir voll!
Mich erinnert meine Leber,
Dass ich eins Bescheid tun soll.

(Nimmt das dargereichte volle Glas in die Hand.)

Hier mit diesem Saft der Reben
Trink ich jetzt nach Handwerksbrauch.
Vivat! unser Bauherr lebe!
Und die Baufrau lebe auch!

(Gibt das mit einem Zug geleerte Glas zurück.)

Hah! wie gut ist dies Getränke!
Brüder, schenkt euch auch eins ein!
Seid nicht schüchtern; jeder denke:
Heute spart man nicht den Wein,
Wie sichs lässt am Bauherrn sehen,
Schlägt er heut auch gar nichts an,
Weil er hat ein Haus hier stehen,
Das ihm keiner tadeln kann.

Drum will ich noch einmal trinken, —
Kantenmeister, o wie toll!
Du bist keiner von den Flinken,

Sonst wärs Glas schon wieder voll.
Zimmerleut und Balkenträger,
Euch seis zweite Glas geweiht!
Vivat, alle Bauaufschläger!
Uns gehs wol in Ewigkeit!

Wie gefällts euch, was ich spreche?
Noch ein Glas mir eingeschenkt!
Eh ich meinen Spruch abbreche,
Unsrer Obern sei gedenkt.
Vivat, unser Fürst jetzt lebe,
Unser welt- und geistlichs Amt:
Vivat, Heil und Segen gebe
Gott dem ganzen Vaterland!

(Der Zimmergeselle steigt vom Dach herunter, von wo er den Spruch getan, tritt dem Bauherrn entgegen und richtet zum Schluss das alte Zimmermannsrätsel an denselben.)

Dies Haus ist dein und doch nicht dein;
Beim Zweiten wird es auch so sein,
Dem Dritten wird es übergeben
Und der wird auch nicht ewig leben.
Der Vierte gehet ein und aus:
Nun sagt, mein Freund, wem ghört dies Haus?

Mariechen sass weinend im Garten.

Mariechen sass weinend im Garten,
Im Schoße ihr schlummerndes Kind.
Mit ihren schwarzbraunen Locken
Spielt leise der Abendwind.

Sie sass so verlassen, so träumend,
So arm und so geisterbleich,
Die Wolken zogen schaurig
Und die Wellen schlugen im Teich.

Der Adler kreist über die Berge,
Die Nebel fliegen umher.
In den Lüften singt munter die Lerche
Es fallen die Tropfen schwer.

Und schwer auf Mariechens Wangen
Die heiße Träne rinnt

Und schluchzend in ihren Armen
Hält sie ihr schlummerndes Kind.

Dein Vater lebt herrlich in Freuden,
Ihm soll es stets wolergehn.
Er will ja von uns beiden,
Will mich und dich nicht sehn.

So stürzen wir uns beide
Hinab in den tiefen See,
So sind wir beide geborgen,
Vorüber ist Kummer und Weh.

Da öffnet das Kind seine Augen
Gar lieblich empor und lacht.
Die Mutter, sie drückts an ihr Herze,
Gar freudig ans Herze und sagt:

Nein, nein, wir wollen noch leben,
Wir beide, mein Kind und ich!
Deinem Vater sei es vergeben,
Wie glücklich machst du mich!

Die Stunde der Trennung ist nahe.

Die Stunde der Trennung ist nahe,
Ach wär sie nur immer so fern!
Sie reißt mich aus euerer Mitte
Wo ich war so vergnügt und so gern.

Und willst du von mir was erfahren,
So kauf dir zum Schreiben Papier,
So ergreife gleich Feder und Tinte,
Schreib eilig ein Briefelein mir.

Doch sollt auf der Reise ich sterben,
So begräbt man mich hübsch und fein.
Ei, so pflanze auf meinem Grabe
Eine Blume — Vergissnichtmein!

Es liebten zwei im Stillen sich.

Es liebten Zwei im Stillen sich,
Sie liebten sich herzinniglich,
Sie liebten sich herzinniglich,
Das Schicksal nahm sie wunderlich.

Der Jüngling wollt auf Reisen gehn
Und ließ sein Liebchen weinend stehn.
Die Mutter sprach: sei still mein Kind,
Du weinst dir deine Augen blind.

Ach, Mutter, 's hat noch keine Not,
Ich wart schon längst auf meinen Tod,
Weil er nicht kehrt zu mir daher,
Nach dem mein Herz verlangt so sehr.

Die Muttor schreibt auf dieses Wort
Dem Jüngling gleich an seinen Ort:
Wenn du nicht kehrst recht bald zurück,
So kommst du um dein irdisch Glück.

Des Sonntags Morgen in aller Früh
Stand er vor seines Liebchens Tür,
Und wies ihm da zu Mute war,
Als er sein krankes Liebchen sah!

Die roten Wangen, sie waren weiß,
Die Händ und Füße kalt wie Eis,
So mild, so sanft, so engelrein
Schlief sie in seinen Armen ein.

Ich habe gehabt ein so große Freud.
Jetzt muss ich tragen ein Trauerkleid,
Ein Trauerkleid, ein schwarzen Hut,
Da kann man sehn, was Liebe tut.

Es wollte sich verschleichen.

Es wollte sich verschleichen
Ein kühles Lüftelein,
Da sag ich zu meinesgleichen:
Du sollst mein eigen sein.

Verlassen tu ich dich nicht
Wenngleich das Herz mir bricht,
Treu und beständig will ich sein,
Du sollst mein eigen sein.

Wir sind noch jung an Jahren,
Wir dürfens noch lustig sein,

Wenngleich wir jungen Burschen
Soldaten müssen sein.

Wir müssen fort wol in das Feld,
Bekommen dort sehr wenig Geld.
Das ist für uns Burschen ein harter Schluss
Und macht unsern Mädchen bittern Verdruss.

Ich hör ein Vögelein pfeifen,
Das pfeift die ganze Nacht.
Vom Abend bis zum Morgen,
Bis dass der Tag erwacht.

Schließt du dein Herz nur in das mein,
Schließt sich das deine in meins hinein,
Dann soll draus wachsen ein Blümelein,
Das heißt: Vergissnichtmein!

Willst du mich nicht mehr lieben.

Willst du mich nicht mehr lieben,
So kannst dus lassen sein.
Du sollst mich nie mehr betrüben,
Ich bleib stets für mich allein.

Gelt, du meinst, ich mach mir Kummer,
Weil du eine andre hast lieb?
Nein, ich leb wie die Schwalben im Sommer
Die fliegt, wenn der Himmel auch trüb.

Dabei vergess ich dein Namen
Wie du meinen vergessen hast.
Nie sprechen wir zwei mehr zusammen,
Geh nur hin wo dus besser hast.

Geh nur hin zu einer Reichen,
Ich wünsch dir viel Glück dazu,
Sag nichts mehr von meiner Liebe,
Sonst vergönnst dus mir meine Ruh.

Als wir waren jung noch an Jahren,
Liebt ich dich und du liebtest mich.
Wie wir beide so glücklich einst waren,
Das muss nun vergessen ich.

Einstmal sass ich im stillen Haine.

Einstmal sass ich im stillen Haine,
Es war des Nachts bei hellem Mondenscheine,
Da sah von Ferne ich ein Mädchen stehn.
Die war so schön wie eine Rebe,
Die war, bei Gott so war ich lebe,
Die schönste, die ich je gesehn.
Als sie mich sah, da wollt sie fliehen,
Doch war vergeblich ihr Bemühen.
Ich fasste sie am Arm und sprach:
Mein Liebchen willst du mich verlassen?
Willst du mich lieben oder hassen?
Ihr Antwort war ein leises Ja.
Wir setzten uns darauf hienieder,
Sie küsste mich, ich küsst sie wieder,
Und so verschwand die ganze Nacht,
Ja sie verschwand uns unter Küssen,
Wollt ihr es dennoch weiter wissen
Ich wachte auf — es war ein eitler Traum!

Jetzt fängt das schöne Frühjahr an.

Jetzt fängt das schöne Frühjahr an
Und Alles fängt zu grünen an.
Alles wird lustig auf der Welt,
Viel Blümlein blühen auf dem Feld,
Sie prangen weiß, blau, rot und gelb,
So wie es meinem Schatz gefällt.
Und als ich kam ins tiefe Tal,
Da hört ich eine Nachtigal
An einm so schönen Wasserfall.
Und als ich ging wol durch den Klee,
Da singt ein Lerchlein in der Höh,
Weil ich zu meinem Schatze geh.
Und als ich kam vor ihre Tür,
Da stand ein andrer schon dafür,
Da sagt sie gleich, 's sei Niemand hier.
Ich hab dich ja so treu geliebt
Und hab dein Herz noch nie betrübt
Und du führst ein so falsche Lieb.

Geh ich hinaus in den grünen Wald
Und such mir einen Aufenthalt,
Weil mir mein Schatz jetzt nimmer gfallt.

Auswanderer-Abschied.

Jetzt wolln wir uns aufmachen
Ins schöne Land Amerika.
Ein jeder pack sein Sachen,
Die Schulden lassen wir da.

Bald werden wir abfahren
Übers weite, tiefe Meer,
Gott wird unser Schifflein bewahren
Denn stark und getreu ist der Herr.

Amerika, ihr Brüder,
Ist gar ein schönes Land,
Gott gabs dem Vater Abraham
Zu einem Unterpfand.

Jetzt wollen wirs beschließen
Mit unserm Abschiedsgsang;
Und ein jeder soll es wissen,
Dass ein Gott lebt in jenem Land.

Bei Austerlitz.

(Früher eine beliebte Tanzmelodie.)

Bei Austerlitz, da hats geblitzt,
Da haben die Russen Blut geschwitzt.
Da seind sie gesessen
Und haben gefressen
Und haben ihr Pulver und Blei vergessen.
Bei Austerlitz, da hats geblitzt,
Da haben die Russen Blut geschwitzt.

Der mit dem Sabel.

(Tanzlied.)

Geiger und Pfeifer!
Hier habt ihr Geld darauf,
Schwäbische Schleifer,
Spielt uns jetzt auf!
Heisasa! Hopsasa!

Hallala! Trallala!
Spielleut macht fertig,
Tänzerin auf!

„Der mit dem Sabel“,
s. Leibstück des Pfälzerlands,
Wässert den Schnabel,
Gelt du, mein Hans?
Heisasa! Hopsasa!
Hallala! Trallala!
Becher und Gabel
Weichen dem Tanz.

Lustig in Ehren,
Kann, was auch Bosheit spricht,
Niemand verwehren,
Frohsinn ist Jugendpflicht.
Heisasa! Hopsasa!
Hallala! Trallala!
Freuden zu stören,
Ziemet sich nicht.

Hellauf, ihr Brüder!
Söhne des Pfälzerlands,
Schlenkert die Glieder,
Michel und Hans.
Heisasa! Hopsasa!
Trallala! Trallala!
Frohe Gemüter
Lieben den Tanz.

Schatz, mein Schatz, reis nicht so weit von mir.

Schatz, mein Schatz, reis nicht so weit von mir,
Im Rosengarten will ich deiner warten,
Im grünen Klee, im weißen Schnee.

Meiner zu warten, Schatz, brauchest du ja nicht;
Geh zu den Reichen, zu Deinesgleichen,
Mir ist es eben recht, mir ist es eben recht.

Schatz, ich heirat nicht nach Geld und nicht nach Gut;
Eine treue, fromme Seele tu ich mirs wählen.
Wers glauben tut, wers glauben tut?

Wers glauben tut, der ist nicht weit von mir.
Er ist in Schleswig, er ist in Holstein;
Er ist Soldat, Soldat ist er.

Soldatenleben — heißt das nicht lustig sein?
Wenns andre Leute schlafen, da muss er wachen,
Muss Schildwach stehn, Patrouillen gehn.

Wer hat uns denn dies Liedchen erdacht?
Zwei Goldschmiedsjungen, die habens gesungen
Zur selgen Nacht, zur selgen Stund.

Müde kehrt ein Wandersmann zurück.

Müde kehrt ein Wandersmann zurück
In die Heimat, in der Liebe Glück;
Und doch, eh er kehrt vors Liebchens Haus,
Kauft er für sie einen Blumenstrauß.

Doch bei jeder Blume, die die Gärtnerin pflückt,
Rinnen Tränen ihr vom Angesicht.
Warum weinst du, holde Gärtnerin mein?
Weinst du um die schönen Blumen dein?

Ich weine nur um den Geliebten mein,
Der gezogen ist in die Fremd hinein,
Dem ich ewige Treu geschworen hab,
Die ich als Gärtnersfrau gebrochen hab.

Mit diesem Blumenstrauß wol in der Hand
Will ich jetzt ziehn von Land zu Land,
Bis einst der Tod mein müdes Auge bricht.
Leb wol auf ewig und vergiss den Wandrer nicht!

In Östreich stand ein festes Schloss.

In Östreich stand ein festes Schloss,
Dort sass bei Kröten und Schlangen,
Sechs Klafter unter der Erde tief
Ein Jüngling hart gefangen.

Die Mutter zu dem Richter ging;
Schenkt meinem Sohn das Leben!
Sechstausend Taler und diesen Ring
Will ich euch dafür geben.

Sechstausend Taler ist kein Geld,
Euer Sohn, der muss jetzt sterben,
Euer Sohn trägt eine goldne Kett
Die bringt ihn um sein Leben.

Und wenn er gleich eine goldne trägt.
So ist sie doch nicht gestohlen,
Sein Liebchen hat sie ihm verehrt
Und Treu dabei geschworen.

Man führt ihn auf den Richtplatz hin
Mit zugebundnen Augen,
Man bindet ihm die Augen auf.
Dass er die Welt beschaue.

Und als er zu der Rechten sah,
Sieht er seinn Vater stehen.
„Mein Sohn, mein Sohn, mein lieber Sohn,
„Muss ich dich sterben sehen!"

Und als er zu der Linken sah,
Sieht er sein Liebchen stehen.
Sie reicht ihm die schneeweiße Hand;
„Im Himmel sehn wir uns wieder!"

Jetzt reis ich fort, geliebtes Kind.

Jetzt reis ich fort, geliebtes Kind,
Mein Schicksal heißt mich gehen,
Wir werden uns ja so geschwind,
Vielleicht auch nicht mehr sehen!

Vielleicht wird mich ein harter Streit
Zu Staub und Asche legen.
Ich reis voll Mut und Tapferkeit
Dem stolzen Feind entgegen.

Wenn ich im Feld gestorben bin,
Wird Niemand um mich weinen,
Man legt mich zu den andern hin,
Den Großen und den Kleinen.

Doch läg ich gleich im tiefsten Grund,
Wo Sonn und Mond nicht scheinen,

Ich weiß, du wirst zu jeder Stund,
Gedenken mein und weinen.

Und deiner Äuglein Tränen sind
Mir fern die liebsten Boten.
Leb wol, leb wol, geliebtes Kind,
Vergiss niemals den Toten!

Von Napoleon, „dem Schustersgesellen“.

Wir sitzen so fröhlich beisammen
Und wir habens einander so lieb,
Erheitern einander das Leben,
Ach, wenn es doch immer so blieb!

Und es kann ja nicht immer so bleiben
Hier unter dem Wechsel des Monds;
Und der Krieg muss den Frieden vertreiben
Im Kriege bleibt Keiner verschont.

Und kommen die stolzen Franzosen daher
Wir Deutsche wir fürchten uns nit,
Wir stehen so fest als wie die Mauern,
Wir wanken und weichens kein Schritt.

Und Napoleon, du Schustersgeselle,
Du saßest so fest auf deinem Thron,
In Deutschland regirtest du so strenge
Und in Russland bekamst du deinen Lohn.

O hättest du nicht an Deutschland gedacht
Und hättest du Frieden mit den Russen gemacht,
So wärest du Kaiser geblieben,
Und hättest den allerschönsten Thron.

Köln am Rhein, du schönes Städtchen.

Köln am Rhein, du schönes Städtchen,
Köln am Rhein du deutsche Stadt,
Ach, darinnen musst ich lassen
Mein herzallerliebsten Schatz.

Schatz, mein Schatz, ich tu mich kränken
Viele tausend Mal zur Stund,
Könnt ich dich noch einmal küssen
Auf den süßen, roten Mund.

Könnt ich nur noch einmal halten
Deine liebe zarte Hand,
Nimmer wollt ich sie dann lassen
Bis an meines Grabes Rand.

Sternlein stehn ein Paar am Himmel
Leuchten hell und leuchten schön;
Deine Augen leuchten schöner,
Könnt ich sie noch einmal sehn!

Schwarze Wolken seh ich fliegen
An dem weiten Himmel hin,
Ach, sie sollen es dir sagen,
Dass ich noch dein eigen bin

Dort, wo die klaren Bächlein rinnen.

Dort, wo die klaren Bächlein rinnen,
Sah ich von fern ein Hüttchen stehn,
Da wohnt von allen Schäferinnen
Die schönste, die ich je gesehn.

Und böte man mir Geld und Kronen,
So denk ich stets in meinem Sinn:
In diesem Hüttchen möcht ich wohnen
Bei dieser schönen Schäferin.

Treibt sie im frühen Morgenschimmer
Die zarten Lämmlein in den Hain,
So denkt mein armes Herz nur immer:
Ach, könnt ich doch ihr Schäfer sein!

Ich nähme leise meine Flöte
Und schliche im Gebüsch einher,
Und wenn man mir den Himmel böte,
Nach Hause ging ich nimmermehr.

Des Nachts, wenn alle Sternlein blinken
Und Alles liegt in guter Ruh',
Dann lässt sie ihren Schleier sinken
Und stürzt sich in die stille Flut.

Wie gerne möcht ich sie belauschen!
Doch nein, ich darf nicht zu ihr hin.
Es könnte nur ein Blättchen rauschen
Und nie dürft ich sie wiedersehn.

Heute scheid ich, heute wandr ich.

Heute scheid ich, heute wandr ich,
Keine Seele weint um mich;
Sinds nicht diese, sinds doch andre,
Die da trauern, wenn ich wandre:
Holdes Lieb, ich denk an dich.

Auf dem Bache hängen Weiden,
In den Tälern liegt der Schnee:
Trautes Kind, ich muss nun scheiden,
Muss nun unsre Heimat meiden,
Tief tut mirs im Herzen weh.

Hunderttausend Kugeln pfeifen
Über meinem Haupte hin.
Wo ich fall, scharrt man mich nieder
Ohne Klang und ohne Lieder;
Niemand frägt mehr, wer ich bin.

Du allein wirst um mich weinen,
Siehst dus meinen Totenschein.
Trautes Kind, sollt er erscheinen,
Tu im Stillen um mich weinen,
Und gedenk auf immer mein!

Horch, die Trommel ruft zum Scheiden:
Drück ich dir die weiße Hand.
Still die Tränen, lass mich scheiden,
Muss nun für die Ehre streiten,
Streiten für das Vaterland.

Sollt ich unterm freien Himmel
Schlafen in der Feldschlacht ein:
Soll auf meinem Grabe blühen,
Soll auf meinem Grabe glühen
Blümchen süß Vergissnichtmein!

In Böhmen liegt ein Städtchen.

In Böhmen liegt ein Städtchen,
Das kennt wol Jedermann;
Denn wol die schönsten Mädchen
Trifft man darinnen an.
Und dieses kleine Städtchen

Hat eine Garnison
Von hübschen jungen Jägern
Ein ganzes Bataillon.

Und jeder von den Jägern
Nennt dort ein Schätzchen sein,
Denn jede von den Mädchen
Möcht einen Jäger frein.
Den Vätern wie den Müttern
Ist das 'ne große Ehr,
Kommt so ein schmucker Jäger
Als Freiersmann daher.

So lebten in dem Städtchen
Die guten Leute fort,
Viel Jahre nun die Jäger,
Sie hielten treulich Wort.
Sie holten sich den Segen
Im väterlichen Haus.
So bald sie brav gedienet
Und ihre Zeit war aus.

Im Mai von 59,
Da ging der Jammer los,
Da jammerten die Mädchen,
Da weinte Klein und Groß.
Zum Abmarsch ward geblasen
Hinaus in blutgen Krieg,
Zu streiten für den Kaiser,
Zu kämpfen um den Sieg.

Vom Abmarsch lasst mich schweigen,
Es war ein Trauertag,
An alle Kränz und Bänder
Ich nicht mehr denken mag.
Beim letzten Händedrücken,
Beim letzten Scheideblick
Rief jeder: „Lebet glücklich,
Wir kehren bald zurück!"

Doch die ins Feld gezogen,
Ereilt ein hart Geschick!
Von all den Jägern kehrten

Nur wenige zurück.
Im Feld dort bei Magenta
Grub man ein tiefes Grab,
Da senkte man die Braven,
Die Tapfern all hinab.

Dort liegen sie beisammen
Zwölfhundert an der Zahl,
Getroffen von der Kugel
Und mörderischem Stahl.
Mitsamt den Offiziren
Ruhn sie in einem Grab,
Auch die zum Sturmmarsch bliesen,
Sie sanken mit ins Grab.

Nur sieben sind am Leben,
Sie kehrten jetzt zurück
In die geliebte Heimat
Mit gramumflorten Blick.
Zwei Hörner hört man schallen,
Sie klingen hell und laut,
Da freuen sich die Mütter,
Da freut sich manche Braut.

Sie laufens vor die Tore,
Alls andre man vergisst,
Und jede hofft zu finden
Was ihr das Liebste ist.
Doch ach! Vor Todesschrecken
Sie händeringend stehn,
Als sie das kleine Häuflein
Der Heimgekehrten sehn.

Es flattert keine Fahne,
Es dringt zu keinem Ohr
Das klingende Kommando,
Wie sonst beim tapfern Corps.
Zwei Hörner nur ertönen
In dumpfem Grabeston;
Wir sind die letzten Sieben
Vom ganzen Bataillon.

Mitm lange Zinke,
Wais de Weg uff Sinse (Sinsheim a/ Elsenz).
Ackerleit, Zimmerleit,
Hawe anm bsundre Fraid, —
E klains Vögele sitzt uffm Dach,
Hot sich schierzu bucklich g'lacht.

2. Version:

Storich, Storich, Schniwel, Schnawel,
Mit der lange Haigawel,
Mitm lange Zinke,
Weis mir de Weg uff Sinse!
Ackerleit, Zimmerleit,
Kleins Vögele Stroh schneidt.
Hockt e Vögele uffm Dach,
Hot sich schierzu bucklich glacht.

Krabb, deiⁿ Haisel brennt.

(Mundart.)

1.

Krabb, Krabb, deiⁿ Haisel brennt,
's hocke siwe Junge drinn,
Die schreie alli: Krabb, Krabb, Krabb –
Du alder Hosesack!

2.

Krabb, Krabb, deiⁿ Haisel brennt,
Siwe Junge hocke drinn.
Trag Wasser bei, trag Wasser bei,
's gibt en gute Hirschebrei.

Hergottsvögele, flieg aus.

(Mundart.)

Hergottsvögele, flieg aus,
Flieg ins alde Bäckers Haus
Unn bring mr en Korb voll Weck raus;
Mir en Weck,
Dir en Weck
Un em liewe Herrgott e ganzi Wanne voll!

Maiekäffer, flieg aus.

(Mundart.)

Maiekäffer, flieg aus,
Dei^n Modder is im Krieg draus,
Dei^n Vadder is im Owerland,
Holtn Sack voll Silwersand,
Schmeißtn wedder de Kaschte
De Kaschte kracht, Kathrina lacht,
Ha, ha, ha,
Der Klapperstorch is da!

Storich, Storich, Fahne,

Fahr üwer Rahne,
Fahr üwers Bäckershaus,
Henke drei Weck 'raus,
Mir ain, dir ain,
Alle brave Kinner ain.

Schöner blauer Fingerhut.

Schöner blauer Fingerhut
Steht den Mädchen gar zu gut.
Jungfer, die muss tanzen
In dem schönen Kranze;
Jungfer, die muss stille stehn,
Muss sich dreimal 'rumdrehen,

Hoss, hoss, trill.

(Mundart.)

1.

Hoss, hoss, trill,
Der Bauer hott e Fill
Fillche will nit laafe,
Schbringt 's Fillche weg,
Plumps liegt der Bauer im Dreck.

2.

Hoss, hoss, trill,
Der Bauer hott e Fill.
Der Müller schlacht sei^n rodi Kuh,
's Blut fließt schon 'm Neckar zu,
Dürfe mir dann aa dazu?

Hoss, hoss tross.

(Mundart.)

Hoss, hoss, tross,
Was koscht das Korn im Schloss?
's Simmre koscht drei Batze,
Meiⁿ Büwele (Mädele) muss noch wachse!
Plumps liegts im Neckar drinn!

Hoss, hoss, Reiter.

(Mundart.)

Hoss, hoss, Reiter,
Die Kuh, die hott e Eider,
E Eider hott die Kuh.
Vun Ledder macht mar Schuh,
Schuh macht mar vunn Ledder,
Die Gans, die hott ⁿe Fedder,
Feddre hott die Gans,
Der Fuchs, der hott en Schwanz,
En Schwanz hott der Fuchs
Jetzt ſahre mir in der Kutsch.

1 — 2 — 3 — 4 — — — 7
Der Tiroler hat geschrieben:
Liebe Tante sei so gut,
Schick mir ein Tirolershut,
Nicht zu groß und nicht zu klein,
Sonst musst du der Fänger sein.

1 — 2 — 3 — 4 — — — 20
Die Soldaten gingen nach Danzig,
Danzig fing an zu brennen,
Die Soldaten mussten rennen,
Ohne Strümpf und ohne Schuh
Eilten sie der Heimat zu.

Häslein hüpf.

Häslein hüpf, Häslein hüpf,
Häslein in der Grube!
Armes Häslein, bist du krank,
Dass du nicht mehr hüpfen kannst?
Häslein, Häslein, Häslein hüpf,
Häslein in der Grube.

Adam hatte sieben Söhne.

Adam hatte sieben Söhne,
Sieben Söhn' hatt' Adam.
Sie aßen nicht, sie tranken nicht;
Sie machten alle so wie ich:
Mit den Fingerlein: Knick, knick, knick!
Mit den Köpflein: Knack, knack, knack!
Mit den Füßlein: Dagg, dagg, dagg!
Mit den Händlein: Klatsch, klatsch. klatsch!

Ringel, ringel, Rose.

Ringel, ringel, Rose,
Die Buben haben Hose,
Die Maidle haben Röck —
Jetzt fallen sie alle in den Dreck.

Ane, mane, Tintenfass.

Ane, mane, Tintenfass,
Geh in die Schul und lern was.
Kommst du heim und kannst du nix,
Wirst du mit der Rut gewichst.

Hele auf der Wiesen.

Hele auf der Wiesen,
Sieben Jahre grüßen,
Acht Jahre rumdibum,
Die Fräulein N. N. dreht sich 'rum,
Die Fräulein N. N. hat sich gedreht
Und hat ihrn Schurz im Fuß verdreht
(Und hat der Katz ihrn Schwanz abdreht).

Die Gans.

(Mundart.)

Die Gans hatt 'n Fuß,
Hätt se zwee,
Könnt se steh.
Hätt se drei,
Wär se frei.
Hät se viere,
Könnt se alle Winkel ausschtiere.

So reite die klaine Herrekinder.

(Mundart.)

So reite die kleine Herrekinder,
Wann se noch klain wunzig sinn;
Wann se größer wachse,
Reite se nach Sachse,
Wann se größer werde,
Reite se uff Pferde.
Heididirei, didireideidei!
Heididirei, didiramm!

WÄCHTERRUFE.

X Uhr.

Zehn Gerechte warn nicht dort (Sodom),
Hüt't euch vor Straf und Gericht im Ort!
oder:
Zehn Gebote schärft Gott ein,
Ach, lasst uns gehorsam sein!

XI Uhr.

Elf der Jünger blieben treu,
Habt Acht, dass bei euch kein Abfall sei!
oder:
Elf Uhr, sprach der Herr das Wort:
Gehn wir in den Weinberg fort.

XII Uhr.

Zwölf Stund hat ein jeder Tag,
Mensch, bedenk wann d' sterben magst.
oder:
Zwölf Jünger stellt der Herr sich dar.
Das war die erste Christenschar.

I Uhr.

Eins ist Not, vergesst es nicht.
Nach dem Tod kommt das Gericht.
oder:
Eins ist Not, zu dieser Frist
Bedenkt, wie kurz das Leben ist.

II Uhr.

Zwei Wege hat der Mensch vor sich,
Herr, den schmalen führe mich!
oder:
Zwei Schächer waren in der Pein,
Herr, lass uns zum Paradiese ein!

III Uhr.

Der göttlichen Dreieinigkeit
Sei Lob und Preis in Ewigkeit!

Bibelinschriften.

Gott der Vater steh uns bei,
Er lass uns nit verderben!
Jesus Christus wohn uns bei,
Dass wir selig sterben!
Gott, heiliger Geist wohn uns bei,
Lass uns den Himmel erben! Amen.
(1654).

Soli Deo Gloria,
Gott allein die Ehr!
Dies Buch ist mir gar lieb,
Wers nimmt, der ist ein Dieb.
Ich sprich: Lass mich liegen in guter Ruh,
Ich gehör dem Johann Philipp Scholl
In Zuzenhausen zu!

(Im Zeichen der Zwilling um 8 Gulden 5 Alb. gekauft anno 1719.)

Ich leb oder ich sterb,
Des ewgen Lebens Erb
Mein liebste Freude ist.
Gelobet seist, Herr Jesus Christ!
Kyrie eleison!
(1721.)

Die heilgen Männer Gottes,
Sie reden in diesem Buch.
Ihr Wort seind mir ein Segen
Und nit ein böser Fluch!
(1729.)

Viel schöne Gärten prangen
In diesem Erdental:
Viel schöne Blumen blühen
Im Sommer ohne Zahl.
Doch alle Erdenblumen,
So schön und stolz sie sein,
Sie müssen gar erblassen
Vor einem Blümelein,
Das Blümlein, das ich meine,
Das ist des Heilands Blut,
Die rote Kreuzesblnme
Der Liebe mir zu gut.

Dies Blümlein macht die Sünden,
Wärn sie gleich blutigrot,
Schneeweiß wie zarte Lämmer
Und reißt uns aus dem Tod.
Dies Blümlein will ich pflanzen
Tief in mein Herz hinein.
Dann geh ich schön geschmücket
Zum Paradiese ein.

(1786.)

Alle Sonnen gehen unter,
Eine Sonne bleibt allein;
Diese Eine Jesussonne
Leuchte mir ins Herz hinein!
Alle Blumen müssen welken,
Eine Blume nie verblüht!
Dieser schönen Bibelblume
Öff'n ich gerne mein Gemüt.
Alle Wanderstäbe brechen,
Einer trägt allein ans Ziel.
Dieser Stab, der Glaube trage
Mich ins ewige Asyl!

(1810.)

Was ich hier aufgeschrieben,
Mein Kind, lies es mit Lust,
Die Namen deiner Lieben
Bewahr in treuer Brust.
Denk an den alten Vater,

Der dein Erzeuger war;
Denk an die gute Mutter,
Die dich mit Schmerz gebar;
Denk auch der lieben Brüder,
Der Schwestern und der Freund,
Ob reich sie oder nieder,
So ist es wol gemeint.
Und schenkt dir Gottes Güte
Einstmals ein liebes Kind,
So denk an deine Lieben
Und schreibs hier ein geschwind.
Und nimmt dir Gott hienieden
Einmal ein treues Herz,
Schreibs ein, gib dich zufrieden
Und blicke himmelwärts.
Tu Blatt um Blatt beschreiben,
Doch der der *erste* ist,
Soll auch der *letzte* bleiben,
Der Name *Jesus Christ!*'

(1816,)

In diesem Buche hab ich viel gelesen,
Gott weiß die Tränen, die ich hab darein geweint.
An diesem Buche ist mir Leib und Seel genesen,
Hier ruft mein Heiland mich, mein bester Freund.

(1820.)

ZAUBERSPRÜCHE, BESCHWÖRUNGSFORMELN UND DERGLEICHEN.

Jesus Nazarenus, ein König der Jüden,
Hilf uns aus diesen Feuernöten,
Und bewahr unser Land und Grenz
Für aller Seuch und Pestilenz.

† † †

Bis (= sei) willkommen, feuriger Geist,
Greif nit weiter dann Gott dir heißt.
Das zähl ich dir, Feuer, zu einer Buß
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geists.
Ich gebiet dir, Feuer, bei Gottes Kraft,

Die alles tut und alles schafft,
Du wollest stille stehn
Und nit weiter gehn,
So wahr Christus, der Herr, stand am Jordan,
Da ihn täuffet Johannes, der heilig Mann
Mit Wasser aus dem heilgen Fluss.
Das zähl ich dir, Feuer, zu einer Buß
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geists.

† † †

Ich gebiet dir, Feuer bei Gottes Kraft,
Die alles tut und alles schafft,
Du wollest legen deine Flammen,
So wahr Maria vor allen Damen
Behielt ihr Jungfernschaft keusch und rein,
So stelle, Feuer, dein Wüten ein.
Das zähl ich dir, Feuer, zu einer Buß
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geists.

† † †

Ich gebiet dir, Feuer, bei Gottes Kraft,
Die alles tut und alles schafft,
Du wollest legen deine Glut
Bei Jesu Christi teurem Blut.
Dies Haus muss Gott befohlen sein,
Drum, Feuer, stell itzo dein Wüten ein.
Das zähl ich dir, Feuer, zu einer Buß
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geists.

† † †

(Aus einer Bibel von 1735, darunter steht von einer anderen Hand geschrieben:

„Wer diesen Brief in seinem Hause hat, bei dem wird kein Feuersbrunst auskommen. Ingleichen so eine schwangere Frau diesen Brief bei sich trägt, so kann weder ihr noch ihrer Leibesfrucht ein Gespenst oder Zauberei Schaden tun. Auch so jemand diesen Brief in seinem Hause hat oder bei sich trägt, der ist allwegen sicher für der leidigen Sucht der Pestilenz.“)

Gegen Brandwunden:

Unser Herr Jesus ging über Land.
Er hat ein Buch in seiner Hand,
Damit stillt er allen bösen Brand.

Gegen das Anwachsen (Engbrüstigkeit) *der Kinder:*

Herzgespan und Anwachs,
Du hast bei diesem Kind kein Platz.
Weich aus dem Kind seine Rippe,
Wie unser Herr Jesus Christ aus der Krippe.

Gegen die Mundfäule der Säuglinge.

(Mundart.)

Sankt Jakob ging üwer Land,
Er hott en Stock in seiner Hand.
Do frägt 'n unser Herr Jesus Christ:
„Ich seh, dass du so traurig bischt."
Sankt Jakob muss so traurig seiⁿ
Weil 's ihm seiⁿ Mund so bös dut seiⁿ.
Do spricht unser Herr Jesus Christ:
Geh hin an die Quell
Unn trink zur Schtell;
Geh hin an den Brunne,
Dann hoschts ball gfunne.
Nimm Wasser ins Maul,
Spichs aus nit faul
Spichs aus in de diefste Meeresgrund,
Jetzt werd meim Kind seiⁿ Mäule widder gsund.

Gegen die Schussblattern im Auge.

Brand, Fluss und Blattern,
Wie unseres Herrn Martern,
Wie unseres Herrn Glieder,
So behüt dir Gott deine Augenlieder!
Wie unseres Herrn Fußstapfe,
So behüt dir Gott dein Augapfel!

(Oder im Mundart:)

Schussbladder, ich schtreich dich,
Schussbladder, ich greif dich.

Wie unser Herr den Taubstumm griff
Unn in seine Ohre nein rief,
Also greif ich dich mi'm rechte Daume
Du musst zur Stund die unrecht Statt noch raume.

Gegen Warzen.

(Mundart.)

Wann die Toteglock läutt ins Grab,
Maidle schbring unn wäsch dein Warze ab.
oder
Wolfsmilch unn Schneckeschleim
Solle mei Kind vun de Warze befrein.

Gegen Sommerflecken.

Alleweil läut's Vaterunser aus,
Alleweil wäsch ich mein Sommerflecke aus.

Gegen Kropf.

(Mundart.)

(Beim zunehmenden Mond zu sprechen.)
Was ich seh, soll wachse,
Was ich greif, soll vergehn,
In alle 4 Wind solls verwehn!

Gegen den sog. Haarwurm.

(Mundart.)

Hoorwurm, ruck dich,
Hoorwurm, duck dich!
Mit meiner rechte Hand
Bann ich dich in e anneres Land!

Soviel renne, so viel Henne — sagt die Hausfrau, wenn sie am Morgen, wo eben der Hirte mit den Schafen ausführt der Bruthenne die Eier unterlegt.

I binn di aa zum Deie (Gedeihen) unn nit zum Schreie — sagt der Bauer, wenn er das entwöhnte Kalb erstmals an die Krippe anbindet.

In die Garbe ka Krott,
Ka Fleddermaus üwerm Kopp,
Ka Kreuzschpinn üwerm Bett,
Sunst geits Unglück um die Wett.

Gegen den „Wurm" im Finger, auch „Umlauf" genannt.

Unser Herr Jesu Christus ging zackern (ackern),
Zackerte drei Würmer raus.
Der eine war weiß,
Der ander war schwarz,
Der dritt war rot.
Nun drück ich den Wurm im Finger tot
Im Namen des Vaters usw. Amen.

Gegen den Rotlauf und kalten Brand.

Unser Herr Jesu zog über Land,
An dem Bach er einen Stock fand.
Der Stock war schwarz und doch nicht schwarz.
Er nahm ihn in seine schneeweiße Hand
Und versprach damit den kalten Brand.
Kalter Brand und Rotlauf,
Ich lege meine rechte Hand drauf
Im Namen des Vaters usw. Amen.

Gegen eine Wunde, die nicht eitern soll.

Fahr aus, du böses Gift,
Weil mein Spruch dich jetzo trifft:
Du sollst nicht hitzen, nicht schwitzen,
Nicht güren, nicht schwüren,
Bis Maria ihren zweiten Sohn wird gebiren.
Im Namen des Vaters usw. Amen.

Gegen Gicht.

Sieben und siebzigerlei Gicht,
Weiche aus meinem Gesicht,
Weiche aus meinem Gebein,

So lauter und so rein
Wie das Kind Jesulein.
Im Namen des Vaters usw. Amen.

Gegen Herzbeklemmung.

Herzgespann, weiche!
Ich geb dir ein Zeiche.
Mein Finger greife
Unter deine Rippen
Wie das Jesukind in der Krippen.
Im Namen des Vaters usw. Amem.

Für das Blutstillen.

Es wuchsen drei Rosen
An Einem Stiel.
Drei blutrote Rosen
Und doch nur Ein Stiel.
Die erste hieß: Güte,
Die zweite: Gemüte,
Die dritte: Wie Gott will.
Blut, ich gebiet dir, steh still!
Im Namen des Vaters Amen.

Gegen Zahnschmerzen.

Voller Mond, grüner Baum,
Neues Licht, weißer Schaum,
Macht, dass meine Zähne nicht
Wütend, tobend werden!

Bei leichten Verletzungen des Kindes streicht die Mutter mit dem rechten Daumen, indem sie zuvor die drei höchsten Namen ausspricht, dreimal über die Wunde und sagt:

Heile, heile, Sege,
's Kätzel auf der Stege,
's Hinkel aufm Mischt,
Dass meim Kind nix Böses gschicht.

WETTERREGELN.

(Mundart.)

Mattheis bricht 's Eis,
Findt er kei^{n}s,
So macht er ei^{n}s.

Wann die Schlehe blücke,
Muss der Bauer d' Händsching flicke.

(d. h. zur Zeit der Schlehenblüte kann es noch einmal empfindlich kalt werden.)

An Aegidi haißts Bükdi':
Wer Gras hott, der mäh,
Wer Korn hott, der sä,

An Sankt Veit
Setzt mr d' Keit (Krautpflanzen).

Benedik macht Zwiwel dick.

Regerts uff Sankt Anne,
Will alles nit lange.

Wann die Schnoke an Lichtmess schweige,
Müsse se bis Georgi schweige.

Sankt Gallen
Losst de Schnee fallen.

Uff Sankt Gall
Bleibt die Kuh im Stall.

Peter unn Paul
Machen dem Korn die Worzel faul.

Wann ich die Gewalt hätt wie Du,
Müsst 's Kalb verfriern in der Kuh
(sagte der Hornung zum Wintermonat).

Was der Juli (am Weinstock) nit kocht,
Kann der August nit brote.

Am Margrethetag
Is der Rege 'n Plag.

Wer nit gehn mag mit 'm Rechen,
Wann die Mücke un Schnocke stechen,
Der muss im Winter gehn mim Strohseil
Unn froge: „Hot Niemand Heu feil?"

Wer im Heumache nit gawelt,
In der Ährn nit zawelt,
Im Herbscht nit früh uffsteht,
Der mag seh, wies 'm im Winter geht.

Allerlei Sprüche für Alt und Jung.

(Mundart.)

1. Dem Glückskind regerts in's Grab,
Dem Unglückskind am Hochzichtag.

2. Dich muss der Nachtkrabb holle!

3. Wenn Maidle pfeife, dut der Teifel lache.

4. Bäckerbrot macht Backe dod,
Baurebrot macht Backe rot.

5. Dem seiⁿ Maul geht wie mit Bettelbutter gschmiert (d. h. er ist zungenfertig).

6. Wer ein steinig Äckerle hott
Unn en stumpige Plug
Unn e bös Weib dazu,
Der hott Kreuz genug.

7. Viel Krautgärte sinn 'm Bauer sein Unnergang, (d. h. er kommt seinen Äckern nicht nach).

8. Wann unser Herrgott en närrische Kerl will, lässt er eme alde Mane seiⁿ Fraa sterwe.

9. Bis der (Dumme) Maurer werd, gaits kaiⁿ Steiⁿ mehr.

10. E schlechter Maurer is alleweil noch e guder Handlanger.

11. Wer halde kann e Gees, is reicher als er weeß.

12. Du sollscht die grimme Not kriche!

13. Wenn d' nor wärsch, wo der Pfeffer wächst!

14. Der wohnt, wo die Füchs unn Hase enanner gutt Nacht sage (d. h. in der äußersten Einsamkeit).

15. Mit Gewalt hebt man e Gees rum, wann der Schwanz nit raus geht.

16. Wann man dem (Eigensinnigen) was sagt, is es grad so gut als wann mar eme Ochs ins Horn petzt.

17. Der schlägts nit aa unn horcht nit; des is grad so gut, als wann eme Esel der Sack runner fällt.

18. Ochs zieh, sunscht kummscht uff Heidelberg, do müsse dich die Bursche (Studenten) fresse!

19. Heut is mit der Zackererei wieder gar nix. Bin i hinne, is vorne nix; bin i vorne, is hinne nix unn üweral kann mar doch nit sei[n].

20. Der siecht nix unn wann mar 'm drei Luzerne (= Laterne) ansteckt.

21. Dir muss heut widder was üwers Lewerle gekroche sei[n] (d. h. du bist übler Laune).

22. Das Maidl is so ei[n]fältig, dass es die Gäns beiße.

23. Mar soll's Leitsel nit aus d'r Hand gewe, solang mar uff 'm Wage sitzt.

24. Mar soll sich nit auszieche, ob mar sich schlafe legt.

25. Do is dem sei[n] Nas zu kurz dazu (d. h. sein Verstand reicht nicht soweit).

26. Der is naseweiser als e aldi Frau.

27. Lichtmess. 's Spinne vergess,
Beim Tag zu Nacht ess!

28. Wers lang hott, lässts lang henke,
Wers noch länger hott, der schlaifts.

29. I hab e schön Weib, hab e nett Weib,
Die braucht oft e par Schuh.
Wann sie so wär wies Brauch wär,
Tät ich lache dazu.

30. Jetzt haw i schun drei Weiwer ghatt,
Zwee lieche uff 'm Stroh,
Und wann die dritt geschtorbe wär,
Wie wär ich do so froh.

31. (Einem Müller hatten Diebe in der Nacht seine sieben Gänse gestohlen; am Morgen ließen sie die kleinste gerupft in die Mühle laufen, nachdem sie an den Hals derselben einen Zettel gehängt hatten, auf dem der Spottvers geschrieben stand:)

„Guten Morge, Herr Loos,
Hier kumm i nackig unn bloß.
Mei^{n} Kamrade sinn schun gebrate.
I bin ze klai^{n}
Drum kumm i allai^{n}."

32. Guten Morge, Herr Renz,
Was mache di Gäns?
Sie gigern unn gagern
Unn schtreckn die Schwänz.

33. Wer durch Hoffe (= Hoffenheim) geht u^{n}gfoppt,
Durch Zuzehause u^{n}gschpott,
Durch Meckse (= Meckesheim) unn Mauer u^{n}geschlage,
Der kann von Kunscht unn Wunner sage!

34. Eschelbrünner Ratze,
Reitn uff de Katze,
Reitn uff de Distelfink,
Kriche all die siedich Krenk.

35. Münnchzell (= Mönchzell) e Lumpenescht,
Eschelbrunn desgleiche,
Mauer, des liecht newe dran,
In Meckse sinn die Reiche.

36. Meckse, Mauer, Sankt Le (= Leon),
Spitzbu, loss mei^{n} Nase geh!

37. Die Herre von Neckarbischese
Die arme Handwerksbursch verwische se,
Awer, die große unn kleene Dieb,
Die schicke se rüwig unn nüb.
(In Neckarbischofsheim ist das Amtsgericht.)

Antrag einer Kupplerin.

38. O die Leut sinn grunderdereich, kreuzbrave Leut. Sie könnte Gäul halte unn Küh halte, unn Schoof darzu; awer sie hawe e gar zu gudi Gees unn lauter grüne Summerläde (d. h. es sind blutarme Leute, deren ganzer Viehreichtum eine Ziege ist und deren Fenster in Ermangelung der Läden mit den grünen Zweigen der Bäume sich bescheiden muss).

39. Der Socher (d. h. Schwächling) überlebt oft den Pocher (d. h. den Kraftmenschen).

40. Der läuft wie e Krämersgaul (d. h. er ist flüchtig; die Krämer, welche die Jahrmärkte besuchen, gebrauchen leichtere und schnellere Pferde als die schweren Ackerpferde der Bauern).

41. Dem presseirts wie eme bruraincr Holzbauer (d. h. er hat kein gut Gewissen. Die bruraincr Bauern, welche seit alter Zeit in den holzreichen Waldungen des Elsenztales und vorderen Odenwaldes ihr Brennmaterial holen, stehen im Verdacht, dass sie unterwegs manches Stück Holz vom Wald mitgehen heißen, das nicht von ihnen versteigert ist).

42. Wanns nit wintert, summerts nit.

43. Im Schoppeglas sinn schon mehr Leut versoffe als im Necker unn Rhei[n] zamme.

44. Dich müsse die Krotte petze!

45. Faulende Weiwer mache reiche Männer.

46. Mach mir kein Kram vor! (d. h. Lass deine leeren Redensarten bei Seite!)

47. E truckener Johrgang hott noch kain Bauer verdorwe, awer e nasser.

48. Alleweil geht 'm e Licht uff wie e Saifesieder!

49. So gehn die Gäng, hot der Müller gsagt, wo nur ain ghatt hott (den Hausgang).

50. Mischt geht üwer alle Lischt.

51. Holz macht de Acker schtolz.

52. Wann se (die Gemeinderäte) vum Rothaus runner kumme sinn se gscheiter als wann se nuff gehen.

53. Vor der Ährn (= Ernte) sinn se (die Betteleute) vun Diele, noch der Ährn schreiwe se sich von Dielheim (bei Wiesloch).

54. Die Meckser (Meckesheimer) sinn all hell bis uff die, wo unnerm Kappeschild Mondfinschternis hawe.

55. E Schwob hott 7 Tück im Kopp; wann er kain Tück ausführt, hott er wenigschtens ein im Sinn.

56. Dem kalbt der Holzschlägel unner der Stege (d. h. er hat außergewöhnliches Glück).

57. Wann Einer zum Unglück geboren is, verbricht er de Daume im Hosesack.

58. Wer üwer de Schwanz kummt, kummt aa üwer de Gaul.

59. Wer üwer de Hund kummt, kummt aa üwer de Schwanz.

60. Wie krümmer wie schlimmer.

61. Rote Hoor unn Erleholz wachse uff kaim gute Boddem (d. h. den Roten ist nicht zu trauen).

62. Der hots fauschtedick hinner de Ohre.

63. Das is e recht giftigi Spinn (d. h. eine boshafte Person)

64. Daham (daheim) is daham.

65. Geh her, mei Herz, krigscht Gerstekeern,
Gar ze gute Gerstekeern,
Sinn uff 'm Berg gewachse.

66. Kummt der Wind vun Hallbrunn (Heilbronn)
Kanns regne alli Stunn.
Kummt der Wind vun Hesseländl (Nordost).
Hole die Leut die Händschig unn Händel.

67. Er mächt e Krumms unn e Grads (d. h. aus seiner Rede wird man nicht klug).

68. Dem Kerl muss mar mi 'm Holzschlegel winke unn mi 'm Dreschflegel deute.

69. Des is dr e Kerl wie e Pund Schnitz.

70. Mar maint, du wärsch vun heut?

71. Dem ghörts Hern (Hirn) a^{u}gebohrt.

72. Ich kaaf ke Katz im Sack.

73. In der Nacht sinn alle Katze schwarz.

74. E Hund, wo billt, beißt nit.

75. E blöder Hund werd nit fett.

76. Der kann kein Hund hinnerm Offe vorlocke (d. h. Er ist ganz ohne Mittel).

77. Du ghörscht uff'm Frau^{n} (= Frohndarbeit) totgschlage (d. h. Du bist ein erzfauler Mensch).

78. Des is so viel als de Spatze gepfiffe (d. h. die Sache hat keinen Wert).

79. Was mar nit im Kopf hot, muss mar an den Händ unn Füß hawe (d. h. Wer nicht zu geistiger Arbeit befähigt ist, muss desto eifriger Hände und Füße regen).

80. E gscheidi Pris (Schnupftaback) schadt eme dumme Kerl nix.

81. E guti Pris schtärkt de Geruch unn bringt de verlorene Verstand nit wieder.

82. Bei dem kannscht lang uff de Busch kloppe (d. h. Aus dem bringst du nichts heraus).

83. Wie der Herr, so's Gscherr.

84. Du bischt so dumm wie Hawerstroh.

85. Die Maus, die is in d' Falle kumme,
Weil se hot die Geerschte gnumme,
Mit sammt 'm Gsied unn sammt 'm Dreck,
Desmol kummt se schlecht eweg.

86. Äcker bleiwe Äcker unn wann die Russe unn Franzose driwer reide (d. h. Das sicherste Eigentum ist Grund und Boden).

87. Er heiert jetzt die Lotte, die Lisbeth is verbotte (d. h. Er kommt nicht in Verlegenheit). Dieses Sprichwort hat sogar eine Geschichte. Damit aber verhält es sich, wie die Mannheimer, in deren Mitte es entstand und als geflügeltes Witzwort die alte Kurpfalz eroberte, erzählen, also:

Die Gemahlin des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz hieß Elisabeth. Da die Landesmutter diesen schönen Namen trug, empfand man es in Hofkreisen als eine Art Majestätsbeleidigung, dass ein gefeierter „Mannemer“ Bänkelsänger bei dem damals schon berühmten Maimarkt eine grausige Mordgeschichte an den durchlauchtigsten Namen Elisabeth anknüpfte. Es wurde daher dem Sänger von Obrigkeitswegen ein Spezialmandat eingehändigt, laut welchem die Meldin der Mordgeschichte hinfüro bei strenger Pön nicht mehr den Namen Ihro Kurfürstl. Durchlaucht führen dürfe. Was tut der gemaßregelte Orpheus? Er lässt sich in seinem feststehenden Texte nicht stören, erzählt bezhw. singt, begleitet von seiner Drehorgel, die alte Mordgeschichte wie zuvor, kommt aber

dem hohen obrigkeitlichen Befehl gehorsamst dadurch nach, dass er am Schlusse mit der einem Sänger zustehenden Offenheit bekennt:

„Er heiert jetzt die Lotte,
Die Lissbeth is *verbotte!*

88. Ich schlag dir aini (Ohrfeige nämlich) na, dass dus Feuer im Brurain siescht (d. h. Dass dirs um die Augen so feurig wird wie am westlichen Himmel beim Abendrot).

89. „Mar redt nor davo," awer wanns mit dene Steure unn Umlage noch lang so fortgeht, do geits mitderletscht en Gemaindsbankrott," sagte der alte Maurer Kurz von Zuzenhausen.

90. „Her Parrer, norr ke Angscht, sie butze sich!" sagte der alte Rentmeister Andreas Keidel von Zuzenhausen, des Pfarrers Nachbar, wenn die Zwetschgenbäume im Pfarrgarten einmal so voll Früchte hingen, dass sie zu brechen drohten.

91. „Norr gewartt, ihr Berger, als Eener nach 'm Annere unn nit ghudelt," hat der alt Gemeinderat Beyerer von Zuzenhausen gesagt, wenn auf dem Rathaus jeder seinen Holzzettel zuerst haben wollte.

92. Wann e Judd was verdiene kann, derfscht 'n vorne nausschmeiße unn er kummt hinne wieder rei^n.

93. Do hot mei^n Vadder gschberrt unn do schberr i aa, unn wanns Buckel nuff geht.

94. Kinner müsse geschbielt hawe, unn wanns Kerl sinn wie die Esel.

95. Der Kerl is so erzmillionedumm, dass mar Riegelwänd mit'm neistoße könnt, nachher dät er erst noch frage, wos gebumbt hot.

96. Des is e grober Gesell: Der kann üwer ain nausstolbere unn sächt no net emol: hoi!

97. Nach Hoffe (Hoffenheim) hawe mir nit weit (ein Wortspiel zwischen Hoffnung und Hoffenheim).

98. Mar soll nit tiefer ins Wasser gehn, als mar de Boddem sieht.

99. Wasser in die Elsenz trage.

100. Das Maul kann viel unn wenig brauche.

101. E fetti Küch mächt e mageres Testament.

102. Mar kann mit de Gäns trinke, awer nit mit'n esse (d. h. Man soll sich zufrieden geben, wenn in einem Jahre nur die Früchte geraten; auf Most und Wein kann man schon verzichten).

103. Große Plane — leere Schäse.

104. E Vadder kann leichter siewe Kinner ernähre als siewe Kinner ain Vadder.

105. Korianner — Ainer wie der Anner.

106. Peterle uff alle Suppe.

107. Halde Sie mich vielleicht for en Schippe-Siewener?

108. Unrecht Gut gedeiht nit; 's kummt nit ins dritt Glied.

109. An dem is Hoppe unn Malz verloren.

110. Je gelehrter, desto verkehrter.

111. Wann der Himmel rot is, backts Christkindl Lebkuche.

112. Wanns schneicht, mache die Engelin ihr Beitcher.

113. Wanns dunnert unn blitzt, hot unser Herrgott 's Wort.

114. Wanns in der Luft heult unn peift unn gauzt unn der Wind geht, dass die stärkste Bähm sich wie die Weide biege unn bis in die Wurzeln nei krache, nochher ziecht 's wild Heer.

115. Dem hott der Wühler (Maulwurf) schun unner der Bettlade gschtoße (d. h. derselbe wird bald sterben).

116. Dem hat der Totevogel heut Nacht gerufe.

117. Den wird aa ball der Marder holle.

118. Das is e rechter Haᵘbüchener (d. h. Er ist in seiner Gesundheit so zäh wie eine Hainbuche).

119. Der ist eichelgsund (dasselbe).

120. Bei dem hebt ka Nagl in der Wand meh (d. h. Er ist so in seiner Gesundheit heruntergekommen, dass kein Mittel mehr anschlägt).

121. Die Herrn Reviser unn die junge Gäns finne Alles

122. Steuer unn Umlage erwe sich fort wie die ewig Krätz.

123. Wenn der Beddelmann uff de Gaul kummt, reitt er schärfer als der Eddelmann.

124. „Kruziane Donnerwetter!" hott der alt Schulz gflucht, wann'm Einer üwerzwerch kumme is.

125. 's Feld hot Aage, der Wald hot Ohre.

126. „Die is vun Obringe!" sagen die Elsenztäler, wenn Eine einen Kropf hot, da die Mehrzahl der Schönen in Obrigheim bei Mosbach a/ Neckar diese überflüssige Naturzugabe zur Schau tragen soll. Daher Die Anekdote: Einmal sei ein Mädchen *ohne Kropf* durch Obrigheim gelaufen, da habe ihr Alles, Jung und Alt, zum Spott nachgerufen „Guckt emol die Langhalsete!" Eine Mutter aber habe ihre Kinder, die als ächte Obringer jedes ein Kröpflein hatten, extra vorgenommen und also vermahnt: „Dankt unserm Herrgott, ihr Kinner, dass d'r wenigschtens eure grade Glieder habt!"

127. Aage wie Kersche,
En Hals wie Schnee,
E purpurrot Mäulche,
Was will e schöns Mädche meh?

128. „Die Erscht war schon nit viel wert," hot der alt Braus von Zuzenhausen gesagt, wann eine Evatochter gefehlt hatte.

129. „Erst froge se's ganz Dorf aus um Rot unn hine noch dun se doch was sie wolle," sagte derselbe von den Wittweibern.

130. E rechter Bauer muss im Johr sei" siwe Pund Dreck schlucke.

131. De reiche Leut ihr Rinner unn de arme Leut ihr Kinner sin ball alt genung.

132. Halt, Bauer, des is e anneri Sach, hott seller Schulz gsagt unn nimmt die schönscht Bürgergab — für sich.

133. Der wills Tuch an 5 Zipfle anpacke!

134. Der möcht de Frösch die Schwänz rausroppe.

135. Der siehts Gras wachse unn hört die Flöh huschte.

136. Wann Sie mich noch emol in Ihrm Haus sehe, dürfe Sie uff mich schieße! Spare Se nor 's Pulver nit!

Übertriebene Vorsicht.

137. Hann Dieter: No, Jörg Peter, was mainsch aa von unserm neue Schulz? Gfallt er dir oder gfallt er dir nit?

Jörg Peter: I sag nit so unn sag nit so, dann wann i so oder so sage dät, könnt nachher Einer kumme und könnt sage, i hätt so oder so gsagt; do verbrenn i mirs Maul nit.

138. Was dich nit brennt, brauchscht nit zu blose.

139. „Guck do na," hott der Zinngießer von Waibscht (Waibstadt) gsogt, als er bergab fuhr, „bis jetzt hab i gmaint, dass das Gäule den Wage zög unn jetzt ziecht der Wage 's Gäule."

140. Mit Weibsleut unn Feddervieh
Gehts Geld fort, mar waiß nit wie.

141. Wer sei Geld nit kann sehn liege,
Der kaaf sich Taube, no sieht ers fliege.

142. Wann dirs nit recht is, schteckscht dr en Schtecke derzu.

143. Wann der Krabb schreit, is der Schütz nit weit.

144. Eme gschenkte Gaul guckt mar nit ins Maul.

145. Mancher is for de Wage zu korz und for de Schubkarch zu lang.

146. Wer glaabt, wird selig,
Wer mahlt, wird mehlig.

147. E klaines Häfele läuft ball üwer.

148. Viel Prügl gewe ball en Arm voll.

149. Man soll nit nach alle Mucke schlage.

150. Er hott en Zorn wie e Haus.

151. Eme böse Hund muss mar zwee Bisse gewe.

152. Do is der Sack de Bändel nit wert.

153. Bei dir is kai[n] Straich verlore wedder (außer) der, wo danewe fällt.

154. Uff'n growe Klotz ghört en grower Keil.

155. Das heeßt de Bock zum Gärtner setze.

156. Wann die junge Gäns schrein wie die alde, dann müsse die Zimmerleut unn Maurer 's Geld behalde (d. h. Der Sommer, die Zeit des Geschäfts, ist für dieselben vorüber).

157. Dem sollt mr die Waibschter (Waibstädter) Stadtbrill holle.

158. Dem sollt mr s Waibschter (Waibstädter) Hebgscherr (d. h. Steichhölzer zum Anzünden) brauche (d. h. Für einen Bau, welcher keiner Reparatur mehr wert ist, wäre der Abbruch das Beste).

159. „Wie alt, Herr Förschter?“ „49 vorbei,“ hat der alte Förster von Hoffenheim gesagt, als er die 80 längst hinter sich hatte.

160. „'s is Welt,“ sagt derselbe.

161. Zwee harte Steiⁿ
Mahle selten feiⁿ!

162. „Wanns der Gees ze wol wird, dann geht se uffs Eis unn bricht e Beiⁿ.

163. Wer nix erheiert unn nix ererbt,
Der bleibt arm, bis dass er sterbt.

164. Wer warte kann, kriegt aa en Mann;
Wer Gott vertraut, werd aa noch Braut.

165. Gleiche Brüder gleiche Kappe.

166. Den Narr kennt mar am Lache unn de Esel am Gschrei.

167. Kaaf nit, was du nit brauchscht,
Sunscht verkaaft mar dir, was de brauchscht.

168. Lang geborgt is no net gschenkt.

169. Es bleibt kei leerer Sack ufrecht schtehn.

160. Wer gut schmeert,
Der gut fährt.

171. Aus de Rewe kummt s Lewe, nit aus'm birebaumene Ast (d. h. Der Traubenwein ist der beste).

172. Kurze Hoor sinn ball gebierscht.

173. Besser am Kittel en Fleck
Als en verrissene Rock mit Dreck.

174. Besser e Stück Brot im Sack als e Fedder uff'm Hut.

175. E Frau kann in aim Johr mehner mi'm Schorz aus'm Haus schaffe als e Mann mit 4 Gäul rei^e fährt.

176. Sechs mal sechs is sechsedreißig,
Is dr Mann aa no so fleißig,
Un die Frau is lidderlich,
Do geht alles hinner sich.

177. „Wann des nit gut is für die Wanze, waiß i nit was helfe soll" — hat der Schäfersknecht gesagt und zündete seine von Wanzen heimgesuchte Schäfershütte an.

178. Wer zletscht lacht, lacht am beschte.

179. Viel Gschrei unn wenig Woll.

180. Viel Getrummel unn wenig Soldate.

181. „Hott awer der Parrer en Auswort!" hat eine Abhörkommission berichtet, da der betreffende Prediger mit sehr kräftiger Stimme begabt war.

182. Loss die Leut gehn,
No losse se dich gehn.

183. Wer dir als Freund nix nützt,
Kann dir als Feind viel schade.

184. Wann die Hoffart uffgeht,
Geht 's Glück unner.

185. Zufrieden sein, das is e Kunscht,
Zufrieden scheinen, bloßer Dunscht,
Zufrieden werden, e großes Glück,
Zufrieden bleiben, e Meisterstück.

„PFIRT."

von

ADOLF SOCIN,

BASEL.

Lautgeschichtlich nicht uninteressant ist der Name der an der deutsch-französischen Sprachgrenze liegenden Stadt und Grafschaft Pfirt, franz. Ferrette. Vor dem 12. Jh. erscheint

er zwar nicht. Der früheste Beleg ist Fridericus comes de Ferretis 1125, Trouillat, Monuments de l'histoire de l'ancien Evêché de Bâle I, 247. Dieser Friedrich war ein Sohn des Grafen von Montbéliard; die Grafschaft Pfirt entstand durch eine Erbteilung. Aus Trouillat, der die Urkunden über Pfirt in aller Vollständigkeit enthält, führen wir folgende Formen, der Zeit nach geordnet, auf:

1136 Sigefridus et Adelbero de *Ferrettes* / Fridericus comes de Ferrettes } I 263 u. 265.
1139 Fredericus de *Ferretis* I 280.
1141 Fridericus comes de Firreta I 284.
1144 Fridericus comes de Firretho I 289.
c. 1146 Fridericus de Firreto I 295.
c. 1149 Fridericus comes de Firretis I 313.
1152 Sigifridus et Albero de Firretes I 321.
1154 Fredericus comes de *Fierreto* I 327.
1160 Fridericus comes *Ferretensis* I 338.
1184 Ludewicus comes de *Phirrito* I 395.
1185 comes Ludewicus de Pfirreto I 400.
c. 1188 Lodoicus comes de *Ferreto* / Remboldus de *Firrete* } I 412.
1188 Petrus de Firreto I 415.
1210 Henricus de Phirreto I 457.
1212 Borcardus miles de *Ferreto* I 458.
1215 Fridericus comes Ferretarum I 467.
c. 1121 Fridericus comes *Firretensis* I 484.
1224 Fridericus comes *Phirretensis* I 494.
1226 Firreta I 507.
1231 Phirretum I 522.
1241 Richardus de Phirreto I 557.
1242 Bertholdus de Firreto I 559.
1253 Heinricus Phirretarius II 72.
1256 Uolricus comes *Phirretarum* I 638.
1258 Ulricus de Firreto I 650.
1259 Ulricus de Fierreto II 93.
1260 Ouri conte de Ferretes II 722. (Urk. in französ. Spr.)
1268 Urricus comes *Firretarum* II 186.
1269 Johannes dictus de Phirrete II 198.
1271 oppidum de Pfirreto II 205.
1271 grave Uolrich von Phirret II 217. (Urk. in deutsch. Spr.)

1277 der grave von *Pfirrit* II 282.
1278 die vestene von Phirrete II 283.
1278 Heinricus dictus *Pfirter* II 296.
1281 grave Thiebalt von Pfirte II 334.
1281 grave Thiebalt von Phirt II 343.
1296 Altenphirt II 620.
1296 Thiebauz cuens de *Ferretes* II 621.

Trouillat ist allerdings kein mustergiltiger Urkundenherausgeber. Er enthält Lese- und Druckfehler und oft legt er Abschriften zu Grunde, wo die Originale noch vorhanden sind. (Die Belege aus den Originalurkunden haben wir durch gesperrter Druck hervorgehoben. Auf dem im ersten Bande des Basler Urkundenbuches abgebildeten Siegel der Grafen von Pfirt steht 1256 und 1283 comites *Ferretarum.)* Aber die hier in Betracht kommenden Abschriften stammen wenigstens noch aus dem 13. Jh., und wo auch die Urschrift vorliegt, zeigt die Vergleichung, dass die Abschreiber nichts geändert haben. Außerdem, und das ist die Hauptsache, stellt die lange Liste wirklich eine sprachliche Entwicklung dar. Zunächst ergiebt sich die Festigkeit des e der zweiten Silbe. Es wird betont gewesen sein. In der ersten Silbe deckt sich der Gegensatz von e und i mit demjenigen von romanisch und deutsch. Wo im Anlaut ph oder pf steht, folgt immer das i Dieser Uebergang von e in i muss stattgefunden haben, als die erste Silbe noch nicht den Hauptton trug, sonst wäre e geblieben (Ztschr. f. dtsch. Altert. 41,239). Er vollzog sich um so leichter, als vortoniges roman. e geschlossene Aussprache hat.[1])

Als Anlaut wiegt f im 12. Jh. noch vor, wird aber bei fortschreitender Germanisirung im 13. Jh. zunächst durch ph,

[1]) Stoffel, Dictionn. topogr. du Haut-Rhin (1868) bietet aus Grandidier, Hist. d'Alsace, pièces justificat. II, 272 und 284 *Phirrit* 1128 und *Phirrida* 1133 Da mir das seltene Werk von Grandidier nicht zur Hand ist, kann ich die Echtheit der Formen nicht nachprüfen. Wenn sie aber authentisch sind, so läge Suffixvertauschung, Anlehnung an die ahd. Endung -ida vor, und durch ihr i wäre dann erst das e der ersten Silbe zu i umgelautet worden. Vgl. bei Grimm, Gramm. II, 232 (Abdruck von Scherer) den Ortsnamen Gannida oder Gannita.

im letzten Viertel desselben durch pf ersetzt. Die heutigen Formen Pfirt — Ferrette stehen seitdem fest. Der Uebergang von romanischem f zu deutschem pf hat nichts Ueberraschendes, wenn wir annehmen, dass die Aussprache der Spirans schon im Mittelalter dieselbe gewesen sei wie heute, nämlich fortis im Romanischen, lenis im Germanischen. Den im Wallis und im Thurgau vorkommenden Ortsnamen Pfyn braucht man nicht aus ad finem zu erklären, fine genügt. Das Walliser Pfyn heißt französisch Finge. Ebenso Pfävers - Favaris, der badische Ortsname Pfaus soll = fossa sein, ferner schweiz. Pfeister — fenestra (nicht aus dem Plur. d'Feister wie das Schweiz. Id. vermutet), Pfulment Pfimmet — fundamentum, mhd. phlûm — flumen, und vielleicht phîn (fein), phîre (fière), phashant phasehan (Fasan), phasôl (faseolus),

Dass die romanische Form die ältere, ist ohne weiteres anzunehmen. Die Etymologie des Wortes verdanke ich einer gütigen Mitteilung des Romanisten Prof. G. Baist in Freiburg. Zu Grunde liegt lat. ferratus, dessen a in der romanischen Mundart dieser Gegend lautgesetzlich zu e wird. Dabei sind zwei Bedeutungen möglich: 1) ferratum = strata ferrata, chemin ferré, Straße mit hartem Unterbau, Kunststraße. Nach Baquol- Ristelhuber (1864) liegt Pfirt an der „route impériale de Moulins à Bâle." Im Dép. Ille et Vilaine gibt es eine Gemeinde Ferré. 2) ferratus in Hinsicht auf den glatten Fels, was für das Schloss Pfirt auch zutrifft. Hiernach Mons ferratus = Montferrat, ehemalige Markgrafschaft in Piemont, Col de Ferret, Pass zwischen Unterwallis und Aosta, Ferrata, Vorgebirge in Sardinien.

ZUR LEBENS- UND FAMILIENGESCHICHTE DES GALLUS OHEIM.

VON

P. ALBERT,

FREIBURG i. Br.

Die im Lauf der letzten drei Jahrzehnte auf dem Wege der Einzelforschung über die Lebensumstände des Reichenauer Geschichtschreibers Gallus Oheim erzielten Ergebnisse hat

K. Brandi in der Einleitung zu seiner Ausgabe der „Chronik des Gallus Öhem“ (Heidelb. 1893) S. XV f. gleichsam wie zum Abschluss kurz zusammengefasst. Da sich voraussichtlich nennenswert und wesentlich Neues kaum wird finden lassen, so seien hier einige Punkte, die mir bei Brandi nicht völlig klar zur Darstellung gekommen zu sein scheinen, zur nochmaligen Erörterung herausgegriffen. Es soll dies jedoch nicht die geringste Spitze gegen Herrn Brandi enthalten, dessen Arbeit über Oheim ich sehr hoch schätze; ich möchte lediglich im Interesse der Sache den Beobachtungen Ausdruck geben, die ich bei meinen Studien zur Geschichte der Stadt Radolfzell am Bodensee (Radolfzell 1896), deren Sohn Gallus Oheim war, zu machen Gelegenheit hatte.

1. Es kann vor allem nicht unwidersprochen bleiben, was Brandi a. a. O. S. XV. Anm. 2 behauptet, dass „die einzig authentische, durch Chronik und Urkunden verbürgte Namensform Öhem“ ist. Gleich auf derselben Seite Anm. 5 bringt er eine, einem Karlsruher Kopialbuch entnommene Stelle, an der von einem „Cůnrattn *Oheim* und sinen erben“ die Rede ist,“ [1]) und S. XVI verweist er auf eine Konstanzer Urkunde, worin der Name unseres Gallus *Öhain* geschrieben ist. Es ist zwar nicht in Abrede zu stellen, dass die Form Öhem in Urkunden häufiger zu finden ist als Oheim, [2]) aber bei näherem Zusehener gibt sich mit überzeugender Gewissheit, dass trotzdem letztere die allein richtige ist, während erstere die im Munde des Volkes gebräuchliche (sprich: Ö-ĕm) und demzufolge

[1]) Der dort zu den Oheim gezählte „Hans von Radolfcell“ hat nichts mit denselben zu tun.

[2]) Es findet sich 1381 Johans der Ȯhem (General-Landesarchiv Karlsruhe VI/66), 1437 Johannes Öheim und Oheim VI/63), 1439 Cunradus Ȯheim alias Marti (Pfarrarchiv Radolfzell: Jahrzeitbuch zum 6 Nov.), 1447 Hans Oheim (Alemannia 9. 274), 1456 Johannes Ȯhem (Radolfz. Jahrzeitb. z. 16. Juni), 1461 Gallus Oheim (Freiburger Universitätsmatrikel), 1464 Gallus Öhem alias Martin (Schriften Bodensee 1, 125), vor 1465 Johannes Ȯhem (Brandi S. 178), 1467 Johannes Ȯhem alias Martini (Radolfz. Jahrzeitb. z. 17. März), 1480 Anna Ȯchem (das.), 1487, 1488 und 1489 Gallus Ȯhem (Schr. Bodensee 1, 128 f. und 9, 116), 1506 Gallus Öhm (Alemannia 9, 274), 1508 und 1509 Gallus Öhem (Schr. Bodensee 9, 117 ff.), 1511 Gallus Öhain (das. 9, 120); die Zimmerische Chronik (1, 162) schreibt Galm Oheim

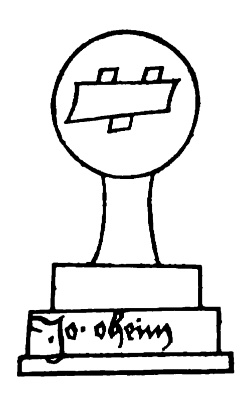
auch die in den meisten gleichzeitigen Schriftstücken angewante war, vôn deren Schreibern wol keiner die Unterschrift eines Oheim je gesehen hatte. Am deutlichsten erhellt dies aus dem Testament des Radolfzeller Bürgers Heinrich Abt vom 16. Juni 1437,[1]) das von dem kaiserlichen Notar Johannes Oheim, dem Vater unseres Gallus, wie wir sogleich sehen werden, durch einen Schreiber aufgesetzt, von ihm selber aber eigenhändig ausgefertigt und unterschrieben wurde. Der Schreiber hat die Form Öheim, dieser selbst aber schreibt in der Beurkundungsformel wie in seinem, hier neben wiedergegebenen Signete Oheim ohne alles und jedes Beizeichen. Und diese Schreibung, die einzige bekannte eigenhändige Unterschrift eines Oheim, dürfte, so lange für das Öhem keine besseren Gründe gefunden werden, meines Erachtens als die richtigere sich empfehlen.

2. Als Glied der Familie Oheim nennt Brandi S. XVI auch einen Hans Öhem von Radolfzell, den man 1447 als Kaplan und Bevollmächtigten des Abtes Friedrich (von Wartenberg, 1427–53) fände. Ich sehe in diesem „Kaplan“ Hans Öhem den Vater unseres Gallus und beziehe auf ihn jene Stelle seiner Chronik, worin er in seinem Berichte, wie Abt Friedrich nach seiner Rückkehr von Rom im Jahre 1428 in Reichenau einzog, wörtlich sagt (Brandi S. 133): „Er bracht nit mer, dann ainen diener mit im, Johansen Öltin, genannt Martin, schriber zů Sant Bläsin, den er zů ainem schriber bestalt, der im XXXX ℊ sines lidlons lech, anzůfachen hus haben. Derselb Johannes ward nachmals priester und corherr zů Zell, da er belaib bis an sin end, under dryen äpten ain trüwer und uffrechter amptman.“ Öltin, wie allerdings die (Freiburger) Handschrift deutlich aufweist, ist nämlich offensichtlich ein Versehen des Schreibers und muss Öhein heissen; ein Radolfzeller Chorherr namens Öltin zwischen 1428 und 1500 ist schlechterdings nicht zu erweisen. Dieser Johans Öhein aber erscheint dann, ganz im Einklang mit der Chroniknachricht, bereits in einer Urkunde vom 10. September 1431 als siebenter und jüngster der Kanoniker des Chorstifts Radolfzell.[2]) Er war demnächst auch kaiserlicher Notar —

[1]) Im General-Landesarchiv zu Kalsruhe VI/63.

[2]) Als zweitjüngster Chorherr und Kustos wird der nach Gallus Oheims Chronik (Brandi S. 153) ebenfalls in Diensten Abt Friedrichs befindliche Radolfzeller Konrad Frävel genannt; vgl. meine Gesch. d. Stadt Radolfzell S. 73.

„Johannes Öheim prespiter Constanciensis diocesis publicus imperiali auctoritate notarius“—, in welcher Eigenschaft er am 16. Juni 1437 das Testament des Radolfzeller Bürgers Heinrich Abt, des Stifters der nachmals (1488/89) von Gallus Oheim besessenen Abtspfründe, ausfertigt und, wie bereits bemerkt, eigenhändig unterschreibt. Sein hier beigesetztes



Signet zeigt die auf Tafel I der Freiburger Handschrift als Wappen des Gallus Oheim wiederkehrende Figur, die heraldisch als „gestümmelter grüner Ast im weissen Feld, rechts mit zwei, links mit einem Knorren“ angesprochen wird. Der einzige Unterschied in beiden Darstellungen besteht darin, dass dort der Ast wagrecht, hier aufrecht erscheint, was aber für die Sache selbst ohne Belang ist. Unterm 3. Juli 1447 begegnet uns dann derselbe Hans Oheim als Kaplan und Bevollmächtigter und im Gedenkbuch des Reichenauer Großkellners und späteren Abtes Johann Pfuser von Nordstetten (1465—91) als Cancellarius des Abtes (Friedrich) von Reichenau;[1]) erstere Ehrenstelle bekleidete er wol auf Grund seiner oben benannten Verdienste um Abt Friedrich, zu letzterem eignete er sich als Notar. Am 17. März 1467 ist er aus dem Leben geschieden, laut folgenden Eintrags im Jahrzeitbuch des Kollegiatstifts Radolfzell: „(Obiit) sub anno 1467 honorabilis vir ac dominus Johannes Ohem alias Martini Celle Ratolffi canonicus.“

3. Noch zu seinen Lebzeiten am 30. Juni 1464 hatte Johannes Oheim seinen mit der Freigelassenen Nesa (d. i. Agnes) Schiner er-

[1]) Alemannia 9, 274; Brandi S. 178.

zeugten Sohn Gallus durch den Hof-Pfalzgrafen und damaligen Stadtschreibervon Esslingen Niklas von Wyle, den späteren (1469—79) Kanzler des Grafen Ulrich von Wirtemberg, mit dem er offenbar von dessen Radolfzeller Stadtschreiberzeit (1444—47) her näher bekannt war, legitimiren lassen. Das Jahr dieser Legitimirung steht sicher mit dem Alter des jungen Oheim im Zusammenhang, d. h. 1464 wurde dieser volljährig. Da nun dies nach alamannisch-schwäbischem Rechte damals mit dem zurückgelegten 18. Lebensjahr erfolgte, so war Gallus Oheim, ist anders meine Vermutung richtig, im Jahre 1446 geboren und bei seiner Immatrikulation zu Freiburg 7. Mai 1461) 15 Jahre alt. Er hat demnach, da er um 1511 zu Konstanz gestorben zu sein scheint, ein Alter von 65 Jahren erreicht.

Dass Wyle direkt oder durch den Einsiedler Dekan Albrecht von Bonstetten (1445—1509) auf die Chronik des Gallus Oheim eingewirkt habe, wie man vermutet hat,[1]) erscheint mir, was ersteren anbelangt, unwahrscheinlich. Wyle ist ja zu einer Zeit (13. April 1479) gestorben, da eine litterarische Tätigkeit unseres Reichenauer Geschichtschreibers noch nicht nachweisbar ist. Auch von Beziehungen Bonstettens zu Oheim ist nichts bekannt.

EINE AUSWAHL ALTDEUTSCHER SEGEN
AUS HEIDELBERGER HANDSCHRIFTEN

VERÖFFENTLICHT VON
OTTO HEILIG,
KENZINGEN.

I.
Augensegen.

Nach Cod. Pal. Germ. 244.

Die Hs. gehört nach *K. Bartsch* „die altdeutschen Handschriften der Universitätsbibliothek in Heidelberg," Heidelberg 1887, dem XVI. Jahrh. an. Sie enthält außer den hier mitge-

[1]) P. Joachimsohn, Frühhumanismus in Schwaben (Württemberg. Vierteljahrsh. f. Landesgesch. 5 106).

teilten noch 2 deutsch-lat. Segen für Augen, 1 für „fell vnd bloter in augen“, 1 für das „bös ding“, 3 für die Pestilenz (vnd drües). Die Segen stehen zerstreut zwischen Abhandlungen medizinischen Inhalts. Kürzungen sind hier aufgelöst, Interpunktionen zugesetzt.

Seite 45 b.

Ein (anderer) segen für der augen wethagen.

Sprich: Unser herr der kame von dem fronen hiemelreich vff das hailig ertreich mit allen seinen engeln vnd mit allen seinenn iüngern. Mit allen den seinen satzet er sich nieder vff einen marmelstain vnd trauret vil sere. Do kame sein liebe mutterr zu gegangen. „Lieber zarter sune traut, worumb traurest du also sere?“ „Das thun ich, viel liebe mutter mein; ich bin mit dem fraissam befangen. Ich kan weder reiten noch gan.“ „Lieber trauter sune, was gibst du mir? — Wie schir segen ich dir.“ „Das thun ich, fraw mutter mein; hiemelreich halb und ertreich halb,“ „Nun setze dich nieder zu mir. Wie schier gesegen sich dir.“ — Nun gesegen es dir die frei, mein fraw Sant Maria; Nun gesegen es dir das viel hailig kindt, da mein frawe Sancta Maria mutter und maidt mit ginge, das du in diesem flaische icht mer wüthest, das du in diesen brüsten icht mer restest, das du in diesen lieden icht lenger schwerest. Das verman ich dich bei diesem̀ hailigen dage vnd bei dem hailigen grabe. Das man ich dich bei der nacht [macht?] vnd bei der hailigen godtes krafft. Ich verman dich bei dem mann vnd bei dem hailigen Jordan; ich verman dich bei der sunnen vnd bei den hailigen fünff wunden; ich verman dich bei dem hailigen ewangelio vnd bei meiner frawen Sancta Maria; ich verman dich bei dem hailigen Crist vnd bei den vier ewangelisten, das du dich müssest sachen vnd schier von hinnen machen, die weil dis dage müge geschein. Das vermandt dich die frei, mein frawe Sant Marei; das vermant dich dasselb kindt, do die selb Maria muter vnd maidt mit gieng. — Nun nim das antlitz dorein vnd sprich: Ich will dich greiffen — du must von hinnen schleichen — vnd will dich mit baiden henden vmbfohen — du must dich von

hinnen wenden; vnd das du nicht lenger frischt mügest gehaben; du must von hinnen faren! Durst.[1])

Seite 138 a.

Ein bewerdter segen zu den augen.

Sprich: Es sassent[2]) vier hailig hern an einem sehe. Do begegent in mein fraw Sant Maria die mutter aller erbermd. Sie sprach: „was siczen ir hie, ir herren all vier; Sant Lucas, Sant Marcus, Sant Matheus vnd der gut herr Sant Johans?" Der sprach: „was wais ich, fraw mutter. Wir solten siczen schreiben vnd lesen vnd gottes dienst pflegen. So künden wir es laider nit gesehen." Uff hube sie ir rechte handt. † Das gebot ir der hailandt. „Ich segen dir noch heudt aus deinen augen das weis vnd das rodt vnd den frischen herbroten vnd das flos vnd das fell vnd den nagell vnd den flecken vnd all ding, die deinen augen schedlich seint." Das helff mir die viel werd, die mutter aller erbermd. Im namen gott des vaters, des suns vnd des hailigen gaists. Amenn.

Wan du dan iemant wilt segen, so fohe an vnd sprich den segen vnd mach kreuez vber das auge, als man gewönlich kreucz vber ein ding machtt, so man segent. Wan du dan kümpst an daz kreucz, daz in dem segen stet, So speucz vber dein handt vnd mach dreu kreucz vff die erden mit dem daumen vnd segen dez mensch fall mit dem segen aus, wie er noch dem kreucz stet, vnd zu iedem wordt noch dem so mach mit dem daumen ein kreucz vff daz auge vnd segen es iij mol. Wolt aber das nit wol helffen, so segen es aber iij mol, als lang bis du sichst, das es genug ist. Du sichst scheinbar, das es hilfft. Du solt nit iij mol an ein ander segen: des morgens, des obents vnd aber des morgens vnd zu iedem mol ein segen; auch zu iedem segen v pater noster vnd v aue maria mit guter andocht. Doch luge, daz sölchs gebet geschehe, oder du kümpst villeicht vmb dein auge; luge auch aigentlich. Wan es genug hodt, daz dis auge recht

[1]) Die am Schlusse der einzelnen Segen stehenden Namen stellen die Gewährsmänner dar, von denen die Segen stammen sollen. Durst ist S 97 b genannt „Bastian Durst, vnseres bruders herzog Friderich barbierer."

[2]) *Bartsch* schreibt fälschlich *sossent*.

ist, so höre vff zu segen; dan segenst du zu viel, du segenst daz auge gar aus, vff das nit mer do bliebe. Bis auch sicher: es sein flecken, wie gros sie wöllen, oder nagell oder was es sei, es geniest oder fell vnd geth hienwege, nichts ausgenummen. p.[1])

Seite 143 a.

Ein guter augen segen.

Sprich: Ich beschwer euch, augen, bei dem Vatter, bei dem Sune, bei dem hailigen Gaist, bei dem hailigen grab, bei dem hailigen donerstag, bei der hailigen mes, bei der hailigen stillmes, bei dem hailigen ewangelium, bei meiner frawen Sancte Marien —, das du N. von diesen augen gest, die dags eins dags nicht lenger enstest. Du seihest bloter, du seiest male, du seihest fliech, du seiest fleck, du seihest nagel,[2]) du seihest röde, oder du seihest laider herbrate, du seihest schoss du seiest flos, du seihest schwer, du seihest quele, du seihest schweme, du seihest schein; welcherlai betrübnis du seihest: so müssestu N. von diesen Augen gen; dieses dags ein dagen[3]) stund nicht[4]) lenger sten. Das gebeut dir die werde mein frawe Sancta Maria. Also rein sein dir N. dein augen malle, flecken, als vnser lieben frawen hemet was, do sie ieres lieben kindes gebar. Mainster wilhelm kale, wundarczt.

II.

Fiebersegen.

Nach Cod. Pal. Germ 267.

Nach K. Bartsch ist die Hs. dem XVI. Jh. angehörig. Sie enthält außer Abhandlungen medizinischen Inhalts und den hier veröffentlichten Segen noch folgende; 6 gegen Ritten bezw. Fieber, 3 für das „kalt," 2 für Beinbrüche, 7 für Gicht und Gesücht, 1 für „Krampf vff dem rist". — Ohne Interpunktion und ohne wesentliche Abkürzungen.

Seite 11 a.

Ein segen für den ritten.

Sprich: Bis Godt wilkum hailiger Sunnen dage, mir zu drost vnd aller dieser welt. Ich will dich bitten, das du mir

[1]) „probatum."

[2]) nagel später eingefügt; ursprünglich Lücke.

[3]) „—en" ist durchgestrichen und enn darüber gesetzt.

[4]) „nicht" durchgestrichen und durch „nit" ersetzt.

büssest diese ritten vnd zwen vnd sibentzig ritten vnd allen irenn sitten. In Godtes namen, Amen. Das sprich dem siechen für drei Suntage, ehe die Sunne uff gedt vnd der siech soll kniende mit zerthonen armen jieden Suntag noch diesem segen bedten v pater noster vnd v aue Maria versus dientem.[1] p.

S. 11 b.

Ein segen für den frörer, er sei wie er wöll.

Gehe drei dage noch ein ander zu der mess vnd sprich, wan der briester vnsern herren wandellt, diesen segen:

Bis Godt wilkum du gegenwärtiger Godt. Alle dienge sten in deim gebodt. Ich bidt dich, lieber herr Jhesu Crist, als wore du in des bristers henden bist, das du thust dem mensehen N. zwein vnd sibentzig ridten frei, ob im nichts mere sei. Das thu im, lieber herr Jhesu Crist, frei vnd bedt pater noster vnd aue Maria. p.

S. 11 b.

Ein Gebedt für den ridten, fieber vnd gelsuecht.

Sprich: Der liebe herr Sant Thoman gienge durch ein finstern than. Do sahe er vor im stan sieben vnd siebenzig ridten fieber vnd gelsucht. Do sprach der liebe herr sant Thoman: Ich will winden ein wiede vnd will euch sieben vnd siebenzig ridten, fieber vnd gelsucht doran binden. Do sprochen sie: nain, lieber herr Sant Thoman, du solt uns nit bindenn. Wer die wordt gesprechen kan, den wollen wir nümmer gegreiffen an. Das sprich drei morgen vnd drei obent, morgens ehe die Sunne vff gedt vnd obents wan die Sunne niedergedt vnd vndergangen ist. Vnd zu iedem mole v pater noster vnd v aue Maria dem hailigen leiden Godtes, auch also viel dem lieben hailigen sant Thoman. Buchbrennerin.

S. 12 a.

Ein gudten segen für das fieber.

Sprich: Do Cristus an die marter trat, do erbiedemt alles das der was; do erbiedemt hiemel vnd erden, do erschrack mein frawe Sancta Maria ein halt vnd hies pilatus. Der sprach: du host den ritten, Jhesus. Er sprach: wan ich den ritten nit enhan noch den ritten ihe gewan noch nümmer mere gewinne, also müssen all die thun, die diese wordt sprechen

[1] wol orientem!

kane, Sie haben den hertze ritten oder dene schulter ritten — In nomine patris et filij et spiritus sancti — oder kain sinne oder die sieben vnd sibenzig ritten vnd das fieber vnd die gelsuecht. Das helff mir der vatter vnd der sune vnd der hailig gaist, wan es mir nodt ist. In Godtes namen, amen. Allexander von riedern.

S. 12 b.

Ein Segen für das fieber.

Sprich: Do vnser lieber herr Jhesus Cristus an das kreucz dradt, do erbiedemt alles das do was. Do sprach ein Jüde durch seinen spodt: „Cristus, host du den ritten noch?" Cristus sprach: „Ich habe den ritten nit; vnd auch ihe gewan wer die wordt sprechen kan" Den kumme der ridt ab vnd nümmer mere an. Bedt v paternoster, v aue Maria vnd ein glauben†. Sölch kunst ist probiert worden an frantziscus von sickingen, do er wieder die von wurms gezogen; hordt im gleich vff, als balde es im gegeben. C. bar.

S. 13 a.

Ein segen für den ritten.

Sprich: Do Godt sein marter name, do bidnot oder biedemt hiemelreich vnd ertreich vnd alles das vff ertrich was. Da kame ein Jüde mit seinem spodt: „du host den ritten, herr Godt." Do sprach er: „Ich des ritten nit enhon noch nie gewan." Were aber die wordt sprechen kan, den kümpt der ridt nümmer an. Das helff vns der man der den bittern dodt an dem hailigen stammen der hailigen kreutz nam. In Godtes namen, amen. Hensell.

S. 14 b.

Für das fieber.

Sprich: Fünfzehen ritten giengen vber ein gruene wiesen. Do begegnet in der gudt man, mein Herr sant Johan. Ich enwais wie er sie überlistiget, das er sie gefinge. An ein baume er sie gestricket, do es sich der viel übell man. „Nun los vns gen, lieber herr Sant Johan." Ich will dir das verhaissen vnd will dirs wore laisten, ob wem man diese wordt spricht oder gesprechen kan, das in der ridt nümmer kümpt an. Der siech frümme ein mes Godt zu lobe vnnd Sant Johans zu eren, vnd

bedt iij pater noster vnd iij aue Maria zu lobe vnd cren. Vnd segen den siechen drei dage nüchtern, vnd wan der segen aus kümpt, so sprich noch dem segen: das helff mire frei mein frawe Sancta Maria vnd alle die kinde, die mit godt im hiemell sinde, amen. In Godtes namen, amen. Durst.

S. 15 a.

Contra febres Ein segen.

Sprich: Bis wilkummen, almechtiger Godt, alle dieng sten in deinem gebodt. Ich bidt dich, herr Jhesu Crist, als geware du in des briesters handen bist, N., das du der fristest der sieben vnd siebenzich ritten. Ob ir aber mere sein, der mach in auch frei. Wan nun einer den frörer hodt, so gehe mit im in ein kirchen vff den dage so er im thut, vnd knie hinder ein briester, der mes halten will. Vnd wan der brister vnsern herren vff heben will vnd in jn henden hodt, so sprich den segen über den siechen. Der siech soll auch als dan anheben zu betten xv pater noster vnd aue Maria flexis genibus vnd das drei dage noch ein ander thun. probatum. Hurlewegin.

EIN AUGSBURGER FLUGBLATT AUF DEN FRIEDEN ZU RASTATT.

MITGETEILT VON

JOHANNES BOLTE,

BERLIN.

Der durch den edlen Fridens-Schluss gestürzte | Und von den Bauern verhasste und übel geplagte | Kriegerische Mars.

[Folioblatt mit einem 17,6 cm hohen, 28,6 cm breiten Kupferstiche, mit der Bezeichnung des Stechers ‚E. Baeck a. H. fecit'. Exemplar auf dem kgl. Kupferstichkabinet zu Dresden. — Fünf Bauern, die durch Beischriften als Schellen-Flegel, Gabel-Hanß, Knotten-Jörg, Donau-Jackel, Jost Rechenbaur

bezeichnet sind, schlagen auf den am Boden liegenden Mars los. Darunter stehen zweispaltig angeordnet folgende Verse:]

Schellenflegel. Du Mord-Hund, dass ich dich auf einmal kônt erschlagen!
Donau-Jackel. Halt, Schellen-Flegel, inn und lass mich ihm vor zwagen!
Knotten-Jörg. Und ich will trûcknen ihn mit meinen Fâusten ab.
Gabel-Hanß. Ich aber schau zuvor, ob er sein Hertz noch hab.
Jost Rechenbaur. So will botz Tuiffel ih der Fâulest oh nit seyn.
Ih fahre ihm in sein Grind auß lauter Furi nein.
Und will ihm gantz subtill mit meinem Râchen strehlen.
Mars. Ihr Bauern, halt doch inn! Was wolt ihr mich so quâlen?
Es ist genug, dass mich der Fride hat gestûrtzt.
Und meine Macht deß Kriegs nunmehro abgekûrtzt.
Knotten-Jörg. Schweig, du Galleen-Thier! Ich schlag dich in die Goschen.
Schellenflegel. So lustig haun ih wol mein lebtig nie nit troschen.
Ih moa, wann ih nur heut recht moardli stark thât seyn,
Dass ih ihm auf an Stroach sein Blassa schliege ein,
Ih môcht ihm all fûnff Sinn auß seinem Hirn jaga.
Donau-Jackel. Hôrsch, Schella-Flegel wart! Er ist no nit gar zwaga.
Du Knota-Jerg, brauch Fleiß und trûckna fleißig ab,
Damit er ûber uns fein keine Klage hab!
Gabel-Hanß. Ih will dem Eissena Vich gau mit meir Gabel schrôpffa,
Dass auf die Bein gibt Fuir und dass mans fein hôrt klôpffa.
Jost Rechenbaur. Ih mein, er hot da Grind. Mein Recha will nit durch,
Es ist sein Schedel just als wie a steine Furch.
Ih muss gau nur mein Stârck und all mein Krafft beweissa
Und sollt ih ihm gau gley sein Kopff und âls ra reißa
Mars. O weh! Mord, Hôll und Feur, lasst mich doch nur lebendig!
Donau-Jackel. Du Eissenfresser, schweig! Du bist ja werli grândig.
Es gaut nit gley so weck, man muss dir zwaga recht.
Mars. Ihr Herren, schont doch mein! Ich bin jetzt euer Knecht.
Der Fride hat gesiegt, und ich muss unten ligen.

Nehmt hin mein Schwerdt von mir und brauchet es zum pflügen!
Der Fride hörsch und blüh stets fort in Reich und Land,
Ja selbst der Himmel schütz das theur-verknüpffte Band.
Knotten-Jerg. Das ist a anders Lied. Gelt, Bua, man kan dih zwinga!
Der Frid gilt mehr als du; du nimbst, und er thut bringa.
Es ist uns an eim Glid (es bleibt meinoad darbey)
Der Frid viel lieber jetzt als do dein gantzer Leib.
Du hast uns offt (weists selbst) von Hauß und Hof vertriba,
Hast offt so Feurer gmacht, dass nix mehr stohn ist bliba,
Hast schröckli ghagelt offt an d Mauren hin und her,
Dass man nit anderst globt, als obs der Donner wår.
Ih denck dir noh gar wohl an deine langa Pfeiffa,
De Feur außspiba haunt. Hauns kõnne nie begreiffa,
Was das sey für å Ding mit eim so langa Kraga,
So eißig Kugla frisst und speibts mehr auß sein Maga.
Und wenn å solcher Brock eim krompelt ist an Grind.
So ist er gwest wie todt und hat sich nix mehr bsint.
Es ist Gottlob vorbey; du darfst uns nimmer schera.
Du bist jetzt unser Knecht, und wir sind deine Herra.

Augspurg, gedruckt und zu finden bey Abraham Guggner, wohnhaft in Jacober Vorstadt, bey dem Farb-Hof im Sachsen-Gåsslein. Und bei Elias Bäcken, Kupfferstechern, wohnhafft bey S. Ursula. An. 1714.

NOCHMALS EIN „INTEROMPIMENT."

VON
PAUL BECK,
RAVENSBURG.

Der in dieser Zeitschrift XX 3, 1892, S. 276—280, gegebenen Probe eines solchen tragen wir noch eine weitere nach. In derselben bildet der Inhalt wieder eine dichterische Spielerei, bei welcher die folgende Strophe immer mit dem Schluss der vorhergehenden anhebt, wie derlei Verskünsteleien

im vorigen Jahrhundert nicht selten waren. Gedruckt (etwa als Flugblatt) ist dieses Duett unseres Wissens nicht; vielmehr wurde dasselbe Ende der 1830er Jahre und noch einige Zeit darauf dann und wann auf der „Post“ zu Kirchheim u.T. und wol auch in andern Wirtschaften, sowie auf Jahrmärkten des schwäbischen „Unterlandes“ den Gästen zur Erheiterung von einem älteren vagirenden und sich damit den Lebensunterhalt verschaffenden Ehepaar vorgesungen und dann mit der Zeit dem Hörensagen nachgeschrieben. Der Mann trug hiebei die erste Strophe vor, worauf das Weib antwortete.

Eins zwei drei:
Alt ist nicht neu,
Neu ist nicht alt.
Warm ist nicht kalt,
Kalt ist nicht warm.
Reich ist nicht arm,
Arm ist nicht reich.
Ungrad ist nicht gleich,
Gleich ist nicht ungrad.
Eine Kunkel ist kein Spinnrad,
Ein Spinnrad ist keine Knukel.
Eine Rübe ist kein Karfunkel,
Ein Karfunkel ist keine Rüb.
Hell ist nicht trüb,
Trüb ist nicht hell.
Ein Haus ist keine Zell,
Eine Zell ist kein Haus.
Eine Katz ist keine Maus,
Eine Maus ist keine Katz.
Ein Fink ist kein Spatz,
Ein Spatz ist kein Fink.
Langsam ist nicht flink,
Flink ist nicht langsam.
Essig ist kein Balsam,
Balsam ist kein Essig.
Essig ist kein Rettig,
Rettig ist kein Salat.
Früh ist nicht spat,
Spat ist nicht früh.
Trocken ist keine Brüh,

Eine Brüh ist nicht trocken.
Hosen sind keine Socken,
Socken sind kein Rock.
Eine Gabel ist kein Stock,
Ein Stock ist keine Gabel.
Ein Gewehr ist kein Sabel,
Ein Sabel ist kein Gwehr.
Voll ist nicht leer,
Leer ist nicht voll.
Gescheit ist nicht toll,
Toll ist nicht gescheidt.
Schmal ist nicht breit,
Breit ist nicht schmal.
Haarig ist nicht kahl,
Kahl ist nicht haarig.
Klug ist nicht narrig,
Narrig ist nicht klug.
Eine Egge ist kein Pflug,
Ein Pflug ist keine Egge.
Ein Wurm ist keine Schnecke,
Eine Schnecke ist kein Wurm.
Ein Loch ist kein Turm,
Ein Turm ist kein Loch.
Und nieder ist nicht hoch,
Hoch ist nicht nieder.
Ein Strumpf ist kein Miader,
Ein Mieder ist kein Strumpf.
Ein Berg ist kein Sumpf,
Ein Sumpf ist kein Berg,
Und Leder ist nicht Werg,
Werg ist nicht Leder.
Papier ist keine Feder,
Eine Feder ist kein Papier.
Ein Roman ist kein Brevier,
Das Brevier ist kein Koran.
Der Koran ist keine Bibel,
Eine Schüssel ist kein Kübel,
Ein Kübel ist keine Schüssel.
Ein Schloss ist kein Schlüssel,
Ein Schlüssel ist kein Schloss.

Und klein ist nicht groß,
Groß ist nicht klein.
Und rauh ist nicht fein,
Fein ist nicht rauh.
Weiß ist nicht grau,
Grau ist nicht weiß.
Der Reimer nichts mehr weiß;
Drum singen wir nicht weiter,
Doch bleiben wir stets heiter.

ALTE DEUTSCHE SCHIESSEN.

von

PAUL BECK,

RAVENSBURG.

Die herzogl. Braunschweigische Bibliothek in Wolfenbüttel birgt unter ihrem zahlreichen merkwürdigen Handschriftenschatz eine auf Papier, 370 Bll., nach 1583 geschriebene, mit vielen Bildern und Holzschnitten geschmückte, „Beschreibung Ettlicher Fürnemer Stahel vnd Püchßen Schießen zu Augsburg, Stuttgart, a. O.," durch Paul Hector *Mayer* (fol. einige Bll. doppelts.) Dieselbe enthält u. A.

1) Schießen zu Stuttgart. 1560.

2) Stahel Schießen zu Augsburg, 3. Oktober 1567.

3) Hieron. Fugge'rs Schießen in der Rosenau, den 10 Oktober 1569. „In Reimen gestellt durch Casp. Dannbörkh."

4) Zwei Schießen zu Augsburg. 1508 und 1509.

5) Erzherzog Ferdinands Schießen zu Innsbruck. d. 14. Februar 1574.

6) Was für Schießen zu Augsburg von 1411—1478 gehalten.

7) Kupferstich und Holzschnitt von dem zu Zwickau 1573 und zu Straßburg 1576 gehaltenen Schießen.

8) Georg Widenmann's Glückshafen. 1578.

9) Das große Schießen aus Falconetten bei Augsburg 1578.

10) Schießen zu München, September 1577.

ROSENKREUZ- ODER KRÄNZLINSORDEN.

VON
PAUL BECK,
RAVENSBURG.

Unter diesem Namen hatte sich zu Beginn des 17. Jahrhunderts in *Ulm* und *Memmingen* ein gesellschaftlicher Verein von patrizischen Frauen und Jungfrauen gebildet, die je ein Jahr um das andere sich in Gemeinschaft einen Besueh gaben, wobei, so verlangte es die Ordensregel, jede einen Rock wie die andere zu tragen hatte, den sie im Laufe seit ihrer letzten Zusammenkunft verflossenen Jahres mit eigenen Händen gesponnen hatte. Sie sollen noch mehrere Regeln ähnlicher Art gehabt haben. I. J. 1621 befanden sich Frauen und Jungfrauen aus dem Kraftischen, Ehingerschen, Haingelischen Schadischen, Schermarschen, Serberschen Geschlechte in diesem Orden. Mit dem eigentlichen Rosenkreuzerorden hatte dieser harmlose Frauen- und Jungfernbund, welcher mit Beginn des 30jährigen Krieges von selbst wieder aufhörte, jedenfalls nichts weiter als den Namen gemein.

ZU DEN URKUNDLICHEN MITTEILUNGEN AUS DEM ELSASS.

Alemannia XXV, 152.

Fedor Bech macht freundlich darauf aufmerksam, dass der Dinghofspruch der Meierei zu Prinzheim bereits von J. Grimm, Weisthümer V, 475 abgedruckt ist. Grimms Abdruck ist jedoch ungenau und sprachlich erneuert, so dass also unsre Ausgabe nicht überflüssig erscheint.

ANZEIGEN UND NACHRICHTEN.

Wörterbuch der elsässichen Mundarten, bearbeitet von *E. Martin* u. *H. Lienhart* im Auftrage der Landesverwaltung von Elsass-Lothringen. Erste Lieferung. Straßburg, Karl J. Trübner, 1897. — 4 M.

Unter den Festgeschenken, die eine Anzahl Gelehrter der Universität Straßburg anlässlich ihres 25jährigen Bestehens

darbrachte, nimmt *das Wörterbuch der elsässischen Mundarten* einen hervorragenden Platz ein. Zehn Jahre lang haben die Herausgeber *Prof. Dr. Martin* und *Oberlehrer Dr. Lienhart*, denen Mitarbeiter aus allen Teilen, des Landes und aus allen Kreisen der Bevölkerung treu zur Seite standen, an dem Werke gearbeitet, dessen erste Lieferung uns vorliegt, Auf 10 Bogen behandelt sie die Vokale a e i o u und den größten Teil des Buchstabens f. Die Wörter sind zunächst in der gewöhnlichen Schreibweise gegeben, und daneben ist die Lautschrift des Straßburger Sprachforschers Kräuter angewendet, um so einen möglichst genauen Klang des Wortes, wie er im Munde des Volkes lebt, zu vermitteln.

Die Fülle des Dargebotenen ist geradezu überraschend; es findet nicht nur der Sprachforscher, sondern auch der Freund von Volkskunde und Sittengeschichte reiche Ausbeute, so dass das Wörterbuch nach den verschiedensten Seiten eine fast unerschöpfliche Quelle wird. Glaube und Aberglaube, Sprichwörter und Volkswitze, Kinderreime und Scherzfragen zeigen uns die Volksseele in ihrem unermüdlichen Schaffen von Neuem, aber auch ebenso in ihrem starren Festhalten am Alten. Besonders reich ist das Volk an Bildern, bei deren Betrachtung die hochdeutsche Sprache geradezu arm erscheint.

Den Bearbeitern hat die Anerkennung nicht gefehlt. Zuschriften, die bekannt geworden, wurden aus den verschiedensten Gegenden des Elsass an sie gerichtet, das schönste Zeugnis, wie das Wörterbuch in altelsässischen und fachmännischen Kreisen gewürdigt wird. Schon vor dem Jahre 70 ging man hier zu Lande mit dem Plane um, den elsässischen Wortschatz zu sammeln, aber erst der deutschen Wissenschaft gelang es den längst gehegten Wunsch in schönster Weise zu verwirklichen.

Straßburg i/Els. BRUNO STEHLE.

J. Ph. Glock. Burg, Stadt und Dorf Zuzenhausen im Elsenzgau. Eine Ortsgeschichte. (Freiburg i. B., Stoll u. Bader.) 1896. VIII u. 240 S. 8°. — 3 M.

Der Verfasser, 1877—96 Pfarrer in Zuzenhausen, hat das Buch als Lebenswerk behandelt und deshalb alle Liebe

hineingelegt, die ihm seine anmutig gelegene fast 20jährige Wirkungsstätte eingeflösst. Er schreibt sein Buch vor allem für die Bürgerschaft von Zuzenhausen, aber er hat recht wenn er sagt „auch die bescheidene Geschichte eines Marktfleckens kann ein Beitrag zu der Kulturgeschichte eines Landes werden." So hat er denn die kleine Geschichte seines Pfarrorts nach Möglichkeit ausgeweitet und damit eine entschieden dankenswerte Arbeit geliefert. Die behagliche Breite der Darstellung ist kein Nachteil, ebensowenig wie so manche berechtigte Seufzer nach Art des über die allwissenden Juristen und Ortsnamenverhunzer S. 19. Die Behandlung von Grund und Boden, Gemeindeleben, Handel und Wandel, Recht und Gericht verdient besonders Lob und Nachfolge. Die Burg Zuzenhausen ist jedoch irrig beurteilt. Ihr wesentlichster Bestandteil ist heute die mächtige, gegen den von Osten nach Westen zu abfallenden „Schlosswald" gerichtete 3,5 Meter dicke Schildmauer aus Bruchsteinen mit Buckelquadern als Randsteine an den Enden gen Norden und Süden. An einem dieser quader gen Norden ist, was Glock nicht bemerkt, ein Drache ausgehauen. Glock meint, die Schildmauer sei nur der Rest einer ehedem die ganze Burg umfassenden Mantelmauer, eines „Bergfrieds," wie er es nennt. Dies unglückliche Wort Bergfried hat schon so viele Sünden auf sich. Niemals hat es, wie Glock meint, „einen Zufluchtsort einfachster Art" bebedeutet, sondern zuerst nur ein schützendes Holzgerüst, dann den hölzernen Angriffsturm und später manchmal den Turm überhaupt. Dass nun die Schildmauer „der älteste Teil der Burg" sei, ist nicht glaublich. Wie sollte man dazu gekommen sein die übrigen Gebäude, die frei hinter der Schildmauer stehen, ganz wunderlicher Weise in die unregelmäßigsten Winkel zur Schildmauer zu stellen? Offenbar ist die Schildmauer, die niemals länger war als sie ist, zum bessern Schutz der Burg an der Bergseite, wahrscheinlich infolge des Aufkommens besserer Angriffsmittel als Schild vor die früher schon bestehenden Bauten aufgestellt worden.

Die sprachlichen Bemerkungen bedürfen vielfach der Berichtigung. Zuzenhausen (S. 1) soll „Vaterhausen," bedeuten und wird neben Mutterstadt, Waibstadt, Männerdorf, Frauenhofen gestellt! Aber kein einziger dieser Ortsnamen passt hierher. In Wirklichkeit ist Zuzenhausen = zu den Häusern des Zuozo

(Name). Elsenz (S. 2) kann nie ahd. Alisont, mhd. Elisent geheißen haben. Krieger (topogr. Wtb. 144) trägt auf Bucks Erklärung fußend eine andre Ansicht über diesen Flussnamen vor. Warum Meckese die *richtige* mundartliche Form von Meckesheim sein soll (S. 94) und nicht Meckse, wie das Volk wirklich spricht, ist nicht erfindlich. S. 193 erzählt Glock die Grenzen seien durch „Pfähle und Löcher" bestimmt worden. Mhd. *lâche, lâchene* bedeutet Kerbe am Grenzbaum oder Grenzstein, später Grenzzeichen (dazu *lâchboum*) und hat mit unserm „Loch" — wie Glock offenbar versteht — nichts zu tun.

Sehr lesenswert sind die Kriegsgeschichten des Dorfs, darunter besonders „das ausgestandene Prison des schultheißen Ch. Keidel" mit der kennzeichnenden Geschichte von Wolf Kallmann und dem jüdischen Fourage-Kommissär des Generals Ney.

Das Buch als Ganzes ist eine sehr erfreuliche und dankenswerte Leistung und kann zur Nachahmung dringend empfohlen werden.

Freiburg i. B. F. PFAFF.

A. *Kemmel.* Ludwig Eichrodt. Ein Dichterleben. Lahr, Schauenburg 1895. 149 S. m. Bild. — 1,50 M.

Ein warmer Verehrer des heiteren Sängers bietet uns hier dessen Lebensbild, aus dem wir gelegentlich ersehen, dass schon der Vater des Dichters in der gewohnten Mundart hübsche Verse schmiedete. Es war das Hebelsche Alemannisch, das derselbe in gebundener Rede übte, während der Sohn die „mittelbadische Sprechweise" in Anwendung brachte, um es als „Rheinschwäbisch" zu verewigen. Dass er sonst auch ein warmes Verständnis für mundartliche Dichtung hatte, geht daraus hervor, dass er eine Neuausgabe von K. G. Nadlers pfälzischen Gedichten „Fröhlich Pfalz, Gott erhalts" (5., illustr. Aufl.) besorgte und dessen Leben für Weechs bad. Biogr. beschrieb.

Erligheim. A. HOLDER.

Karl Erbe. Der schwäbische Wortschatz; eine mundartliche Untersuchung. Festschrift zur 10. Hauptversammlung des A. D. Spr. V. in Stuttgart. Stuttgart, A. Bonz, 1897. 43 S. — 0,50 M.

Diese neueste Schrift des rührigen Vorstands der Stuttgarter Ortsgruppe des Allg. D. Spr.- V. zeugt nicht nur von dem zartsinnigen Veständnis des Verfassers für die wahren ebenso nahen als hohen Bedürfnisse des grossen Vereins deutschbewusster Männer, der heuer in seiner Gesamtheit zum erstenmal im Schwabenlande tagte, sondern bedeutet zugleich auch eine wesentliche Förderung der gemeinsamen Sache nach einer bestimmten Seite. Die große Bedeutung der lebendigen Kraft unserer Stammsprachen für die Erneuerung und Erweiterung der nhd. Schriftsprache ist ja bei uns schon seit lange nach Gebühr gewürdigt worden. A. v. Keller hat bereits 1855 den Sprachschatz der anererbten Mundart zu sammeln und zu ordnen begonnen und das bisher unveröffentlichte Material vor seinem Tode (1883) in die Hände G. Fischers gelegt. Um so willkommener ist die vorliegende Arbeit, welche zwar nur gewisse Ausschnitte des schwäbisch- mundartlichen Wortschatzes bietet, aber gleichwol eine Art von Programm für die besondere Richtung, nach der die einheimiche Dialektforschung in Zukunft sich zu entfalten haben dürfte, in sich schließt.

Der vollendeten Tatsache gegenüber, dass Schwaben der Heimatboden für die altdeutsche Literatursprache ist, nimmt es sich freilich etwas seltsam aus, dass im Lande selbst das Schwäbische etwas gering angesehen ist; man hat bei uns unter dem gebildeten Mittelstand oft kaum eine blasse Ahnung vom sprachgeschichtlichen Wert desselben. Eben deswegen ist der *anschauliche* Versuch Erbes, die Ehre der verkannten Mundart als einer wirklichen „Stammsprache“ zu retten, so erfreulich. Und der hier gezeichnete Weg zu solch schönem Ziele verdient nicht minder unsern Beifall: er wandert gleichsam aus dem neuhochdeutschen Heim seines Geistes mit der mittelhochdeutschen Reisekarte hinaus in die schwäbische Sprachlandschaft und kehrt schwerbeladen zurück mit wolbewurzelten und schöngewachsenen Wildpflanzen, die er den schriftsprachlichen Gärtnern warm anempfiehlt; für später

ist er ihres wärmsten Dankes sicher, — nur bedauert er, dass dieselben oft so langsam zugreifen.

Wir gehen desselben Weges, seinen Spuren aufmerksam folgend, hierbei rechts und links schauend, und glauben auf einmal (zufällig) so glücklich zu sein, in andern Gewächsen, die er übersah, noch weitere, teilweis echtere Vertreter der jeweiligen Art entdeckt zu haben. Wir beeilen uns, ihm dieselben zu zeigen; denn man weiß, dass ihm damit immer eine Freude gemacht wird, — — — und damit hätte ich bereits die Grundlage meiner gegenwärtigen Besprechung der Erbeschen Schrift im Vertrauen angedeutet. Ich schicke voraus, dass ich in den meisten Fällen mich mit ihm einig fand und nur da und dort sozusagen auf den ursprünglichen Standort oder eine besondere Entwicklungsform hinweisen möchte. Ich folge am einfachsten dem Gang seines Büchleins. Wo gar nichts zu bemerken ist, gehe ich stillschweigend vorüber.

(I) S. 6. Weitere Verkleinerungsformen wären „Aubele“ (als Ausdruck eines kleineren Schmerzes, den man vor Zuschauern eines unbedeutenden Missgeschicks nicht äußern möchte) und „ätschele“, wenn man Kinder in guter Absicht vor weiterem Unschick abschrecken will, — Mit anderem Geschlecht fand ich u. a. Beil m. (mhd. bihel n.), Bach (die Beech, mhd. m. u. f.), und der Sofa; dann ist bekannt: der Ding, die Dinge oder Dingere, pl. Dingerne (—innen), z' Dings (verlegenheitliche Ortsbezeichnung). — Zu c) Schärret bezeichnet die Art wie solche Kruste entfernt wird. S. 8 der Ortsname Einöde bei Kleinaspach wird vielfach „Oinet, Oanet“ gesprochen. Hieher gehört auch die Schmeckete (zum Riechen). Für tz möchte ich lieber schreiben *ts*, z. B. Schelfets, wie man auch ganz einfach Beechts (= Gebackenes) setzt. Eine näherliegende Weiterbildung zu Tal ist Dalle (Buck ohne Bruch in Dünnblech, gestärkter Leinwand usw.). „Griiss“ in Hillers Naiver Welt, 2. Aufl. S. 175, veranschaulicht. Zu e) Mändle machen — noch aufrecht hinsitzen wollen, wenn jemand vor Trunkenheit nicht mehr kann. Durch die Latten gehen — neben dem Ausdruck hat sich dünn gemacht.

(II) S. 11. Sugge (Mutterschwein) scheint häufiger zu sein. Sugger, Suggerle, vielfach Zucker gesprochen, ist der Rufname für Milchlämmer. Ob Suddel, Süddel, Lumpensiddel

(schimpfliche Bezeichnung für ein äußerlich und innerlich unsauberes Weibsbild) auch noch mit diesem Stamm und seiner Nebenbedeutung zusammenhängt oder mit sudelen, ließe sich wol in ersterem Sinn entscheiden. Ist der Suddenkrug (walzenförmig, mit ziemlich enger Oeffnung) ein Suggelkrug, aus dem man den Inhalt nur mühsam heraussaugt, oder hat man auch an suttern (zu sieden) zu denken? S. 12. Die der mhd. Form „alsô“ (mit nachfolgendem Eigenschafts- oder Mittelwort) so ziemlich entsprechende schwäbische Wendung „als — da“ wird in Briefen von bäuerlicher Herkunft unwillkürlich mit nhd. Anklang wiedergegeben, z. B. er hat sein Sach *an das* Ganze verzehrt, — dann ists *um so* schlimmer für ihn (in beiden Fällen sagt der Schwabe „a's da'“ ganz gleichlautend). S. 14. Raffel wird zuweilen verschärft in Rassel. Zur Fußnote: ein Scheltname für Frauen, welche als Hexe angesehen werden, ist Bombere, weil sie andächtigt ist, nächtlich zu klopfen (pomperen). S. 15 Gumpen = künstlich gestautes Bachwasser, wo beim Anprallen springende Gegenwellen entstehen [doch mit. cumba]; gampen, gambeln, gämbern hat vorherrschend geschlechtliche Beziehung.

(III) Entsprechend dem Verhältnis von Döte und Dötle (Taufpate und Täufling) hat man schon die Gegenüberstellung von Onkel und „Oenkele“ gehört; es war aber der *Neffe* gemeint. (Eine kinderlose Witwe bat um Unterstützung für ihre arme „Enkelein“, worauf im Ratssaal allgemeine Ueberraschung auf den Gesichtern der Herren sich ausprägt; sie wollte für die bedürftigen Kinder ihrer heruntergekommenen Schwester gesorgt wissen, und da legte sie sich ein ihr wolbekanntes Wort geschwind zurecht, da die Kinder ja männlichen Geschlechts waren, — in anderem Fall wäre sie um den Ausdruck verlegen gewesen, da man doch nicht „Täntelen“ sagen konnte. Auch in Schülerbriefen kam dies schon vor.) — S. 17. Neben dem Lalle tritt der Balle auf, ein willenloser Mensch, der alles mit sich anfangen lässt; der Hannballe war anfänglich ein dummer Hans, der Hambele möchte aber an den Hampelmann erinnern. Der Dralle (mhd. trolle = Unhold) ist ein guter dummer Teufel. Weitere beschimpfende Vornamen sind Karlemann (Karolus magnus, ein Gernegroß), Kleinmichele, Dreckmichele, Allerweltsstoffel, Zipfelsfrieder, Narrenkasper, grober Kobbel (Jakob), Naze (Ignaz), dann alte Nane (Christiane,

„Schulahne"), lahme Lene, dumme Regine (allesamt als eine Art von Gattungsnamen angewendet). Der Zuruf: Käther, was macht s Wetter? ist gleichbedeutend mit dem Schimpfwort Wetterhexe. — Der Butzen*meckeler* ist mir bekannter als der „Wacker", erinnert an den bösen Feind mit dem Bocksfuß. Der Butzenkrole ist wol schwerbelockten Hauptes (krolle = Haarlocke). — S. 20. Das Dichtele wäre ein Sorgenkind (tiuhte = Kummer), das Dörkele und Durmele abermit Schwindel behaftet. S. 21. *Heißgrätig* wird z. Z. gern auf die „hochgrädige" Blutwärme bezogen. *Rätzen* ist zuweilen (volksetymologisch) in Zusammenhang mit dem neckischen Frag- und Antwortspiel (Rätsel = râtische, rætsche) gebracht worden. *Mädlesfisler* (Fußnote und W-V.) wird vom Volk selbst als ein Füßler (Nachläufer) gedeutet, der als Bewerber nicht ernstlich in Betracht kommt; doch ist ohne Zweifel die Ableitung von viselen die echtere. S. 23. Statt Wusele, Luckele und Schlickle hat man anderwärts ebenso allgemein die Ausdrücke Krile, Bibele (Lautnachahmung) und Wackele (Gangart). S. 25. Das Ribele erinnert wol doch mehr an das Riemle (mhd. rieme), wie man denn auch einen schmalen Streifen altes Flickzeug da und dort ein Räᵃbele nennt (Hauptsilbe im Nasenton gesprochen).

Es ist ein anheimelndes Gebiet, in das Erbe uns hineinführt, und die ansprechende Art, wie er in der heutigen Mundart die Spuren des mittelhochdeutschen Sprachkörpers nachweist, macht das Büchlein unterhaltsam und anregend zu weiterem Nachdenken über diese wahrhaft volkstümliche Angelegenheit. Die verbreitete Liebhaberei des Landvolks, von selbst sich solche Wörter zu erklären, ist eine erfreuliche Erscheinung. Zahlreiche Mitglieder des Vereins haben enge Fühlung mit dem Volke, und es lässt sich hoffen, dass nach Erbes Vorgang im Sinn von Pietschs Anregung (Zsch. des A. D. SPr. V. 1897, 3) nun innerhalb Schwabens ein reges Leben auf diesem Gebiet sich entfalte, damit die Mundart mit ihrem lebendigen Wortsegen die Schriftsprache befruchte, welche sonst — ganz entsprechend der besonderen Art ihres Gewordenseins — gar leicht in Gefahr kommen möchte, nur in den äusseren Gliedmaßen sich weiter zu entwickeln, dagegen in ihren eigentlichen Lebensorganen ein Pflanzenleben zu führen, das im Lauf der Zeiten noch eine Verholzung der inneren Teile nach sich ziehen könnte.

Eine willkommene Handreichung für alle, welche sich an der schönen Rettungsarbeit beteiligen wollen, dürfte es sein, wenn alle *mittelhochdeutschen* Wörter, welche die heutige Schriftsprache bis jetzt *nicht ihrem Sprachschatz einverleibte*, für die auf diesem Felde minder vertrauten Freunde und Förderer der lieben Muttersprache (mit ihren begrifflichen Entsprechungen und Sinnverwandtschaften im Nhd.) in dieser oder jener Ordnung (worüber sich noch sprechen ließe) zusammengestellt würden. Alsdann würde sich der eine oder andere, welcher für gewöhnlich kaum das *seltene* Wort des mündlichen Verkehrs von den häufigeren Sprachmitteln des Buchs unterscheidet, unwillkürlich des einen oder anderen Brockens erinnern, der ebensowol mhd. als schwäbisch ist und deshalb auch nhd. werden kann. Würden solche Verzeichnisse an die Liebhaber der Sache zahlreich verteilt und mit ihren mehr oder weniger reichlichen schriftlichen Einträgen versehen, nach einiger Zeit wieder eingesammelt, dann möchten wir bald das in Händen haben, was wir zunächst suchen: eine mannigfaltige *kräftige „Offenbarung" des Geistes der mhd. Volkssprache in der lebendigen Mundart*. Was die liebe Zeit und rechtschaffene Leute aus jener machen könnten, das wäre, ihren Inhalt der Schriftsprache zuzuführen — als waschechten Farbeinschlag des abgeblassten Zettels.

Wir zweifeln nicht, dass dem mutigen A, welches Professor Erbe sprach, bald ein freudiges B folgt, als deutliches Echo aus dem schwäbischen Volk zurückklingend.

Erligheim (Württbg.). A. HOLDER.

Dr. Rudolf Krauss (Assessor am Kgl. Hof- u. Staatsarchiv in Stuttgart). Schwäbische Literaturgeschichte. Bd. I Von den Anfängen bis in das 19. Jahrh. (XII u. 431 S., Preis 7 M., in Lwdbd. 8,50 M.). Freiburg i. B., Mohr-Siebeck, 1897.

Gegenüber einer seltsamen Art der deutschen Literaturgeschichtschreibung, die letzten Abschnitte unserer schrift-

sprachlichen Dichtung (etwa seit dem Tode Goethes) in eine litteratur*geographische* Umschau ohne inneren Zusammenhang zusammenzudrängen, hat ein jüngerer schwäbischer Forscher es unternommen, die ganze auf seinem *heimatlichen* Boden entwickelte Litteratur in organisch gegliedertem Aufbau geschichtlich zu würdigen und kritisch zu beleuchten. Dies Verfahren ist neu, aber wol berechtigt: einmal lässt sich auf enger begrenztem und zugleich einheitlich in sich abgeschlossenem Gebiet der tiefere *Zusammenhang* zwischen dem nährenden Volksboden und seinen dichterischen Erzeugnissen Fall für Fall bestimmter nachweisen; dann werden durch sorgsame Pflege der stammeseigenen Spezialliteraturgeschichte auch der großdeutschen Nationalliteraturgeschichte nicht zu unterschätzende Beiträge zu erwünschtem *Einbau* übermittelt; endlich gewinnt die so wichtige Volkskunde durch Herbeiziehung und Würdigung der stammesartlichen Dichtung ein Belangreiches für ihre Verwendbarkeit im Dienst der *vergleichenden* Literaturgeschichte, welche ja doch in dem verschieden gearteten Nebeneinander der Stammesliteraturen eine Herausforderung zu Gegenüberstellungen erkennen dürfte, um hiedurch Einblicke zu gewinnen in das gesetzmäßige Schaffen der dichtenden Volksseele. Wenn bei der *Dialektliteratur* das Bedürfnis hiezu noch etwas deutlicher zu Tage tritt, so regen die entsprechenden Erscheinungen der schriftsprachlichen Stammesdichtung dagegen *weitere Kreise* zu hieraufbezüglichem Nachdenken an, — und es ist die Annahme in der Tat sehr naheliegend, dass mit der Zeit, wenn nämlich auch anderswo der stammesliteraturgeschichtliche Stoff in ähnlicher Weise geordnet vorliegt, mancher Abschnitt unseres nationalpoetischen Schatzes ein anderes geschichtliches Angesicht zeigen werde. Ueber die Berechtigung des Kraussischen Unternehmens konnte also kein Streit entstehen; vielmehr wird seine Arbeit überall, wo man für die Bedeutung der durch örtliche Sonderverhältnisse bedingten sprachlandschaftlichen Urtümlichkeit einen offenen Sinn hat, mit Freuden begrüßt und nach obigen Gesichtspunkten gewürdigt werden. Mich dünkt, die Erforschung der Dichtung des *eigenen* Volksstammes bringt die geheimnisvolle Lebenslehre der Dichtkunst dem Genossen desselben viel unmittelbarer und anschaulicher zum Bewusstsein als das Schwelgen in räumlich abgelegenen Literaturerzeugnissen.

Doch ist auch die Ausführung seines Plans geeignet, sich einen Bildungsgewinn aus dem Werke zu ziehen. Die Absicht des Verfassers zielte ja nicht bloß dahin, die Dichter urschwäbischer Herkunft und spätwürtembergischer (einverleibter) Zugehörigkeit in möglichster Vollständigkeit nach der Zeitfolge ihres Auftretens namhaft zu machen und ihre Schriften irgend einer vorhandenen Uebersicht einzugliedern, sondern er ließ es sich auch angelegen sein, sie so zu kennzeichnen, dass ihre literaturgeschichtliche Persönlichkeit im Lichte der schwäbischen Geistesentwickelung erscheint und sie selbst teilweise zu Trägern der einheimischen Kulturgeschichte berufen sind. Er stellt den Mann als Kind und Knecht seiner „Zeit“ zugleich in den Vordergrund und nimmt dann Veranlassung, schwäbisches Wollen und Vollbringen in Beziehung zu deutschem Schaffen und -- Unterlassen zu bringen, wobei er sich aber einer taktvollen Zurückhaltung befleißt. Der fast sprichwörtlich gewordene „potenzirte Deutsche“ (Schwabe) weist, wie K. schon S. 10 f. andeutet, auch in der Dichtung die Licht- und Schattenseiten des deutschen Wesens gesteigert auf, so dass man oft kleine Riesen und grosse Zwerge streng zu unterscheiden und einander schnurstracks gegenüber zu stellen sich veranlasst findet. (Beispiele wird der Leser selbst zur Genüge finden.) Hierbei ist K. so ehrlich, ganz offen zuzugestehen, wie in der Uebergangszeit von der steifen Schul- und Zopf-Dichtung zur freien klassischen Dichtung seine Schwaben anfangs nur das Notdürftigste zu bieten vermochten, um dann blitzschnell mit Schubart, mit Wieland und Schiller zu glänzen; und als die Dichtung, deren Blüte der Schwabe mit Traumesglück begrüßte, im Niedergang begriffen war, zogen die Schwaben sich in die Welt des Gedankens und der übersinnlichen Anschauung zurück; die größten Philosophen des Jahrhunderts tauchten eben, jetzt hier mit überwältigender Kraft auf, nachdem im Norden die Helden der Morgenröte hinüber waren. Aehnlich bei den Vertretern der Künste und der Journalistik. (So weit dieser Band, wenn wir von der kurzen, aber im allgemeinen zutreffenden Darlegung über das Schlusskapitel „Schwäbische Dialektdichtung“, S. 378 bis 394, absehen.)

Das scheinen mir im großen Ganzen die leitenden Grundsätze zu sein, an deren Hand der Verfasser den reichen Stoff prüfte, sichtete, beurteilte und ordnete, um uns dann mit Be-

ginn des 19. Jahrh. zu verlassen, in welchen bei uns die Vorstellungen von Vaterland und Politik, Kirche und Theologie, Bürgertum und Gesellschaftslehre in der Dichtung geschichtlich wiedergespiegelt werden. Und die Hauptsache: auch diesmal wird der Schauplatz äußerlich und innerlich ein *schwäbischer* sein. Wir dürfen uns auf die Vollendung des ganzen Werks, dem wir namentlich *den Erfolg, dass es in allen andern deutschen Stammesgebieten von berufenen Kräften selbstständig nachgeahmt werden möchte*, aus voller Seele wünschen. Bis jetzt ist wol nur in der Schweiz eine verwante Arbeit vorhanden (von J. Bächtold 1888).

Erligheim. A. HOLDER.

VEROEFFENTLICHUNGEN DER BADISCHEN HISTORISCHEN KOMMISSION.

Die Badische Historische Kommission hat die Aufgabe, die Kenntnis der Geschichte des Großherzoglichen Hauses und des Badischen Landes zu fördern. Zur Erfüllung dieser Aufgabe beschäftigt sie sich mit der Sammlung und Herausgabe des Quellenmaterials für die Geschichte des Großherzoglichen Hauses und der Gebiete, welche das heutige Großherzogtum Baden bilden. Sie veröffentlicht ihre Arbeiten in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins oder in zwanglosen Bänden, die auf ihrem Titel als „herausgegeben von der Badischen Historischen Kommission“ bezeichnet werden.

I. MITTELALTERLICHE QUELLEN, INSBESONDERE REGESTENWERKE.

Regesta episcoporum Constantiensium. Bd. I. bearb. von *P. Ladewig.* Bd. II. Lief. 1—3 bearb. von *A. Cartellieri.* Innsbruck, Wagner. 1887—1896. 4°. brosch. 34 M.

Regesten der Pfalzgrafen am Rhein. Unter Leitung von Ed. Winkelmann bearb. von *A. Koch* und *J. Wille.* Bd. I. Innsbruck, Wagner. 1894. brosch. 30 M.

Regesten der Markgrafen von Baden und Hachberg. Bd. I. Lief. 1—8 bearb. von *R. Fester.* Innsbruck, Wagner. 1892—1895. 4°. brosch. 32 M.

Quellen und Forschungen zur Geschichte der Abtei Reichenau. Bd. I. *K. Brandi.* „Die Reichenauer Urkundenfälschungen." Mit 17 Taf. in Lichtdruck. 4°. brosch. 12 M. Bd. II. *K. Brandi.* „Die Chronik des Gallus Öhem." Mit 27 Taf. in Lithographie. Heidelberg, Winter. 1890—1893. 4°. brosch. 20 M.

F. von Weech. Codex diplomaticus Salemitanus. Mit Unterstützung Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs, des † Markgrafen Maximilian und der Badischen Historischen Kommission. Bd. I—III. Mit 40 Taf. in Lichtdruck. Karlsruhe, Braun. 1881—1895. Lex.-8°. brosch. 42 M. 40 Pf.

Oberrheinische Stadtrechte. 1. Abteilung: „Fränkische Rechte." 1—3. Heft bearb. von *R. Schröder.*

1. Wertheim, Freudenberg und Neubrunn. 2 M.
2. Der Oberhof Wimpfen mit seinen Tochterrechten Eberbach, Waibstadt. Oberschefflenz, Bönnigheim und Mergentheim. 5 M. 50 Pf.
3. Mergentheim Lauda, Ballenberg und Krautheim. Amorbach, Walldürn, Buchen, Külsheim und Tauberbischofsheim. Heidelberg, Winter. 1895—1897. 6 M. Lex.-8°. brosch.

K. Beyerle. Die *Konstanzer Ratslisten des Mittelalters.* Heidelberg, Winter. 1898.Lex.-8°. brosch. 8 M.

II. QUELLEN ZUR NEUEREN GESCHICHTE.

B. Erdmannsdörffer und *K. Obser. Politische Korrespondenz Karl Friedrichs von Baden 1783—1806.* Bd. I—IV. Lex.-Heidelberg, Winter. 1888—1896. 8°. Zns. 72 M. brosch.

K. Knies. Karl Friedrichs von Baden brieflicher Verkehr mit Mirabeau und Du Pont. 2 Bde. Heidelberg, Winter. 1892. Lex.-8°. brosch. 25 M.

M. Immich. Zur Vorgeschichte des Orléans'schen Krieges. Nuntiaturberichte aus Wien und Paris 1685—1688. Heidelberg, Winter. 1898. Lex.-8°. brosch. 12 M.

A. Thorbecke. Statuten und Reformationen der Universität Heidelberg. Leipzig, Dunker & Humblot. 1891. Lex.-8° brosch. 16 M.

III. BEARBEITUNGEN.

A. Krieger. Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden. Abt. 1—4 (— St. Trudpert) Heidelberg, Winter. 1893—1897. Lex.-8°. brosch. 30 M.

J. Kindler von Knobloch. Oberbadisches Geschlechterbuch. Bd. I. A—Ha. Mit 973 Wappen. Heidelberg, Winter. 1898. 4°. brosch. 43 M.

E. Heyck. Geschichte der Herzoge von Zähringen. Freiburg, Mohr. 1891. Lex.-8°. brosch. 16 M.

E. Gothein. Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes und der angrenzenden Landschaften. Bd. I. Straßburg, Trübner. 1892. Lex.-8°. brosch. 18 M.

A. Schulte. Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden und der Reichskrieg gegen Frankreich 1693—1697. Bd. I. Darstellung mit einem Bild in Heliogravure. Bd. II. Quellen mit 9 Tafeln in Lichtdruck. Karlruhe, J. Bielefeld. 1892. Lex.-8°. brosch. 25 M.

IV. PERIODISCHE VERÖFFENTLICHUNGEN.

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Neue Folge. Bd. I—XII. Karlsruhe, J. Bielefeld. 1886—1897. 8°. brosch. je 12 M.

Mitteilungen der Badischen Historischen Kommission. Nr. 1—19. Beigabe zu den Bänden 36—39 der älteren Reihe und Bd. I—XII der Neuen Folge der obigen Zeitschrift. 1893—1897.

Badische Neujahrsblätter. Blatt 1—7. gr. 8°. Karlsruhe, Braun. 1891—1897. (Sämtlich vergriffen.)

1. *K. Bissinger*. Bilder aus der Urgeschichte des Badischen Landes. Mit 25 Abbildungen.
2. *Fr. von Weech*. Badische Truppen in Spanien 1810—1813 nach Aufzeichnungen eines badischen Offiziers. Mit einer Karte.
3. *B. Erdmannsdörffer*. Das Badische Oberland im Jahre 1785.
4. *F. L. Baumann*. Die Territorien des Seekreises 1800. Mit 1 Karte.
5. *E. Gothein*. Bilder aus der Kulturgeschichte der Pfalz nach dem dreißigjährigen Kriege.
6. *R. Fester*. Markgraf Bernhard I. und die Anfänge des Badischen Territorialstaates.
7. *J. Wille*. Bruchsal. Bilder aus einem geistlichen Staat im 18. Jahrhundert. Mit 6 Abbildungen.

Neujahrblätter der Badischen Historischen Kommission. Neue Folge. gr. 8°. Heidelberg, Winter 1898. brosch. je 1 M. 20 Pf.

1. *Fr. von Weech*. Römische Prälaten am deutschen Rhein 1761—1764.

FREUNDE DER VOLKSKUNDE

werden auf die *Rheinischen Geschichtsblätter* (Bonn, Hanstein) aufmerksam gemacht, die fortlaufend eine Reihe von volkskundlichen Mitteilungen bringen.

Inhalt.

Seite.

Sendungen für die Alemannia wolle man richten an Dr. F. Pfaff, Bibliothekar an der Hochschule zu Freiburg i. B., oder an die Verlagsbuchhandlung von P. Hanstein in Bonn.

ALEMANNIA.

Zeitschrift

für

Sprache, Kunst und Altertum

besonders des

alemannisch-schwäbischen Gebiets

begründet

von

† Anton Birlinger

fortgeführt

von

Fridrich Pfaff.

XXVI. Jahrgang.

I. Heft. (Ausgegeben am 25./6. 1898.)

Bonn 1898.

P. Hanstein's Verlag,

Franziskanerstr. Nr. 6.

3 Hefte bilden einen Band (Jahrgang). Preis 6 M.

Inhalt.

Sendungen für die Alemannia wolle man richten an Dr. F. Pfaff, Bibliothekar an der Hochschule zu Freiburg i. B., oder an die Verlagsbuchhandlung von P. Hanstein in Bonn.

DIE KÜRENBERGERFORSCHUNG.

VON

KARL BRUNNER,

KARLSRUHE.

„Kein Rest unseres Altertums," sagt *Wilmanns* (Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide, 26 f.), „hat eine verhältnismäßig so umfangreiche Literatur hervorgerufen, als diese wenigen Strophen; kaum ein anderer Gegenstand hat größere Kontroversen veranlasst." Und *Paul* meint (Beitr. II, 406 ff.): „Es ist fast erforderlich, dass man um Entschuldigung bittet, wenn man heutzutage noch etwas über den Kürenberger schreiben will, da die ihn betreffenden Fragen besonders in allerjüngster Zeit aufs umständlichste erörtert worden sind, ohne dass eine Partei die andere überzeugt hat."

Den Ausgangspunkt des literarischen Streites bildet die Frage nach dem Verhältnis des Kürenbergers zum Nibelungenliede. Diese Frage, schon früher angeregt, wurde von *Franz Pfeiffer* in einem am 30. Mai 1862 in der Wiener Akademie gehaltenen Vortrag „Der Dichter des Nibelungenliedes" mit aller Bestimmtheit dahin entschieden, dass „der Kürnberger und der Dichter des Nibelungenliedes für Eine Person zu halten sei." Zum erstenmal ward die Idee eines Zusammenhangs zwischen dem Verfasser der unter dem Namen „des von Kürenberg" überlieferten Strophen und dem Nibelungenlied ausgesprochen in *Mones Bad. Archiv*, Bd. I (1826), 54, allerdings noch sehr zurückhaltend, mehr andeutungsweise. Weiter ging schon *Holtzmann* (Untersuchungen über das Nibelungenlied. 1854). Er ist sehr wol geneigt, dem K. die Autorschaft des Nibelungenliedes zuzuschreiben, stößt sich aber an dem nach seiner Ansicht zu großen Altersunterschied der lyrischen und der epischen Dichtung (S. 185 f.). Seine ganze Behandlung der K.-frage leidet unter dem Zwang, den er der Chronologie antun muss, um die Identität mit seinem Meister Konrad wenigstens sehr wahrscheinlich zu machen (S. 134 f.).

Den letzten entscheidenden Sehritt hat *Pfeiffer* getan in seinem erwähnten Vortrag. Damit war der Zankapfel in die germanistische Gelehrtenwelt hineingeworfen, die sich alsbald in zwei Lager spaltete. Hier wie dort wurde mit fieberhaftem Eifer gearbeitet, um alles nur Erfindliche beizubringen zur Unterstützung oder zur Bekämpfung der scharfsinnigen Hypothese. Allerdings stehen die positiven Ergebnisse der langwierigen, mitunter recht unerfreulichen Fehde, die man wol auch verächtlich „Kürenbergerei" gescholten hat (*v. Muth*, mhd. Metrik, S. VI), für die Wissenschaft in keinem Verhältnis zu dem gewaltigen Lärm, der sich darob erhoben. Aber *einen* Vorteil hat sie doch gebracht, der nicht gering anzuschlagen ist: es ist in dankenswerter Weise Licht verbreitet worden über unsere älteste Lyrik, ganz besonders aber über die Lieder und über die Person „des von K." Diese Seite der K.-frage ist es auch, die uns hier ausschließlich beschäftigen soll. Die andere nach dem Zusammenhang mit dem Nibelungenlied soll nur so weit berührt werden, als es im Interesse unsrer eigentlichen Untersuchung liegt.

Bevor wir jedoch in die innere, kritische Betrachtung der hauptsächlichsten Meinungsäußerungen über die Frage eintreten, geben wir zur besseren Orientirung zunächst eine allgemeine Uebersicht über den umfangreichen Stoff, *eine kurze Geschichte der Kürenberg-Literatur.*

I. TEIL.

Die Kürenberg-Literatur.

Die ältere Literatur (*Lachmann, Mone, Wackernagel, Von der Hagen, Simrock, Holtzmann*) verdient insofern Berücksichtigung, als auch hier, namentlich bei Erörterung der Nibelungenfrage, ein Urteil über Wesen und Charakter der K.-Strophen nicht ganz beiseite zu lassen war.

Einige wenige Bemerkungen über die K.-Strophen enthalten die Rezensionen der 1. Ausgabe des Lachmann-Hauptschen Minnesangsfrühlings (1857) von *Bartsch* und *Pfeiffer* (Germ. III, 481—508), die Erwiderung *Haupts* (ZfdA. XI, 563—593) und *Pfeiffers* Entgegnung hierauf (Germ. IV, 232—

237) — übrigens eine Polemik, die nicht selten über das Sachliche hinausgreift und einen persönlich-gereizten Ton annimmt.

Eingehendere Beachtung hat, wie gesagt, die K.-frage erst gefunden seit dem Auftreten der Pfeifferschen Hypothese. In erster Linie ist zu nennen ein grösserer Aufsatz *Scherers*. „Der Kürenberger" (ZfdA. XVII (1874), 561—581), der zusammenfasst, schärfer präzisirt und begründet, was der Verfasser schon vorher anderweitig erörtert oder blos angedeutet hatte (Vorlesungen des Wintersemesters 18⁶⁴/₆₅, Preuss. Jbb. XVI (1865), 267 ff, Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich, 101 ff, Deutsche Studien I (1870), 51). Sch. gelangt zu dem Ergebnis, dass der K. wol der Erfinder der „Kürenberges wîse" sein könne, nicht aber der Sänger der unter seinem Namen überlieferten Strophen; diese haben überhaupt keinen einheitlichen Verfasser; vielmehr sind die sogenannten Frauenstrophen auch tatsächlich von Frauen gedichtet. „K. ist aller Wahrscheinlichkeit nach," sagt Sch. S. 571, „der Name des Urhebers (d. h. des Metrums), ein Dichtername." „Wir werden diese fünfzehn Strophen als namenlose betrachten müssen."

Ganz auf Sch.'s Seite treten *Müllenhoff* (Denkm²., 363 f.) und Zupitza in seinem Schriftchen (Oppelner Progr. 1867) „Über Franz Pfeiffers Versuch den Kürenberger als den Dichter der Nibelungen zu erweisen", dessen Rezensent *Bartsch* als der erste gegen die Sch.-sche Theorie Stellung nimmt (Germ. XIII, 241 ff. — März 1868.). Auch *Heinzel* kann sich nicht damit einverstanden erklären, er „kann," wie er an Sch. schreibt, „hier nur zu einem non liquet kommen oder zu einer andern Wahrscheinlichkeit." (Sch., Stud. II (1874), 17.) Dem gegenüber behauptet *Scherer* seinen alten Standpunkt (Stud. II, 17 f.), den er nochmals eifrig verteidigt (ZfdA. XVIII (1875), 150 ff.) gegen die Angriffe *Herm. Fischers* im Anhang zu dessen „Forschungen über das Nibelungenlied seit Karl Lachmann, eine gekrönte Preisschrift (von der philos. Fak. der Univers. Tübingen), 1874," S. 257 ff. F. kehrt sich gleichzeitig gegen einen andern Vertreter der Sch.-schen Ansicht, gegen *Vollmöller* („Kürenberg und die Nibelungen mit einem Anhang: der von Kürnberc, hrsgeg. von Karl Simrock, eine gekrönte Preisschrift (von der philos. Fak. der Univers. Tü-

bingen), 1874.") F. und V. zusammen hat *Bartsch* kritisirt (Germ. XIX (1874), 352 ff.).

Mit mehr Erfolg wird Sch. bekämpft von *Paul* (Beitr. II (1876), 406 ff.) und von *Wilmanns* (Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide. 1882., 26 ff.). Beide Darstellungen, namentlich aber Pauls Aufsatz „Kritische Beiträge zu den Minnesingern. 1. Der von Kürenberg" sind für die Beurteilung der ganzen Frage von größter Wichtigkeit, weil sie zum erstenmal den K. für sich behandeln, losgelöst von der Pfeifferschen Hypothese, mit der auch noch Fischer seine Widerlegung Sch.s „verquickt" hatte. Paul gelangt (S. 417) zu dem Ergebnis, „dass nichts im Wege steht, einen Verfasser für alle Strophen anzunehmen, welcher dann der K. sein muss." Dies steht auch für Wilmanns fest, der außerdem (a. a. O., 165 und AfdA. VII, 265) eine bisher kaum berührte Frage anregt, die nach der Originalität unserer Lieder. Er verneint sie. Gegen ihn, besonders auch hinsichtlich des letzten Punktes, wendet sich *Burdach* (ZfdA XXVII (1883), 355 ff.), derselbe, der bereits vorher in seinem „Reinmar der Alte und Walther von der Vogelweide, ein Beitrag zur Geschichte des Minnesangs 1880," 75 f. Pauls Ansicht zurückweist, seinerseits aber von *Wilmanns* bekämpft wird in einer Rezension (AfdA. VII (Dez. 1880), 258 ff.). Im Anschluss an Burdach suchen *Richard M. Meyer* (ZfdA. XXVII (1885), 121 ff.) und *A. Berger* (ZfdPh. XIX (1886), 440 ff.) die Entstehung der ritterlichen Lyrik auf einheimischer Grundlage darzutun. Hier darf auch der Aufsatz *E. Th. Walters* (Germ. XXXIV, (1889), 1 ff.) „Über den Ursprung des höfischen Minnesanges und sein Verhältnis zur Volksdichtnng" erwähnt werden, der zwar nicht unmittelbar unsere Frage berührt, aber doch allgemeine Gesichtspunkte zu ihrer Beurteilung darbietet.

Gegen Sch. traten weiterhin auf *R. Becker* („Der altheimische Minnesang, 1882," 59 ff,) und besonders *Neubourg* in einer ausführlichen Untersuchung „Zum Kürenberger" (Germ. XXX (1885), 79 ff.). Im Zusammenhang mit MF I, IV, VII wird unser Dichter nochmals ausführlich besprochen von *Brachmann* (Germ. XXXI (1886), 443 ff.), der sich entschieden zu Paul bekennt. Von geringerer Bedeutung ist das mit großem Anspruch auftretende Buch *Ortners* „Reinmar der Alte. Die Nibelungen. 1887," dessen Rezensent *Phil. Strauch*

(Dt. Lit. Ztg. 1887, 1210 ff.) in der Opposition gegen Sch. mit ihm zwar übereinstimmt, im übrigen aber von Ortners „Ergüssen“ wenig befriedigt ist. Eine nochmalige Widerlegung Sch.s gibt *Pralle* in seiner Dissersation „Die Frauenstrophen im ältesten deutschen Minnesang. 1892,“ die auch eine gute, obgleich nicht ganz vollständige Übersicht über die K.-litteratur enthält. Diese wie die literarischen Angaben bei *Bartsch* („Deutsche Liederdichter des XII. bis XIV. Jahrh. 2. A. 1879,“ S. XXX) erleichterten die vorliegende Zusammenstellung wesentlich.

Eine Monographie über die „Kürenberges wîse“ besitzen wir von *Wilmanns* („Beiträge zur Geschichte der älteren deutschen Literatur,“ Heft IV, 3, 79 ff.).

Die Frage nach der Person des K., seiner Heimat und Lebenszeit, die selbstverständlich in den bisher erwähnten Schriften schon mehrfache Berücksichtigung fand, wurde, besonders hinsichtlich seiner Heimat, ausführlicher behandelt von *Mone*, a. a. O., von *Von der Hagen*, „Minnesinger“ IV, 109 ff, von *Holtzmann*, „Untersuchungen über das Nib.-lied,“ 135 — hier geschieht der erste Hinweis auf Linz —, in *MF.*, *230*, von *Riezler*, FzDG. XVIII (1878), 547 ff. und neuerdings von *Julius Strnadt*, „Der Kirnberg bei Linz und der Kürenberg-Mythus. Ein kritischer Beitrag zu Minnesangsfrühling. 1889,“ der vollständig widerlegt wird von *Hurch*, „Zur Kritik des Kürenbergers. 1889“ bezüglich seiner ortsgeschichtlichen Nachweise, von *Fr. Pfaff* hinsichtlich seiner germanistischen Aufstellungen in einem noch einmal über die ganze Frage recht gut unterrichtenden Aufsatze „Der von Kürenberc“ (Zsr. der Gesellsch. f. Beförderg. der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften, VIII (1889), 107 ff.), an den sich von demselben Verfasser eine Rezension Hurchs anschliesst (ebenda, XIX (1890), 103 ff.). Eine solche findet sich auch in der ZfdPh. XXIII (1891), 361 f. von *Fr. Vogt*, wie im *Litt. Centr.-Bl. f. Deutschland* (1890), 705. In der Zsr. f. Gesch. des Oberrheins N. F. VII. (1892), S. 556 f. tritt *Schulte* nochmals für die bereits von Pfaff in dem eben erwähnten Aufsatz zurückgewiesene breisgauische Herkunft des Dichters (von der Kürnhalde bei Kenzingen) ein. Er wiederholt seine Annahme in der ZfdA. XXXIX, 1 ff., wogegen *Grimme* (Alemannia XXIV

(1896), 139) sich wendet, der auch in seiner oben erschienenen „Geschichte der Minnesinger, Paderborn 1897“ die Frage nach der Herkunft des K. unentschieden lässt.

Schließlich seien noch erwähnt die kurz zusammenfassenden Darstellungen *Hügels* in Ersch und Grubers Enkyklopädie II. und *Wilmanns'* in der ADB.

Von den *Ausgaben* der K.-Strophen sind die wichtigsten:

In „Kiurenbergii et Alrammi Gerstensis poetarum theotiscorum carmina carminumque fragmenta recensuit *G. Wackernagel*. Berolini 1827.“

In *Hoffmanns* „Fundgruben“ 1, 263 ff.

In *Von der Hagens* „Minnesinger, deutsche Liederdichter des XII., XIII. und XIV. Jahrh.“. Leipz. 1838. I, 97. (MSH.),

In „Des Minnesangs Frühling“ von *Karl Lachmann* und *Moriz Haupt*. Leipzig 1857. 4. A. 1888, 7 ff. (MF.).

In dem Anhang zu Vollmöllers zitirter Schrift: „Der von Kürnberc“ von *Karl Simrock*. Stuttg. 1874.

II. TEIL.

Die Lieder ‚des von Kürenberc.'

Nachdem so der Überblick über den fast ungeheuren Stoff einigermaßen erleichtert ist, können wir zur Darstellung der einzelnen Ansichten und ihrer näheren Begründung selbst übergehen. Wir scheiden dabei zwischen den Gedichten und der Person des Dichters, jedoch nur in soweit, als letztere nicht mit jenen im engsten Zusammenhang steht, d. h. so weit nicht aus den Gedichten selbst die Autorschaft oder überhaupt die Existenz „des von Kürenberg“ nachgewiesen oder bestritten wird.

Der III. Teil hat darum nur von Heimat und Lebenszeit des Dichters zu handeln.

Die Hauptmasse der über die K.-strophen geäußerten Meinungen lässt sich in *zwei Gruppen* teilen, deren eine *Scherer*, deren andere *Paul* zum Mittelpunkt hat. Beider Ansichten

stehen darum zu Anfang des jeweiligen Abschnittes, die ihrer Anhänger finden nur soweit Berücksichtigung, als sie neue oder abweichende Gesichtspunkte enthalten. Chronologische Reihenfolge der Erscheinungen ist selbstverständlich nirgends angestrebt. Sie ist ja ohnehin aus den gegebenen Zusammenstellungen ersichtlich.

Vorauszuschicken ist eine Betrachtung der bis zu Pfeiffers Hypothese — allerdings nur vereinzelt — aufgetretenen Äusserungen über den K., gewissermaßen als Vorgeschichte des mit Scherer beginnenden K.- Streites. Die Zitirung geschieht durchweg nach MF. 4. A. 1889.

§ 1.

Die Kürenbergliteratur bis zu Franz Pfeiffer.

Die ältere Literatur, die sich mit dem K. befasst, geht noch nicht ein auf kritische Untersuchung der Entstehung und des Wesens seiner Strophen, sie gibt mehr den allgemeinen Eindruck wieder, den diese auf den unbefangenen Leser machen. Es ist begreiflich, dass dabei die Frage nach der Autorschaft des K. fast gar nicht berührt wird. Nur *Simrock*, der die Strophen in seinem „Altdeutschen Lesebuch (1851)“, S. 50 nicht, wie die große Heidelberger Liederhandschrift (C) — die einzige, die unsere Lieder überliefert —, mit dem Namen „des von K.“ bezeichnet, sondern sie einfach „in Kürenberges wise“ nennt, ist skeptisch genug, um zu sagen (S. 51), dass „doch nicht einmal erwiesen ist, dass er gelebt und diese volkstümlich klingenden Strophen gedichtet hat.“ Für ihn — dies hält auch *Haupt* (MF., 230) für möglich*) — hat eben der Sammler der Hsr. den Namen einfach aus $8_{,6}$ entnommen, eine Ansicht, der wir auch später wieder begegnen werden.

Im übrigen ist der Grundzug, der durch diese ganze Literatur geht, *die Betonung des epischen Gehaltes der K.-Strophen.*

---

*) Nur für möglich, nicht wie Zupitza (a. a. O., 5) sagt, für bestimmt: „Aus den Worten „in Kürenberges wise“ soll nun nach Haupt die Hsr. ihre Überschrift haben.“

Immer und immer wieder wird darauf hingewiesen. *Mone* (a. a. O., 54) findet Verwantschaft der Strophen mit dem Epos nach Form und Inhalt, in Bildern und Redewendungen. „Ist es doch, wenn man das Lied des Kürnberger liest, als wenn man einen Epiker guter, alter Zeit vor sich hätte, wie etwa den Dichter der Nibelungen, so ähnlich ist er diesem in Geist und Wort.“ *Von der Hagen* (Minnesinger, IV, 109) sagt: „Sie bezeugen ganz deutlich den Übergang der epischen Dichtart in die lyrische, durch Inhalt, Form und Darstellung, welche sich zugleich noch dramatisch ausspricht. Es sind hier mehrere Auftritte einer kleinen Liebesgeschichte lose und romanzenartig aneinandergereihet.“ *Wackernagel* (Gesch. der dt. Literatur 1848, 258) betont den „starken Beigeschmack von Epik.“ *Holtzmann* (a. a. O.) geht, wie oben gezeigt, noch viel weiter. *Uhland* sagt (bei Pfeiffer, a. a. O., 24): „Lyrisches und Episches sind noch ungeschieden, Erzählung, Beschreibung, dramatische Handlung, Erguss des Gefühls, Betrachtung und Lehre fließen hier noch zusammen.“; und *Pfeiffer* fährt, unmittelbar anschließend, fort: „Einem Sänger, der in seinen lyrischen Gedichten den Epiker so wenig zu verläugnen weiß, wie der Kürnberger, dürfen wir auch die Kraft zu einem größern ausgeführten erzählenden Gedichte zutrauen.“

Man möchte fast sagen, es spricht aus alle dem das Gefühl, dass es sich hier um mehr als um diese wenigen Strophen handeln müsse, dass dem Dichter derselben ein anderer, höherer Rang gebühre als an so bescheidener Stelle, und der Drang, das so Gefundene und Empfundene eingereiht zu sehen in einen größeren bereits vorhandenen Gedankenkreis. Was lag da näher als das Nibelungenlied mit seinen vielfachen Beziehungen zu den K.-Stophen nach Form und Wesen, auf die längst hingewiesen worden war!

Wir haben oben gesehen, dass die Pfeiffersche Hypothese ihre Vorgeschichte hat. Aber es blieb beim bloßen Hinweis auf die Möglichkeit eines Zusammenhangs, den entscheidenden Schritt wagte keiner, bis endlich Pfeiffer sozusagen das erlösende Wort sprach. Damit soll nicht etwa gesagt sein, dass alle früheren dieser seiner Meinung gewesen wären, nur ohne sie zum Ausdruck zu bringen. Nein, aber sie hatten das Bedürfnis darüber ins Reine zu kommen. Sie sprachen vom

epischen Gehalt der Lieder, glaubten sich durch die Form an die Nibelungen erinnert und — wussten doch mit alle dem nichts anzufangen. Eine offene Aussprache tat not. Da war es denn dankbar zu begrüssen, dass Pf. nicht länger vor der Entscheidung bangte und mit seiner Aufstellung eine freie Diskussion eröffnete, die nicht ohne Erfolg geblieben ist, allerdings nicht im Sinne ihres Urhebers.

Diese Anschauung der älteren Literatur über den K. beruht auf der Überzeugung von *dem hohen Alter* und *der nationalen Grundlage* seiner Gedichte. Beides wurde rückhaltslos anerkannt, so zwar, dass *Holtzmann* (a. a. O.) mit Bestimmtheit sagen durfte: „Französischer Einfluss ist diesen Strophen noch durchaus fremd!“ und *Pfeiffer* (a. a. O., 29) den K. für „den ersten und ältesten namhaften Dichter ritterlichen Standes in Deutschland“ erklärte. Dies genüge einstweilen. An anderer Stelle wird auf die chronologische Frage näher einzugehen sein, insbesondere auf die von Holtzmann und Pfeiffer vertretenen Anschauungen. Zu erwähnen ist noch die Parallele, die Pf. zwischen unserem Dichter und dem griechischen Lyriker Stesichorus zieht, die ihm eben der epische Inhalt der K.-Lyrik an die Hand gibt.

§ 2.

Scherer und seine Anhänger.

Mitten hinein in den eigentlichen Gegenstand des späteren heftigen Streites führt uns *Scherer*, dessen Anschauung, wie er sie in den verschiedenen oben erwähnten Publikationen ausgesprochen hat, sich dahin zusammenfassen lässt: Er schließt aus der Anwendung der gleichen Weise in MF. $8,_1$ und $9,_{29}$, der Antwort darauf, dass die nämliche Weise auch in dem unbekannten Gesang gebraucht wurde, auf den $(8,_5)$ nur Bezug genommen wird, dass also die Nibelungenstrophe, das Versmaß unserer Lieder, die nämliche sei wie die „Kürenberges wise.“ Und ihr Erfinder war K. Die sonst nicht übliche Strophenbenennung nach dem Autor darf hier nicht befremden; denn bei den Meistersingern finden wir dasselbe Verfahren, dessen Anwendung sich eben bis auf die mhd. Blütezeit

zurückführen lässt. Worin bestand aber die Erfindung? K. hat das für den Gebrauch der Waisen geltende metrische Gesetz dahin erweitert, dass vor jeder Reimzeile, nicht wie bisher nur vor der letzten, eine Waise eintritt. Die Reimzeilen aber werden alle, bis auf die letzte, um je eine Hebung verkürzt. Unsere Strophen jedoch weisen noch einen anderen Ton auf, bei dem nicht die letzte, sondern die dritte Waise verdoppelt ist. Die Melodie heißt ($8_{,5}$) schlechthin „Kürenberges wîse." Darum gibt es nur *eine* solche, die zweite vorhandene ist fälschlich so benannt, und die Bezeichnung „des von K." als Autors sämtlicher Strophen ist unrichtig. Diese selbst sind als namenlose zu betrachten. Der Titel ist aus dem Text entnommen ($8_{,5}$) und beruht nicht auf selbständiger Überlieferung.

K. ist auch nicht der Geliebte der Dame, den sie singen hörte. Seine Weise ist vielmehr eine ganz allgemeine, deren sich jeder bedienen konnte. Sonst musste sich die Dame anders ausdrücken. Wir sprechen z. B. von einem Gesang in „Nägelischer Melodie" und meinen damit doch gewiss nicht, dass Nägeli der Sänger ist; so auch hier.

Wer hat die K.-lieder verfasst?

Ein einheitlicher Dichter ist nicht anzunehmen. Vielmehr sind die Frauenstrophen auch wirklich von Frauen gedichtet. Die Zahl der Dichterindividuen bleibt dahin gestellt. Aber dem scheint zu widersprechen, was wir sonst über die Frauenstrophen wissen, deren Autorschaft in den meisten Fällen unbestritten Männern zugeschrieben wird. Allerdings forderte die epische Rücksicht nicht selten vom Dichter der Frau den Ausdruck ihrer Gefühle und Gesinnungen in den Mund zu legen. Die Lieder in ihrer historischen Reihenfolge bilden einen kleinen Roman, gleichsam einen Frauendienst ohne verbindenden Text. Doch dies auch hier anzunehmen, verbietet das klar hervortretende Einteilungsprinzip in unserer Sammlung: zuerst die Frauen-, dann die Männerstrophen. Nur $8_{,9}$ (ein Dialog zwischen Mann und Frau) stört diese Ordnung. Sie gehört aber ohne Zweifel ursprünglich nicht hierher; denn sie scheint nur eingeschoben zu sein, weil ihr Anfang mit dem der vorhergehenden Strophe fast gleich lautet. Streicht man sie also, so bleiben 14 Strophen, die sich in der

Weise verteilen, dass die ersten 9 Frauen, die letzten 5 Männern zugehören.

Am meisten bestimmend für diese Trennung ist aber der bemerkenswerte Gegensatz der Stimmung, der zwischen den zwei Gruppen herrscht, die unausfüllbare Kluft zwischen der männlichen und weiblichen Empfindung: dort Stolz und Härte, Begehrlichkeit und Rohheit; hier Liebesinnigkeit und Weichheit, Sehnsucht und Treue. Was die Frauen hier reden, können nur sie empfunden haben. Solcher Gefühle war der Mann nicht fähig in jener naiven, kunstlosen Anfangsperiode deutscher Lyrik. In der Brust der deutschen Frauen hat diese Poesie als erste leise Melodie einer höheren Empfindung geklungen.

Eine allerdings von den Frauenstrophen bietet Schwierigkeiten ($8,_{1}$.). Sie klingt „unweiblich" aus. Doch scheint es geraten, dieses Bedenken unterzuordnen unter die bestimmte Absicht des Sammlers die verschiedenen Autoren zu trennen.

Dazu kommt ein weiteres. Unsere Strophen sind samt und sonders, wie überhaupt die ältere Lyrik, improvisirte Gelegenheitsgedichte. Gelegenheitspoesie ist gekennzeichnet durch das Momentane, das Subjektive und die Enge des Bewusstseins. Darum könnte auch der Mann, selbst wenn er sonst dazu fähig wäre, bei seinen dichterischen Produktionen, die ja alle Eingebungen des Augenblicks sind, sich nicht in die Stimmung anderer versetzen. Bedenklich erscheint diese Theorie nur in zwei Fällen, hinsichtlich der Strophenpare $8,_{33}$; $9,_{5}$ und $8,_{1}$; $9,_{29}$. Die beiden ersten Lieder hängen offenbar zusammen, widersprechen daher dem Grundsatz der Einstrophigkeit. Auch der Inhalt ist nicht der Ausdruck des Momentanen. Sie sind bereits nicht mehr ganz hierher zu rechnen: das mehrstrophige Lied der ritterlichen Minnesinger kündigt sich an. Das zweite Par stellt unzweifelhaft ein Zwiegespräch dar. Aber so wenig die Situation auch zur Gelegenheitsdichtung geeignet erscheinen mag, sie ist nicht anders zu denken, als dass die Dame die erste Strophe von der Zinne herabspricht, in der zweiten der Ritter die Antwort darauf gibt. Und durch die Anordnung des Schreibers erhalten gerade diese beiden Strophen erst recht prägnanten Sinn.

Die Kunst der Improvisation war eine Zeit lang vorzügliches Eigentum des österreichischen Adels, in dessen Kreisen

auch unsere Liedchen entstanden sind. Es muss dafür eine allgemeine Strophenform gegeben haben. Und diese war die „Kürenberges wîse“, die von der Lyrik auch in die Epik übergіng, in die Dichtungen der Fahrenden, denen wol auch die ältesten Nibelungenlieder zuzuschreiben sind. Durch Annahme dieser beim Adel so beliebten Weise verschafften sich die volkstümlichen Sänger nach und nach Eingang in seine Kreise. Das Maß des Nibelungenliedes zeigt ja auch eine reinere, entwickeltere Form als die K.-strophen.

Wenn die Anordnung unserer Sammlung (14 Str. = 2 mal 7) keine zufällige ist, was allerdings nicht zu entscheiden, so erinnert sie an die Bedeutung der Siebenzahl für das Nibelungenlied, und dann bestand sie wol aus einem Blatt von dem Format der Nibelungenliederbücher mit 28 Zeilen auf jeder Seite. Dies ist im ganzen der Scherersche Standpunkt, den wir noch einmal kurz zusammenfassen.

1. Der von K. ist nur der Erfinder der Strophe, die seinen Namen trägt;
2. aber nicht der Dichter,
3. auch nicht der Geliebte.
4. Die Gedichte haben keinen einheitlichen Verfasser.
5. Die Frauenstrophen sind von Frauen, die Männerstrophen von Männern gedichtet.
6. Str. $8_{,9}$ ist interpolirt.
7. Alle Gedichte sind improvisirt.
8. Die allgemeine Strophenform für die Gelegenheitspoesie, die eine reichentfaltetete Lyrik erzeugte, war die „Kürenberges wîse,“ die von da auch in die Epik (Nibelungenlied) eindrang.

Damit ist, wie man sieht, die Frage ziemlich erschöpfend behandelt. Nur wenig Neues oder Abweichendes wird darum von Sch.s Anhängern noch beigebracht.

Zupitza scheidet die Sammlung in drei Gruppen, die von dem Schreiber durcheinander geworfen worden seien. Zwei davon ($7_{,1}$; $7_{,10}$; $9_{,13}$; $7_{,19}$; $8_{,33}$; $9_{,5}$ und $8_{,17}$; $8_{,1}$; $9_{,29}$; $8_{,25}$.) haben Frauen verfasst, die dritte ($10_{,9}$; $9_{,21}$; $8_{,9}$; $10_{,1}$; $10_{,17}$) ein Mann. Bei dieser Einteilung sind nun gerade zwei Strophen in *eine* Gruppe gebracht, die Sch. veranlasst haben mindestens zwei verschiedenen Individuen die Autorschaft der Frauenstrophen zuzuschreiben. Natürlich, sagt er, redet in $8_{,1}$ eine andere Person als in $8_{,17}$.

K. kann nach Z. nicht der Dichter unserer Strophen sein. Denn er würde eine „unzuht“ begehen, indem er die Frau den Namen ihres Geliebten aussprechen lässt. Ferner müsste der Ausdruck anders gewählt sein; so ist er über die Maßen ungeschickt.

In direkten Widerspruch mit Sch. setzt sich Z. durch die Behauptung, die Identität der „Kürenberges wîse“ mit der Nibelungenstrophe stehe nicht fest; denn die Weise, deren sich die Dame bedient bei Erwähnung jenes nächtlichen Gesanges, braucht doch darum noch nicht die Melodie dieses Gesanges gewesen zu sein.

Aehnlich spricht sich *Vollmöller* aus, der (a. a. O., 39) zu dem Ergebnis kommt: das einzige, was wir wissen, ist, dass es eine „Kürenberges wîse“ gab; wie sie beschaffen und ob sie mit der Nibelungenstrophe identisch war, wissen wir nicht. Mit Bezug auf 8,$_{8}$ ist wol zunächst eine Melodie darunter zu verstehen. Dies rechtfertigt durchaus nicht einen Schluss auf den K. als den Dichter. Die Sache ist vielmehr so zu denken: entweder war das von der Dame erwähnte Lied von K. gedichtet und komponirt, oder der Ritter hat zu der K.-melodie einen eigenen Text gemacht. Dieser selbst aber ist belanglos, weil er von der Frau auf der Zinne nicht verstanden werden konnte. K. kann aber auch nicht der Erfinder der Strophenform oder vielmehr der Verfasser der K.-lieder, wie ihn V. ja nennen muss, sein. Denn aus dem Auftreten der klingenden Reime, die in den K.-strophen ziemlich häufig, im Nibelungenlied seltener zu beobachten sind, darf man schließen, dass sie in noch früherer Zeit das Gesetz der ursprünglichen Nibelungenstrophe für die beiden ersten Langzeilen gebildet haben. Da dem gegenüber unsere Strophen bereits einen Fortschritt bezeichnen, so müssen sie eine spätere Stufe der Entwicklung darstellen, können also nicht vom Erfinder herrühren.

Mit der volkstümlichen Grundlage der deutschen Lyrik stützt *Müllenhoff* (Denkm^{2}., 364) seine Annahme der weiblichen Autorschaft. Er will alle Strophen als Eingebungen des Augenblicks, wie sie der Verkehr beider Geschlechter mit sich bringt, betrachtet wissen und findet in dieser Hinsicht Beziehungen zu den ‚rispetti‘ der Italiener, wofür Sch. lieber die ‚ritornelle‘ setzen möchte.

Burdach (a. a. O.) kommt auf folgende Einteilung:

I. Frauenstrophen,
   1. die an eine Person sich wenden ($7_{,10}$; $7_{,1}$);
   2. die als Selbstgespräche der Frau erscheinen ($7_{,19}$; $8_{,25}$; $8_{,33}$; $9_{,13}$; vielleicht auch $8_{,17}$, weil hier die direkte Anrede ihm nur eine lebendige Vergegenwärtigung des abwesenden Geliebten zu sein scheint);

II. Männerstrophen,
   1. mit direkter Anrede an die anwesende Geliebte ($9_{,21}$; $10_{,1}$);
   2. die zum Vortrag bestimmt sind in Abwesenheit der Frau ($10_{,9}$; $10_{,17}$);

III. Das älteste Beispiel einer rein dramatischen Nebeneinanderstellung der Äußerung des Mannes und der Frau ($8_{,1}$ zusammen mit $9_{,29}$).

Dies alles gilt noch als Vorstufe des eigentlichen Minnesangs, der romanische Einflüsse aufweist.

Hier aber ist noch nichts davon zu spüren, alles rein volkstümlich, wunderbar ursprünglich und taufrisch, Dichter wie Publikum durchaus naiv. Entschieden zurückzuweisen ist der von *Wilmanns* behauptete Einfluss italienischer und provençalischer Vorbilder.

Alle Lyrik, auch die der Kunstdichter, in dieser Periode ist eigentlich Augenblicksdichtung. Auf dauernde Erhaltung und Weiterverbreitung kann es dabei nicht abgesehen gewesen sein; denn dann wären sicherlich mehr als die wenigen Strophen durch die Liedersammlungen auf uns gekommen; auch könnten sie nur von einem Spielmann herrühren, der sie seinem Publikum vorgetragen, dabei aber gewiss durch epische Bemerkungen das Verständnis der einzelnen Strophen zu erleichtern versucht hätte. Das Fehlen dieser epischen Verbindungen bei späteren Dichtern, die nachweisbar Frauen redend einführen, beweist eben nur, dass sie kein naives Publikum mehr vor sich hatten, dass dieses vielmehr schon bestimmte literarische Voraussetzungen und Gewohnheiten kannte.

Wie Sch. die Pflege unserer ältesten Lyrik vorzüglich in den Händen von Frauen findet, so betont auch Burdach die Häufigkeit der Frauenstrophen gegenüber den wenigen vom Manne gesprochenen und zieht zugleich die ebenfalls von Sch. (AfdA. I, 204) nachgewiesenen Analogien bei nicht-

germanischen Völkern, wie bei den Chinesen, Arabern, Südseeinsulanern, Kabylen, Serben, Finnländern, heran. Für die Ausübung der Poesie in Deutschland durch Frauen lässt er die ‚winileodi' der Nonnen, die ‚puellarum cantica' des IX. Jahrh. sprechen. An geistiger Bildung waren die Frauen den Männern etwa ebenso überlegen wie die Kleriker dem übrigen Volke. Wenn sie aber in den Zeiten des ausgebildeten Minnesangs aus den Reihen der Dichter verschwinden, so erklärt sich dies sehr wol aus ihrer tiefen Abneigung gegen die unnatürliche Nachahmung des ihnen fremdartigen Minnedienstes.

Mehr als Sch. hebt B. den Fortschritt hervor, der in dem rein dramatisch gehaltenen Zwiegespräch zwischen Mann und Frau ($8_{,1}$; $9_{,29}$) zu Tage tritt.

Auf etwas anderem Wege als Sch. gelangt er zu dem gleichen Ergebnis, wie dieser, nämlich dass die Lieder als namen- und herrenlos überliefert zu betrachten seien. Die Behauptung Sch.s, es habe nur *eine* „Kürenberges wîse" gegeben, geht ihm zu weit. Wol aber gibt er zu, dass die Dame nur *eine* „K. w" gekannt habe; demnach müsste der spätere Sammler besser unterrichtet gewesen sein als sie; denn ihm wäre ja noch eine zweite Weise bekannt gewesen. Da dies aber nicht wol anzunehmen, so darf ein Ton als irrtümlich unter dem Namen „des von K." überliefert gelten; welcher, muss dahin gestellt bleiben.

In der bereits mehrfach berührten allgemeineren Frage nach dem Ursprung der deutschen Lyrik weisen die betreffenden Arbeiten von Vertretern Sch.-scher Richtung nichts Neues auf gegenüber den oben dargelegten Anschauungen. Es gilt ihnen als ausgemacht, dass die ritterliche Lyrik im ganzen auf einheimischer Grundlage gewachsen ist (*R. M. Meyer*, ZfdA. XXIX, 121 ff. und *A. Berger*, ZfdPh. XIX, 440 ff.). Dem Gang ihrer Untersuchungen ins Einzelne zu folgen, kann hier nicht unsere Aufgabe sein.

§ 3.

Paul und seine Anhänger.

Sehen wir uns nun im andern Lager um und betrachten, zunächst *Pauls* Entgegnung gegen *Scherer*.

Es gilt auch ihm als sicher, dass wir es in den vorliegenden Strophen mit der „Kürenberges wîse" zu tun haben.

Doch hält er „wîse“ hier für etwas anderes als Sch. annehmen zu müssen glaubt. Dieser sieht darin nicht mehr als den Hinweis auf den Erfinder, dessen Ruhm er dem K. sehr wol lässt. Paul aber will die Strophe nicht nur von ihm erfunden, sondern auch von ihm allein gebraucht wissen, will also in ihm den nächtlichen Sänger und den Verfasser unserer Strophen sehen. Es muss eine eigenartige, der Dame besonders kenntliche Melodie gewesen sein, deren sich der Ritter bediente. Er singt ja unter der Menge, aus der heraus sie ihn erkennt. Sein Lied kann schwerlich der Dame gegolten haben: $9._{2}$, will er nichts von ihr wissen. Woran konnte sie ihn denn erkennen, wenn er in beliebigem, sogar allgemein verbreitetem Tone sang, woran anders als eben an der von ihm gebrauchten Melodie, die die Dame nur von ihm zu hören gewohnt war? Von einem allgemeinen Gebrauch derselben für jeden Ritter ohne literarische Prätentionen darf keine Rede sein; auch davon nicht, dass „K. wîse“ gemein verbreiteter Name der Strophe sei. Denn Sch. begeht einen Anachronismus mit dem Hinweis auf die Meistersinger. Die Benennung von Melodien nach dem Erfinder kennt die frühere Zeit nicht. Vielmehr liegt hier in „K. wîse“ nichts weiter als die Bezeichnung der Weise des K., welche die Frau als solche erkennt, als seine eigene, die nur er zu gebrauchen pflegt. In Str. $9._{2}$, spricht er unzweifelhaft selbst; für diese darf er also zum mindesten als Verfasser gelten.

Damit kommen wir von selbst auf die Frage der Strophenentlehnung. Für P. ergibt sich als Resultat der vielfachen Erörterungen, dass das von Pfeiffer behauptete Verbot der Strophenentlehnung zunächst in der epischen Poesie nicht gegolten hat. In der Lyrik hat es wol zur Zeit Heinrichs von Veldeke und Friedrichs von Hausen bestanden; denn die von Sch. u. a. angeführten Beispiele von Entlehnung vermindern sich bis auf zwei, ja vielleicht bis auf eines (vgl. *H. Fischer*, Die Forschungen über das Nibelungenlied seit Karl Lachmann, 259) auf zufällige Übereinstimmung. Für die ältere Zeit aber, für die Zeit der Anfänge metrischer Kunst — und dahin gehören unsere Strophen; ihr Bau lässt dies mit Bestimmtheit erschließen — bestand kein Eigentumsrecht auf die Strophenform. Darum braucht aber unsere Strophe noch nicht ganz allgemein verbreitet gewesen zu sein. Sie kann wol in Einzel-

liedern über die Nibelungensage Anwendung gefunden haben so gut wie sie auch in der Lyrik von anderen nachgeahmt worden sein mag, aber nicht muss. Und wenn sie nachgeahmt wurde, so blieb sie doch für die Dame die ganz bestimmte Weise, an der sie ihren Geliebten erkannte, weil sie sie stets von ihm hörte, zumal sie ja den Ritter in ihrer Nähe vermuten musste.

Was nun die Einheit des Verfassers betrifft, so lässt sich diese allerdings nicht mit Bestimmtheit nachweisen, aber ebenso wenig das Gegenteil. Für die Dame freilich gab es nur *eine* „Kürenberges wîse,“ die sie darum schlechthin so nennt. Aber das schließt doch nicht aus, dass K. ohne ihr Wissen gleichzeitig oder später sich noch einer andern Melodie bediente, und darum brauchen die in diesem Ton verfassten Strophen noch nicht gegen die Einheit des Verfassers zu sprechen.

Und gerade damit, dass Sch. hierin den Beweis für mehrere Verfasser sieht, setzt er die Autorschaft des K., die er ja überhaupt bestreitet, wenigstens für die in der eigentlichen „K. wîse“ verfassten Strophen voraus.

Ist aber die Möglichkeit der Autorschaft des K. nachgewiesen, dann kann auch die Ueberschrift auf selbständiger, von der Erwähnung des Namens ($8,_{5}$) unabhängiger Ueberlieferung beruhen, wie uns auch sonst zahlreiche Verfassernamen von Liedern erhalten sind.

Eine wesentliche Stütze seiner Annahme mehrerer Dichter sieht Sch. in der Anordnung der Liedersammlung (s. o. S. 10). Diese Gruppirung war schwerlich ein Zufall, aber sicher ebenso wenig eine Folge der Ueberzeugung, dass die ersten 9 Str. wirklich von Frauen gedichtet seien. Vielmehr berechtigen massenhafte Beispiele zu der Ansicht, dass auch hier rein äußerliche Gründe diese Zusammenstellung veranlasst haben. Dafür spricht gerade die Einfügung von Str. $8,_{9}$ — die Sch. streichen will — an einer Stelle, wohin sie gar nicht passt, eben weil sie blos aus äußerlichem Grunde (gleichlautender Anfang wie bei der vorhergehenden) dahin gestellt worden ist.

Die Zusammengehörigkeit von Str. $8,_{1}$ und $9,_{29}$, die auch Sch. zugibt, — indem er allerdings ein reales Verhältnis annimmt, dort die Dame wirklich reden, hier den Ritter antworten lässt, während unmöglich etwas anderes als ein ge-

dachtes Zwiegespräch darin zu sehen ist, — beweist vollends, dass der Sammler durch seine Anordnung nicht die Verschiedenheit der Verfasser habe hervorheben wollen.

Der „bemerkenswerte Gegensatz" zwischen der männlichen und weiblichen Empfindung ist entschieden übertrieben. Dies darzutun genügt der Hinweis auf den Inhalt der einzelnen Strophen, der die Männer nicht so schlimm, die Frauen nicht durchweg so gut erscheinen lässt, als Sch. es behauptet. Direkt spricht gegen ihn Str. $8_{,9}$, die er zwar ausscheidet, die aber gleichwol keiner späteren Zeit zuzuschreiben ist. Doch selbst den Gegensatz zugegeben, der ja auch bis zu einem gewissen Grade vorhanden ist, warum sollen gerade diese Frauenstrophen nicht vom Dichter Frauen in den Mund gelegt sein, wenn doch sonst zugegeben wird, dass Dichter Frauen redend einführen, so z. B. selbst für die dem Dietmar zugeschriebenen Str. $37_{,4}$ und $37_{,18}$, die entschieden älter sind als die K.s.? Dabei können in den Frauenstrophen eines und desselben Dichters sehr wol verschiedene Frauen auftreten, wie denn tatsächlich — was auch Sch. feststellt und allerdings für seine Ansicht einer Mehrheit von Autoren ausbeutet — in $8_{,1}$ eine andere Frau spricht als in den übrigen Strophen, dort eine vornehme Dame, die den Ritter zur Liebe zwingen will, hier seine Geliebte.

Sch.s Improvisationstheorie kann für unsere Lieder nicht zutreffen; denn nimmer hätten sich diese, bloß für den Augenblick bestimmt, bis auf unsere Zeit erhalten. Dass es aber geschehen, spricht für die Absicht dauernder Erhaltung und Weiterverbreitung. Und eine Prüfung der einzelnen Strophen auf ihren Charakter, zumal eine klare Vorstellung und Vergegenwärtignng der jeweils geschilderten Situation beweist auch für diese Behauptung die völlige Unmöglichkeit, am klarsten in Str. $8_{,9}$ und in den beiden zusammengehörigen Str. $8_{,1}$ und $9_{,29}$, deren gegenseitige Beziehung erst durch die Einheit ihres Verfassers begreiflich wird; diese aber schließt dann jede Improvisation von vorneherein aus.

Am Schluss der Scherer-Paulschen Kontroverse angelangt, stellen wir noch einmal die beiderseitigen Ansichten in ihren Hauptpunkten einander gegenüber:

Scherer:	*Paul:*
1. K. ist nur der Erfinder der „K.-w“;	1. K. ist nicht nur der Erfinder der Str.,
2. aber nicht der Dichter; die Lieder sind anonym;	2. sondern auch der Dichter, mindestens von Str.9,$_{29}$,
3. auch nicht der Geliebte.	3. und der Geliebte.
4. Die Gedichte haben keinen einheitl. Verfasser.	4. Die Einheit des Verfassers ist sehr wahrscheinlich, wenn auch nicht zu beweisen. Der Verfasser ist der K.
5. Die Frauenstr. sind von Fr., die Männerstr. von M. gedichtet.	5. Die Frauenstr. sind den Frauen vom Dichter in den Mund gelegt.
6. Str. 8,$_9$ ist auszuscheiden.	6. Str. 8,$_9$ muss zur Beurteilung beigezogen werden, ob hierher gehörig oder nicht.
7. Alle Gedichte sind improvisirt.	7. Die Improvisationstheorie wird durch Inhalt und Charakter der Str. widerlegt.
8. Die allgem. Str.-Form für die Gelegenheitspoesie war die „K.-w.“	8. Das Verbot der Str.-Entlehnung bestand damals noch nicht, daraus folgt aber noch kein allgem. Gebrauch der „K.-w.“

Wilmanns gibt seine Anschauungen über den K. gelegentlich anderweitiger allgemeinerer Betrachtung der älteren deutschen Lyrik kund. Für ihn ist es von besonderer Wichtigkeit, Sch.s Beweisführung für die Notwendigkeit der Annahme weiblicher Dichter zu entkräften. Dem Verhältnis zwischen Männer- und Frauenstrophen widmet er darum eine genaue Untersuchung, die ihn zu dem Ergebnis führt, dass auch die letzteren von Männern herrühren, die nur durch den Mund von Frauen sprechen. Die Frauenlieder gaben der durch die strenge Etikette eingezwängten Kunst ein Mittel die Frauen von einer Seite darzustellen, von der der übrige Minnesang sie nicht darstellen durfte. Für seine Person konnte der Sänger nicht über das Minnewerben hinausgehen — in seinen Liedern.

Von Erhörung konnte er nur die Dame selbst sprechen lassen. Dabei musste notwendiger Weise ein Gegensatz zwischen männlicher und weiblicher Empfindung zum Ausdruck kommen, auch musste die Frau in den Männerstrophen härter erscheinen und zurückhaltender als in den von ihr gesprochenen. Gerade die naturwüchsigsten Dichter haben begreiflicher Weise sich dieser Form mit Vorliebe bedient, die ihnen wenigstens eine Möglichkeit bot, den für sie besonders drückenden Etikettenzwang zu umgehen. Eine Pflege der Poesie durch Frauen ist nicht ausgeschlossen, sie aber auch für die K.-strophen anzunehmen, dazu besteht keine Berechtigung. Der große Unterschied zwischen dem männlichen und weiblichen Charakter erklärt sich vielmehr aus der menschlichen Natur und den Zeitverhältnissen.

Damit lässt sich Sch. aber nur widerlegen, wenn zugleich nachgewiesen werden kann, dass vor dem höfischen Minnesang eine volkstümliche, persönliche Liebeslyrik in Deutschland nicht existirt hat. Eine solche volksmäßige Poesie konnte ja ihren Einfluss bei der aufblühenden neuen Richtung noch so stark geltend gemacht haben, dass trotz des gesellschaftlichen Zwanges immer noch eine freie, naive Augenblicksstimmung zum Ausdruck kommen konnte, dass Frauen wie Männer in diesem Sinne dichterisch tätig sein mochten. Aber das Vorhandensein einer solchen Poesie ist entschieden zu leugnen; denn die scharfe Sonderung der Stände gerade in Ausübung der Dichtkunst wäre sonst undenkbar. Nichts aber zwingt uns die K.-lieder einer solchen Epoche — angenommen selbst, sie wäre vorhanden gewesen — zuzuteilen: Die Strophenform zeigt kein so hohes Alter, die Etikette ist beobachtet, epische Eingänge und Verbindungen fehlen — alles spricht gegen das Volkstümliche, wenn man nicht das Fehlen der sonst üblichen Formen des Minneliedes, des Einflusses der Vorbilder Hausens, volkstümlich nennen will.

Doch darum waren sie vielleicht nicht ursprünglicher. Denn es ist unwahrscheinlich, dass ein einzelnes Individuum so selbständig über seine Umgebung hinauswächst; und es muss auffallen, dass eine solche Leistung so wenig nachhaltige Wirkung erzielt hat. Woher stammen überhaupt die Frauenstrophen? Sie treten nicht — im Gegensatz zu Sch. s Ansicht: „Diejenigen aber, deren Brust die ersten leisen Melodien jener

höheren Empfindung entquollen, waren deutsche Frauen" (Pr. Jbb. XVI, 267.) — vor dem übrigen Minnesang auf, setzen aber doch ältere Muster voraus. Wo diese zu suchen sind, lässt sich nur vermuten, vielleicht in den Liedern gewerbsmäßiger romanischer Sängerinnen, denen ihre freiere Lebensstellung eher gestattete, als etwa den deutschen Ritterfrauen und Mädchen, rückhaltslos ihre verlangende Liebe zum Ausdruck zu bringen. Möglicher Weise hat sogar der K., bei dem sich verhältnismäßig die meisten Frauenlieder finden, das Verdienst der Einführung dieser Dichtungsgattung in die deutsche Lyrik: eine Strophe von ihm steht einem italienischen Sonett sehr nahe, eine andere einem provençalischen Liede.

Unsere Lieder vollends als spärliche Reste weitverbreiteter Volksdichtung anzusehen, verbietet die Geschichte des deutschen Volkes, insbesondere seiner Lyrik: Für einen solchen Reichtum des Gesanges und poetischer Begabung ist in so früher Zeit kein Raum!

Für *Bartsch* (a. a. O.) genügt der halb epische Charakter der älteren Lyrik, um die Einführung weiblicher Reden durch den Dichter gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

Mit dem Gesetz von der ‚unzuht' beweist er das gerade Gegenteil von dem, was Zupitza damit beweisen will. Z. sagt, wenn der Dichter seine Geliebte in Str. $8,_1$ sprechen lässt, so lässt er sie mit der Nennung seines Namens eine ‚unzuht' begehen; denn als solche galt es in Deutschland, den Namen der geliebten Person in einem Gedichte zu nennen. B. dagegen: Wenn die Dame die Strophe verfasst hätte, so würde sie — freilich ist dabei die Identität des Dichters mit dem Geliebten vorausgesetzt! — allerdings eine ‚unzuht' mit der Nennung des Namens ihres Geliebten begangen haben. Der Dichter aber durfte seinen Namen sehr wol durch andere aussprechen lassen, wie zahlreiche Beispiele beweisen.

Während ferner Z. den Ausdruck „in K. wîse" über die Maßen ungeschickt findet, wenn damit auf den Sänger hingewiesen werden soll, so hält ihn B. vielmehr für den der Situation einzig angemessenen.

Becker (a. a. O.) beschäftigt sich mit der Frage, wie es kommt, dass die Frauenstrophen, die anfangs so häufig auftreten, wie eben beim K., immer seltener werden. Er sieht gerade in dieser Erscheinung einen Beweis gegen die Be-

hauptung von Wilmanns, sie seien durch den gesellschaftlichen Zwang notwendig geworden — wenn sie doch mit der Steigerung dieses Zwanges immer mehr schwinden! Becker ist der Meinung, dass sie mit der zunehmenden Verfeinerung der Sitten entbehrlicher geworden sind, weil der Mann seiner weichen Gefühle, seiner zarten Empfindungen sich nicht mehr zu schämen, sie nicht mehr unter weiblicher Maske zu verhüllen braucht.

Ohne auf die genaue Untersuchung Beckers über Metrik und Strophenbau beim K. näher einzugehen, fassen wir das Resultat derselben zusammen: Die K.-strophe ist dreiteilig — die Dreiteilung ist ein musikalisches Prinzip — und unterscheidet sich darin klar von der Nibelungenstrophe, die wahrscheinlich gar nicht, und von denen der sonstigen Fahrenden, die allem Anschein nach nicht in dreiteiliger Gliederung gesungen wurden.

Der Dichter hat seinen Namen absichtlich genannt, um ihn der Nachwelt zu überliefern.

Neubourg (a. a. O.) glaubt außer der von Wilmanns entdeckten Ähnlichkeit einer unserer Strophen mit einem provençalischen Liede noch weitere Gründe für die Annahme fremden Einflusses geltend machen zu müssen, wobei er sich auf Bartschs Äußerung (Deutsche Liederdichter, XXVIII): „Provençalische Dichter pflegen am Schlusse des Liedes ein Geleit anzufügen, welches meist persönliche Beziehungen enthält“ beruft, die er auch für den K. gelten lässt hinsichtlich der beiden Schlusszeilen unserer Sammlung. Weiterhin scheint ihm der Hinweis auf die Merker und die Angabe eines Mittels, sie zu täuschen, auf fremden, wiederum provençalischen Einfluss zu deuten.

In Str. $7_{,10}$ wird eine Dame angeredet, nicht, wie sonst angenommen, ein Ritter; dem entspricht auch der Ton der Rede. Die beiden ersten Strophen ($7_{,1}$ und $7_{,10}$) bilden zusammen einen Dialog. Die eine enthält den Auftrag der Dame an den Boten, die andere des Ritters Entgegnung, etwa in Form eines Antwortschreibens.

Für sämtliche 15 Strophen ist nur ein einziges Liebesverhältnis anzunehmen. Deshalb ist auch $8_{,9}$ nicht zu streichen: sie bildet ein notwendiges Zwischenglied in der Aufeinanderfolge der beiden Gegensätze, des energischen, stolzen Tons

in Str. $8_{,1}$ und der weichen, rührenden Klagen in den späteren Strophen.

Ebenso wenig gerechtfertigt ist eine Umstellung von Str. $9_{,29}$ hinter $8_{,8}$. Beide gehören wol zusammen, doch nicht so, dass die anderen nicht dazwischen stehen dürften. Ganz und gar unzutreffend ist die Charakterschilderung, die Sch. von dem Ritter gibt. Wirkliche Härte kann man ihm kaum vorwerfen.

Brachmann (a. a. O.) bietet in seinem längeren Aufsatz „Zu den Minnesängern“ für uns zunächst wenig Neues. Die mangelhafte Begründung der Sch.-schen Behauptung einer unausfüllbaren Kluft zwischen männlicher und weiblicher Empfindung wird nochmals ausführlich hervorgehoben.

Wichtiger ist die versuchte Widerlegung Neubourgs und teilweise auch Wilmanns'. In Str. $7_{,10}$ muss eine Dame sprechen; denn nur so hat es Sinn, von Gleichgiltigkeit gegen alle andern Männer zu reden. Die Strophen als mehrere Auftritte *einer* kleinen Liebesgeschichte zu betrachten, ist nicht angängig. Gegen provençalischen Einfluss zeugt das Fehlen jeglicher Spur von Minne*dienst*.

Wäre, wie Sch. meint, die „K. wise“ die verbreitete Strophenform für eine reich entfaltete Lyrik, so müsste sie bereits eine längere Entwicklung hinter sich haben. Die Lieder erscheinen aber durchaus als die ersten schüchternen Versuche einer bisher ungewohnten Kunstausübung. Andrerseits ist doch wieder die Form zu künstlich für Improvisation; auch lässt die rasche Fortentwicklung derselben eine solche Annahme nicht zu.

Persönliche Liebeslyrik, glaubt Br. mit Wilmanns, war der Zeit vor dem ritterlichen Minnesang fremd. Dieser ist ein vollkommen neues Gebilde. Die Frauen aber haben wol nicht den Anfang damit gemacht, ihre innersten Empfindungen vor die Öffentlichkeit zu bringen. Auch beweisen die wirklichen Frauenstrophen bei Lichtenstein, mit den unsrigen verglichen, den Unterschied zwischen weiblicher Poesie und männlicher Nachbildung deutlich. Die ritterliche Lyrik ist bewusste Kunstübung, die ihre Grundlage in der volkstümlichen Epik hat. Und die Frauenstrophen sind eine dem Epos glücklich entlehnte Form. Also nicht in einer volkstümlichen Lyrik haben sie ihren *Ursprung*, aber auch nicht, wie Wilmanns will,

in romanischen Mustern, den Liedern gewerbsmäßiger Sängerinnen. Ihren *Grund* aber haben sie ganz gewiss nicht im gesellschaftlichen Zwang. Es wäre doch rein sophistisch, wollte man einem Manne das, was ihm aus seinem eigenen Munde so sehr verübelt wird, dann zu gute halten, wenn er dasselbe einer Frau in den Mund legt — wusste man ja, dass er nur durch sie spreche. Übrigens wäre ein so strenges Gesetz nur dann verständlich, wenn schon damals die Frauen häufig an der Gesellschaft der Ritter teilgenommen hätten, was aber nicht der Fall war. Auch sind die Männerstrophen durchaus nicht so zurückhaltend und ohne sinnliche Anspielungen.

Der in früherer Zeit häufigere Gebrauch der Frauenstrophen erklärt sich vielmehr (s. o. bei *Becker*) aus der natürlichen Scheu der Männer, ihre zarten Gefühle im eigenen Namen auszusprechen. So wird auch das allmähliche Verschwinden dieser Form begreiflich.

E. Th. Walter fasst (a. a. O.) noch einmal zusammen, was gegen die Mehrheit von Verfassern, gegen weibliche Autorschaft, überhaupt gegen den volksmäßigen Charakter der K.-strophen spricht, wie er namentlich von Burdach behauptet wird, um seine auch von R. M. Meyer und Berger vertretene Annahme des Vorhandenseins einer Volkspoesie als Vorläuferin und Vorbild des höfischen Minnesanges zu stützen.

Ortner, der neuerlich wieder die Autorschaft des Nibelungenliedes dem K. vindizirt, sieht in der Erwähnung von „K. wîse“ nicht nur die Absicht des Dichters den Namen jenes Geschlechtes der Nachwelt zu bewahren, aus dem er, der Erfinder der Strophe und Redaktor der alten Lieder, der Schöpfer der „Nibelungen“, hervorgegangen, sondern er hält auch jenes Lied selbst, auf das sich die Dame bezieht (8_8), für ein episches Heldenlied, eine Episode des neuen Epos, mit dessen Vortrag unser göttlicher Dichter wol oft genug die Ritter und Damen seiner Burg und Umgebung erfreut haben mag. Das ist wol von allem, was uns in Ortners Buch hier angeht, die überraschendste Leistung dieser von erstaunlicher Voreingenommenheit für eine Lieblingsidee geleiteten Untersuchung.

Mehr referirend und zusammenfassend ist die Dissertation *Pralles*, die sich besonders gegen Sch. richtet. Zunächst nimmt

er eine genaue Scheidung der Begriffe „Improvisation“ und „Gelegenheitsdichtung“ vor, die jedoch für unsern Zweck ziemlich belanglos ist, da Sch., wie Pr. selbst sagt, eigentlich nur von improvisirten Gedichten sprechen will. Diese Improvisationstheorie Sch.'s wird nun näher untersucht. Pr. muss sich wundern, wie die Fähigkeit der Improvisation beim österreichischen Adel so plötzlich auftaucht und so rasch wieder verschwindet, dann auch darüber, wie es kommt, dass keiner der folgenden Dichter von Frauendichtung spricht, die doch gewiss für sie selbst höchst wertvoll hätte sein müssen. Für improvisirte Verse scheint die K.-Strophe auch nicht einfach genug zu sein.

Die Anordnung der Sammlung, die für Sch. ein Hauptstützpunkt seiner Annahme weiblicher Dichter ist, bietet selbst nicht die ursprüngliche Reihenfolge der Strophen; denn $8,_{1}$ und $9,_{29}$ müssen zuerst nebeneinander gestanden haben. Sie kann also höchstens beweisen, dass ein späterer Sammler geglaubt hat, die ersten 9 oder 10 Strophen seien von Frauen gedichtet. Wäre dem aber so, dann hätte er gewiss nicht die ganze Sammlung die „des von K.“ nennen dürfen. Auch er also war der Ansicht, dass die betreffenden Strophen vom Dichter nur Frauen in den Mund gelegt seien.

Zum Schluss mögen die Ansichten *Heinzels* (a. a. O.) und *Steinmeyers* (AfdA. XIV, 121 ff. — Rezension Ortners), als von den bisher mitgeteilten abweichend, Erwähnung finden.

Heinzel folgert etwa so: Die Dame kennt den Sänger der K.-melodie nicht, sie hört ihn ja nur aus der Menge heraus. Und doch wendet sie sich an ihn in Str. $8,_{1}$; denn der Ritter hört ihren Gesang und antwortet darauf in Str. $9,_{29}$. Die Vermutung einer Fiktion liegt sehr nahe. Die Dame tut, als wisse sie nicht, wer der Sänger gewesen, sie muss also in ihrem Lied auf alles, was sie von ihm kennen kann, Bezug nehmen, damit er merkt, es gelte ihm. So hat die Angabe „in K. wîse“ Sinn, mag der Sänger der K. selbst oder ein anderer gewesen sein. Dass aber die von ihm gebrauchte Melodie die gleiche wie die der Dame in Str. $8,_{1}$ sein soll, ist nicht abzusehen. Mit dem Namen stehen wir vollkommen im Dunkeln.

Steinmeyer kommt zu dem Schluss: Die Dame lässt in Str. $8,_{1}$ durch einen Boten dem Ritter ihre Gefühle mitteilen;

ebenso wie in Str. $9_{,29}$ dieser zum Knappen spricht — ein vortrefflicher Parallelismus beider Strophen, die sich auch in ihren Situationen entsprechen: Die eigentliche Werbung bleibt unberührt, nur ihr erster Anlass und ihr letzter Ausläufer sind mitgeteilt. Jetzt erklärt sich auch die Erwähnung von Einzelheiten in der Strophe der Dame, deren Grund sonst nicht einzusehen wäre: sie bilden gleichsam das Signalement des Ritters. Aus alle dem ergibt sich, dass die „K. wîse“ nicht die Nibelungenstrophe ist; denn sie konnte nicht als spezielles Erkennungszeichen gelten. Und gerade die ausdrückliche Hervorhebung der „K. wîse“ spricht gegen ihre Identität mit jener Strophe. Wir wissen einfach nicht, was man unter ihr zu verstehen hat. Der Ueberschrift ist jeder selbständige Wert abzusprechen.

§ 4.

Beurteilung und Ergebnisse.

In buntem Wechsel sind die Kritiker der K.-Strophen an uns vorübergezogen. Ein Reichtum von Mannigfaltigkeit der Anschauungen ist uns entgegengetreten, wie fast bei keinem andern Gegenstand unserer Literatur. Und nur mühsam vermag man sich zurechtzufinden in den fast endlos verschlungenen und weit verzweigten Gängen dieser Untersuchungen.

Eine kritische Besprechung der einzelnen Ansichten nacheinander, wie wir sie im 1. Abschnitt aufzuzählen für gut fanden, scheint uns hier die Uebersichtlichkeit und damit die Gewinnung bestimmter Endergebnisse nicht eben zu erleichtern. Es sei daher gestattet, ohne Rücksicht auf chronologische Folge (I. Teil) oder auf sachliche Gruppirung (II. Teil) die hauptsächlichsten Meinungsäußerungen über den Gegenstand unter bestimmte allgemeinere Gesichtspunkte zusammenzufassen. Und als solche bieten sich dar die beiden Fragen: 1., *nach der Einheit des Verfassers* und — diese angenommen — 2., *nach dem Verfasser selbst.* Alle anderen sind von untergeordneter Bedeutung als Voraussetzungen oder Folgen dieser beiden. An ihnen scheiden sich die Wege der Kritiker; und nach diesen Gesichtspunkten ist auch die oben durchgeführte Zweiteilung vorgenommen worden.

Entscheidend für die Beantwortung unserer ersten Frage ist die Anschauung über *Ursprung und Charakter der älteren deutschen Lyrik.* Der hier gewonnene Standpunkt muss entweder zur Bejahung oder zur Verneinung der Frage weiterführen. Freilich ist immer nur von Möglichkeit, nicht von absoluter Sicherheit der Ergebnisse zu sprechen.

Hier stehen sich *Wilmanns* und *Scherer,* bezw. *Burdach* u. d. a. schroff gegenüber. Leugnet man mit W. das Vorhandensein einer bewussten und persönlichen Volksliebeslyrik vor dem ritterlichen Minnesang — dass es Tanzweisen und allgemeine Volksliedchen mehr oder weniger lyrischen Charakters zu allen Zeiten gegeben, bestreitet auch W. nicht —, so kann man auch die K.-Lieder nicht als Erzeugnisse einer alten volkstümlichen Kunst betrachten. Dann ist es mit Sch.'s Improvisationstheorie nichts, nichts mit der Frauendichtung — denn diese wäre dann rein willkürlich angenommen, für unsere Strophen wenigstens —, dann ist auch die Annahme mehrerer Verfasser grundlos, man müsste denn aus dem Mangel bestimmter Ueberlieferung die Berechtigung zu jeder beliebigen Vermutung entnehmen.

Umgekehrt aber: Lassen die K.-lieder wirklich jene von Sch. und seinen Anhängern vertretene Auffassung zu, so bilden sie einen Hauptstützpunkt der von Burdach, R. M. Meyer, Berger weitergeführten Theorie von dem frühzeitigen Vorhandensein volkstümlicher Liebeslyrik, aus der heraus sich die höfische Minnedichtung entwickelte.

Wir sehen also, dass von dem einen noch nicht ohne weiteres auf das andere geschlossen werden darf. Denn die Voraussetzung — bei W.: Keine Lyrik vor dem höfischen Minnesang; bei B.: Die K.-strophen gehören der älteren volksmäßigen lyrischen Poesie an — müsste immer selber erst durch die Schlussfolge — bei W.: Die K.-strophen keine Volks-, sondern Kunstdichtung; bei B.: Es gab eine heimische volksmäßige Lyrik — bewiesen werden, wollte man nicht den Charakter unserer Strophen entscheiden lassen, der darum vorurteilslos zu prüfen, nur mit Berücksichtigung etwa vorhandener Analogien der Literaturgeschichte.

Da fällt uns sogleich ein Umstand auf, der bei Sch.s Verfahren befremden muss. Wäre seine Ansicht, dass alle K.-strophen improvisirt seien, wie überhaupt die ältere Lyrik

ein Erzeugnis des Augenblicks bei jeweiligen Gelegenheiten sein soll, und dass gerade die Frauen die vornehmsten Trägerinnen dieser Poesie gewesen seien, wäre diese Ansicht richtig, so unfehlbar richtig, wie er sie hinstellt, dann müsste sie sich, meint man, doch aus der genauen Betrachtung der Strophen von selbst ergeben. Dem ist aber durchaus nicht so. Vielmehr kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als hätten die Strophen erst zu diesem Zweck vorbereitet und zugeschnitten werden müssen, weil sie so nicht recht passten zum Beweis dessen, das sie beweisen sollten. Sch. fühlt selbst, wie unbequem ihm manche von ihnen sind. Von Str. $8_{,33}$ und $9_{,5}$, die seiner Theorie von der Einstrophigkeit der Gelegenheitsgedichte widersprechen, die ihm aber noch Pr. Jbb. XVI, 267 als Typen des improvisirten Frauenliedes gegolten haben, muss er Stud. I, 51 gestehen: „Aber es fragt sich, ob das streng genommen noch dieselbe Gattung ist, ob das Lied noch im eigentlichsten Sinne als Gelegenheitsgedicht bezeichnet werden darf. Die Dame, welche darin ihren Gefühlen Worte leiht, redet nicht aus der übermächtigen Empfindung des Moments heraus, sie überblickt einen längeren Zeitraum, ihre Stimmung entspringt aus einer Kette von Erfahrungen, die sie in bildlichem Ausdruck zusammenfasst. Das mehrstrophige Lied (diu liet) der ritterlichen Minnesinger kündigt sich an."

Ja warum so gezwungen? müssen wir fragen; warum nicht lieber gleich vom ritterlichen Minnesang selbst reden, wenigstens von seinen Anfängen? Dieser verträgt sehr wol einstrophige wie zweistrophige Lieder nebeneinander, während die Doppelstrophe in Sch.s Theorie nur schwer sich einfügen lässt. Aber weiter darf er ja nicht gehen als bis zum Zugeständnis der Ankündigung der ritterlichen Minnepoesie!

In Str. $8_{,1}$ und $9_{,29}$, deren Zusammengehörigkeit Sch. selbstverständlich zugibt, ist die Situation eine derartige, dass man mit Sch. eine recht unnatürliche und absonderliche Deutung des Inhaltes annehmen muss, um sie noch zur Begründung seiner Ansicht zu verwerten.

Kein Unbefangener wird anstehen, hierin lieber *Paul* beizupflichten, wenn er sagt (Beitr. II, 417): „Wir können uns doch nicht denken, dass die Dame die erste Strophe so laut von der Zinne herabruft oder singt, dass sie der Ritter nebst der Menge hört und dadurch zu einer poetischen Anrede an den

Knappen veranlasst wird." Dass hier außerdem das Praeteritum (stuont) steht, scheint Sch. ganz übersehen zu haben. Der Inhalt von $8_{,1}$ ist ihm auch nicht ganz unverdächtig: das Ende ist „was man heute ‚unweiblich' nennen würde." (Zfd A. XVII, 577.) „Indessen", fährt er fort, und damit spricht er es selbst aus, worum es ihm zu tun ist, „scheint es doch geraten, alle Frauenstrophen einer einheitlichen Auffassung zu unterwerfen."

Und vollends Str. $8_{,9}$! Mit ihr weiß er so wenig anzufangen, dass er sie ganz ausscheidet. Doch was ist damit gewonnen für seine Beweisführung? Ob diese Strophe zu unserer Sammlung gehört oder nicht — und darüber lassen sich nur Vermutungen aufstellen —, diese Frage ist weit weniger wichtig als die andere, ob sie die Annahme Sch.s über unsere ältere Literatur bestätigt oder ob sie ihr widerspricht. Denn „jedenfalls", sagen wir mit Paul (a. a. O, 415), „kann eine Strophe, die ‚bette' auf ‚wecken' reimt, keiner späteren Periode als die übrigen angehören." Wenn sie also hierher gehört, dann muß sie auch unter denselben Gesichtspunkten geprüft werden wie die übrigen. Darf sie als Improvisation gelten? Nimmermehr. „Es ist doch undenkbar (Paul), dass der Ritter die Strophe begonnen, die Dame sie fortgesetzt und schließlich noch zur Ausfüllung ‚sprach daz wîp' hinzugefügt habe. Sie ist nicht durch den Augenblick hervorgerufen, sondern später nach der Erinnerung gedichtet."

Man sieht, wie wenig sich Sch.s Beurteilung der älteren deutschen Lyrik aus dem Charakter derselben rechtfertigt. Die angeführten Belege sind durchaus nicht die einzigen, die gegen ihn sprechen, wohl aber die augenfälligsten, an denen er selbst Anstoß zu nehmen gezwungen war.

Nach alledem ist es gewiss nicht zu viel gesagt, wenn wir meinen, Sch.s Ansicht kann nicht als Ergebnis einer unbefangenen Prüfung der K.-strophen angesehen werden. Vielmehr muss ihre Betrachtung von vorneherein beeinflusst erscheinen durch die vorgefasste Meinung über bestimmte Grundprinzipien unserer ältesten lyrischen Dichtkunst. Für diese Meinung aber hat Sch. keinen stichhaltigen Grund vorgebracht. Den Beweis ist er schuldig geblieben für Behauptungen, wie (Pr. Jbb. XVI, 267): „Die Fähigkeit, in angemessenen Situationen sich poetischer Formen mit Geläufigkeit zu bedienen,

war eine kurze Zeit lang ungemein verbreitet in den Kreisen des österreichischen Adels. Die Kunst zu improvisiren verstanden viele, die nichts weniger als Dichter oder Sänger von Profession waren. In Augenblicken höchster Erregung der Empfindung flatterten Liedstrophen von schönen Lippen, welche vielleicht nicht vorher und nicht nachher mehr einen einzigen selbstgedichteten Vers gesungen haben."

Mit Sch.s Hypothese fällt auch die Burdachs und seiner Anhänger, so weit sie hier wenigstens in Betracht kommt.

Die K.-Lieder sind also kein Erzeugnis alter volkstümlicher Lyrik.

Sch. hat aber noch besondere Gründe, eine Anzahl Strophen unserer Sammlung als von Frauen verfasst zu bezeichnen. Hinsichtlich der Anordnung, die ja die unverkennbare Absicht des Schreibers dartun soll, zwischen weiblichen und männlichen Dichtern auch äußerlich zu scheiden, hat schon Paul das Mechanische eines solchen Verfahrens hervorgehoben. Noch zutreffender erscheint uns aber die von *Pralle* (s. o. S. 25) gegebene Erklärung. Der Sammler hat offenbar zuerst die Strophen, in denen Frauen, dann diejenigen, in denen Männer redend eingeführt werden, eintragen wollen.

Einen anderen Grund der weiblichen Autorschaft sieht Sch. in der „unausfüllbaren Kluft", die „zwischen der männlichen und weiblichen Empfindung gähnt" (ZfdA., XVII, 576). Der Beweis dafür, den er an der Hand einzelner Strophen antritt, ist doch oft recht gesucht — Str. 8_{11} (s. o. S. 11) bringt ihn in große Verlegenheit! —, und die von Paul u. a. unter diesem Gesichtspunkt im einzelnen durchgeführte Analyse der Strophen hat ungleich mehr Anspruch auf Anerkennung, weil auf natürlicher und historisch gegebener Grundlage beruhend. Sch. selbst hat seinen extremen Standpunkt übrigens aufgegeben in seiner Entgegnung auf eine Kritik Fischers (im Anhang seines oben zitirten Buches), wenn er schreibt (ZfdA. XVIII, 153): „Die Richtigkeit meiner Behauptung ist nicht davon abhängig, dass *alle Frauen* eine den Männern fremde Seelenweichheit bewähren, sondern nur davon, dass *kein Mann* diese frauenhafte Empfindung zeigt." Mit Recht bemerkt *Fischer* dazu in seiner Antwort (Germ. XX, 122.): „Wo bleibt denn aber die unausfüllbare Kluft, wenn ein Teil sich an den andern so weit annähern darf? — Es scheint mir doch, sie ist wenig-

stens von einer Seite beinahe überbrückt. Nach diesem Zugeständnisse Sch.s wird es meines Erachtens nicht mehr gestattet sein, kritische Schlüsse auf jene Kluft zu bauen."

Es bleibt also für weibliche Dichter an dieser Stelle kein Raum — man müsste denn willkürlich gerade hier solche annehmen, ganz gegen die überall sonst geübte Regel, die Frauenstrophen in unserem älteren Minnesang als von Dichtern Frauen in den Mund gelegt zu bezeichnen. Was bietet aber die Gegenpartei Sch.s Positives? Für *Wilmanns* ist der ritterliche Minnesang nicht der Gipfel der Entwicklung oder, wie R. M. Meyer will, gar der „Abklatsch" einer alten Volkslyrik (vgl. Germ. XXXIV, 2), sondern etwas ganz Neues, eine, z. T. wenigstens, auf fremder Grundlage beruhende Kunstübung. Und wir dürfen dem rückhaltslos beipflichten, gestützt auf die unbestrittene Tatsache, dass die Lyrik lange Zeit ausschließlich vom Ritterstande gepflegt wurde, während für die Fahrenden die Epik die einzige Dichtungsgattung blieb. Ob aber auch die K.-Lieder dieser neuen Richtung zuzurechnen sind, kann wiederum nur eine Prüfung derselben ergeben.

Gewiss zeigen unsere Lieder alle noch „etwas wunderbar Ursprüngliches, Taufrisches," gewiss ist ihnen auch noch das Wesen der eigentlichen höfischen Minnepoesie, wie sie im westlichen Deutschland zuerst auftritt, fremd, darum kann ihr Verfasser auch nicht als Minnesänger in des Wortes eigentlicher Bedeutung gelten, aber als einer der Pfadfinder und Bahnbrecher der neuen Richtung gehört er dieser auch schon an: Die Ueberschrift bezeichnet ihn als Ritter, ritterliche Verhältnisse treten uns aus dem Inhalt entgegen. Das Thema der eigentlichen Minnelieder ist bereits angestimmt, freilich, wie gesagt, noch auf freier, natürlicher Grundlage. Doch macht sich hier und da schon der später allgemein herrschende Ton bemerklich. Die Mahnung ($10_{,1}$.) an die Geliebte, ihre Liebe zu ihm vor andern zu verbergen, die Scheu vor Merkern und Feinden ($10_{,9}$) beweisen allein schon, dass wir es nicht mehr mit so ganz naiven Menschen zu thun haben, wie Sch. und B. mochten. Es sind bereits Symptome des gesellschaftlichen Zwanges, der damals die ritterliche Gesellschaft zu umschließen beginnt. Sch. folgert ganz unhistorisch, viel mehr unserm modernen Bewusstsein als den Forderungen der damaligen Gesellschaftsverhältnisse entsprechend, wenn er aus dem Cha-

rakter und den Empfindungen des Frauenherzens, die wol im Grunde immer die gleichen waren, auf die Art und Weise schließt, wie diese Empfindungen ihren Ausdruck gefunden haben. In der Zeit und in der Gesellschaft, um die es sich hier handelt, waren eben der freien Gefühlsäußerung gerade im Verkehr der beiden Geschlechter unübersteigbare Schranken gezogen.

Doch damit geben wir noch nicht der W.-schen Anschauung Recht, die eben diese Schranken als den Grund der Einführung von Frauenstrophen ansieht. Sehr richtig haben *Becker* (s. o. S. 21 f.) und *Brachmann* (s. o. S. 23 f.) dagegen geltend gemacht, dass die Verschärfung der höfischen Etikette in umgekehrtem Verhältnis zur Anwendung von Frauenstrophen durch männliche Dichter steht.

Dies nur nebenbei. Wichtiger ist, dass die entwickelte Strophenform unsere Gedichte notwenig als Kunstprodukte erscheinen lassen muss.

Diese wenigen positiven Anhaltspunkte, zusammengenommen mit dem oben gewonnenen negativen Ergebnis (S. 30), mögen es immerhin als gerechtfertigt erscheinen lassen, die Vermutung auszusprechen — weiter darf man wol nicht gehen —, dass wir in den K.-liedern es mit *einer Schöpfung bewusster und persönlicher Kunst* zu tun haben. Die gegenteilige Ansicht lässt sich weder durch den Charakter der K.-Strophen noch durch gleichgeartete Verhältnisse der sonstigen Literatur stützen. Diese Annahme aber führt uns von selbst auf *die Einheit des Verfassers,* der Ueberlieferung entsprechend.

Ein zweifacher Hinweis deutet auf den Namen „des von K.“: die Ueberschrift und die Erwähnung von „K. wise.“ Möglich ist es nun, dass der Schreiber der großen Heidelberger Liederhandschrift, die allein unsere Sammlung enthält, jene aus dieser gefolgert hat. Aber wie zu dieser Vermutung ist man ebenso oder — um auch hier wieder den Vergleich mit zahlreichen anderen ähnlichen Fällen anzustellen — nach dem Beispiel dieser noch mehr berechtigt zum Glauben an die Ueberlieferung, so lange nicht das Gegenteil erwiesen ist.

Es hängt alles davon ab, wie man zu dieser Ueberlieferung Stellung nimmt. Verhält man sich abweisend, dann wird man auch in dem einzigen noch vorhandenen Anhalt für die Autorschaft des K. keine Beweiskraft mehr sehen;

ja dann darf man nicht einmal mit Sicherheit die Strophenform die seinige nennen. Und *Vollmöller* (a. a. O., S. 39.) ist hier zweifellos konsequenter, wenn er meint: „Aus $8_{,6}$ folgt also nur, dass es eine „K. wîse“ gab, nicht aber, wie dieselbe beschaffen war, ebensowenig, dass sie mit der Nibelungenstrophe identisch ist. Es ist ja nirgends gesagt, dass das Lied, welches die Frau hört, in derselben Form verfasst gewesen sei, wie die Str. $8_{,1-8}$, in der sie davon spricht; auch $9_{,29}$ beweist dies nicht“; V. ist hier zweifellos konsequenter als Sch., der die Identität der K.-strophe und der Nibelungenstrophe zugibt und den K. als Erfinder derselben gelten lässt.

Wer aber mit *Paul* u. a. die Überschrift für selbständig überliefert hält, der findet in der Bezugnahme auf „K.-wîse“ nicht nur eine Bestätigung ihrer Richtigkeit, sondern auch den Beweis für die Identität des Dichters der Strophen mit dem in denselben als Geliebter auftretenden Ritter und erklärt „K. wîse“ nicht als Bezeichnung einer beliebigen Melodie, sondern als *die* Melodie, an der die Dame den Ritter erkennt, weil sie eben seine eigene und nur diese ist.

Wenn Sch. es mit der schlechthinigen Bezeichnung „in K. wîse“ für unvereinbar hält, die in zwei verschiedenen Tönen verfassten Gedichte *einem* Autor, dem K. zuzuschreiben, so gibt er wie *Paul* (a. a. O., S. 413) treffend bemerkt, doch wenigstens für die „in K. wîse“, d. h. im Nibelungenvers verfassten Strophen die Autorschaft K.s zu, die er ja gerade für das Ganze als unrichtig angenommen beweisen will.

Die „K. wîse“ ist hier allerdings nicht als eine beliebige Melodie K.s hingestellt, sondern als die ganz bestimmte, für ihn typische. Die Dame betrachtete sie gewiss als solche. Darum kann es aber doch mehr K.-weisen gegeben haben neben dieser κατ' ἐξοχήν.

Die Überschrift heißt ja auch nicht, wie z. B. *Simrock* (a. a. O.) sie vorsetzt, „In K. wîse“ — darunter wäre dann allerdings nur jene spezielle zu verstehen —, sondern sie heißt „Der von K.“ Nichts berechtigt uns aber, ihm den ausschließlichen Gebrauch einer einzigen Strophe zuzuschreiben und darum einen Teil der unter seinem Namen überlieferten Gedichte ihm abzusprechen.

Der von Kürenberg darf somit als der Dichter aller 15 nach ihm benannten Strophen betrachtet werden.

Wir gelangen also, wenn auch z. T. auf etwas anderem Wege, zu dem gleichen Resultate, wie *Paul* (a. a. O., S. 417), dass nichts uns hindert „*einen* Verfasser für alle Strophen anzunehmen, welcher dann der K. sein muss. Die Einheit des Verfassers lässt sich allerdings nicht erweisen, was ja aber auch bei andern Liedersammlungen fast immer unmöglich sein wird; es ist aber ebenso wenig das Gegenteil bewiesen oder nur wahrscheinlich gemacht."

III. TEIL.

Der Dichter.

§ 1.

Die vorgebrachten Ansichten.

Neue hervorragende Erscheinungen im Geistesleben einer Nation pflegen, zumal wenn sie das Interesse weiterer Kreise erregen, auch die Eifersucht einzelner Teile derselben wachzurufen, von denen jeder die neue Richtung für sich in Anspruch nimmt, indem er gern ihren Ursprung und Ausgangspunkt in seine engeren Grenzen versetzt. Diese Erscheinung treffen wir gleichmäßig an bei Bahnbrechern der Kunst und Wissenschaft, bei epochemachenden Erfindungen, überhaupt bei allem, was das Kulturleben eines Volkes oder auch nur die Anschauungen gewisser Kreise desselben gewaltig erregt und beeinflusst — wenn nur die Überlieferung noch irgendwie Raum zu derartigen Vermutungen lässt.

Beim K. freilig liegen die Dinge anders, fehlt ja doch jede Notiz nicht nur über die Stellung seiner Zeitgenossen zu ihm, sondern selbst über seine Person. Von einem Streit um *die Heimat des Dichters* kann darum nur innerhalb der gelehrten Forschung die Rede sein, bei der, sollte man meinen, jegliches Interesse für diesen oder jenen Landesteil als ausgeschlossen gilt. Dem ist aber nicht so. Vielmehr haben einige von Lokalstolz erfüllte Forscher in patriotischem Übereifer mit Hilfe des K. ihre engere Heimat mit einem gewissen geistigen Glanz und Glorienschein umgeben wollen, um ihr

eine hervorragende Stellung in der Entwicklung unserer Literatur zu vindiziren.

Wir betrachten nun die vorgebrachten Ansichten kurz im einzelnen.

Mone kennt zwei Familien von Kürnberg, eine im Breisgau bei Kenzingen, die andere im Aargau ansässig. Er entscheidet sich für die erstere wegen ihres höheren Alters; denn die Aargauer K. erscheinen erst gegen 1236, während jene schon gegen Ende des XI. Jahrh. auftreten. Ganz der gleichen Meinung ist *Von der Hagen*. Dagegen sucht *Holtzmann* zum erstenmal die Gegend von Linz (in der Nähe von Wilhering) als Heimat des Dichters nachzuweisen und findet darin eine willkommene Gelegenheit, die Identität des K. mit seinem Meister Konrad wahrscheinlicher zu machen. In *MF.*, *230* wird die gleiche Vermutung aufgestellt, daneben aber noch ein anderes Kürnberg, fünf Stunden südlich von Melk, am Mankbache erwähnt. Jedenfalls sind K. in dieser Gegend um die Mitte des XII. Jahrh. urkundlich bezeugt. *Pfeiffer* und *Bartsch* suchen natürlich die Heimat des Dichters der Nibelungen in Oesterreich. *Vollmöller* (S. 41, Anm.) zählt nicht weniger als 28 K. auf mit manigfachen orthographischen Variationen, ohne sich für ein bestimmtes zu entscheiden. *Riezler* neigt zu der Ansicht, dass außer den beiden K., bei Wilhering (im Uffgau) und am Mankbache (in Oesterreich) noch ein drittes, bayrisches in Frage komme, bei Roding oder bei der bayrischen Landeshauptstadt, wo ja am Hofe der Burggrafen so reges dichterisches Leben herrschte. Einen Oesterreicher schlechtweg dürfte man den K. nur dann nennen, wenn sich als seine Heimat die Burg am Mankbache nachweisen ließe. Die Gegend um Wilhering aber ist altbayrisches Gebiet und gehörte wenigstens bis 1180 auch politisch zum bayrischen Herzogtume. *Ortners* Buch darf hier wol übergangen werden: es ist bereits oben genügend charakterisirt.

Strnadt verweist in längerer Untersuchung den K. wieder nach dem Breisgau, indem er auf Grund eingehender Darlegung der topographischen Einzelheiten und der historischen Nachrichten über die in Betracht kommenden Örtlichkeiten die Unmöglichkeit seines österreichischen Ursprungs glaubhaft machen will. Auch germanistische Hilfsmittel werden herangezogen. So soll uns eine Spur auf eine Eigentümlichkeit

des alemannischen Dialektes hinleiten, nämlich die Bezeichnung des Dichters in substantivischer Form in „Kürenberges wîse“ statt in der adjektivischen (!) Form: „Kürenbergers wîse“, welche letztere auf bajuvarische Herkunft schließen lassen würde, wogegen sie am Oberrhein äußerst selten ist. Widerlegt — und man kann wol sagen erfolgreich — wird Strnadt durch *Fr. Pfaff* und durch *Hurch*, der den K. und eventuellen Dichter des Nibelungenliedes oft mit geradezu gehässigen Wendungen und Anspielungen für seine österreichische Heimat zu retten sucht. *Fr. Vogt* spricht sich in einer Rezension, ZfdPh. XXIII (1891). 361 f., über diese Debatte dahin aus, dass man auch nach dieser neuesten Untersuchung keine Veranlassung hat von der durch die Beziehung der „K. wîse“ zu den Nibelungen gestützten Annahme abzugehen, dass der von K. ein Oesterreicher war.

Über *die Lebenszeit des Dichters* gehen die Meinungen nicht so weit auseinander. Hier bieten die Strophen selbst doch hinreichenden Anhalt, wenigstens einigermaßen eine Grenze nach unten wie nach oben zu bestimmen: Über das XII. Jahrh. ist keiner hinausgegangen.

Mone datirt die Überreste seiner Lieder vor die Blütezeit der Minnesinger; *Lachmann* (Walther von der Vogelweide, 198.) aber glaubt, dass er nicht vor 1170 gedichtet habe. Ihm stimmt auch *Wilmanns* bei. *Holtzmann* macht dagegen geltend, dass der K. und Walther doch nicht fast gleichzeitig gedichtet haben können. *Pfeiffer* hält ihn für älter als den Dietmar von Aist, der urkundlich 1143 — 1171 nachgewiesen werden kann, und nimmt daher als die Zeit seines Lebens und Wirkens etwa die Jahre 1120 — 1140 an; nicht anders *Bartsch*. Pfeiffer vermutet unsern Dichter in der Person eines Magenes von K., der in einer Urkunde des Bischofs Reginmar von Passau als Zeuge erscheint. Passau, meint er, sei eine hervorragende Durchgangsstation für die Kreuzfahrer gewesen. Wer hier alle die Eindrücke, die sich ihm boten, in sich aufnahm, der konnte leicht dadurch zu dichterischem Schaffen begeistert werden. Die allgemeine Erregung, die die Kreuzzüge mit sich brachten, und die Berührung mit dem südfranzösischen Adel haben die deutsche höfische Poesie ins Leben gerufen, und der K. ist der erste und älteste namhafte Dichter ritterlichen Standes in Deutschland.

§ 2.

Beurteilung und Ergebnisse.

Wie hinsichtlich der Lieder des von K. bei so mangelhafter Überlieferung nur mehr oder minder wahrscheinliche Vermutungen, nicht aber unfehlbare Schlüsse der Forschung sich ergeben, so muss auch die Frage nach Heimat und Lebenszeit des Dichters unentschieden bleiben. Aber dies berechtigt darum nicht, blindlings der Spur des Namens zu folgen, ohne zu prüfen, ob nicht die Gedichte, so wie sie ihren Platz in der Literaturgeschichte haben, auch die Forschung nach ihrem Autor in bestimmte Richtung leiten. Sie führen uns aber mit Sicherheit in *den Südosten Deutschlands,* wo fern von den Einflüssen und Vorbildern des Westens eine eigene Kunstrichtung sich zu entfalten beginnt. Wo die Heimat des Nibelungenliedes, da stand auch, man mag sonst über die Pfeiffersche Hypothese denken, was man will, die Wiege des K. nicht weit. Welches K. aber, ob das uffgauische (bei Linz), das österreichische (am Mankbache) oder das bayrische (bei Roding) oder noch ein anderes in jener Gegend, ihn den Seinen nennen darf, wer vermag das zu entscheiden?

Die Zeit seines Lebens und Schaffens setzen wir mit Pfeiffer in *die erste Hälfte des XII. Jahrh.* Denn die Altertümlichkeit seiner Verse und der Inhalt seiner Lieder, wie er uns oben entgegengetreten, scheint doch die Annahme auszuschließen, dass er ein Zeitgenosse unserer größten höfischen Lyriker gewesen sein oder auch nur zeitlich ihnen nahe gestanden haben könnte.

Das Endergebnis der Untersuchung — wollen wir ehrlich sein — ist *ein ‚non liquet' in allen Punkten:* völlig gesicherte Ergebnisse ließen sich nirgends gewinnen. Doch darum sind die angestrengten Bemühungen redlicher Forschung, die mit allem Ernst nach klarer Erkenntnis gerungen hat — was um so mehr anzuerkennen ist, je aussichtsloser das Beginnen schien — nicht etwa als nutzlos geringer zu achten. Ehrenvoll hat die Wissenschaft ihre Aufgabe auch hier gelöst. Dass sie nicht weiter vorzudringen vermochte, ist nicht ihre Schuld. Die Worte Franz Pfeiffers vom „Rechte der Forschung" (a.a.O., S. 4.), die er seiner berühmten Hypothese vorausgeschickt, gleichsam als Motto für die Behandlung der Streitfrage, mögen

auch am Schluss derselben noch ihren Platz finden und so die Beurteilung der ganzen Kontroverse leiten: „Nach Grund und Ursprung, nach Wesen und Entstehung und Zusammenhang der Dinge unablässig zu forschen und zu fragen, ist tief in der menschlichen Natur begründet. Diesem immer wachen Triebe nach Erforschung und Erkenntnis der Wahrheit, den Gott in uns gelegt, verdanken wir jeden Fortschritt, jede Veredelung und Verbesserung im Leben des einzelnen Individuums, wie der Menschheit. Wie kleinlich auch manche gelehrte Erörterung und Untersuchung scheinen mag, in der Wissenschaft gilt nichts klein oder gering: ist doch selbst das scheinbar unbedeutende ein Glied in der ungeheuren Kette, die das All umschlingt, und nur aus der genauen Erkenntnis des Kleinen kann die Erkenntnis des großen Ganzen hervorgehen."

ALT-ROTHISCHES STATUTARRECHT.

EIN BEITRAG ZUR SCHWÄBISCHEN RECHTSGESCHICHTE.

VON

PAUL BECK,

RAVENSBURG.

Die ältesten Nachrichten über das Recht und Gericht des i. J. 1126, nach der Ueberlieferung auf direkte Veranlassung des hl. Norbert selbst gestifteten, erst ziemlich spät zur Reichsstandschaft gelangten *Praemonstratenser*klosters *Roth* a. Roth, v. „Mönchroth", im heutigen württembergischen Oberamtsbezirke Leutkirch und jetzt Besitzung des w. Standesherrn, Reichsgrafen v. Erbach-Wartenberg-Roth, des Stammklosters aller schwäbischer Norbertiner reichen bis zum Ende des 13. bezw. Beginn des 14. Jahrhunderts zurück: „judicium s. audi-

entia Rothensis exordium sumsit circa annum 1310, privilegiis imperatorum regumque romanorum firmatum est"; s. *Stadelhofer*, Bened., historia etc. collegii Rothensis Aug. Vindel. ap. Nic. Doll, 1787, I. 121. [1] Nicht selten, namentlich in Streitigkeiten mit auswärtigen Personen und Potentaten, wurde in älterer Zeit zu dem Auskunftsmittel des *Schiedsgerichtes* gegriffen („utraque pars veteri more duos delegit arbitratores", l. c. p. 115). Einer der ältesten bekannten Fälle dieser Art betraf eine Schuldensache einiger Rothischer Unterthanen, welche unter der Regirung des Abtes Johs. Barner i. J. 1394 durch die bestellten *Schiedsrichter* (ad hanc causam decidendam designati arbitri) Burkhard v. Freyberg und Eberhard Hay aus Ravensburg entschieden wurde. Der Sachverhalt findet sich bei *Stadelhofer*, a. a. O. I S. 104 des Näheren angegeben. In dem Schiedsspruche wurde u. A. sub Ziff 3, die Bestimmung getroffen: . . . . . . „ut omnia subditorum bona hereditaria sint atque vasalli eorumque haeredes legitimi eisdem spoliari ab abbate nequeant, quamdiu fundos et agros suos diligenti cultura exercerent, dominoque suo annuas praestationes exsolverent, quas siquis praestare nollet, abbati liberum fore alium infeudare." Auch wurde den Rothischen Untertanen zum Schluss noch die jährliche Lieferung eines Wagens (Fuhre) Wein, den sog. „Schirmwein," an den „advocatus provincialis titulo advocatiae" — damals Petrus Lofinger „Sueviae equestri familia" — auferlegt. Von Bedeutung ist die ausdrückliche Bestimmung in Ziff. 2 des Jnstruments, dass sich Herrschaft und Untertanen immerdar an das *alte Gewohnheitsrecht* zu halten haben („ut tam abbas quam eidem subjecti jura antiquis moribus introducta perpetuo observent"). Eine andere spätere Sache vom J. 1410 betraf einen Handel des Abtes Johs. II Gelderich mit Bürger Fried. Stroppel aus Waldsee wegen Leibeigenen und Anmaßung von Justizhoheitsrechten über dieselben. Schiedsgerichtsobmann (delectus arbiter) war der angesehene Bürger Nicolaus *Täschler* oder Täscheler aus Waldsee. Weiter setzte sich das Schiedsgericht zusammen von Rothischer Seite aus dem Ravensburger Bürgermeister Jodok *Huntpiß* und dem Bürger Bened. Kumpost aus Memmingen, von gegnerischer Seite aus dem Waldseer Bürger Marquard Mesner und Konrad Wecker von Ravensburg. Anwalt des Rother Abtes war Johs. Walter, Bürger aus Memmingen, des Gegners

der Ravensburger Bürger Michael Schriber. Der zu Ravensburg gefällte, in Waldsee ausgefertigte Schiedsspruch lautete dahin: „Hominum propriorum, qui in litteris emtionis nominantur, conjuges liberique ad Fridericum Stroppel pertineant, non item alii laudatis litteris neutiquam expressi. Judicium Rothense quod attinet, si certis instrumentis abbas probaverit, majorum suorum, sua, et Friderici Stroppel aetate a praelaudato judicio Zellenses[1]) incolas judicatos punitosque, eos etiam deinceps ad illud trahendos fore.“ (Stadelhofer a. a. O. I S. 115). Zu diesem Richterspruch wurde noch ausdrücklich bemerkt, dass das „judicium Rothense (privilegiis imperatorum regumque firmatum a C (= centum) annis vigere“) schon seit über 100 Jahren in Thätigkeit sei. Derselbe Täschler waltete um jene Zeit in gleicher Eigenschaft zu Memmingen in einem Civilstreite zwischen Abt Barner und Peter Mesner aus Waldsee, Sohn des vorgen. Marquard M., betreffs eines schon längst i. J. 1393 von letzterem ersterem gemachten Darlehens im Betrage von 350 ß Hellern. Schiedsrichter waren von Rothischer Seite: Joh. Wintergerst d. ä., Joh. Walter, Bürger von Memmingen, Anwalt Joh. Rupp, Bürgermeister der ebengen. Reichtsstadt, ausserdem ein Vertheidiger (defensor) in der Person des Heinr. Pfiffelmann. Alt Marquard Mesner bezeichnete für seinen Sohn als Schiedsgerichtsmitglieder Peter Schilter aus Waldsee und Jakob Ablin aus Leutkirch, als Anwalt (defensor) den Memminger Bürger Ulrich Kumpost. Letzterer eröffnete das Verfahren mit der gegen Abt und Konvent erhobenen Beschuldigung der Zahlungsverzögerung trotz wiederholter Mahnung. Der weitere Gang der Verhandlung ist bei Stadlhofer a. a. O. I S. 115 dahin skizzirt: „. . . . adhaec querebatur, usuras denegatas, bona oppignorata cultoribus destituta esse, atque principalem suum plurimum detrimenti cepisse. Excepit Henricus Pfiffelmann defensor, Joannem antistitem a creditore nunquam interpellatum fuisse; at, quod bona oppignorata colonis careant, actoris esse culpam, non rei. Hisce momentis propositis Nicolaus arbiter deliberandi spatium ex condicto sibi stipulatus rogavit, ut caussam sane miserabilem non secundum rigorem juris, sed arbitrio viri boni tum a se, tum

[1]) Es wird wol das kleine, heutzutage bairische, im Bezirksamt Memmingen, Landkapitel Ottobeuren gelegene Pfarrdorf *Zell* bei Grönenbach gemeint sein?

ab adjunctis sibi decisam velint. Illis annuentibus ita transactum fuit, ut creditor summam principalem justo quinquennio debitori absque interpellatione permitteret, singulis autem annis abbas conventusque Rothensis Petro Mesner X medimnos siliginis, avenae XII, et IV libras Hallensium pensitet; quodsi hoc integro biennio intermitteretur, chirographum mutui testem secundum omnes apices firmum, validumque fore.“ Noch eine Reihe solcher Streithändel (controversiae juridicae) und Schiedsgerichte, auf welche hier näher einzugehen indess nicht verlohnt, findet sich bei Stadelhofer (I p. 97. 99. 102. 104. 112 ff. 114. 117. 121. II p. 2. 7. 9. 11. 14. 16. 20. 23. 25. 27. 37. 39, 40. 55. 57. 93. 94 99. 106. 115. 122 229. 277. 278. 281. 245. 260 ff.) aufgezeichnet, so (S. 4/5 und 7/8) ein zweifacher Handel mit dem Ravensburger Bürger Johs. Haugg in den J. 1422 und 1426 wegen Eigentumsstreitigkeiten in Zell, auch mortuarium et capitationem (= Fall = und Hauptrecht), mehrfache, sich bis zum J. 1537 fortspinnende Besitz- und Grenzstreitigkeiten zwischen Roth und Kloster Ochsenhausen O. S. B., mit welchem namentlich es immer viel Spann und Irrungen absetzte. Nicht ohne Interesse ist, dass die Streitteile dem von ihnen aufgestellten Schiedsobmanne Thomas Bruder aus Biberach hier erstmals *eigene Richter* (nicht blos Beisitzer) beigesellten. („. . . . cum vero etiam alia dubia concurrerent . . . . cui abbates *novo exemplo proprios judices* associarunt, Ochsenhusanus Eberhardum de Karpfen praetorem, et Michaelem Amman secretarium suum, noster vero Thomam Scheitterberg secretarium et Gebhardum Jelin; horum amicis consultationibus res hoc modo satis clare determinata est“ — a. a. O. II S. 122). Diese Schiedungen bildeten indess nicht das regelmässige Gericht zu Roth, scheinen vielmehr daselbst blos die ausnahmsweise, namentlich in Streitsachen mit auswärtigen, der Rothischen Gerichtsbarkeit nicht unterstehenden Personen angewandte Gerichtsform gewesen zu sein, sofern der Stiftshistoriograph (Stadelhofer, a. a. O. I S. 121 und 122) über die Roth'schen Gerichtszustände im 14. und 15. Jahrhundert bemerkt: „Judicii Rothensis assessores ex hominibus *collegio nostro obnoxiis* delecti, qui secundum *antiquas consuetudines* et *jus patrium* simpliciter et summarie (!) judicabant.“ Danach bestand also in der Klosterherrschaft Roth zur gen. Zeit ein gemischtes aus der Herrschaft unterthanen Laien ver-

schiedenen Standes („judicii Rothensis assessores id temporis rustici juris tantum consuetudinarii germanici gnari, nec ultra pingendas litteras docti,“ wie sie an einer a. Stelle — I p. 61 — anlässlich eines unliebsamen Vorkommnisses genannt werden) zusammengesetztes Volksgericht, welches nach *einheimischem* (also *nicht* nach *römischem*) und nach dem schon damals sehr in Geltung gewesenen Gewohnheitsrecht über alle Zivilrechtsstreitigkeiten simpliciter et summarie, wie ganz bezeichnend gesagt wird, Recht sprach! Diese Art von Gericht scheint sich auch auf die niedere und mittlere Strafgerichtsbarkeit erstreckt zu haben und letztere nicht vom Kloster direkt etwa durch den Klostervogt usw. ausgeübt worden zu sein; in Bezug auf die *hohe* (Malefiz-) Gerichtsbarkeit standen die Rothischen Untertanen bis zum J. 1619 unter der Landvogtei, in welchem Jahre Erzherzog Leopold die hohe und peinliche Gerichtsbarkeit um 8000 fl. mit dem Vorbehalt der Wiedereinlösung an das Stift verkaufte. Ebenso kam die forstliche Jurisdiktion bis zum J. 1585 dem Hause Waldburg zu, in welchem Jahre das Gotteshaus dieselbe erwarb. Aus aelterer Zeit liegt noch eine Art kurzer Kodifikation[11]) vor, welche sich in dem ratiotinarium (= Haus-, Rechen-, Notitz-Buch oder Strazze) eines der berühmtesten Roth'schen Klostervorsteher, des Abtes Martin *Hesser* aus Marchthal (1420 — 1457) des wahren Regenerator Roths, erhalten hat, welche sich hauptsächlich und fast ausschließlich über das eheliche Güter- und Erbrecht sowie das Lehensverhältniss verbreitete und unter welcher natürlich alle möglichen Materien, Civil- und Prozessrecht, vermischt mit kanonischem Recht, kunterbunt zusammengeworfen sind und an welche man selbstverständlich keine grossen rechtswissenschaftlichen Ansprüche stellen darf! Nichtsdestoweniger sind diese bis auf das 14. Jahrhundert und zwar ungefähr auf das J. 1340 zurückgehenden, durch das Zeugniss von (zu Anfang des 15. Jahrhunderts) bereits über 70 J. alten Männern überlieferten Rechtsquellen schon durch ihr Alter für die schwäbische Rechts- und Kulturgeschichte von Interesse und schon Stadlhofer (a. a. O. I S. 122—124) hielt sie für wert („operae pretium est, quasdam harum consuetudinum ex ratiotinario M. Hesser abbatis huc transcribere“), davon Einiges zu veröffentlichen, was hier bei der Seltenheit und dem Vergriffensein seines Werkes nochmals folgt:

Item Nota des Gotzhus alte Herkomen Haund der Brögor Jörg, Ott der = und der Alt schlosser von opfingen [1]) gesait. Ist Ir jeglicher me den LXX Jar alt.

Zu dem ersten wenn ein Man stirpt, so nimpt man das best Vich zu Hopfrecht, und zu dem Val alle sine Klaider; Girtel Gewand, und was daran hanget, und dazu gehort, Agsten Segessen, und alles, das zu seinem Handwerk gehört.

Stirbt ein Frow, so nimpt man ire Klaider zu irem Lib gehörend, Werk, Garen, und unzerschniten Tuch. Und von des Brogors (testis supra nominati) Mutter nam man Tuch, was dennocht zu dem Weber (i. e. quod adhuc apud textorem erat) und Bett Gerait. Verlaut sy aber ein Töchterly, e das es usgeben wird (nondum nuptui datam) oder me, so soll man jm die Bett nit nemen, stirbt aber das Töchterly, e das es usgeben wird so vallend die Bett an das Gottshus, begert aber der Vatter der Bett, so soll man Im die laussen ein Jar und 2 Tag. Nimpt er aber dazwischen ein Wib, wen das Wib forna in reit, so sol man die Bett hind us tragen.

Wela (qui) gewachsen Kind haut, Knaben oder Töchter, der Er selbs nit darf (= bedarf) und die andersschwa verdingt zu diena, bedarf man der im Gotzhus, so mag die ein Herr wol nemen, und dena ein ziemlichen Lon geben. Doch sol Inna ein Herr dester beholfner sin, zu vorsehen mit Mannen und wiba, sy dester fürderlicher belechna, ist das sy wol dienand. Aber bedarf Ir der Vatter, so sol man Imb nit nemen.

Wa gewachsene Kind sind, die manbar und wibbar sind, die mag ein Herr wol darzu halten, das sy zusamen hilochnid, und söllich Hyloch sollend beschehen vor ainem Herren von Roth, i. e. Coram Abbate Rothensi. En legem de maritandis ordinibus.

Wa ein unbelümdete Tochter (i. e. antea non corrupta) mit aim Gotzhus man (cum juvene nobis obnoxio) vorvelt, den mag ein Herr darzu wol nötten, das er die neme zu den Eran. i. e. Ehren. Ist es Herkomen, wann ainer Kind haut, die gewachsen sind, das sy dem Gotzhus gnug sond thun (i. e. ut spondeant, se monasterio fore obnoxios), so sol ain

[1]) Wohl das an der Iller gelegene Pfarrdorf Oberopfingen, welches früher zum Teile dem Kloster Roth, zum größeren Teile Ochsenhausen gehörte.

Vatter, Bruder oder ander Fründ dafür sprechen und Bürg werden.

Wann ein Vatter und Mutter, die Baid des Gotzhus sind, (homines proprii) ersterbend, und die Kind, die sy verlond, alle usgestürt sind; das übrig, das sy verlond, das sol das Gotzhus gar nemen, und von demselben Gut, soll man ein Spital im Gotzhus bau, da man die armen Lüt, die sich nit me vermögend, füren sol. Lond sy aber Kind, der sy Lützel oder vil, die nit usgestürt sind, so sol man nit me nemen den *Hoptrecht* und *Val*, das ander sol man den Kindern lassen, En distinctionem supra designatam.

Es von Alter Herkommen, das die im Illertal alle Zechenden von Kirchberg[1]) und die andren in das Gotzhus füren müssen, und welle mit Mänina (= Mähne = Rosse) vermochtend, die musten das Korn in dem Stadel abladen, und mussten das thun Virtag (= Feiertag) und Werktag, wenn sy ervordert wurdend.

Die von Haslach[2]) müssen die Zechenden von Oy[3]) und Kranwinkel[4]) och in das Gotzhus füren, und tät und ander dienst nütz destominder. i. e. angarias nihilominus praestabant sicut ceteri.

Es ist Herkomen, das jederman uf den Gütern sol hou von Ross und Rinder nach billichen Dingen, und des gemainen Flecken Nutz.

Es ist von Alter Herkomen, das die nächsten Güter Erndienst tun sond, das sy och nit tun wend. Es ist ain Herkomen, das ain Herr sin Gericht besezen sol mit sinen aignen

---

[1]) Kirchberg, früher teils dem Kloster Roth teils dem Nonnenstift Gutenzell gehöriges Pfarrdorf a Iller (jetzt im w. Oberamt Biberach).

[2]) *Haslach*, altrothisches Pfarrdorf, jetzt im Oberamt Leutkirch.

[3]) *Oy* (Oye) ist der an der Iller gelegene, früher Stift Ochsenhausen'sche, jetzt gräfl. Schaesbergische Kameralsennhof Sophienhof.

[4]) *Kranwinkel* (alt Craw = Kranwinkel, Crawinchele, Kronwinkel usw.), altrothischer, an der Iller gelegener, aber schon gegen Ende des 14. Jahrhunderts an das Stift Ochsenhausen und in die Herrschaft Thannheim eingeteilter Weiler, wie Oy früherer Pfarrsitz; beide Pfarreien wurden aber schon i. J. 14:4 mit der von Thannheim vereinigt. Beide Orte waren in frühen Zeiten viel bedeutender und seit dem 30jährigen Kriege sehr zurückgegangen; auch gab es in alten Zeiten ein Adelsgeschlecht, das sich von Oy schrieb.

Lüten oder Hintersässen, so mainend aber, man sol das Gericht nüe besezen mit Libaignen Lüten. Sy sond alle schwören zu Gericht gehorsam sin ainem Amman, das sy doch ietz nit tund.

Item es ist ain Herkomen, das jederman sol manen (mahlen) und schniden, wie von Alter Herkommen ist, das sy iezt doch nit tund. Och Baden und drucken in den Enden, als von Alter Herkomen ist.

Ein weiteres Rother Rechtsalterthum ist die pflichtmäßige, althergebrachte jedjährliche Lieferung von einem *Paar Polsterschuhen*, von „zwen gefiltztet Bolsterschuh“ durch Abt und Konvent „dez Gotzhus unserr Frowun ze Roth“ an den Ritter von Lutrach (Lauterach), welche laut (a. a. O. I S. 153/154 abgedruckter) Urkunde i. J. 1331 um „drui Phunt gäber Westerphennig (nummi albi) Costenzer Müns . . . . . die wir an andern unsern notdürftigen Mutz verkert haben“, vom Kloster an Dietpold von Lutrach Ritter und Johannes sin Sun zu zahlten, abgelöst wurden. — In der, namentlich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts vorkommenden, Abgabe von *Filzschuhen*, Nacht- oder Morgenschuhen, Bundschuhen von Klöstern, vornehmlich von Cisterciensern (so von Heilsbronn) und Prämonstratensern (wie von Schäftlarn, Roth, Steingaden) sowie auch von Benediktinern (so von St. Ulrich in Augsburg), Augustinern (z. B. von Inderstorf), offenbart sich eine den deutschen Volksstamm charakterisirende tiefbedeutsame Symbolik (s. „Filzschuhe als Abgabe von Klöstern“ im „Anz. f. Kunde der d. Vorzeit“, VIII [1861], Nr. 10 [Oktober] S. 359—360 und Nr. 11, S. 398—400, von Märcker). So bestätigt i. J. 1228 König Heinrich VII. dem St. Ulrichsstift zu Augsburg, das Privilegium, „non teneri feodali jure cuiquam persolvere *calceos* hyemales“ (Mon. boica XXXI. 515). I. J. 1372 verzichtet Conradus de Magensiez, „se de cetero recepturum a monasterio in Steingaden duos *calceos nocturnales*“ (ebendas. VI 535). Diese Filzschuhe pflegten, wie aus den zahlreichen nachweisbaren Beispielen hervorgeht, den Stiftern oder sonstigen Wohltätern der Klöster in dem Falle gegeben zu werden, wo dieselben sich die Jurisdiktion über die vergabten Güter vorbehielten, wurden, was eigentlich kaum gesagt zu werden braucht, in den Klöstern selbst verfertigt, und dienten also als Zeichen des seitens des Klosters anerkannten Vogteirechts. Gewiss konnte kein Symbol sinnreicher und bezeichnender

empfunden werden, um den Gedanken anzudeuten: „dass der *Fuß* des gestrengen Grundherrn nicht zu fest auf den Nacken der Unterthanen drücken möge.“ So scheinbar unbedeutend dieser alte, längst abgekommene Brauch ist, so hat er doch also immerhin seine kulturgeschichtliche Bedeutung. — Wegen einer solchen Filzschuhabgabe kam es wohl auch dann und wann zu einem Prozess, so z. B. mit dem Augustinerchorherrnstift Inderstorf (auch Undenstorf) in Oberbaiern, welcher seiner Originalität halber zu erwähnen ist. Im J. 1507 trat die Gemeindeverwaltung Hirtelbach klagbar auf gegen Hans Dietrich von Pleningen, Gutsbesitzer zu Eisenhofen, der ihnen den „Blumbesuch“ sowie das ihnen zustehende Holznutzungsrecht verweigere und erteilte am 11. Februar 1508 der Pfarrer Joh. Hunger, nachdem ein gütlicher Ausgleich nicht zu Stande gekommen, Vollmacht an den „Chirchbrobst zu Hirtelbach“ und „Hans Eberwein“, ihn bei der Tagpfahrt zu vertreten. Bei diesem Termine stellte Hans D. v. Pleningen Gegenklage und beanspruchte vom Kloster die angeblich ihm gebührenden und verweigerten *Filzschuhe.* Es wurde in den 3 Punkten der Klage und Widerklage auf Beweis erkannt und erklärten zuletzt die Richter, dass der Herr v. Pleningen auf die *Filzschuhe* desshalb keinen Anspruch habe, weil selbe nicht für Eisenhofen, sondern für die Familie der von Weichs abgegeben würden, denen sie noch immer zustünden, auch wenn sie Eisenhofen nicht mehr besäßen. Der Filzschuhstreit tauchte später noch einmal im J. 1651 auf, und zwar von dem Weichsischen Geschlechte gegen das Kloster, dauerte bis zum J. 1698 und wurde durch alle 3 Instanzen durchgeführt. Der Endentscheid des fürstlichen Hofrats erging dahin, dass „das Kloster künftighin jährlich einen Gulden an die v. Weichs zu entrichten, sowie die Ausstände zurückzuersetzen habe.“

Eine eigentümliche persönliche Abgabe der Untertanen von Roth, Berkheim bildete der sog. *Bannschatz* oder *Ehegroschen.* — Der durch ganz Schwaben bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts herrschende Rechtsbrauch, dass beim Vorliegen eines Mordes, Totschlages (Körperverletzung mit nachgefolgtem Tode, Tötung in Raufhändeln) der Täter außer Seelenmessenlesenlassen, dem Büßer-Opfergange, Wallfahrten nach Rom, Einsiedeln, zur Muttergottes nach Au(ch) und St. Leonhard in Jnchen-

hofen,[1]) in der Pfarrei, der der Getötete angehörte, auf Begehren der Angehörigen „ain Stain Crutz das fünff Schuch lang, dryer brait und ains Schuchs dick sye, an welches Ennd des Erschlagenen haißen und wollen,“ setzen lassen musste, ist auch in der Klosterherrschaft Roth in verschiedenen Fällen, namentlich der Strafsache gegen Sig. Golter v. Habsegg und Jörg Ermann v. Zell wegen Tödtung des Zacharias Wicko v. Mittelried i. J. 1484, über welche ein andermal ausführlich gehandelt werden soll, bekundet (a. a. O. II S. 148—162). Dieses Volksgericht scheint aber nicht so lange bestanden und mag zu dessen Auflassung der Umstand mitgewirkt haben, dass es sich nicht immer die nöthige Unabhängigkeit auch nach unten zu bewahren wusste, dann aber auch der weitere Umstand, dass dasselbe den mit der Zeit immer verwickelter werdenden Rechtsverhältnissen offenbar nicht mehr gewachsen war, wie denn ein solches Gericht in der Nachbarschaft in dem damals Königseggischen *Marstetten* in offene Spitzbuberei i. J. 1476 ausartete (in latrocinium degenerans bonaque vicinorum praedae cupiditate invadens et abliguriens) und sich unmöglich machte. Schon im 15. und dann im 16. Jahrhundert wurde nehmlich die Justiz in der Klosterherrschaft Roth durch vom Abt selbst ernannte *Ammänner* (Amtmänner) verwaltet, welche sowohl am Hauptorte als in den übrigen Herrschaftsorten abwechslungsweise Recht sprachen („. . . . justitia ab Amannis, per ispum Abbatem designatis, administrata fuit, qui tum Rothi, tum in locis eidem subjectis, alternis vicibus jus dicebant“ l. c. p. I p. 124). Nach den noch vorhandenen Aufzeichnungen waren dies:

Hainrich Schmid, Ammann zu Roth	1428
Hans Hagen	1429
Hans Winnelwager	1440
Hans Isenburger	1444
Andreas Walis	1446
. . . .	
Hainr. Fischer (unter 3 Prälaten bei 28 J. Ammann, lebte noch 1498)	1462
Konr. Fischer	1490
Konr. Wegel	1501

[1]) Inchenhofen im baier. Landkapitel Friedberg; siehe über diese alte Wallfahrt, *Steichele*, das Bistum Augsburg usw, IV S. 178 ff. — *Auch* ist = Aachen damals eine der berühmtesten Wallfahrten.

Jörg Ermann Conradi Ermann senioris abbatis Rothensis frater[1]) 1503
Konr. Stecher 1519
Martin Fischer 1524

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts tritt nun in den „litterae judiciales“, sei es aus Gleichgültigkeit, sei es wegen des Bauernkrieges, eine bedauerliche Lücke ein. Daneben erscheint in diesen Aufschrieben noch eine untergeordnete Kaste von Angestellten: Pittel (= Büttel. „. . . . longe alia significatione istius vocabuli, ac hodie obtinet“ — l. c. p. 125). Am Ausgange des 15. Jahrhunderts, wenn nicht schon früher, begegnen wir noch einer weiteren Beamtenklasse, den „*Secretarii*, vulgo Schriber“, welche möglicherweise zeitweise auch den Posten des Ammanns versahen und von welchen das Verzeichnis folgende aufführt:

Hainricus Schaich 1482
Hieronymus Nuwkorn 1496
Georgius Hertel 1506
Adamus Linder scripsit urbarium in charta pergamenea 1518 1516
Simpertus Schrot Augustanus 1526
Thomas Scheitter(n)berger 1535
Jacobus Waller, dubito, an Amannus (!) 1545
Leonardus Albrecht 1556
Petrus Goiger 1556
Mauritius Spiess 1561
Georgius Spiegler 1567
Martinus Felber Weingartensis 1580
Jacobus Neidlinger 1583
Georgius Steür 1590
Paulus Kranzegger Veldkirchensis 1591
Joannes Hanndtmann Sunthoviensis 1597
Christophorus Ziener Erolzhemiensis 1598
Joannes Settelin, vir apprime doctus et linguarum peritus, Ehingensis 1600
Laurentius Rassler 1611

Später, im 17. und 18. Jahrhundert waren es dann höhere Beamte, *praetores* = *Oberamtmänner*, Obervögte, welche dieses Amt versahen und nachfolgend aufgeführt werden:

[1]) Dieser hatte ca. 25 Jahre vorher, i. J. 1484, in Gemeinschaft mit Sigm. Golter von Habsegg einen Todtschlag im Rother Gebiete begangen und dafür öffentliche Sühne zu leisten gehabt (Stadelhofer etc. II S. 148 ff.) und mag wol nur durch seinen Bruder-Abt zu der Würde des Ammanns gekommen sein!

Christophorus Scheittenberg primus titulum Praetoris (eines Oberamtmannes) assumsit 1612
Dimissus a. 1613.
Vitus Udalricus Emer L. L. A. A. M. Jurisperitus ac theologus insignis postea institutum candidum apud nos professus . . 1613
Udalricus Kumber vir 1617
egregius, antea Joachimo abbati a cubiculis, patria, ut videtur, Uberlinganus, quia haeredes, ibi juxta protocollum a. . . . 1639
Vivente etiamnum Udalrico 1635
a Suecis praetor intrusus est David Grimmmel Memmingensis.
Isto ejecto iterum Udalricus Kumber brevipost defunctus . . 1637
Jo nnes Ludovicus de Gall patritius Ravenspurgensis Ludovici abbatis cognatus 1637
Joannes Antonius de Gall prioris filius † Rothi 20. Februarii 1645. 1644
Andreas Waibel Constantiensis J. U. D.. 1645
Jacobus Stahel Gamundianus medicinae doctoris ejusdem urbis filius 1649
Joannes Heinricus Baumgartner benefactor sacelli ad S. Annam, ejus uxor M. Catharina Weisshauptin 1653
Daniel Frey de Hornbach prius secretarius Neocellae in Bavaria, vir de collegio nostro meritissimus, ejus uxor Anna M. Seyfridin de Mindelheim 1655
Joannes Franciscus Schmiduz Campidorensis antea secretarius noster paris cum priore meriti, ejus uxor Elisabetha Herrin . 1681
Carolus Ferdinandus de Kolb. 1712
Josephus Antonius Mauch antea secretarius Minoraugiae . . 1727
Judas Thaddaeus de Kolb 1761
C. F. F. quem una cum conjuge sua M. Waldburga de Grüeb diutissime incolumem ex animo optamus (das weltliche Beamtenpersonal bestand um d. J. 1764 aus dem letztgen. Rath und Oberamtmann v. Kolb, dem Rath und Kanzleiverwalter Jos. Xav. Moz und dem Registrator Frz. X. Widmann.)

Den in Roth herrschenden Recht und Brauch (consuetudines), von welchem oben ein Teil wiedergegeben, bezeichnet der Historiograph selbst als satis onerosum, wie derselbe auch mit der Zeit, namentlich, „calamitosis illis temporibus, quibus collegium nostrum a ruina proxime abfuit“, ziemlich lässig beobachtetet worden sei, selbst da aber noch manchen Anlass zu Anständen und Beschwerden gegeben habe. Der tatkräftige Abt Hesser musste, als er auf dem alten Rechte gegenüber den Klosteruntertanen bestehen wollte, klein beigeben und sich beinahe flüchten. Ein Spruch zu *Memmingen* i. J. 1441 war nicht von langem Bestande. Im J. 1447 bestätigte Kaiser

Friedrich III., bei dem das Kloster einen Rückhalt suchte, nicht nur alle früher dem Kloster erteilte Privilegien („... et monasterii nostri consuetudines conceptis verbis confirmavit" — l. c. II p. 24), sondern fügte auch noch einige besondere Bestimmungen bei, so z. B. bezüglich der Bestrafung der großen und kleinen Frevel: „Delicta minora in ditione Rothensi commissa ibidem coerceantur. Si quis hominem proprium occiderit, occisi amicis satisfaciat, abbati vero et conventui alium aeque idoneum, ac occisus fuerat, adpropriet, aut L florenos Rhenenses persolvat. Quodsi damnum resarcire nequeat, a ditione Rothensi X milliaribus tamdiu exulet, donec abbati et conventui satisfactum fuerit. Determinatur etiam poenae pecuniariae quantitas, qua in majora minorave delicta animadverti poterit ..... poena majoris delicti a viro commissi decem libris Hallensium, minoris autem quinque libris: injuria vero (ein Unrecht) XXX assibus Hallensium, delatio jurisjurandi IV assibus taxatur. Quodsi femina majore delicto se obstrinxisset, tribus libris Hallensium, si minore 30 assibus Hallensium, si alteri injuriam intulisset, V assibus puniri permittitur." Ueber 30 Jahre später, i. J. 1478, bewilligte derselbe Kaiser, „poenas quoque ad X libras Hellensium exasperare, ac pro jurejurando a partibus invicem delato quatuor asses Hallensium exigere", (l. c. II p. 59). Diese Verschärfung der Strafen machte dann i. J. 1449 die schon lange im Geheimen glimmende Unzufriedenheit und Gährung in offene Rebellion umschlagen und der Abt musste sich in die benachbarte Reichsstadt *Memmingen* flüchten. Der Chronist lässt sich darüber folgendermaßen des Näheren aus: „Haec poenarum asperitas perversis hominibus minore pretio delinguere volentibus maximopere displicuit, prius enim viri tantum coercebantur, feminis impune insanire licebat: viri autem poenas supra pro feminis statutas pendebant: jusjurandum delatum nullo stabat pretio, ut major illud deferendi libertas foret. — Igitur has poenas abolitas volebant, omniaque in eum locum reduci, quo prius fuissent. Repudiabant quoque mandata, quibus poena X librarum Hallensium in refractarios statuta ferebatur, et rustici pagorum judices contribules suos ad earum solutionem cogere detrectabant." — Den damaligen Unterhandlungen wohnten bürgerlicherseits eine Reihe von „assessores judicii Rothensis", so Johs. Hagel und Joh. Nükumel aus Zell, Heinr. Widemann

aus Haslach, Konr. Wetzel v. Murwangen, Konr. Stecher v. Mettenberg, sowie Joh. Kolb und Heinr. Schmid, „assessores judicii Berkhemiensis" und Heinr. Endres aus Oberopfingen, „judex pagi Unteropfingensis" bei. — Ein Teil der Rebellen, namentlich die Führer, wurde mit teils längerem, teils kürzerem Exil „ex singulari gratia" bestraft. An das Ende ihres Exils bezw. ihre Rückkehr wurde von Erzherzog Albert, als damaligem „advocato principali Sueviae" i. J. 1453 eine merkwürdige Schlussbuße bezw. Sühne in Form folgender Vorschrift geknüpft, „ut finito exilii tempore quatuor rebellionis duces detecto capite, nudis pedibus, laneis vestiti, ceram dimidiae librae manibus praeferentes processioni ante summum officium (= Hochamt) se adjungant, et ad ejus finem cereum ardentem ante venerabile sacramentum candelabro infigant, totique divino officio flexis genibus intersint." Bei diesem Anlasse ging übrigens auch der Abt nicht ohne die Mahnung aus, „ut subditorum consuetudines olim legitime introductas salvas velit." Erst i. J. 1456 nach vielen Zwischenfällen gelang es dem kais. Bevollmächtigten Berthold v. Stein und dem durch diesen niedergesetzten, aus Bero Rechberg v. Hohenrechberg, Eberhard v. Stein einerseits, Joh. Vöhlin, Ratsmitglied, und Ortlieb Seng, beide aus Memmingen andererseits bestehenden Schiedsgericht, die Bewegung endlich beizulegen. Da nach Stadelhofer (a. a. O. I S. 124) die bei der damaligen Uebereinkunft festgestellten Artikel die zweite Epoche des Rothischen Statutarrechts bilden („transactionis articuli id temporis stabiliti seccundam juris Statutarii Rothensis epocham constituunt . . . . secundum jus statutarium scriptam maximam partem hodieque usitatum continens" II S. 39), so verlohnt es sich immerhin, dieselben auch hier etwas kennen zu lernen. Im Einzelnen lauten die Punkte dieser Transaktion dahin:

1) Omnia bona Rothensi abbati subjectorum feuda haereditaria sunt, non tamen ad haeredes illi non obnoxios devolvi possint.

2) Quotiescunque haec feuda venduntur, decimus nummus abbati pro *laudemio* pendatur. Si forte hominibus eidem non obnoxiis venderentur, venditor talem emtionem adducat, qui abbati placeat, et feudo conservando idoneus sit.

3) Feudorum annuus canon, ceteraeque, praestationes non augeantur viventibus iisdem vasallis; sed si eadem aperi

antur, abbati liberum esto easdem minuere vel augere. Si quis bona novalia (Rütgut ab eradicando ausreuten) ab codem in feudum acceperit, idem observetur.

4) Ex haereditatibus virorum abbas nihil capiat nisi *capitationem* (Hau(o)ptrecht) nimiium equum optimum vel jumentum et *mortuarium* (Fall) sive vestem optimam (wie einer am *Stolzen Montag* ze Kirchen, und ze Straßen gegangen ist). Ex haereditatibus vero feminarum vaccam, aut vestem optimam (Articulus iste de viris conjunctive, de feminis disjunctim loquitur. Notanda etiam distinctio inter capitationem et mortu arium alias raro occurrens! *Superba* autem *dies* Lunae alia non est nisi dies *nuptiarum*, qua optima vestis indui solet. Unde colligitur nuptias id temporis feria II celebrari solitas, non vero Dominica, quod recentior abusus nuper yustissime abrogatus invexit). Quotiescunque autem obnoxius homo alteram partem non obnoxiam in matrimonio habuisset, abbati post mortem obnoxii partem haereditatis capere integrum esto.

5) Plaustrum vini, quod subditi nostri advocato provinciali quotannis dederunt („Schirmwein"), in posterum abbas dabit, acceptis ab eis semel tantum CC florenis Rhenensibus.

6) Abbati fas esto mandata pœnalia edere, poeno V assium Hallensium in contumaces statuta, eamque augere aliis V, donec augmentum librum conficiat. Injuria itidem V assibus puniatur. Qui arma in aliquem expedierit, eumque percusserit, non inflicto *vulnere sanguinante* XXX assibus, si vero sanguis ex vulnere manaverit, tribus libris Hallensium vim illatam luat. Vulnus autem *ossifragum pacifragumque* (Beinschrot und Friedbrüch Wund) V libris Hallensium coerceatur.

7) Fas sit abbati rixis inter subjectos exortis per se vel religiosos, sive etiam praetores et servos suos pacem imperare sub poena X librarum Hallensium Memmingensis monetae; quodsi tale mandatum poenale nihil proficeret, pax praecipi posset sub maxima capitis deminutione (an Leib und Gut).

8) Quodsi juratus judex tale mandatum ediderit, illudque a se promulgatum coram judicibus Rothensis audientiae fateatur, judices isti reum compellant poenam de terminatam exsolvere. Poenae autem ob jusjurandum delatum aut praestitum ab usu Rothensis judicii ex veteri more absint.

9) Abbas Rothensis jus habeat obnoxios sibi puberes capiendi, et ab iisdem certam pecuniae summam vel vadimonium exigendi, quo se homines obnoxios futuros fidem faciant, pariter eos prohibendi a nuptiis cum homine non proprio contrahendis. Si quis conjux statutum illud transgressus fuerit partem non obnoxiam reddat, aut abbati de culpa satisfaciat. In posterum vero, quicunque a nexu proprietatis subduxerint sese, et revocati non redierint, haeredidatis portione sibi constituta priventur, eaque Rothensi Canoniae in commissum cadat.

10) Permissum fuit rusticis praedia majora colentibus IV porcos IV alere in agris suis, colonis vero minorum praediorum duo ibidem alendibus et glandibus saginandi, hinc eas colligere prohibitum.

11) Denique si abbati vernis vel ancillis opus fuerit, atque homines proprii filios, filiasve habuerint, extra paternam domum in alterius servitio constitutos, eos easve sibi famulos aut famulas pacta mercede ubique usitata adsçiscere poterit: filias tamen nupturientes non detineat. Hos articulos Martinus abbas totusque conventus stipulata manu in vim jurisjurandi servare spopondit: idem fecerunt homines obnoxii pro se suisque haeredibus: deinde litteris publicis inserti, arbitrorumque signis muniti sunt die XIV Februarii. Atque ita molestissimae tricae cum tanta animorum contentione tot annis agitatae finem habuerunt, Martino abbati, ejusque conventui admodum optabilem, quia tantum non omnia consecuti sunt, quae rebelles rustici contumaciter negaverant . . . . . ceterum feuda praestationes annuas juxta praesentem transactionem pendentia bona vetera Rothensia (alt Rots'sche Güter) appellari consueverunt; quae vero postea erecta, vel ab abbate a sibi subjectis emta sunt, vitalitiorum naturam (quod mireris) *cum* vel sine *jure venditionis* vasallis competente induerunt, atque bona nova Rothensia (neu Roth'sche Güter) vocantur, quotannis haud paulo plus praestantia. Nihilominus praedia vitalitia sine jure venditionis nec vasallorum liberis subtrahuntur, nec ipsis parentibus orbitate laborantibus ea vendere vetitum est, quamdiu in vivis agunt, ut adeo caducitas raro locum habeat."

Durch diesen wichtigen Vertrag wurde das bisher bestandene *Lehensverhältnis* wesentlich verändert und alle Lehen für *Erb*lehen erklärt, von welchen, wenn sie verkauft, abgetreten oder auf irgend eine andere Weise, als durch Erb-

schaft, von einer Hand in die andere kamen, der zehnte Pfennig dem Kloster zu entrichten war, ausgenommen von der Fahrnis, welche nicht verehrschatzt ward. Diese 10% hatte der Käufer oder Uebernehmer des Gutes zu bezahlen. Von Erbschaften hatte der Abt das Hauptrecht (bei dem Mann das beste Pferd, bei der Frau die beste Kuh) und den Fall (das beste Kleid) anzusprechen. Den bis dahin der Landvogtei für Schutz und Schirm von den *Untertanen* zu liefernden 1 Fuder *Schirmwein* hatte fortan der *Abt* zu prästiren. Diese Erblehen hießen später die *alt Rothischen* Güter, während man die, nach dem J. 1456 erworbenen leibfälligen Lehen, oder die den Unterthanen abgekauften und in Fallehen verwandelten Erblehen — wozu man keine Gelegenheit hinausließ, so dass bei der Klosteraufhebung i. J. 1802 weitaus die meisten Güter wieder leibfällig zum kleineren Theile mit Kaufrecht waren — *Neu-Rothische* Güter hieß (s. auch OA-beschreibung von *Leutkirch*, unter Feudalverhältnisse, Stuttgart und Tübingen bei Cotta, 1843). Ueber die praktische Gestaltung dieser „Transaktion" in der Folge meint der Stiftshistoriograph, dass diese Artikel von den übelgesinnten, unruhigen und aufrührerischen Untertanen nur zu oft falsch aufgefasst und noch schlimmer angewandt worden seien („. . . . quia homines inquieti domino suo iterum iterumque rebelles deinceps ad hos articulos provocarunt, male intellectos et pejus applicatos" — a. a. o. S. 39). Um d. J. 1480 rumorten denn auch die Bauern schon wieder und machte sich ein gewisser Maier (villicus) Jak. Kaesler aus Landolfsweiler zu ihrem Sprecher (antesignanus), „qui in judicio Rothensi varios contra dominum suum articulos proposuerat, judices nactus sui simillimos, causaeque plus justo faventes (!) . . . . hinc cum adversario conspirantes abbatem pronuntiarunt"). In der Hauptsache handelte es sich, was bei Stadelhofer a. a. O. II S. 60—62 weitläufig nachzulesen, um das *Eichelleserecht*, welches den Bauern gegen das Verbot des Abtes vom Gerichte zu Roth zugesprochen wurde. Abt Heinr. Hünlin „qui superiorum temporum experientia edoctus maxima damna timebat, nisi hominibus ad rebellionem pronis supremam auctoritatem opponeret," ließ sich den ihm parteiisch dünkenden Spruch nicht gefallen und appellirte an den Kaiser, welch letzterer die Streitsache dem Prälaten Kaspar *Schiegg* von *Weingarten* zum Ausmachen übertrug. Die Ladung

erfolgte, wie überhaupt in der Regel bei solchen kaiserlichen Terminen, peremtorisch und unter dem Präjudiz des Kontumazialurteiles („si quae pars contumax esset. comparenti nihilominus jus dicendum et in causa procedendum fore“). Bei der Verhandlung darüber machte der Anwalt des Abtes von Roth, Prälat Heinr. *Oesterreicher* von *Schussenried*, ein vorzüglicher Jurist, u. A. geltend, es seie das Recht des Abtes, Strafmandate zu erlassen, und demselben durch den Vergleich vom J. 1456 eingeräumt, durch welchen auch das Strafmaß auf „V asses Hallenses“ herabgesetzt und das Eichellesen ausdrücklich verboten worden sei. Auf Grund dieses Vergleiches habe der Abt von seinem Strafmandat Gebrauch gemacht und verlangt, dass jeder seiner Unterthanen, wenn er auch nur eine Eichel gelesen, in die bezeichnete Strafe genommen werde. Trotzdem habe aber das Gericht pflichtwidrig (a praevaricantibus judicibus“) den Bauern Recht gegeben. Von bäuerlicher Seite wurde erwidert, die Lehenbriefe vom J. 1467 räumten den Lehenleuten bestimmt ein, „ut silvis uteretur, frueretur ve secundum placitum et necessitatem, absque ullius impedimento“, somit haben sie auch auf die Eichellese, deren sie u. A. zur Schweinsmast dedürfen, ein Recht. Zudem seie in diesen Lehenbriefen bestimmt, „*a Rothensi judicio jus petendum*“, wesshalb schon aus diesem Grunde die Appellation unzulässig seie. An und für sich schon widerspreche es der natürlichen Billigkeit, auf das Lesen einer einzigen Eichel schon die volle Strafe von 5 Ass anzusetzen. Aebtlicherseits wurde entgegengehalten, in allen Lehenbriefen heiße es: „Sie sollen das Gut Inne haben, nutzen, niessen, buwen nach ihrem Willen und Notdurfft“; die übrigen Unterthanen erhebten auf die Eichellese auch keinen Anspruch, dieselbe gehöre gar nicht zum Lehenseigentum und seie nicht mehr unter demselben begriffen, „sed fructus jurisdictionis civilis sit.“ Auch sei es unrichtig, dass durch diese Lehenbriefe dem Abte verwehrt sei, „ad aliud judicium provocare“, diese Vorschrift beziehe sich nur auf die Untertanen, sofern die hierauf bezüglichen Bestimmungen klar besagen: „Was Sy mit unsern Armen Leuten oder Hindersäßen zu schaffend gewinnend, darum sollen Sy sich Rechtes bezeugen lassen vor unserm Stabe und Gerichte zu Roth unverwegret“. Die ganze Strafe auf nur eine Eichel anzusetzen sei geboten gewesen; sonst hätte Käsler einfach 5 Ass bezahlt

und Eicheln in einem Werth von 1 fl. gelesen! Das Appellgericht erklärte die Berufung zu recht, hob den Spruch des Untergerichts auf und entschied in der Hauptsache, „poenam ab eo solvendam, ac de expensis secundum aequitatem statuendum fore", was der Bauerschaft freilich gar nicht gefiel. Bald genügten die Gesetzesartikel dem Bedürfnisse nicht mehr und mussten schon im 16. Jahrhundert mit vielen, hauptsächlich aus dem württembergischen Landrecht entnommenen Zusätzen, namentlich auch über den Gerichtsstand, versehen werden, so bereits zu Beginn desselben. *Stadelhofer* berichtet zum J. 1507 (II p. 89) von unter der Regirung des Abtes Konr. Ermann „*renovata* Statuta localia Rothensia", welche nach damaligem, auch anderwärts vorkommendem Brauche der Untertanenschaft öffentlich in der Rother *Stiftskirche* von der *Kanzel* herab *verkündet* wurden („die 24. Februarii in ecclesia conventuali subjectis ex cathedra publicata sunt"), was sich fortan, so in den J. 1531 und 1535 das. und auch an a. Rothischen Gerichtsorten (Haslach) wiederholte. Zum J. 1614 wird dies wieder verzeichnet („absentibus poena statuta" — l. c. p. 266) mit der besonderen Anordnung, dass vor der Verkündigung alle Unterthanen dem Gottesdienste anzuwohnen haben. Mit der Zeit wurden auch *Jurisdiktionsverträge* mit den benachbarten Herrschaften nothwendig, so i. J. 1514 mit dem Benediktinerkloster *Ochsenhausen* über die Abwandlung der delicta minora (Frevel), worüber es zu folgender Uebereinkunft kam: „Subjecti alterutri abbati a domino suo coerceantur, sive in loco communitatis, s. in alterutrius fundis delinquerint". — Aus dieser Zeit wird eine merkwürdige Art von kollektiver Maßen = Eidesleistung berichtet. In einer bei Stadelhofer (II S. 82—84) ausführlich erzählten Lehensstreitigkeit wurde nehmlich dem Abt und Konvent vom früheren, nunmehr entsetzten Lehensinhaber der Eid zugeschoben und auferlegt, sie haben zu schwören, dass nach sechsjähriger Abwesenheit desselben anstatt seiner ein anderer Untertan in das Lehen eingesetzt worden sei. Und zwar bestand der Kläger darauf, dass nicht allein der Abt und einige Konventualen oder wenigstens die Hälfte der letzteren, sondern gar alle — 16 an der Zahl — den Schwur leisteten, was auch dann i. J. 1500 zu *Waldsee* an Stelle des verhinderten Prälaten Oesterreicher vor dem Abt Johann Maier von Weissenau,

„qui propositis sacrosanctis evangeliis abbatem nostrum stola indutum, ceterosque canonicos solemniter jurantes audivit“, geschah, und wobei mehrere Konventualen nicht aus eigener Wahrnehmung, sondern nur den Glaubenseid schwören konnten. Die Hartnäckigkeit und das Misstrauen des Klägers war bei der Eidesabnahme so groß, „ut formulam latinam: Sic me Deus adjuvent“ etc., qua jurantes usi sunt, sibi coram expori peteret, ac aegre tandem interpretantibus fidem haberet“. Ueber den *Eid* als Beweismittel macht der Stiftshistoriograph anderswo (II p. 24) bei einem Fall aus d. J. 1443 die bezeichnende Bemerkung: „Jusjurandum (quod *credulitatis* vocant) semper fuerat *ultimum* juris remedium, etsi probationes aliunde suppeterent. Id modernis temporibus (ubi exterarum nationum colluvies Germaniam corrupit) periculosum esset: illis autem ob antiquum candorem Germanorum (alte deutsche Treu' und Glauben) excusandum fuit. Certe non tantus aderat perjurii metus, qui nostros judices merito a deferendo jurejurando absterrere potest, imo etiam debet, si veritas aliunde claret.“

Immer mehr und mehr drang im Verlaufe das in Deutschland nach und nach rezipirte römische Recht in das Privatrecht ein, was allein schon die Aufstellung rechtsgelehrter Richter und die allmählige Verdrängung des Volkselementes aus dem Richtertum mit sich brachte. Wie wenig aber die Untertanen bezw. Bauern mit Regirung und auch den so veränderten Rechtszuständen zufrieden waren, zeigte sich im Bauernkriege, der bekanntlich auch im Rothischen Herrschaftsgebiete wütete und zur Verwüstung und Ausplünderung des Klosters führte. Auch mit dem Hofgericht zu *Rottweil,* an welches der Instanzenzug führte, schien man nach folgender Chroniknotiz zum J. 1584 nicht immer zufrieden gewesen zu sein: „contra judicium Rothwilanum ob indiscretam et vehementiorem ablegati Comitis Sulzensis urbisque Rothwilanae defensionem ordines adversi magis exasperati sunt, atque tantam proterviam S. C. M. conquesti.“ Im J. 1609 kam es zu erneuten langwierigen (bei Stadelhofer, a. a. O. II S. 245—248 berichteten) Streitigkeiten, welche schließlich mit folgendem Vergleiche endeten:

1) In emphyteusibus haereditariis jus venditionis sicut hucusque liberum fore, nec laudemium canonemve annuum unquam augendum. In vitalitiis vero actu possessis hanc rati-

onem ineundam, et litteris feudalibus inserandam, ut omnibus personis ibidem nominatis eadem vendere liceat, donec earum postrema venditione ommissa exspiraret, atque hoc modo dominium utile cum directo consolidaretur; tum demum abbati integrum fore illa praedia cum jure venditionis, aut absque illo aliis concedere. — Etsi vero in hoc eventu non obligaretur defunctorum vasallorum liberos investire, nihilominus abbatem ultro spondere, eos, nisi speciales causae absterrentes adessent, ceteris competitoribus praeferendos.

2) In posterum statim a venditione peracta exactum iri *Laudemium* consuetum: mortuo vero venditore nihil praeter mortuarium.

3) Dehinc Praelatum jure protimiseos, ubi bona haereditaria ad descendentes, vitalitio vero ad liberos defunctorum emtione devolvenda essent neutiquam usurum; si vero ab extraneis' aut remotioribus cognatis agnatisque emerentur, idem exerciturum. Quodsi forte aestimatio justo minor in detrimentum laudemii in talibus venditionibus intercessisset, abbatem quibusdam judicii Rothensis consortibus novam aestimationem demandare posse.

4) Quod provocationes ad judicium provinciale tangit, et formulas *homagii*, cum Michael Lauterius serenissimo archiduci Maximiliano a consiliis et judicii provincialis secretarius (Landgerichtsschreiber) subjectorum nomine praesens, eas non praetenderet, videretque in formulis nihil innovatum, insuper de lignis ab ipso abbate Balthasare (Held) ad necessitatem aedificiorum abbatis eorumque modo nihil omnino statutum fuit: praeteritorum oblivio statuta atque pox redintegrata, sed ut in reconciliatis amicitiis evenit, non diu viguit, sed in pressima odia paulo post prorupit.“ — Bei diesem Anlasse oder wenigstens kurz vorher kam endlich der schon fast 2 Jahrhunderte vorher in den Alt-Rother Statuten (S. 44 oben) in Aussicht genommene Rother *Spitalbau* (nosocomium) zu seinem Recht, sofern Abt Gieteler zu diesem löblichen Zwecke eigens eine Wiese als Bauplatz kaufte, wesshalb es aber dann große, durch ein Schiedsgericht erledigte Anstände, wegen behaupteter Ansteckungsgefahr für den angrenzenden Ochsenhausen'schen Weiler Aichenberg mit letztgen. Kloster absetzte („sed enim cum rarus hic eventus — sc. Heimfall an das Gotteshaus — esset, et ipsa canoniae paupertas fundationem non admitteret

consilium saluberrimum effectu caruit; usque dum praesul noster misericordia motus rem omnem provide et sedulo perspiceret, hunc in finem pratum operae dimidiae diei (ain halb Tagwerk Maad) a proprio vasallo coemit, quod trecentis passibus Aichenberga distabat, sedecim a via regia recedens" — l. c. I p. 243). Die Schwierigkeiten mit den Untertanen hörten auch in der Folge nicht auf; gleich im J. 1613 gab es wieder in einigen Rothischen Orten Zwistigkeiten („uti vero privilegia nostra stabilita, sic jura impugnata (!) fuerunt" — a. a. O. II S. 263), welche wieder schiedsgerichtlich dahin vereinbart wurden:

1) In frugibus hyemalibus, si residuum ad quintum usque manipulum pertingit, numeratio ad proximum agrum fiat, secus autem, ubi tantum duo tres aut quatuor manipuli supersunt.

2) E diverso in frugibus aestivis haec numeratio locum non habeat: decimae tamen sine fraudibus hucusque usitatis conferantur. Quodsi verna decimas colligens fraudantem deprehenderit; in continenti frumentum defraudatum sequestret, fraudis vero artificem ad dominum suum hac de re deferat.

3) Vicissim communitas quaedam in suum detrimentum a parocho facta circa canales ligneos ad aquas in fontem derivandas, et asseres, quibus hortus eiusdem cingebatur, nimium projectos nunc rata habeat, et imposterum parocho ita faciendi jus tribuat." —

Das *eheliche Güterrecht* anlangend, so soll schon von alten Zeiten her bis in unser Jahrhundert herein im Rothischen die *allgemeine Gütergemeinschaft* maßgebend gewesen sein. — Die im Verlauf, im 17. Jahrhundert unter den beiden Prälaten Joachim Gieteler (1611—1630) und Lud. Locher aus Haselburg (1630—1662) zusammengestellten Statuten, welche noch handschriftlich (53 SS. Fol. ohne Datum) vorliegen, bilden so zu sagen die dritte Epoche des Rothischen Statutarrechtes, sind indess im Wesentlichen blos Revisionen älterer Gesetze und Vorschriften und mehr oder weniger ein nicht nach Materien geordnetes bezw. geschiedenes Gemenge von allerlei polizeigesetzlichen prozess-, güter- und privatrechtlichen Bestimmungen, welche der Kritik, wie man sie an Gesetzesarbeit in diesem Jahrhundert stellt, sehr ausgesetzt sind. Auch sie waren nicht im Stande, den zahlreichen, Jahrhunderte hindurch zwischen Herrschaft und Untertanen währenden An-

ständen und Dissidien, Beschwerden und Streitigkeiten aller Art Einhalt zu thun, wie man denn überhaupt von denselben nicht gerade den Eindruck bekommt, als ob die Untertanen besonders milde gehalten worden wären! Die lehensherrlichen Gegenleistungen, wie z. B. an Bau- und Brennholz etc., hielten sich hier immer in bescheidenen Grenzen. — Im 18. Jahrhundert erschienen sie selbst dem Stiftshistoriographen sehr verbesserungsbedürftig und nicht mehr recht zeitgemäß, sofern derselbe (a. a. O. I S. 124) von denselben sagt: Optandum sane esset, ut renovata nostrisque accomodata moribus refrigerentur, quoniam hodieque multa in controversiam veniunt, quae ibidem determinata sunt", wozu es aber nicht mehr kommen sollte, nachdem im J. 1803 das Stift nach fast 700-jährigem Bestehen aufgehoben und an das gräfliche Haus v. *Wartemberg* als Entschädigung für dessen verlorene linksrheinische Besitzungen fiel und unter würtembergische Landes- und Justizhoheit kam.[1])

[1]) In Dr. Gg. Mich. *Webers* „Darstellung der sämmtlichen Provinzial- und Statutarrechte Baierns" (Augsburg 1840, Verlag der Karl Kollmannschen Buchhandlung, 4 Bde.) kommt *nichts* über Rothische Rechtsverhältnisse, obwohl ein Teil des Rothischen Klostergebietes, wenn auch der kleinere, bei der Klosterverteilung unter die Krone Baiern gelangte.

ANMERKUNGEN.

[1]) Bezüglich der in seiner Rother Geschichte gebrachten Ausdrucksweise bemerkt dieser Historiograph in der Vorrede (I S. XIII), wie er die termini technici des deutschen und des Lehen-Rechtes, so u. A. die Ausdrücke: vasallus, feudum, feudatarius, felonia, cancellaria, scultetus (der schwäbische „Schultes") u. s. w. nicht verschmähen zu sollen geglaubt, ja sogar bis zum Ammann und dgl. sich verstiegen habe („Stilum neque religiose nimis expolivi, neque neglexi, medii tamen aevi instrumenta studiosius evolventi quippiam stribiliginis adhaesit, et forsitan quibusdam locis barbarus fui, cum minime vellem . . . . . etiam juris feudalis et germanici voces non abhorrui, unde multoties vasallus etc. quin et Ammannus atque his similia perstrepunt, qua in re germanos castae ceteroquin latinitatis auctores antecessores habui"). Das Latein freilich, dessen Stadelhofer sich hier bedient, ist weniger klassisch, vielmehr ächtes gerechtes Kanzleilatein. Da finden sich ausser den schon im Texte angeführten Ausdrücke wie Jurisdictio = Zwing

und Benne; jus advocatiae = Vogtei; Diffidatores = Aechter; apparitor = Landwaibel; nuntius = Ueberreiter; urpheda = jusperandum ultionis ommittendae; arctiores circuli conventus = Ausschuss; fidejussiones succedaneae = Rückbürgschaften; annuum frumenti canon = die Gilt; silvae clausae s. interdictae = Bannhölzer; curator fabricae = Heiligenpfleger, „quem olim advocatum dicebant" (II p. S. 74) u. s. w. — Noch erübrigt es, der interessanten Persönlichkeit des verdienten Historiographen mit einigen Worten (meist nach Jak. *Wichners* Geschichte von Admont) hier zu gedenken: Benedikt *Stadelhofer*, geb zu Immenstadt (Melissopolitanus) i. A. am 28. April 1742, trat als Verwandter des Prälaten Bened. Stadelhofer aus Feldkirch (1758—1760) in das Prämostratenserreichsstift Roth ein, legte daselbst am 6. Juni 1762 die Profess ab und erhielt den 12. Sept. 1766 die Priesterweihe. Bald wurde ihm der Posten des Bibliothekars, zeitweise auch des Archivars, für welche er wie geschaffen war, im Kloster übertragen, wurde hernach Pfarrverwalter in den Klosterpfarreien Kirchberg und Berkheim, dann Subprior, Prior im Konvente, später Propst in dem Roth gehörigen Wallfahrtsorte Steinbach. Nach Aufhebung des Klosters war er noch 3 Jahre Administrator an letztgen. Orte. Hierauf trieb ihn der Schmerz um den Verlust seines geliebten Klosters, an dem er mit Leib und Seele hing, in die Ferne und suchte er einen Ersatz dafür, da alle Klöster in Schwaben und Baiern aufgehoben waren, in dem berühmten Benediktinerkloster *Admont*, woselbst er im J. 1806 Aufnahme fand, Stabilität gelobte und den weissen Norbertinerhabit mit dem schwarzen Benediktinergewande vertauschte und im Verlaufe Subprior und Bibliothekar wurde und wohin er durch die Vermittlung des damaligen gelehrten Abtes Gottfried Kuglmayer gekommen sein mag, welcher aus den vielen aufgehobenen Klöstern ausgezeichnete Männer in sein Stift zu ziehen bestrebt war. St. war, wie in seiner Heimat, woselbst er diese Volksbeglücker und Freiheitsapostel bereits von ihrer schlimmsten Seite kennen gelernt hatte, auch in Steiermark deutscher Patriot durch und durch und hasste die Franzosen: Am 9. Mai 1809 hielt er in Admont angesichts einer drohenden französischen Invasion — seine ehemaligen Landsleute, die Württemberger unter Napoleonischen Fahnen (Vandamme) standen fast ante portas Admonti, wenigstens am 20. Mai vor dem Altenmarkter Passe — eine von glühender Vaterlandsliebe durchdrungene Landsturmpredigt. In Admont fiel der Schwerpunkt seiner Tätigkeit fast ganz auf das bibliographische Gebiet, — waren doch die Bücher und die Büchereien von jeher sein Lebenselement. Immer und stets hatte er Sorge um die theuren, ihm anvertrauten Bücher, in welche sich dann und wann ob der wiederholten französischen Einfälle die bange Sorge mischte, sie möchten schließlich in die Hände des

Feindes fallen. Am Schlusse eines von ihm verfassten Fachkataloges über die patres et scriptores ecclesiastici kann er sich nicht enthalten, diese Befürchtungen in den Worten niederzulegen: „Finivi hunc catalogum secundis curis descriptum 1811 valde dejectus animo, cum cogitarem, barbarus haec tam pulchra volumina miles habebit.“ Auf dem Hauptschauplatze seines Wirkens, in der Bibliothek, endete er — ein Typus des Mönchfleißes — auch, vom Schlage gerührt, am 14. Juli 1811 sein ungemein tätiges Leben und wurde er in seiner zweiten Klosterheimat Admont begraben. Kurz vorher noch hatte er seiner Liebe zu der Stiftsbibliothek in den Versen Ausdruck verliehen:

Jactarunt veteres septem miracula mundi;
Octavo nostra est bibliotheca loco.

Ausser seinem Hauptwerke, der tüchtigen Geschichte des Klosters Roth, von welcher indess blos 2 Bände im Drucke (bei Nic. Doll in Augsburg, 1787 und 1788) erschienen sind, der dritte noch handschriftlich im St. A. zu Stuttgart, übrigens auch sonst in mehreren Abschriften vorliegt, und einigen in *Gradmanns* „Gelehrtem Schwaben“ usw. (S. 642—643) verzeichneten kirchenrechtlichen Abhandlungen, schrieb er auch eine gelungene Entgegnung wider die bekannte Tendenzschrift: „Es leben die Prälaten!“ unter dem Titel: Der blinde Reisende, dem es auf die Gesundheit der Prälaten in Schwaben und Baiern geträumet hat, oder Widerlegung der Schrift usw. Straßburg (Ulm), 1783. 8°“. Auch ist er der Verfasser eines noch jetzt im Gebrauch stehenden Handschriftenkataloges der bedeutenden Admonter Stiftsbibliothek, der von großem bibliographischem Wissen zeugt, und verschiedener guter Fachkataloge. Meister im lateinischen Versbau, hinterließ er eine stattliche Reihe von noch in Admont aufbewahrten (meist lat.) politischen und satirischen Gedichten, darunter einer Threnodia in pacem Lunasvillensem; in Viennam traditam; in Viennam munimentis spoliatam; in obitum Generalis Staray; „in pictorem qui Judaeis cum Christo disputantibus (d. i. Stammels-Gruppe in der Stiftsbibliothek) barbas atramenta appinxit“ usw.

R. I. P.

II) Das bedeutendste noch erhaltene Statutarrecht aus jener Zeit und Gegend ist die durch „Wernherus *Brog* de phullendorf (Pfullendorf) pro tunc notarius Oppidi Ysinn“ redigirte „Alte Statt Ordnung“ der Reichsstadt *Isni* i./A. vom J. 1412, von welcher früher einige Bruchstücke im „Anz. f. Kunde der d. Vorzeit“, VI (1859) Nr. 2 S. 48—52; Nr. 3 S. 91—93 und 4 S. 134—135 veröffentlicht wurden und welche u. A. unter den kirchlichen Verhältnissen (auf Bl. 67) Kirchenstuhlrechte, (Bl. 114b) Kleiderordnung, (Bl. 77) Leichen-

feiern, (Bl. 10 und 11) Beschränkung der Tauf- und Weihnachtsgeschenke, (Bl. 91) Gästeordnung, (Bl 88) Frauenhäuser, (Bl. 96) Kuppelei, Weihnachts- und Fastnachtsscherze der Handwerker u.s.w. behandelt. — Auch das spätere, noch unveröffentlichte Rechtsbuch („der Statt *Issny* Reformation und Erklärung ihrer Statuten und Stattrechtenß") vom J. 1544 ist von rechts- und kulturgeschichtlicher Bedeutung.

DAS MARTYRIUM DES HL. SIMON VON TRIENT 1475.

VON

KARL RIEDER,

FREIBURG I. B.

Den Anlass mich mit dem Martyrium des hl. Simon näher zu befassen, gab mir eine altdeutsche Beschreibung desselben, die in der Handschrift No. 490 der Universitätsbibliothek zu Freiburg enthalten ist. Für die Tatsache des von den Juden verübten Christenmords spricht die ganze Tradition der Tridentiner Kirche, welche von Anfang an durch viele Wunder bewogen den heiligen Knaben als Martyrer verehrte. Rasch hatte sich von Trient aus die Kunde von dem Morde auch nach Deutschland verbreitet — wo man übrigens auch von ähnlichen Vorkomnissen zu erzählen wusste — so dass schon in dem Martyrologium Usuards vom Jahre 1490 zu lesen ist: „24. März. Apud Tridentum beati Symonis pueri novi martyris anno Domini 1475 in hebdomada sancta a Judaeis crudeliter occisi, cuius sanctitati dominus per crebra miracula testimonium praebuit." Surius in seinem Werke „De probatis Sanctorum historiis Coloniae 1571" gibt ausführlich die Beschreibung des Martyriums wieder, wie es der bei der Untersuchung beteiligte Arzt Matthias Tiberinus von Brixen uns mitteilt. Papst Gregor XIII. gestattete sodann im Jahre 1584, dass unter dem 24. März der hl. Simon im Martyrologium Romanum commemorirt werden dürfte. Im Jahre 1588 erhält Kardinal Madruzzi, Bischof von Trient, von Sixtus V. die Erlaubnis, das Fest mit eigenem

Officium und eigenen Orationen in der heiligen Messe zu feiern. Auch die Bollandisten haben das Martyrium in ihre Acta Sanctorum aufgenommen. Neben Surius benützten sie zwei Handschriften, welche das schon erwähnte Schreiben des Arztes Tiberinus Dat. 2 Non. Aprilis 1475 an den Rat von Brixen enthalten. Ferner benützten sie zu Pars II „Acta post passionem S. Simonis“ ein im Jahre 1588 zur erstmaligen öffentlichen Feier erschienenes Schriftchen „contexta ex Actis publicis super reorum examine et confessione.“ Der Bericht des Surius und der Bollandisten stimmt nun, was die Art und Weise des Mordes, die Gründe dazu und die ihn ausführenden Personen betrifft, mit dem Bericht der folgenden Beschreibung überein. Die Handschrift, in welcher der Bericht des Mordes enthalten ist, umfasst 239 Bl. 4°, verschiedenen geistlichen Inhalts. Sie gehörte ursprünglich in das Kloster Schönensteinbach. (Vgl. Bl. 197$^{v.}$) Von den einzelnen Stücken sind datirt Bl. 3: 1492: Bl. 170^{v}: 1473; Bl. 197^{v}: 1465; Bl. 239: 1463. Daraus dürfen wir schließen, dass auch die Beschreibung des Martyriums Bl. 123^{v}—127 noch vor 1500 geschrieben ist. Der ganze folgende Bericht gibt in anschaulicher Sprache das Verhör des „Tobiasjuden“ wieder und ist jedenfalls einer der ersten deutschen Berichte, welche uns noch erhalten sind.

Das ist von einem unschuldigen kindlein Symon genannt, einer schusterin sun, die die poßen juden gestolen haben in der Marterwochen und daz gemartert an dem antlaztag und karfreitag getött als hernach stet zu Tryent; daz ist geschehen anno domini M°CCCC° und im lXX[1] *jar und grosse zeichen.*

Da sie daz unschuldig kint heten getött, darnach verhenkt got, daz selben juden gefangen wurden und verjahen, wie sie daz unschuldig kint heten gemartert. Zum ersten verjach der jud Thobias genant, daz si auf eritag in der marterwochen zusamen gången und heten rat in irer schul und het je einer den anderen gefrogt, was in noch mangel sei auf ir ostern. Da hand etlich gesagt, in sei nichtz mangel. Da hat der Engeljud gesagt, er mangel noch etwas; da haben sie in gefragt, was daz sei, das er mangel hab auf die ostern. Da hat er gesprochen, es sei jetz nit zu sagen, daz pöfell sei zu gross. Also sein sie heimgangen in die hewser. Darnach auf den mitwoch sind sie wider zusamen komen und haben den Engeljuden gefragt, was im noch geprech auf ir ostern.

Da hat er gesagt, im mangel noch eins kinds, wann sie wol wissen, daz sie alweg im funften oder zehenden jar süllen haben ein kind, ein kneblein pei zwei oder III jarn oder auf daz lengst im jubeljar, daz ist im genadenreich jar. Also sind sie zugefarn; da ist ein armer fremder jud pei in gewesen, der hat geheissen Lazarus, dem mutten sie an, daz er in ein kind zuweg precht, sie wollten im geben drei oder IIII gulden. Da sprach der arme jud, er wolts nit thun und ging dezselben tags von Tryent hinweg. Darnach gingen sie zu dem Thobiamjuden und paten in, daz er in ein kint zuweg precht, er vermech es allererst, wann er den kristen wol gewant wer. So sprach er, er west in jetz kein kind zuweg zu bringen, doch er wollt sich bedenken. Also gingen sie aber wider in die hewser. Darnach auf den grünendonerstag, daz ist auf cena domini, do sind sie wider zusamen kumen und haben den Thobiam gepeten und ermant in der trew, die er seinem weib und kinde habe gethan, so er nicht daheim sei gewest, daz er in ein kind zuweg precht, sie wollten im süst auch ein anbenugen dafür tun. Da sprach der Thobias, er wolt es besehen. Und ging da auß durch den schuchgraben zu Tryent umb vesperzeit; do lif ein kind dort vor einer hawßtur an der stroß; dem wingt er und zeigt im einen krewzer; da wolt daz kind meinen er wolt im einen krewzer geben und ging zu im. Da nam er daz kind unter den mantel und trug es durch den schustergraben zu Tryent über die Rinchtz dem Samueljuden zu. Da stunt der Samueljud unter tür und wart auf in und enpfing daz kint von im. Darnach ging der Thobias heim wider in sein haws und tet seinem ross recht und trenkt auf die nacht. Darnach ging er wider in des Samuels haws, do was der Samuel jud nit oben auf; da fragt der Thobias daz hawsgesind, wo der Samueljud wer. Da sprachen sie, er wer da nyden in der judenschul; also ging er hinab, do er den Samueljuden fand sten pei der schul mit sampt anderen juden mit namen Moyses, Beneventura und Engeljud. Darnach sind sie zu rat gangen wie [sie] daz kind martern wolten, daz es fast plutt. Da hat der Samuel gesprochen, wenn ich nur den part scher und ein wenig schneit den kinpacken, so plutt es gar fast, also wollen wir im auch thun; und ist da gangen noch einer zangen. Item der Thobiasjud hat bekant, daz der Samueljud hat genumen ein scharffe zangen

und hat dem kind ein stuckle fleisch aus dem rechten kintpecklein gerissen und ein stuck fleisch auch [aus dem] wenglein und das fleisch geworfen in die schußel, da sie daz plutt eintaten. Auch mer hat er verjehen, daz der Moyses daz kind in die schoß geleich als wenn sie ire kind wollen besneiden. Do hat der Samueljud genumen ein tůchlein und hat es dem kind hart umb den hals gelegt, daz es nit schreien mőcht. Mer hat auch der Thobiasjud bekant und verjehen, daz der Moysesjud hat daz kind geőffnet an seinem gemechlein und hat genumen ein kleins messerlein und hat dem kind die ederlein an seinem gemechtlen aufgerißen, also daz ein wenig pluts herausging. Er hat auch bekant der Thobias, daz sie dem kind ein důrnen kron in sein hawblein getrůckt, also daz dem kind funf dorn eins finger lank sind im in sein hawbtlein gangen. Auch mer hat der Thobiasjud bekant, daz des Samuels sun hat geholt oder pracht nadeln und glufen, da mit sie daz kind gestopft und gestochen haben. Er hat auch verjechen, daz sie daz kind gestupft und gestochen haben mit nadeln und gelufen solang, piess es sein hawbt auf die rechten seiten geneigt hat. Do haben sie es erst krewzweiß auseinander gezogen und krewzweiß auf einen stul gepunden und haben es gestopft und gestochen umb sein hertz mit nadeln und gelufen untz es gestorben ist und haben gesprochen, sie tun es zu einer gedehtnus solos ebreysch, daz ist als vil der cristen krewzigten got und thun es zu erfüllen ir gesetz. Er hat auch verjehen, der Thobias, daz er selbs daz plut von dem kind enpfangen hab zu dez kinds fůsen in einer ziner schußel, solang piß sie daz kind haben gemart. Er hat auch mer bekant, daz sie daz plut von dem kind gesetzt haben in einen heissen packoffen, daz es solt důr werden. Do sie es wider heraws haben genumen, da ist es dennoch frisch gewest. Er hat auch verjehen, wann sie prot wollen packen auf ir ostern, so nemen sie cristenplut sovil unter den teig als groß als ein pon und essen dazselb prot an irem ostertag geleich als wir kristen tun mit dem geweichten. Er hat auch bekant, wenn ir lang tag sein, so pitten sie rach über daz groß, daz ist uber die kristen, daz die kristen abnemen und die juden zunemen und wider mechtig werden, als sie vor zeiten warn. Er hat auch bekant, daz ein tag ist im jor, der heist agoim ebreisch, daz ist der zehent tag im september,

da peten sie auch noch rach uber die kristen und mussen denselben tag fasten. Auch hat er bekant, daz sie das kind auf die hawstecher haben getragen, do es gestorben ist in dez Tobias haws, daz er es solt verpergen. Do mocht er es nit verpergen, also haben sie es wider in des Samuels haws tragen, darinnen es gemartert ist worden. Da het man es gefunden unten in dem keler und heten es mit zigeln bedeckt. Er hat auch mer vergehen, daz sie es in ein heimlich gemach wolten werfen, wenn sie im das hawbtlein hineinstissen, so kom es alweg uber die twerch. Auch hat er bekant, daz sie es in die Rinsch geworfen in daz wasser, das da durch das haws lawft, da sie daz kind innen gemartert haben, daz es solt hinflissen; da wolt es nimert flissen hin und floß alweg auf die ort und lag dann still also, daz sie es ninert haben kônnen verbergen. Es ist zu wissen, daz der almechtig got grosse zeichen volpringen ist durch diss unschuldig kind. Zu ersten ist kumen ein fraw, virzig jerich, die ist 28 jar lam gewest in henden und fůssen und sie het verheissen zu dem kind und het gepeicht. Also trug man die frawen zu dem kind und ward an der stat gesund und gerad. Item mer, es ist ein schneider zu Tryent gesessen, der ist lang blind gewest; der hat zu diesem kind begert; alspald man in darpracht, ist er gesund worden. Es ist ein tôchterlein gewesen pei 16 jaren und dazselbig dirnlein ist lam und krump gewest an henden und fůssen. Das hat sein vater und muter zu dem kind verheissen und da sie daz junkfrawlein zu dem kind haben procht, da hat es sich gereget und ist aufgestanden und hinweggegangen als ob im nie nichz sei gewest.[2] Auch auf denselben tag ist kumen ein man, dem ist sein pein lamb gewest und ist an zweien stulzen gangen und die stulzen oder krucken zu dem kind gelassen und ist gangen, als im nichz nie sei gewesen. Es ist auch kumen ein jung gesell pei 20 jar, der ist behafft gewesen mit dem seint, und den hat man gepunden gefurt zu dem kind; und alspald man in zu dem kind pracht, ist er gesund worden und erledigt vom seint. Pitt got fur uns du heilliges kind, pitt alle got und daz lieb kindlein für diß zwa schriber dißer geschriften.[3]

Als die Eltern, so erzählen die Bollandisten weiter, das verlorene Kind nicht fanden, begab sich der Vater des Kindes

Andreas Cerdo zu dem Bischofe von Trient mit der Bitte in der Stadt, nachforschen zu lassen. Es geschah in der ganzen Stadt auch in dem Haus des Samueljuden, aber man fand nichts. Nun glaubten sich die Juden sicher und um gar allen Verdacht von sich abzuwenden, musste der Tobiasjud dem Bischof melden, dass in dem Graben, der durch das Haus des Samuel führte, ein totes Kind angeschwemmt worden sei. Man fand das Kind noch unversehrt im Wasser. Drei Aerzte wurden zur Untersuchung der Leiche beigezogen. Es waren: „Archangelus Balduinus, medicus Tridentinus, Johannes Matthias Tiberinus von Brixen und Christophorus de Falis, chirurgus celeberrimus.“ Sie bezeugten unter einem Eide, dass der Tod des Kindes nicht durch das Wasser, sondern durch Mord herbeigeführt wurde. Da der Verdacht sich auf die Juden lenkte, wurden sie am 27. März gefangen genommen und mit der Untersuchung, welche die „Monumenta ecclesiae Tridentinae“ V. III. P. II, S. 421—462 berichten, der Prätor der Stadt Jacobus de Spore vom Bischofe beauftragt. Auch Papst Sixtus IV. sandte am 3. August 1475 einen Kommissär, um bei der Untersuchung zugegen zu sein, und zugleich, was bemerkenswert ist, mit der Weisung an den Prätor, die Frauen und Kinder der Juden in Freiheit zu setzen und mit gelinderen Strafen vorzugehen. Im Auftrage des Bischofs von Trient musste der „Dominikaner-Bruder Heinrich“ noch während des Prozesses Nachforschungen nach ähnlichen Verbrechen in Deutschland anstellen. Wahrscheinlich hatten sich in Trient Flüchtige von Deutschland angesammelt; war doch der bei dem Morde beteiligte „Moses“ von Sachsen, und bekannte doch ein anderer Jude bei dem Verhör, dass er als Knabe bei einem Morde in „Tungguch (?) inferioris Germaniae urbe“ anwesend war, und dass sein Vater als beim Morde beteiligt von dort nach Trient fliehen musste. Die Nachforschung des Dominikanerbruders ergab folgendes Resultat: Johannes Fogt von Sommerau bezeugt, dass die Juden im Jahre 1430 in Ravensburg, Diözese Konstanz ein Kind gekauft und getötet haben. (Monumenta ecclesiae Tridentinae. Vol. III. P. II. S. 432.) Der Bürgermeister von Pfullendorf bezeugt eidlich, dass die Juden im Jahre 1461 einen Knaben getötet haben „ut sanguinem pro suis usibus colligerent.“ (S. 434.) S. 435 wird schließlich folgender Fall erwähnt: „Ex Endingen Constantiensis Dioecesis magister

civium Endingensium authenticum documentum tradit Fratri Henrico O. Pr. delegato Domini Episcopi Trid. super occisione duorum infantium a Judaeis facta in eadem loco in odium Christi eos variis vulneribus afficiendo, ut sanguinem pro eorum Paschate elicerent."[4] Die an dem Morde des hl. Simon beteiligten Juden traf die gebührende Strafe im Januar 1476. Moses war schon vorher im Kerker gestorben. Die anderen wurden an die Schweife von Pferden gebunden, durch die Straßen geschleift und dann verbrannt. Was diesem eigentümlich wie auch anderen Christenmorden, ist der Umstand, dass sie geschahen aus rituellen Gründen, wie sie ganz klar in der obigen Beschreibung dargelegt sind, ein Umstand, den auch ein im Germanikus-Verlag zu Leipzig 1892 erschienenes Schriftchen „Die Juden und das Christenblut", wo eine geradezu schaudererregende Menge von ähnlichen Fällen im Laufe der Jahrhunderte aufgezählt ist, hervorhebt.

ANMERKUNGEN.

1. 1470 beruht wol auf einer Auslassung der V, da die Zahl am hinteren Rande steht.

2. Dieses Wunder stimmt überein mit dem bei den Bollandisten erwähnten No. 37 „Catharina filia Zenonis Pomaroli in Valle Lagherense siderata et paralytica membrorum omnium recepit sanitatem."

3. zwa schriber disser geschriften: Bl. 116—123 enthält den Traktat „Daz ist ein schône Offenbarung unser lieben Frawen von dem Gepet, daz man heysset die dreissig tausente." Von 116—121 eine Hand; in der Mitte von Bl. 121 beginnt dann die andere Hand, welche von 121—127 geht.

4. Die Leiber der beiden Kinder sind jetzt noch in der Kirche zu Endingen aufbewahrt. Ein ähnlicher Fall kam im Jahre 1503 in Langendenzlingen bei Freiburg vor. [Zum Endinger Fall vgl. Das Endinger Judenspiel hg. v. Amira, Halle 1883 (Neudrucke 41), zu beiden: Deutschsoziale Blätter, Jg. VII (1892), No. 199. 206. Ein wichtiger Text zum Denzlinger Fall wird demnächst in der Alemannia veröffentlicht.]

EINE AUSWAHL ALTDEUTSCHER SEGEN
AUS HEIDELBERGER HANDSCHRIFTEN

VERÖFFENTLICHT VON
OTTO HEILIG,
KENZINGEN.

III.*)

Gichtsegen.

Aus Cod. Pal. Germ. 267.

Seite 116a.

Dis ist ein gudter segen für das gegiecht.

Sprich: An dem hailigen Carfreitag So ist der dage, als Godt an die marter tradt. Das do geschach das geschicht nümmer mer, Weder durch frawen noch durch mañe. Als werlich kümpt dich das gegiecht nūm̃er an, da giecht vnd die lxxij vnd lxxvij seiner seuchten vnd lxxij seiner siechen, Ob ir nicht mer sei, das des alles bus sei. In Godtes namen, Amen. Nun mach ein kreutze vnd sprich: Nun sei mit mir das kreutz, das nit bessers ist, wan der hailig Jhesus Cristus vnd auch nit bessers riechter ist, dan vnser herr Jhesus Cristus. Do Jhesus an dem creutze hienge vnd staige von der grossen marter, die er laide, do erschüttet sich sein menschhait von der grossen marter, die er laide. Do sprach Pilatus: ‚Jhesus, hostu das gegiecht'? ‚Naine', sprach Jhesus, ‚Jch sein nit enhabe Noch sein nie gewane, vnd das der mensch nūm̃er gewiñen kan der diese wordt spricht vnd gesprechen kan'. Das sei aber zu bus So des gegiechts und lxxij seiner siechen vnd der lxxij seiner seuchten. In Godtes namen, amen. — Es raidt aus Sant filia Sant alleluia, vnsers herren Godtes mañe. Er raidt einen finstern waldt. Do was niemant innen, dan der verfluecht. Do nam Sant alleluia vnsers herren mañe. Er band in also fast zu eim grossen aschte. ‚Nun los mich, Nun los mich sant alleluia vnsers herren Godtes mañe. Ich will dir das gehaissen vnd wille dirs werlichen gelaisten' Wer das spricht, das im sein gederm Noch sein rück noch sein rippe Noch alle sein glieder nūm̃er zerpricht. Das sei dir zu bus des gegiechts vnd seiner lxxij seuchten vnd seiner lxxij siechen. In Godtes namen amen. Es raidt sich aus Sant filia; do begegent ir die mildt maidt Maria. ‚Wo wölt ir hien Sant filia'?

*) I und II in Alemannia XXV, 262—68.

,Ich will in ein haus vnd will eim fridrech sein hertz brechen vnd will sein bluet lossen vnd will machen auff sein trauriges hertze. ,Das verbeut ich dir, Sant filia, Bei der milten frawen Sancta Maria. Gehe hien zu Jherusalem, do Godt ein sichs, dem zerbrich sein hertze vnd losse sein bluet vnd losse mir auf dem fletzen die frölichen hertzen'. Das sei aber zu bus der siligen vnd der lxxij siligen vnd der lxxij seiner seuchten, vnd ob der mer sei das der aller bus sei. In Godtes namen, amen. Nun mach ein Creutz vnd sprich: Nun sei mir das Creutz vnd alle Godtes Creutz das nit bessers richters ist dan unser herr Jhesus Cristus, amen. Diesen segen solthu sprechen dem der das gegiecht hodt Vnd wisse für ware, wen du domit gesegenst, den hilfft es on zweiffel gar wol vnd im wirdt sein bus.

127 b.*)

Ein segen für das gegiecht vnd anders.

Sprich: Cristus der rain Sass vff eim stain. Do kam ein man der hies Sant Thoman. ,Thoman siehe mir mein fünff wunden die mir die Jüeden toten, do sie in den mordt troten.' Do sprach das Jüden geriecht ,Jhesus, du hast das gegiecht'. ,Das gegiech ich nit enhan vnd auch nie gewan. Es sein frawen oder man; wer diese wort sprechen kan, den soll das gegiecht lan vnd num̄er mer kum̄en an; amen'. Sprach St. Thoman: ,Es sei das bidemt, das zittern, das fliessent, das schiessent, das hupunt, das naigunt, das kalt, das lauffent, das wintunt, das frorunt, das fliegunt, Fleuch aus giecht vnd gegiechtung vnd geschos In nomine . . . . Hurlewegin.

IV.

Wurmsegen.

Aus Cod. Pal. Germ. 255.

Seite 55b.

Job lag vff dem myst, da rufft er dem heilligen Crist † Crist hatt mein vergessen † Mich wollen die wurme essen † Die wurme lagen alle dot, da der heyllig crist gebot. † Der wurme waren drey, Die Sannt Job byssen: Der eyn was weyss, Der ander was schwarcz, Der dritt was rot. † Herr Sannt Job, die wurme lygen dot.

*) Bartsch fälschlich 128 b.

Seite 76a.

Es lag Sant Job in eim stein vnd ossen im die wurm sein gebein. Do kam Sant Job gegangen. ‚Job! was leistu hie'? ‚So langen ich lig hie in einem stein vnd essen mir die wurm mein gebein'. ‚Stant vff, Job! vnd gehe hein. Sie dir ersterben, ehe das sunnen schein vnd mon schein vff erden. Sie seint weis oder gel oder rot, sie ligent alsament dot'.

Seite 72b.

Vnnser lieber her Jhesus cristus stund vnder der thur. San martin zog sein pferdt herfur. ‚Sant martin, warvmb setzestu nit vff vnnd reytest'? ‚Her meinster! Ich wollt gern reitten; So wollen mir die Wurm meinem pferde das hertze ab beissen'. ‚Sant Martin! Es wurt gut rat, So ferr du mir es gesagt[1]) hast. Heb vff die rechten hand, Streich dreuw mal vber die kontzen die Men vnnd slag dreuw mal vnden an den bawch. Sie sein weys oder rot, so sollens all sein dot'.

Seite 73b.

Ich begreiff dich, wurm, mit zugethoner hant.[2]) Ich beschwer dich wurm[3]) bei dem vatter . . . . . ., das du in dieses[4]) rosses fleisch nit[5]) mer bleibest noch gerugest,[6]) ehe du mir gezelest vnd gesagest, Was sant peter vnd sant paulus zu samen rettent, do sie mit einander von rom gingen. Der wurm ist so rot; dieser[7]) wurm ist dot . . . .

ZU DEN AMORES SÖFLINGENSES.

VON

JOHANNES BOLTE,

BERLIN.

In der Alemannia III, 86 (1875) hat Birlinger einige Liebeslieder und Briefe aus dem Kloster Seflingen bei Ulm veröffentlicht, die jetzt auf der Ulmer Stadtbibliothek aufbewahrt

---

[1]) Oder ‚gesegt' (= gesegnet) zu lesen?

[2]) Am Rand: ‚oder nit mit zugethoner hand'.

[3]) Am Rand: ‚oder ich begreiff dich wurm vnd gebeut dir wurm'.

[4]) Ueber s ein ‚m'. [5]) darüber ‚nirgens'.

[6]) darüber ‚getarst'. [7]) darüber ‚der'.

werden. Ihnen reihe ich zwei weitere Lieder des 15. Jahrhunderts an, die 1885 durch den Buchhändler Kerler in Ulm (Katalog 98, Nr. 5) an die Königliche Bibliothek zu Berlin verkauft wurden und dort jetzt die Signatur Mscr. germ. fol. 1035 tragen. Das erste steht auf einem 22 cm. breiten und 14 cm. hohen Papierblatte, ohne Wasserzeichen, dessen Rückseite leer ist; das zweite auf einem 22 cm. breiten und 30,5 cm. hohen Blatte, dessen Rückseite die Worte enthält: „Nach wunsch mir mein hercz". Beide Lieder sind von zwei verschiedenen Händen des 15. Jahrhunderts ohne Absetzung der Verse geschrieben.

I. Liebesglück.

1.

Min hertz von froden ist so gail
vff dinen trost, min liebstes ain,
Syd ich geding, das sich ain tail
din gut bekenn, als ich dich main
In hertzen statt vnd mim gemut,
als mich din zucht vnd wyplich gut
vor all der welt so gantz behut,
das ich nicht ander fröd beger.

2.

Wann ich bedenk din frúntlich wortt,
so du mir hast als gnadiklich
Getailet mit, min liebster hortt,
solt ich nicht billich frowen mich
Vnd gantziklich von truren lån,
syd ich gantz truw an dir verstån
vnd aller zwyfel kainen hån,
das sich din guti von mir ker?

3.

Darumb ich mich von hertzen grund
gar gentziklichen darzu naig
Und bitt din gut, das du mir kund
machest, wie ich mich erzaig,
Damit ich dir ze froden sy,
dadurch wurd ich in hertzen fry
und all min fröd gemert daby:
ich volg ouch gentzlich diner ler.

II. Martinsabend.

1.

Auff, lieben gesellen vnuerzagt,
sind gemaid
in der fröden klaid,
land sorgen vnd och laid!
Vns hat fröde bracht
Martin, der milde man gesait.
Wir vnd vnser genossen,
die grossen,
die klainen,
gemainen,
süllend sin berait,
die wil man vns die flaschen,
die kandten von den fassen
mit gutem wyn her treit.
Güß vß, schenk yn!

2.

Wir süllen v[ns] fröwen der geschrifft
guter gifft,
die uns all antrifft
mit wytter pecher stifft.
Grosser truncke slifft
zü baiden wangen [ni]der pfifft
mit langen nawsen krawsen
vnd pawsen
nypfen
vnd lüpffen
das vns die lebsen entslipffen.
Wie nü, her Appel,
her Dietel vnd her Trappel,
ob ir ouch zugrifft?
Güß vß, schenck in!

3.

Wer nü welle sin sant Martins gast,
sorgen last
sy im als ain bast.
Er trinke an maße vast,
wan er wil, so rast;

er swebt als von dem wind der ast.
Nü wellen wir aber trincken
vnd hincken
die zungen,
die lungen
vnd vmb die wend betasten.
Nü raich her den pecher
vnd lass vns aber zechen,
ob du noch mer hast!
Güß vß, schenk in!

4.

Das sant Mantins nacht wol werd verbracht
hinet ze nacht,
so hab ich gedacht,
vnd das vns werd gemacht
vnd och hergebracht
alles, das vnß[er] hertze lacht.
Nü wöllen wir aber essen die gense,
die flense,
die kesten,
die pesten
vnd den külen win.
Nu trag her by vieren
die küten vnd die pyeren,
ob si bebroten sind!
Güß vß, schenk in!

Tenor:

Sind willekomen, her Martin;
lieber zarter trüter herre min[1]),
schenck in vns den win,
das wir alle frölich sin!
Säleg müst du sin;
schenck vns ain güts truncklin,
das vns vnsre wängelin
werden rot vnd fin!

---

[1]) Ueber diesen beiden Versen stehen Musiknoten, aber ohne Notensystem.

DER SCHWÄBISCHE NACHTWÄCHTER.

EIN KULTURGESCHICHTLICHER NACHTRAG ZU J. WICHNERS STUNDENRUFEN UND LIEDERN (REGENSB. 1897).

VON

AUGUST HOLDER,

ERLIGHEIM.

Die biedere Erscheinung des Nachtwächters lässt sich in der Gestalt eines Nachtsoldaten für den inneren Sicherheitsdienst urkundlich bis auf die Tage Karls des Großen zurückführen, über ein Jahrtausend war er der notwendige Vertreter jener Macht, welcher der müden Welt innerhalb bescheidener Grenzen für eine ungestörte und erquickliche Nachtruhe besorgt war, — und heute sind die Tage dieser Einrichtung in Stadt und Land so gut wie gezählt. Es mag Besseres an ihre Stelle treten, aber gewiss nichts Edleres: waren die ehrsamen Nachtwächter doch seit alten Zeiten Beauftragte des weltlichen und geistlichen Rats der Gemeinde in einer Person, und nicht selten war ein Glied dieses Standes zugleich ein Stück nachtwandelnder Volksweisheit, die den Leuten in einem wachenden Augenblicke ins Herz und Gewissen hineinleuchtete, dass die Empfindungen des Lohnes oder der Strafe darin zuckten.

Der alte Nachtwächter gehörte zum vornehmen „Wehrstand“ und hatte für seinen Beruf eine Art kriegerischer Ausstattung, nebenher aber auch noch zum gebildeteren „Lehrstand“ und war sich mit laut vernehmlicher Stimme auch dieses Vorzuges bewusst. Unsere Dichter besingen ihn in mannigfacher Gestalt, er tritt in wichtiger Rolle auf die Bühne und ist in allen Lagen ein Mann des Volkes — von den Minnesängern an bis auf diese Stunde (selbst in der Dialektdichtung ist er verewigt, wenn auch nicht immer in Ehren, z. B. von J. Nefflen in der „Hauswäsche“ 1841).

Die ältesten Wächter schützten in kriegerischen Zeiten vor feindlichem Ueberfall durch ihre Wachsamkeit, sonst warnten sie jahraus jahrein vor Feuers- und Wassersnot; erst später war ihre Aufgabe, vor Diebstahl zu bewahren und nächtlichen Unfug zu vereiteln. Vorherrschend befleißigten sie sich eines gewissen feierlichen Auftretens, namentlich in der Verkündigung der Hauptzeiten des kirchlichen und bürgerlichen Jahres. Auch in der Beaufsichtigung der Sitten des

Liebeslebens legten sie einen sittlichen Ernst an den Tag. Das waren die Nachtwächter des alten rechten Schlags, die sich zum Teil auch noch in unsere greifbare Gegenwart hereingerettet haben. —

Es wird angenommen werden müssen, dass ursprünglich nur die Stundenrufe in irgend einer Form angeordnet waren. Die Verse kamen wahrscheinlich irgendwo, wie man sich so auszudrücken pflegt, von selbst auf und fanden dann überall Nachahmung. Die Uebereinstimmungen der älteren (verbreiteteren) Verse im Wortlaut und die überraschende Aehnlichkeit der verschiedenen Melodien lassen mit Bestimmtheit auf eine einheitliche Anregung schließen, die in der Zeit ziemlich weit zurückliegen dürfte; es liegen Anzeichen vor, dass die oberdeutschen Reichsstädte in dieser Hinsicht im Jahrhundert der kirchlichen Reformation ihrer ländlichen Nachbarschaft mit gutem Beispiel vorangingen. Die Bibelvertrautheit der neuen Kirche prägte sich in der Wahl der Wächterverse der Folgezeit aus. Der duldsame Inhalt ließ sie zu allgemeiner Einführung geeignet erscheinen. Zur Zeit der philosophischen Aufklärung erschienen die Rufe manchem josephinisch gesinnten Oesterreicher „viel zu katholisch“, man verlangte aus vorgeblicher Toleranz deren Abschaffung (oder „Verwässerung“); denn gerade in gut katholischen Gegenden hatte sich diese sittliche Betätigung der Nachtwächter am innigsten ins religiöse Bewusstsein des Volkes eingelebt, z. B. in württemb. Oberschwaben (ehemals „vorderösterreichisch“). Doch blieb jene Anregung ohne bleibenden Erfolg.

Im rein evangelisch-lutherischen Altwürttemberg erfuhren die Nachtwächterrufe ohne Zweifel durch den sich rasch verbreitenden Pietismus eine neue Belebung. Die auf die Lehre von den letzten Dingen und das neue Jerusalem sich beziehenden Verse sind wol alle auf diese Zeit zurückzuführen. Der Nachtwächterdienst ward hierdurch da und dort zu einer Herzensangelegenheit der kirchlichen Gemeinde, und der hiemit betraute Mann genoss damals auch die Achtung seiner Mitbürger, mochte er noch so arm sein. Im Bewusstsein seiner öffentlichen Stellung veränderte und erweiterte er, wenn er die Kraft zu solchem Beginnen in sich fühlte, das überlieferte „Programm“ nach seinem Dafürhalten mit mehr oder weniger Glück, wobei er zuweilen (wie bestimmt überliefert ist) vom

Geistlichen oder Schullehrer beraten wurde. Auf diesem Wege entwickelte sich die bei uns bestehende Ungleichheit des Inhalts der einzelnen Rufe in verschiedenen Ortschaften — freilich nicht überall zum Vorteil der guten und schönen Sache oder im Sinne der geschichtlich berechtigten Ueberlieferung. (Man vgl. die größeren Beiträge aus Württemberg miteinander.)

Die weltliche Stegreifdichtung lustiger Nachtwachvögel, wie sie uns in zahlreichen Fällen aus vielen Orten auf mündlichem Wege überliefert ist, scheint in den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts aufgekommen zu sein, als in Schwaben das Volkslied unter dem Einfluss einer blühenden Dialektdichtung wieder frisch auflebte (vgl. meine Geschichte der schwäb. Dialektdichtung S. 80 ff.); vereinzelte ältere Proben eines derartigen Mutterwitzes wurden vielleicht mittelbar unter dem Einfluss berühmter Muster (Kortums Jobs 1781) angeregt. Für unsere Auffassung spricht ohne weiteres der Umstand, dass die schelmenliedartige Behandlung vorwiegt, der bänkelsängerische Ton aber nur selten zur Geltung kommt (so weit meine eigenen Erfahrungen reichen). Doch war augenscheinlich zu beobachten, dass hierdurch die Wertschätzung der Nachtwächter nicht stieg: man hielt sie in der öffentlichen Meinung für „Possenreißer" (gleichsam bäuerliche Hofnarren) und behandelte sie auch als solche. Als eine förmliche Entkleidung ihres eigentlichen Charakters wurde es angesehen, wenn sie sich von streifenden Landjägern als „Polizeispitzel" benutzen ließen Hier oder dort begann Fall für Fall ihr Verhängnis und damit auch der Niedergang der ganzen Einrichtung, der sie dienten. —

In Vorstehendem wollte ich auf Grund eigener Anschauung — zuweilen im Gegensatz zu Prof. Wichner — ein geschichtliches Bild des schwäbischen Nachtwächters (namentlich in den Triebfedern ihres Empor- und Niedersteigens) zeichnen. Ich verbinde damit die Bitte, die Freunde der *Alemannia* möchten aus ihrer Erinnerung die lebendigen Beispiele hierzu mitteilen (mit Orts- und Zeitangabe), — auch ich werde aus meinen Aufzeichnungen in dieser Zeitschrift dereinst mitteilen, was dem Verfasser des in Frage stehenden Buches nicht bekannt geworden ist. Die volkskundliche Ausbeute dürfte auf diesem Gebiet sehr reichlich sein.

MÄRCHEN AUS LOBENFELD. *)

MITGETEILT VON

FRIDRICH PFAFF,

FREIBURG I. B.

10. Das klingende Wasser, der spielende Fisch und der Vogel Greif.

En Kenig hot e Gebott ausgäwwe, dass Nachts em zehne niemed ke Licht mee häwwe därf. Zwee Neern sen Nachts am Winterowed beinanner gsässe un häwwe gneet un häwwe minnanner gschwätzt un häwwe vergässe, dass se em zehne ke Licht mee häwwe därfe. Däs is em Kenig gsaat worre, dass die sou lang Licht heete; no hott er na[n] gschickt un hott horche losse, wos die sou lang ze schwätze häwwe. Die ei[n], die eltscht, hot gsaat, wann se de Keenigsuh[n] krije teet, teet sem e Hemm mache, wō ke Noht heet un meest em ganz gunt basse. Un die zwatt hott gsaat, wann sie en krije teet, sie teet em zwaa Kinner gbäre, däs a[n] meest die golde Sunn, däs zwatt de golde Moond uf der Bruscht häwwe. Nocht wi die Diener däs gheert häwwe, senn se halt fort un häwwe em Kenig gsaat, dass die sou e Gspräāch minnanner gführt häwwe. No hot der Kenig die holle glosst, wo gsaat hott, sie woot zwaa Kinner gbäre, wo däs a[n] die golde Sunn unn däs anner de golde Moond uf der Bruscht häwwe, unn hot se gfroogt, ob däs wohr wäär; wanns sou wäär, sō soot se Kenigin wärre. Not hot se gsaat: Ja, däs woot sie. Do isch se halt Kenigin worre.

Speter hot der Kenig fortgmesst in Krieg. Un wie di Zeit kummen isch, wo die Kenigin hot gbäre solle, not isch er net doo gwest. Un do hot se halt richtig zwaa Kinner krikt, en Buu miet ere goldene Sunn un e Maadl miet ĕme goldene Moond uf der Bruscht.

Do häwwe sĕre di zwaa Kinner wäggnumme, dann di Adelige häwwe net häwwe wolle, dass der Kenig sou e gmaa[n] Maadl gnumme hot. Se häwwe e Käschtl mache losse un häwwes ausgpicht, dass ke Wasser hot nei[n] kumme kenne, un häwwe sou viel Gäld nei[n] gtou[n], dass mer die Kinner miet

*) 1—6 in Festschrift für Weinhold. Straßburg, Trübner, 1896, S. 62—83; 7—9 in Alemannia XXIV, 179—183.

aufziehe hot kenne, un häwwe däs Käschtl mit de Kinner ins Wasser gschmisse.

En aarmer Fischer, där wou sälwer ze tou^{n} ghat hot, hot das Käschtl uf em Wasser fließe sähe un isch em noochgfahre un hots gländt un hots Käschtl ufgmacht: do sen halt zwee Kinner drin gwäst un sen halt wacker gwäst un häwwen aa^{n}glacht, so dass er Mitlaad ghat hot; un so hot er se mietgnumme un hot se haamgbrocht, obwol er sälbscht siwwe Kinner ghat hot. Do hot di Fraa gscheut un hot gsaat: Du hoscht for dei^{n} Kinner ke Brout; vil wenniger for annere. No hot er gsaat: Etz sei emool still! Mer kann net wisse, ob die Kinner miet deine esse, odder deine mit děne. No häwwe se di kinner aus em Käschtl un do häwwe se des viele Gäld gfunne. Do sen se frou demit gwäst un häwwe die Kinner minnanner ufgzoge.

Es isch awwer bkannt worre, dass di Kinner uf em Wasser gfunne were un ke Haamweising heete, un wi se halt greßer worre sen, häwwe se di annere Kinner als verspott: swere Findling, mer weest net, wo se häär were. Däs hot di Kinner halt arg gkrenkt. Un do häwwe se de Fischer gfroogt, ob er ir Vatter net weer. Un do hot er gsaat: Na^{n}, se were uf em Wasser gfunne. Un do hot der Buu zum Maadl gsaat: Mer gehne fort un losse uns net mee schenne; wammer gfunne worre sen, so wolle mer unsern Vatter suuche.

Noch sen se amme schene Taag fort minnanner un sen lang im Wald rumgärrt un sen unner freiem Himmel iwwer Nacht gwäst un häwwe sich na^{n} gleegt an so en Raa^{n} un sen ei^{n}gschlofe un sen lije gbliwwe bis de annere Morje d Sunn gscheint hot. Do isch dem Buu die Bruscht e bissl ufgstanne, so dass die Sunn uf die golde Sunn uf seiner Bruscht gscheint hot: däs hot geglitzert. Un do isch e reicher bjohrter Mann vebeigange un hot di zwaa Kinner sähe lije un do hot em di golde Sunn uf der Bruscht von dem Buu gfalle, un weils scheene Kinner gwäst sen. No hot er se gweckt un hot se gfroogt, wo se häär keme. No häwwe ses gsaat, wie sen gangen isch. Der Mann hot ke Kinner ghat. Do hot er zu en gsaat, se solle miet em gehe un solle net weiter suuche un solle bei em bleiwe bis sich ir Vatter finne teet.

No sen se mit dem Mann haam gange. Sei^{n} Fraa isch arg frou gwäst mit dene Kinner. Se häwwe en grouße Gaarte

ghat, do hot der Buu drin schaffe messe un des Maadl isch halt im Haus un in der Kich der Fraa an d' Hand gange. Der Buu hot halt de Gaarte schee[n] ghalte un vil Blumme a[n]glegt. Do isch e alt Mendl kumme un hot zem Buu gsaat: Buu, du hoscht awwer emool en schene Gaarte! Wann de awwer des klingend Wasser im Gaarte im Weiher heetscht, däs weer noch viel schener! Nocht hot der Buu gfroogt: Ja, wo kammer dann däs häwwe? Do muscht du nuf geh uf den Bärg, un do geht zwischen älfen un zwelfe e Toor uf. Un wann du em älfe dort bischt, so geh nei[n] un säh dich net um, un wann de an des Wasser kummscht, so nemm von dem Wasser. Uf de Schlaag zwelfe fellt awwer des Toor zu un du kummscht net meh eraus un muscht drin bleiwe als e steinerni Saul. Nocht hots der Buu seiner Schweschter gsaat, was er von dem alte Mendl gheert hot, un er teet morje nuf geh un teet des klingende Wasser holle. Noch hots di Schweschter net leide wolle un hot gsaat: Am End kummscht nimme, do weer ich jo ganz elaa[n]. Er hot sich awwer net abwennig mache losse un hot am annere Morje seiner Schweschter e weiß Sacktuch gäwwe un hot gsaat: Wann däs Sacktuch Roschtfläcke krigt, so bin i tout. Nocht isch er fort un naa[n]graast uf den Bärg un hot gmacht, dass er bis em älfe dort gwäst isch, un isch nei[n] in den Bärg. Un do ischs arg schee[n] gwäst un des Wasser hot geklingelt un die Fisch häwwe gspielt. Er hot sich awwer net ufhalte losse un hot den See gfunne un hot von dem Wasser gnumme un isch glicklich widder raus kumme. Un wi er haus gwäst isch, ischs Toor zugbatscht. Nocht isch er haam mit dem Wasser un hots nei[n] in sein Weiher. Nocht hot des ganz Wasser in dem Weiher gklingelt un isch arg schee[n] gwäst Sei[n] Schweschter un sei[n] Leit sen awwer arg frou gwäst, dass er widder do isch.

Wie er dann widder emool in sein Gaarte gschafft hot, isch des alt Mendl widder kumme un hot gsaat: Des isch jo rächt schee[n]; wann de awwer de spielende Fusch heetscht, no weers no schener. No hot der Buu gfroogt, wo er den krije keent. Do hot des Mendl gsaat, däs weer a dort in dem Bärg. Er meest awwer äbbes weiter geh an de zwatte Weiher: do soot err nei[n] lange un de spielende Fusch fange un schnell widder raus geh. Des klingend Wasser un der spiellend Fusch, däs weer arg schee[n] zsamme.

Der Buu hots seine Pflägältern un seiner Schweschter gsaat un die häwwes durchaus net leide wolle; awwer er hot sich net ufhalte glosst un hot de annnere Morje seiner Schweschter widder e Sacktuch gewwe un hot gsaat: Wann des Sacktuch Roschtfläcke krigt, kumm i nimme un bin tout.

Nocht isch er fort uf den Bärg un des Toor isch em älfe uf gange un er isch glei neiⁿ un hot a den See gfunne. Un do ischs noch scheener gwäst wie des ärschte mol. Er hot awwer den Fusch glei gfange un isch glicklich widder raus kumme. Un wie er rauskummen isch, do isch graad sToor zugbatscht. Nocht isch er haam mit dem Fusch un hot en neiⁿ in sein Weiher. Nocht hot des Wasser geklingelt un der Fusch hot gspielt un isch halt der Gaarte arg scheeⁿ gwäst un seiⁿ Schweschter un sei Pflägältern sen frou gwäst miet.

Der Buu hot halt widder e paar Tääg in seim Gaarte gschafft, do isch des alt Mendl widder kumme un het gsaat: Etz hoscht awwer en schene Gaarte! Wann de awwer de Vogl Greif noch heetscht, noch weer er noch viel schener. Noch hot der Buu gfrogt: Ja, wo kann i dann deen häwwe? Noh hots Mendl gsaat: A der isch aa dort ze häwwe, awwer er isch net guut ze fange: do muscht du acht gäwwe, dass de widder raus kummscht.

Noh hot der Buu zu seine Leit gsaat, er woots woge. Sie häwwes awwer durchaus gar net häwwe wolle. Er hot awwer seiner Schwester widder seiⁿ Sacktuch gäwwe: wann das Roschtfläcke krije teet, weer er tout. Er isch halt fort un isch nuf. Em älfe isch des Toor uf gange, do isch er neiⁿ. Do isch er e weil gange un do hot er de Vogl Greif gsähe, hot en awwer net krije kenne. Do isch des Toor zugfalle un er isch zu ëre steinerne Saul worre.

No sen e paar Tääg rumgange, do hot seiⁿ Schweschter an dem Sacktuch Fläcke gfunne; keiⁿ rechte Roschtfläcke sens awwer net gwäst, awwer si hot draaⁿ erkenne kenne, dass er net kummt. Dass er awwer net tout isch, des hot se aa gsähe, weils ke rächte Roschtfläcke gwäst sen. Noch isch se halt naus in Gaarte un hot geguckt un hot gheilt, dass ihr Bruder so lang net kummt. Uf aaⁿmool kummt des alt Mendl un fräägt se, worum se so traurig weer. Nocht hot sem halt gsaat, dass ir Bruder fort weer um de Vogl Greif zu holle un er heet er e Sacktiichl gäwwe, wann däs Roschtfläcke

krije teet, no weer er tout; awwer swere ke rächte Roschtfläcke, si glaabt net, dass er tout weer; awwer er teet halt doch net kumme. Nocht hat des alt Mendl gsaat, si soll nufgeh an däs Toor. Am älfe, wenns ufgeh deet, soll se aa nei^{n} un soll sich in Finger nei^{n} schneide un soll die ärschte Saul ganz mit Bluut bstreiche, dann werd ir Bruder widder voor ir steh. Noh soll se sich awwer eile, dass se net aa drin bleiwe muss. Noh isch se nuf, isch ins Toor nei^{n} un hot sich in Finger gschnitte un hot die ärschte Saul mit Bluut bstriche, un do isch ir Bruder widder voor er gstanne. Noch häwwe se halt de Vogl Greif minnanner gfange un sen raus un wie se graad rauskumme sen, isch des Toor zugbatscht.

No sen se minnanner haam un häwwe de Vogl Greif aa in ihrn Gaarte un jetzt häwwe se ärscht en scheene Gaarte ghat mit dem klingende Wasser un dem spielende Fusch un dem Vogl Greif. Nocht sen se noch lang so beinanner gwest.

Unnerdässe isch der Kenig haamkumme vom Krieg un do het er glei noch seine Kinner gfroogt. Noch häwwe sem gsaat, dass sie kei^{n} Kinner gbore heet, un er soll se verstouße. Noh hot er awwer däs net gtou^{n} un sie aa abgheert un do hot se gsaat, däs weer net wohr: si heet zwaa Kinner gbore, die heete se fort, wu se awwer naa^{n}kumme weere, des weest si net. Nocht hot der Kenig gsaat: Etz geh i fort un kumm net ehnder haam als bis i mei^{n} Kinner gfunne hab. Er isch halt fortgritte un richtig uf den Wääg kumme un hot von dem Fischer gheert, wo däs Käschtl gfunne hot, un hot en ausfinnig gmacht, wo er wohnt. Nocht hot der Fischer gsaat, er heet so Kinner gfunne un heet se ufgzoge; se weere awwer fort, weil se Findling gschent worre weere, un woote ihrn Vatter suuche; wu se awwer naa^{n}kumme were, weest er net. Nocht isch der Kenig lang rumgraast bis er gheert hot, dass do so en scheener Gaarte weer un die Leit heete zwa Kinner ufgnumme, von dene des aa^{n} di golde Sunn un des anner de Moond uf der Bruscht heet. Un wie er do naa^{n} kummen isch, hot er die alte Leit gfroogt un do häwwe ses em verzehlt un so hot er richtig sein Kinner gfunne un alles hot zugtroffe. Nocht sen em sei^{n} Kinner um de Hals gfalle un der Kenig hot se mit haam gnumme un hot se der Kenigin gbrocht. Die hot sich aa gfreit. Un die beese Kerl, wo die Kinner weggtou^{n} un die Kenigin verleimd häwwe, sen fort-

gjaagt worre. De Kenig un sei^n Frau un die Kinner häwwe herrlich un in Freide minanner gläbbt.

11. Allerleihaut.

Sisch en Kenig gwäst, der hot e sou e scheni Fraa ghatt mit goldene Hoor un sisch kani sou zfinne gwäst. Un die isch em krank worre un wie se gfihlt hot, dass se sterwe muss, so hot se de Kenig vors Bett komme glosst un hot gsaat: er därf sisch ka^n anneri Fraa nemme als e sodige, wo ihre gleich sähe teet an Scheenheit un Pracht un aa sou goldene Hoor heet. Un dann isch se gstorwe. Un wie se e zeitlang dout gwest isch, no häwwe sei^n Unnerdane häwwe wolle, dass er sich widder verheire soll. Not hot er gsaat, dass er ka^n anneri nemme därf als wie die Kenigin gwäst weer un aa mit sou goldene Hoor. Sie solle fortgeh un sou ani suuche. Nocht sen se fort un häwwe iwweraal gsuucht un häwwe halt kani sou gfunne.

Der Kenig awwer hot so e Tochter ghatt, wo ganz des Äwebild gwäst isch vun seiner Fraa. Un do hot e zu er gsaat: Jetz muss i halt dii zur Kenigin mache! Do isch die Kenigstochter verschrocke un isch nausgloffe ins Freie un hot gheilt. Un do isch e alt Mendl kumme un hot gfroogt: Kenigstochter, worum heilscht dann sou? Nocht hot se gsaat: Ach, ich soll mein Vatter heire! Noch hot des alt Mendl gsaat: Jetz gescht haam un sagscht deim Vatter, er soll der e Klaad mache losse so bloo wie der Himmel isch un mit goldene Stern drin. Noh isch se haam un hots em Kenig gsaat. Not hot der Kenig gsaat: Ich wills mache losse un will awwer noch emool noochsähe losse, ob ich net e anneri Fraa finne kann.

Er hot noch emool suuche glosst; se häwwe awwer kani gfunne, wie er se hot häwwe wolle. Not hot er halt däs Klaad mache glosst un hot zu seiner Tochter gsaat: Etz muss i di doch zur Kenigin nemme.

Not isch se widder naus un do isch das alt Mendl widder kumme un hot gfroogt, worum se sou traurig isch. Do hot ses em gsaat, dass se des Klaad hot un dass se jetz doch ihrn Vatter heire muss. Etz gescht haam un sagscht deim Vatter, er soll der e Klaad maache losse, so weiß wie die Wolke am Himmel, wann der Schnee bliht, un mit goldene Stern drin.

Not isch se haam un hots ihrem Vatter gsaat. Noch hot er gsaat: Ich will sähe, dass ichs beibringe kann; will awwer doch noch emool nooch ere Fraa suuche losse, un wann ich die finn, so will i di frei gäwwe. Un wie se widder kani gfunne häwwe, noh hot er däs weiß Klaad mache glosst. Do sen e poor Johr drufgange. Un wie er dann seiner Tochter gsaat hot: etz miist er sie nemme, not isch se widder naus un hot widder des alt Mendl aa^{n}gtroffe un däs hot er groote: Etz geschst haam un lescht der e glässes Schiffl mache un e Klaad vun allerlei Haut vun alle Tiere wo uf der Welt sen. Un wann du des hoscht, so ziehschts Klaad aa^{n} un gescht fort un geschts Wasser nuf bis de iwwerm Wasser driwwe en houche Bärg siehscht. No fehrscht mit deim Schiffl iwwers Wasser un gescht uf de Bärg, un dort isch e Schloss un dort helscht aa^{n} um Äärwet, un wanns die allergringscht isch.

Un so hot ses gmacht, un wie se ans Schloss kummen isch, noch häwwe se se net bhalte wolle: se heete ihr Leit schun. Noch hot se halt aa^{n}ghalte, se solle se nur nemme: se woot gäärn die gringscht Äärwet schaffe. Nocht häwwe se se aa^{n}gnumme, un do hot se Holz trage messe un Äsche fortschaffe un die niddrischt Äärwet tou^{n} messe un hot unnedrin inneme klane finschtere Stiwwel schlofe messe.

Wie se e zeitlang do gwäst isch, hots en Baal gäwwe im Schloss, un do hot se dem Koch gute Wort gäwwe: er soot se aa e bissl nuflosse, dass se nei^{n}gucke keent. Nocht hot der Koch gschennt mit er un hot gsaat: Was witt dann duu drowwe tou^{n}, du Allerleihaut? Wie se awwer gute Wort ausgäwwe hot, hot ers er erlaabt: se miest awwer in ĕre halwe Stunn widder do sei^{n}.

Not isch se in ihr finschter Stiwwl un hot sich hortig gwesche un ihr himmelbloo Klaad aa^{n}gzoge mit dene goldene Stern un isch nuf in Tanzsaal. Un wie se der Kenig gseh hot, isch er glei uf se zuu un hot miet er gtanzt. Wie awwer die halb Stunn rumgwäst isch, no isch se fortgsprunge, dass niemend in acht gnumme hot, un hot ihr himmelbloo Klaad widder ausgzoge un sich widder rußig gmacht un isch nuf zum Koch un hot ihr Äärwet gschafft. Un shot niemend gwisst im Saal, wu se häärkummen isch un wu se naa^{n} isch. Un so viel der Kenig gfroogt hot, shot sem niemed sage kenne.

Nocht hot er ball widder en Baal ghalte un sähe wolle, ob se net aa widder kummt. Nocht hot se dem Koch widder gute Wort gäwwe, dass er se nuf losse soll. Do hot der Koch widder gschennt un gsaat: Was witt dann duu drowwe tou^{n}, du Allerleihaut? Wie se awwer sou aa^{n}ghalte hot, hot ers doch zugäwwe: se miist awwer in ere halwe Stunn widder do sei^{n}. Do hot se sich hortig gwesche un hot ihr Klaad aa^{n}gzoge, so weiß wie die Wolke am Himmel, wann der Schnee bliht, un mit goldene Stern drin, un isch nuf. Un wie se der Kenig erblickt hot, isch er glei uf se zuu un hot mit ere gtanzt. Un unnerm Tanze hot er sein Ring aus un hot ern an Finger gsteckt. Un wie die Zeit dogwäst isch, dass se hot fort messe, isch se halt widder durchgschlupft bei allem deem, dass er se hot hewe wolle, un isch runner, hot sich ausgzoge un schwazz gmacht un isch zum Koch un hot widder ihr Äärwet gschafft.

Der Kenig hot halt iwweraal rumgfroogt un alles gfroogt, wu se bäär isch un wu se isch, un shot niemed nix gwisst. Nocht isch er krank worre vor Kummer. Nocht hot die Allerleihaut dem Koch gute Wort gäwwe: se will dem Kenig e Suppe koche. Noh hot der Koch gsaat: Ja, do keent i schee^{u} aa^{n}geh, wann du dem Kenig e Suppe koche teetscht un teetscht von deine Hoor nei^{n}bringe; do keente mer all ausem Schloss geh! Not hot se halt sou lang gute Wort gäwwe, bis ers er erlaabt hot.

Not hot se halt e Suppe gkocht un hot in de Schepfleffel ihrn Ring, wu rĕre an die Hand gäwwe hot, nei^{n}gleegt. Un wie der Kenig sich Suppe rausgnumme hot, hot er halt richtig glei den Ring krigt. Not hot er de Koch rufe glosst un hot en gfroogt: Wer hot die Suppe gkocht? Jich, Herr Kenig. Des isch net wohr, duu hoscht se net gkocht! Saag mir, wär se gkocht hot; un wann duus net tuscht, so wärschte vum Schloss gjaagt! Not hot der Koch gsaat: Mer häwwe sou e Holzmadl im Haus, die hot se gkocht. Not hot der Kenig gsaat: Sie soll kumme! Not isch der Koch nunner zur Allerleihaut un hot zu er gsaat: Du wärscht äbbes Schenes aa^{n}gstellt häwwe! Du soscht etz nufgeh zum Kenig: er will wisse, wäär die Suppe gkocht hot. Die Allerleihaut hot gsaat: Mach der kee^{n} Sorje derwäje! Un hot sich gwesche un häärgricht un ihr weiß Klaad aa^{n}gzoge un isch nuf un nei^{n} zum Kenig.

Un wie se die Stiege nuf isch, no häwwe se die Diener all gsähe un häwwe nanner gfrogt: Sisch doch kaa^{n} Bsuch aa^{n}-gsaat! Wäär isch dann däs, wo do uf Bsuch kummt? Awwer Niemend hots gwisst. Un wie die Allerleihaut nei^{n} isch zum Kenig, not isch er zum Bett raus un isch gsund gwäst, un do hot se sei^{n} Kenigin wärre messe.

12. Froschkönig.

En Kenig hot drei Techtre ghatt un er isch krank worre un hot em halt kaa^{n} Dokter hälfe kenne; sie häwwe alles ausgdoktert, awwer sisch kaa^{n} Mittel zfinne gwest, wu em gholfe heet. Nocht isch sem verrote worre, dass er von dem Wasser des Läwens soot holle losse, un wann er vun dem trinke teet, teet er widder gsund wärre. Des Wasser des Läwens weer awwer schweer ze krije.

Not hot die elscht Tochter gsaat, sie geht fort un bringts.

Wie se halt naa^{n}kummen isch an die Bach, wu des Wasser des Läwens drin gwest isch, not isch halt en Frosch dohäärghopft kumme un hot sie gfroogt: was se woot? Not hot sie sem gsaat, dass sie vun dem Wasser des Läwens holle woot. Ja des kannscht häwwe, wannd mi heierscht! Ja heire teet se, awwer kaan Frosch. No krigscht aa kaa^{n} Wasser!

Not isch se halt sou fort haam, un do isch ihr Vatter traurig gwest, dass er kaa^{n} Hilf krigt.

Not hot die zwatt gsaat, sie geht fort: sie bringt Wasser.

Un wie se an die Bach kummen isch, not isch der Frosch widder dohäärghopft kumme un hot se gfroogt, was se will? Not wie se gsaat hot, dass se von dem Wasser des Läwens will, not hot er gsaat: Ja, wannd mi heierscht! Ja heire tuu i, awwer i heier kaan Frosch. No krigscht aa kaa^{n} Wasser! Un so isch se leer haam.

Do isch der Kenig traurig gwest; awwer do hot die jingscht Tochter gsaat: er soot numme net traurig sei^{n}; sie geht fort un bringt Wasser!

Un wie die jingst Kenigstochter naa^{n}kummen isch an die Bach, not hot der Frosch aa sie gfrogt, was se will? Not hot sem aa gsaat, dass se von dem Wasser des Läwens will for ihrn Vatter, der krank isch. Ja, wannd mi heierscht, kannscht aa vun dem Wasser häwwe! Not hot sem halt gute

Wort gäwwe: er soot er doch vun dem Wasser gäwwe, ihr Vatter teet sunscht net gsund wärre. Awwer der Frosch hot gsaat: Wannd mi net heierschst, krigscht aa kaa^n Wasser! Nocht hot se sich halt bsunne driwwer un hot gdenkt, dass ihr Vatter sunscht net gsund wärre teet, un hots dem Frosch versproche, dass se en heiert. Nocht hot se von dem Wasser nemme dürfe un isch mit haam un ihr Vatter hot von dem Wasser gtrunke un isch vun Stund aa^n besser worre.

Nu wies halt Owed gwäst isch, no isch halt e Gplatsch die Stäge ruf kumme un vor die Tiir hii^n un shot grufe: Schenstes Jungfer Lieschen, mach mir auf! Un shot sou lang grufe un hot net gruckt, bis se die Tiir ufgmacht hot un do isch der Frosch rei^{n}ghopft. Not isch sie vorneraus nei^{n}gsprunge un hot die Stuwwetiir zugschlage. Nocht hot der Frosch vor der Stuwwetür widder grufe: Schenstes Jungfer Lieschen, mach mir auf! Un wie er sou fortgschraue hot, hot ihr Vatter gsaat: sie soll em ufmache. Not isch se naa^n un hot em ufgmacht un isch awwer vornerei^n zrickgsprunge un isch nei^n in ihr Bett. Not isch der Frosch halt noochghopft un isch hii^n bis vor ihr Bett un hot widder grufe: Schenstes Jungfer Lieschen, heeb mi nei^n! Un hot halt sou lang fortgschraue, bis sen nei^{n}ghouwe hot un hot en naa^{n}gschuckt näwe hii^n und hot sich rumgleegt un an die Wand naa^n geguckt.

Wie der Frosch drin gwäst isch im Bett, isch er still gwäst. Not isch sie ei^{n}gschlofe; un wie se am Morje ufgwacht isch, isch die Froschhaut voorm Bett gläje un e schener Kenigsprinz isch näwer gläje. Der hot er gsaat, dass er verwunsche gwäst weer un sie heet en erlese kenne. No häwwe se nanner gheiert un sen glicklich minnanner gwäst.

13. Das Salz.

Sisch en Kenig gwäst, der hot drei Techtre ghatt, un do hot er se emool gfroogt, wie se sou beinanner gwäst sen, wie gäärn dass se en heete. No hot die Eltscht gsaat: sou gäärn wie en Edelstaa^n. Un die Anner hot gsaat: so gäärn wie e Pärle. Nocht wie er die Dritt — die hot Rose ghaaße — gfrogt hot, hot die gsaat: so gäärn wies Salz. Un däs hot de Kenig sou verzirnt, dass er die jingscht Tochter hot umbringe losse wolle un hot zwee vertraute Mann mit er fort-

gschickt in Wald, dass se se umbringe solle: sie meeste awwer ihr Zunge mietbringe, dass er sieht, dass se tout weer.

Noch sen die zwee Mann miet er fort in Wald un wie se sou weit drin gwäst sen in ĕre Wildnis, wu niemed meh ihne uf die Spuur hot komme kenne, not häwwe se ĕre gsaat, dass se se umbringe solle, weil se zu ihrem Vatter gsaat heet, dass sen sou gäärn heet wies Salz. Noch hot se halt arg aa^n-ghalte un hot gheilt, dass se er doch s Läwe schenke solle. Die zwee häwwe se aa gäärn ghat un sisch en hart wädder gange; nocht häwwe se sich broote, wie ses mache solle. Nocht hot sen verspräche messe, dass se sich nie meh im Land woot sähe losse, dass es net verrote wärd, dass se noch lääbt, un dass se net aa ums Läwe kumme. Nocht hot sen däs ver-sproche. Un do häwwe se e Hindl, wu se bei sich ghat häwwe, tout gmacht un häwwe dem die Zung rausgschnitte un häwwe se ei^{n}gwickelt un häwwe se mit haam.

Die Kenigstochter isch fort. Noch wie die zwee haam-kumme sen, häwwe ses em Kenig gsaat, sie heete die Zung. Not hot der Kenig gsaat: er mecht se net sähe, sie soote se in Sudde nei^{n}schmeiße. Däs isch en rächt gwest, weil se gfärcht häwwe, er mecht die Zung erkenne.

Die Kenigstochter isch lang im Wald rumgärrt un isch sou lang fortgloffe bis se aus em Land nauskumme isch un in e fremm Land nei^n. Un not hot se sich um Äärwet um-gsähe. Not hot se halt närjeds kaa^n Unnerkumme gfunne un isch von aam Ort an de annere gschickt worre, bis er gsaat worre isch, se soll in en Ort naa^{n}gehe, dort weer e Schloss, dort weer e alti Kenigin, die teet als sou Maadlin ufnemme. Nocht wie se do naa^{n}kumme isch, hot se aa aa^n-ghalt um Äärwet: sie teet schun sou lang rumlaafe, sie woot alle Äärwet tou^n. Un weil se halt so arg aa^{n}ghalte hot, not hot die Kenigin sie bhalte un hot se sou näwerum arweite losse mit Holztrage un allerhand. Weil der Kenigstochter ihr Klader verrisse gwest sen, isch se net gacht gwest; wie se awwer widder ordliche Klader ghat hot, hot se zu der Kenigin naa^n gdärft un hot im Gaarte schaffe messe, wo die Kenigin spaziere gangen isch. Un do isch se halt arg fleißig gwäst: des hot der Kenigin arg guut gfalle. Die Kenigin hot viel Blumme ghatt, die hot die Kenigstochter morjeds un oweds gieße messe.

Not wie der alte Kenigin ihrm Suhⁿ seiⁿ Suhⁿ, der jung Kenig, zu Besuch kummen isch, isch die Kenigin miet em im Gaarte spaziere gange un die Rose hot die Blumme ggosse. Dem Kenigssuhn hot se halt gfalle un er isch druff zugange. Am ärschte Mool hot die Kenigin nix verlickert. Oweds sen se widder im Gaarte spaziere gange un do hot die Kenigstocher widder die Blumme ggosse. No wie se dann ins Schloss kumme sen, häwwe se e Tafel aaⁿgstellt un häwwe gässe un gtrunke, un do hot die Kenigin ihrn Enkel gfroogt, wälle Blumme em am beschte gfalle hot. Not hot er gsaat: die wo hinne nooch gloffen isch! Noch hot en die Kenigin grouß un erstaunt aaⁿgguckt un hot gsaat: däs soot er sich ausem Sinn schlage, die Gdanke keent er net fihre; sie weest net, wo des Maadl häär weer. Not hot er kaaⁿ Antwort driwwer gäwwe. Awwer wann die Kenigstochter im Gaarte die Blumme ggosse hot, isch er aa dort gwäst un hot mit ĕre gschwätzt un se häwwe sich ganigt, dass er se liewe teet. Wie awwer die Kenigin gmerkt hot, dass er Ernscht mecht, hot er fortgmesst zu seim Vatter.

Wie er dəhaam gwäst isch, hots em halt nemme gfalle dəhaam: er isch missmutig un traurig gwäst un sisch kaa Läwe in em gwäst. Nocht häwwe sen halt widder zu seiner Altmotter, der alte Kenigin, gschickt, dass er sich erholle soll. Die alt Kenigin hot en widder ufgnumme, un wie se gsähe hot, dass er sou wenig gworren isch un dass er an der Rose sou hengt, so hot se halt aa nix meh gsaat. Sie hot däs Maadl iwwer die Zeit aa lieb gwunne.

Nocht sen se im Gaarte uf ĕre Bank beisamme gsässe un not hot sem offeriert, dass sie kaaⁿ gwehnlich Maadl weer, sondern e Kenigstochter, un wies gange weer, dass se ausem Land gmesst heet. Un se heet verspreche messe, dass se net meh in ihrm Vatter seiⁿ Land komme därf, un däs woot se halte. Not isch der Kenigssuhn frou gwest un isch gsund worre un isch haam zu seim Vatter un hots em gsaat, dass er die Rose zu seiner Gmahlin mache will.

Wie der alt Kenig gheert hot, dass der alt Kenig das Salz sou gschätzt hot, no hot er gsaat: däs bringe mer all färtig, dass däs widder ins Gleis kummt!

Nocht isch alles färtig gmacht worre zur Hochzig un isch e Stuwwe gmacht worre, wo mer alles im verborjene hot sähe kenne, wos drin vorgeht. Nocht isch dem Kenig,

der Rose ihrm Vatter, geschriwwe worre, dass er komme soll zur Hochzig vum junge Kenig.

Nocht hot der anner Kenig sich uf de Wääg gmacht un isch richtig kumme, so weits aa gwäst isch. Un wie er nu kummen isch, häwwe sen freindlich ufgnumme un häwwen nei^{n}gfihrt in die häärgricht Stuwwe. Nocht sen halt allerhand guute Sache ufgtroge worre un hot an nix fehle därfe. Awwer närjeds isch kaa^n Salz naa^{n}kumme. Not häwwe se de Kenig əllaa^n sitze glosst un häwwe die Tier zugmacht, dass er kaa^n Salz hot verlange kenne. Nocht hot er erscht gtrunke un sein Dorscht glescht, un wie er hot aa^{n}fange wolle ässe, hot er halt alle Speise rumversuucht un se häwwe halt all kaa^n Salz ghat. Not, weil em nix gschmäckt hot, hot er abgleegt. Nocht häwwe sen əllaa^n sitze glosst, bis se gsähe häwwe, dass er niddergschlage worren isch un sei^n Sinde ei^{n}sicht. Un wie se gsähe häwwe, dass er de Kopf senkt un uf die Hand stitzt un zərickdenkt, nocht isch der alt Kenig nei^n un hot en gfroogt, worum er net ässe teet? Nocht hot er gsaat: Sisch net guut, sisch närjeds kaa^n Salz drin! Noch hot der anner gfroogt, worum er dann so traurig weer? Un do hot er gsaat: Mei^n Sinde falle wer ei^n; etz weiß i erscht, wie netig mer des Salz braucht. Friher hab ichs net nooch seim Wäärt gschätzt. Drei Techtre hawwich ghat un hab se gfroogt, wie gäärn as se mi heete. Un do hot die Ärscht gsaat: wie en Edelstaa^n, un die Zwat: wie e Pärle, un die Dritt hot gsaat: wie des Salz. Un do hawwich die Jingscht umbringe glosst, so hawwich mi gärjert driwwer. Däs muss i jetz breie! Not hot en der alt Kenig gtreescht: wann er seiner Tochter verzeihe woot, not keent er se widder sähe. Un do hot der anner gsaat: Däs weer mer e groußi Fraaid, sie soll numme kumme! Not häwwe se die Rose im Hochzischmuck vorgfihrt un häwwem gsaat, dass ihr Hochzig sei^n soll mit em junge Kenig.

Noch sen se nanner um de Hals gfalle un sen frouh gwäst. Un do isch de Hochzig gfeirt worre un dann isch der Kenig vergniigt in sei^n Land haamgzoge, un wann die junge Leit net gstorwe sen, läwe se heit noch.

14. Der Grindlappen.

Sisch en Buu fort in die Fremde gange un do isch er zu ĕme alte Mendl kumme un hot des gfroogt, obs en net

bhalte woot. Des Mendl hot gsaat: ja, wann er seiⁿ Äärwet rächt teet, woot er en bhalte. Er meest dem Esel Pannekuuche backe un dem Gaul Haai gäwwe un se alle zwaa trenke. Nocht isch des Mendl fort, un wies widder haam kummen isch, hots alles rächt gfunne.

Nocht isch der Buu e Weil dort gbliwwe. Do hot der Gaul emol zu em gsaat: Du keenscht heit emool miir Pannekuuche backe; der Esel kann heit emol Haai frässe! Nocht hot der Buu gsaat: Ja, wanns awwer der Härr märke tut! Nocht hot der Gaul gsaat: Er wärds net inne, du verleiglschts. Wie der Buu dann de Gaul gtrenkt hot, no hot där gsaat: Jetz tuscht dein Finger naaⁿleje wo i saufe tuu! Un wie er sein Finger rauszicht, hot er en goldige Finger ghatt. Do hot der Gaul gsaat: Jetz bindscht dein Finger zu, un wann der Härr kummt, wärd er sage: Du hoscht en goldige Finger! No muscht sage: Naaⁿ, i hab en bese Finger, i hab mi gstouße!

Un sou ischs gworre.

De annere Taag hot der Gaul widder Pannekuuche gwoot. Nocht hot er gsaat: Wann i gsoffe hab, nocht tuscht dein Kopf neiⁿtunke! Un wie er de Kopf rausgzoge hot, hot er goldige Hoor ghatt. Nocht hot der Gaul gsaat: Jetz tuscht dein Kopf guut zubinne, un wann der Härr froogt, so sagscht, du heetscht en Grindkopf, er wärds awwer glei märke un werd sage: Du hoscht goldige Hoor; du hoscht dem Gaul Pannekuuche gbacke un dem Esel Haai gäwwe! Du verleiglschts awwer.

Un so ischs widder worre.

De dritte Taag het der Gaul gsaat: Heit backscht mer noch emool Pannekuuche; der Esel kann Haai frässe! Un wie er dann nooch em Frässe gsoffe hot, nocht hot er gsaat: So jetz nimmscht die Bärschte, de Putzlumpe un de Strigl, sattelscht mi un mer reite minnanner fort!

Nocht wie se e Stück minnanner fort gwäst sen, secht der Gaul: Guck əmool ərum, des alt Mendl kummt! Un wie der Buu rumgguckt hot, do woors schun beinoh do. Nocht hot der Gaul gsaat: Schmeiß hortig de Putzlumpe wäg! Do hot des alt Mendl de Putzlumpe gnumme un hot en haam gtrage.

Noch ĕre Weil secht der Gaul widder, er soll gucke, un do isch des alt Mendl glei vollischt do gwäst. No hot der Gaul gsaat: Schmeiß d Bärschte əwäg! Nocht hot des alt

Mendl die Bärschte gnumme un hot se haam gtrage, un sie sen widder e Stick fortgritte.

Un wie der Buu zum drittemool rumgguckt hot, hot das alt Mendl den Gaul glei vollischt beim Schwanz ghat. No hot der Gaul gsaat: Schmeiß hortig de Strigl wäg! Nocht hot des alt Mendl de Strigl gnumme un hot en haam gtrage.

Nocht sen se fortgritte un sen iwwer d Grenze kumme, un wie des alt Mendl an die Grenze naa$_n$kummen isch, nocht hots net driwwer gkennt. Nocht häwwe se sich hii^{n}gleegt un häwwe ausgruckt*) un häwwe des alt Mendl ausglacht. Un dann sen se minnanner fort un sen in en grouße Wald kumme, do woor en hohler Aaichbaam drin, dort hot der Buu absteije messe. Nocht hot der Gaul gsaat: Jetz muscht du mer de Kopf əwägmache! Des hot der Buu net tou^n wolle; awwer de Gaul hot gsaat: dann teet er ehm de Kopf erunner mache! Un wann ers gtou^n heet, nocht soll er in die Stadt gehe, wo vor dem Wald draus ligt, un soll de Kenig froge, ob er kaa^n Äärwet for en heet. Un wann er in Nout kumme teet, so soll er kumme un soll wädder den Aaichbaam schlage un soll sage was er will, un do teet ers krije.

Nocht hot der Buu dem Gaul de Kopf runnerghage un isch in des Schloss un hot aa^{n}ghalte um Äärwet. Nocht häwwe sen bhalte. Speter hot er im Gaarte schaffe därfe. Er hot awwer immer sein Kopf verbunne ghat un hot gsaat: er heet en Grindkopf. No häwwe sen nor immer de Grindlappe ghaße.

Er hot sich awwer guut ghalte. In dem Gaarte isch en groußer Weiher gwäst, do hot er als gbade un sein Finger ufgwickelt un sei^n Hoor ufgmacht. Do hots die Kenigstochter vum Fenschter aus gsähe, dass er goldige Hoor hot un en goldige Finger. Nocht isch se als runner, wie er fortgwäst isch, un hot die Hoor zammegfaamt, wu em ausgfalle sen. Sie hot en gäärn gsähe. Däs hot awwer ihr Vatter bald auskundschaft un hot en nimme leide kenne.

Not isch en Krieg ausgbroche, do hot er gdenkt, do wärd er en jetz lousbringe un hot en halt fortgschickt un hot en vornenaa^{n}gstellt im Krieg, wo er gdenkt hot, er wärd glei wäggschosse. Do isch awwer der Buu naa$_n$ an den Aaich-

*) ausgeruht.

baam un hot wäddergschlage un hot gsaat: Gäb mer tausend schwazze Reiter, dass ich mit en in Krieg ziehe kann! No sen die Reiter doo gwäst. Do hot er sein Kopf ufgbunne un sein Finger un isch in die Stadt gritte.

Wie der Kenig gheert hot, dass sou viel Leit keeme ihm zu Hilf, do isch er frou gwäst un hot en scheeⁿ empfange. Not isch die Armee in die Schlacht gzoge un häwwe de Sieg gwunne. Wie der Buu haam kummen isch, isch em der Kenig engäjekumme un hot em en goldige Apfl iwwerreicht. Not hot der Buu seiⁿ Millitäär widder naus an de Aaichbaam un dort sen se verschwunne. Un der Buu hot widder sein Kopf und sein Finger verbunne un isch ins Schloss zərick.

Wie der Kenig gsähe hot, dass seiⁿ Grindlappe widder do isch, isch er arrig bees worre. Der Buu isch awwer im Schloss gbliwwe un hot im Gaarte gschafft.

Es hot awwer net lang gdauert, do isch widder Krieg ausgbroche. Noch hot en der Kenig widder fortgschickt in de Krieg. Der Buu isch awwer naus an sein Aaichbaam un hot tausend route Reiter verlangt, un do sen se aa schun doo gwäst. Nocht hot er sein Finger un sein Kopf ufgbunne un isch der Stadt zu gritte. Des isch dem Kenig widder gmeldt worre un er hot en widder freindlich ufgnumme. Noch isch er widder in de Krieg gzoge un hot die Schlacht widder gwunne. Un wie er haamkummen isch, isch der Kenig widder doogstanne un hot em widder en goldene Apfel iwwerreicht. Nocht isch der Buu widder raus an den Aaichbaam un dort sen die Soldate verschwunne. Un er isch widder naaⁿ ins Schloss un hot sein Kopf un sein Finger verbunne ghatt. Der Kenig isch widder bees gwäst un ganz außerm Zärkel gwäst, dass ern net hot lousbringe kenne. Nocht hot ern noch geduldt; der Buu hot sich awwer alles gfalle losse un alle niddere Äärwet touⁿ messe.

Lange Zeit dernooch isch widder en Krieg ausgbroche. Noh hot der Kenig gdacht: däsmool krigt ern gwiss lous. Nocht isch der Buu widder naus an de Aaichbaam un hot tausend weiße Reiter verlangt. Un wie ers gsaat hot un weddergklopft hot, no sen se doo gwäst. Nocht hot er sein Kopf widder ufgbunne un sein Finger un isch widder in Krieg gritte un hot die Schlacht gwunne. Un wie er widder haam kummen isch, isch der Kenig widder do gstanne un hot em en

goldene Apfl greicht. Nocht hot er de Kenig gfrogt, was er gäje ihn heet un heet en dreimool in de Krieg gschickt, dass er toutgschosse wärre soot. Nocht hot sich der Kenig verdeffendiert un hot gsaat, er weest net, dass er ihn verfolgt hot. Not hot der Buu sich dem Kenig zu erkenne gäwwe un hot gsaat: Ich bin der Grindlappe, wo du seithäär verfolgt hoscht! Nocht hot sich halt der Kenig entschuldigt: er heet en net gkennt, er sähs jetz eiⁿ und woot em seiⁿ Tochter zur Fraa gäwwe. Däs hot der Buu aaⁿgnumme un hot die Kenigstochter gheiert un isch am Enn Kenig worre.

ANZEIGEN UND NACHRICHTEN.

Otto Kunzer, Katalog der Leopold-Sophien-Bibliothek der ehemaligen freien Reichsstadt *Ueberlingen* a. B. — Ueberlingen a. B., Fayel 1898. XXXII und 536 S. 8° — 2 Mk.

Der in bibliothekarischen Kreisen bereits durch seinen im Jahre 1893 veröffentlichten Katalog der Großh. Gymnasiumsbibliothek zu Konstanz*) bestens bekannte Verfasser legt mit dieser Veröffentlichung die neueste Frucht seiner bibliographischen Studien vor. Von allgemeinerem geschichtlichen Interesse sind der in dem Vorwort enthaltene ‚Kurze Lebensabriss des Dekans- und Stiftspfarres Franz Sales Wocheler, des Stifters der Leopold-Sophien-Bibliothek' und die ‚Geschichte der Bibliothek' selbst. Es werden darin die Verdienste Wochelers, eines intimen Freundes von J. H. v. Wessenberg und guten Bekannten von Hirscher, Zschokke und Orelli, um das Schul- und Bildungswesen der Stadt Ueberlingen eingehend gewürdigt und dargelegt, wie allmählich aus den Resten der alten reichsstädtischen Bibliothek (vom Ende des 16. Jahrhunderts) aus der Stiftung Wochelers (vom Jahre 1831 — 1848), aus den Bibliotheken des aufgehobenen Franziskaner- und Kapuziner-

*) Vergl. Alemannia XXI, 300.

klosters und endlich aus der Bücherei des Kollegiatstiftes die jetzige 22000 Bände umfassende Leopold-Sophien-Bibliothek entstand. Die mannigfachen Bemühungen ihrer Verwalter (unter welchen namentlich Wendelin Haid zu nennen ist), durch Verzeichnung der Bücherschätze diese allgemein zugänglich zu machen, und die vielfachen Wanderungen der Bibliothek von einem Aufenthaltsort zum andern werden geschildert bis sie zuletzt Dank der Opferwilligkeit der jetzigen Stadtverwaltung im sogen. Steinhaus eine würdige Unterkunft und in dem Verfasser des neuen Katalogs einen sachkundigen Bearbeiter fand. Die Bücher sind nach einem klaren und übersichtlichen, von Brambach und Holder geprüften und gebilligten Schema geordnet und ihre Titel mit diplomatischer Genauigkeit verzeichnet. Da und dort beigefügte Bemerkungen geben u. a. schätzenswerte Auskunft über bibliographisch wichtige Besonderheiten z. B. bei den seltenen Bibeldrucken, die die Bibliothek besitzt. Eine ,Zusammenstellung der auf Ueberlingen bezüglichen Schriften' wird besonders dem Lokalhistoriker eine erwünschte Zugabe sein, und der Spezialist auf dem Gebiet der Inkunabelnkunde wird das ,Signaturen-Register der Inkunabeln' dankbar begrüßen. — Der Verfasser stellt übrigens eine spätere Bearbeitung der Inkunabeln und der zahlreichen Handschriften theologischen, historischen und alchymistischen Inhalts in Aussicht.

Indem wir noch einmal besonders hervorheben, dass die Arbeit Kunzers, die vom bibliographischen Standpunkt aus als musterhaft bezeichnet zu werden verdient, namentlich wegen des inhaltreichen Vorworts auch weitere Kreise interessieren dürfte, empfehlen wir dieselbe insbesondere allen denjenigen, die die Bildungsgeschichte des Seekreises in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts genauer studiren wollen.

Tauberbischofsheim. J. R. ASMUS.

---

16. **Scheins**, Dr. (Kgl. Gymnasialdirektor), Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Stadt Münstereifel und ihrer Umgebung. I. Bd. in 2 Theilen. 1895. 9.—

17. **Koenen**, C., Gefässkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden, mit 590 Abbildg. 1895. 6.—

18. **Rheinische Geschichtsblätter.** Zeitschrift für Geschichte, Sprache und Alterthümer des Mittel- und Niederrheins, hrsgb. von **Minjon** u. **Koenen**. Monatsschrift. Jährlich 12 Nummern 4.—

19. **Norrenberg**, Dr. P., Die hl. Irmgardis von Süchteln. Mit Porträt und Biographie des Verfassers. 1894. 1.—

20. **Nolten-Chorus**, Archäolog. Beschreibung der Münster- und Krönungskirche in Aachen nebst einem Versuch über die Lage des Palastes Carls des Grossen. Neuer Abdruck mit Zusatz von Chorus. 1886. 1.—

21. **Becker**, J., Die Eifel vom historischen und kirchl. Standpunkte. 1898. 2.—

22. **Becker**, J., Geschichte der Pfarreien des Dekanates Blankenheim 1893. 6.—

23. **Waeles**, Nicolaus Becker, „Der Dichter des Rheinliedes" 1896. 1.50

24. **Schmitz**, der Neusser Krieg. 1896. 2.—

25. **Dirksen**. Volksthümliches aus Meiderich (Niederrhein). 1895. 1.—

26. **Schmitz**, Volksthümliches vom Siebengebirge. 1897. 1.—

27. **Kaufmann** P., Zur Geschichte der Familie Kaufmann aus Bonn und von Pelzer aus Köln; Beiträge zur rhein. Culturgeschichte.

ALEMANNIA.

Zeitschrift

für

Sprache, Kunst und Altertum

besonders des

alemannisch-schwäbischen Gebiets

begründet

von

† Anton Birlinger

fortgeführt

von

Fridrich Pfaff.

XXVI. Jahrgang.

2. Heft. (Ausgegeben am 1./10. 1898.)

Bonn 1898.

P. Hanstein's Verlag,

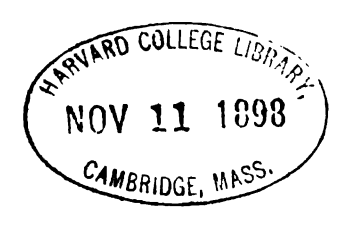
Franziskanerstr. Nr. 6.

3 Hefte bilden einen Band (Jahrgang). Preis 6 M.

Inhalt.

Seite

(Fortsetzung auf Seite 3 des Umschlags.)



POETISCHE BEZIEHUNGEN DES MENSCHEN ZUR PFLANZEN- UND TIERWELT IM HEUTIGEN VOLKSLIED
AUF HOCHDEUTSCHEM BODEN.

VON

M. E. MARRIAGE,

HEIDELBERG.

Inniger ist das Verhältnis vom Menschen zur Natur kaum denkbar, als es im Volkslied geschildert wird. Hier teilen Pflanzen wie Tiere unsere Eigenschaften, unsere Befähigungen, unsere Schicksale und wir die ihrigen. Sie verkehren mit uns auf freundschaftlichem Fuße, und selbst unter sich leben sie grade wie unsereins. Dabei knüpfen sich die Beziehungen immer enger, bis wir Menschen sogar die Gestalten jener Geschöpfe annehmen.

In der Dichtung jedes Volks und Stands muss allerdings die Naturwelt von großer Bedeutung sein, aber im Kunstlied vermag sie kaum eine so herrschende Stellung einzunehmen. Das liegt zum Teil in den Verhältnissen. Für den Gebildeten, den Städter, ist die Natur mehr Liebhaberei; für den Bauer zugleich Geschäft. Sonn- und Feiertags statten wir ihr einen feierlichen Besuch ab; er ist die ganze Woche auf dem Felde, bei dem Vieh, und seine Lieder zeigen davon deutliche Spuren. So drängen sich Naturbilder dem dichtenden Teil des Volks auf als wichtigstes Mittel, sowol zur Ausschmückung als zur Erläuterung des Lieds. Aber ehe wir den Beziehungen vom Menschen zu Pflanzen und Tieren im heutigen Volkslied näher treten, möchte ich einige Bemerkungen über die Grenzen unseres Gebiets vorausschicken. Auf die Definition von „Volkslied“ brauche ich jetzt nicht weiter einzugehen, da ein Aufsatz von John Meier[1]) die Unklarheit, welche so lange darüber

[1]) „Volkslied und Kunstlied in Deutschland“, Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 53—54 vom 7.—8. März 1898, München.

herrschte, wol endgiltig aufgeklärt hat. Aber nicht alle Lieder, welche in Deutschland, Oesterreich und in der Schweiz gang und gäbe sind, und mit welchen das Volk dichterisch frei schaltet und waltet, sind hier benützt worden. Diejenigen, welche einer Quelle in der Kunstlyrik noch sehr nahe standen, habe ich als wenig charakteristisch für den Stil des Volkslieds und die Denkart seiner Verfasser selten als Beispiele verwendet.

Unter dem heutigen Volkslied habe ich diejenigen Lieder verstanden, welche heutzutage gerne vom Volke gesungen werden, gleichviel ob älteren oder jüngeren Ursprungs.

Liebeslied und Ballade bilden den größten Bestandteil des Materials. Das geistliche Volkslied ist selten berücksichtigt worden, und das Kinderlied wenig herangezogen, wegen seines spruchähnlichen Charakters, wie auch seiner häufigen Berührungen mit dem Lügenlied. Sprüche sind nur zur Bestätigung angewendet und das Lügenlied so gut wie außer Betracht gelassen, denn auf seine tolle Sprünge irgend eine Theorie begründen zu wollen wäre unvernünftig. Dem Schnaderhüpfl ist auch weniger Platz eingeräumt, als einer schwankenden Augenblicksschilderung, der gegenüber der Zufall selten so günstig ist, dass sie in den allgemein verbreiteten, beständigen Liederschatz des Volkes dringt, und dabei, so zu sagen, unter den Klassikern eine Stelle gewinnt.

Von der örtlichen Verbreitung unseres Materials wird das kleine Quellenverzeichnis eine Uebersicht geben. Die meisten Länder hochdeutscher Zunge sind hier durch ihre besten und reichhaltigsten Sammlungen vertreten. Die niederdeutschen Sammlungen sind für diesmal nicht gebraucht worden. Viele ihrer Lieder decken sich freilich mit denen von Süd- und Mitteldeutschland; aber was ihnen besonders eigen ist, hat einen so verschiedenen Charakter, dass es besser schien, sie einer gesonderten Behandlung zu überlassen. Außerdem werden sie grade vom Standpunkt dieser Arbeit aus weniger ergiebig sein. Hier und da sind dennoch auch niederdeutsche Lieder zum Vergleich herangezogen. Sachsen und Baiern sind leider nicht gut vertreten, außer in Schnaderhüpfln; und aus Baden ist immer noch wenig veröffentlicht worden. Aber hoffentlich dürfen wir bald die Freiburger Sammlung von Kluge, Meyer und Pfaff erwarten, welche diesem Uebelstand abhelfen wird.

Für die badische Pfalz hoffe ich in nächster Zeit eine kleine Sammlung zu veröffentlichen; dem Manuskript habe ich aber sehr wenige der folgenden Beispiele entnommen, weil ich dem Leser nur ein Material bieten will, das er bequem nachprüfen kann.

Ein großer Teil von dem, was in den folgenden Blättern erörtert wird, muss den meisten bekannt, ja selbstverständlich vorkommen. Aber es ist eine möglichst charakteristische Sammlung von Beispielen angestrebt worden, wobei denn auch das Gewöhnlichste nicht ganz außer Acht bleiben konnte. Es ist eben wichtig festzustellen: welche Gedanken das Volkslied *nicht* aufzuweisen vermag, denn erst dadurch gewinnen wir eine klare Uebersicht seiner Grenzen. Um das zu tun, müsste man zu möglichster Vollständigkeit zu gelangen suchen, wobei vieles in Betracht kam, was auch in der Kunstpoesie benutzt wird. Und hier kommen wir zu dem zweiten Grund, weshalb die Natur keine so herrschende Stellung im Kunstlied einnimmt als im Volkslied. Der Gebrauch von Naturbildern ist in den beiden grundsätzlich verschieden: im ersteren sind sie nur des Schmucks wegen gebraucht, im letzteren zugleich als notwendiger Bestandteil, denn durch sie wird alles Schwerverständliche klar gemacht.

a) Das Kunstlied kann mit Gefühlen und Stimmungen arbeiten, was das Volkslied ungerne tut: lieber übersetzt es das dunkel empfundene, halbverstandene Gefühl in ein greifbares Bild, das im Hörer dieselbe Stimmung hervorrufen muss, in welcher es seinen Ursprung hatte. Diese Bilder werden fast immer der Natur entnommen; solche liegen am nächsten und finden bei den Hörenden am leichtesten Verständnis und Beifall. Mit ihnen beginnen viele Lieder: sie geben sogleich die richtige Tonart für das Ganze an, damit die späteren Ergebnisse oder Gedanken uns nicht unvorbereitet treffen. Besonders häufig ist diese Erscheinung bei dem Schnaderhüpfel.[1])

b) Durch Naturbilder also wird das Verschwommene klar, das Unbegreifliche fasslich gemacht. In Gestalt einer Blume oder eines Vogels versucht das Volk sich den unfassbaren Begriff einer Seele ohne Körper plastisch darzustellen.[2])

---

[1]) Vgl. Scherer AfdA. I 199 ff., Böckel LXXXII, Rundås XLII, Bratranek 75.

[2]) Vgl. unten I C, II B.

c) Ebenso bestimmt es durch ein Naturbild das Unbestimmbare: statt „nie“ hören wir:[1])

Wenn der Buchsbaum Birne trägt,
Bin ich meiner Schwiegermutter recht. (M S)

oder statt „ewig“: „bis der Buchsbaum Wolle spinnt“ (Lh. II 591): und jedes hohe Maß wird gleicherweise umschrieben — „all das Beste, soviel der Baum hat Aeste“ usw. (Lh. I 239)

d) Dasselbe Streben, die Gedanken unter Heranziehung der Natur klarer auszudrücken, liegt auch den gewöhnlichen Vergleichen zu Grunde. Kinder und Leute, die noch wenig von der Kultur ergriffen sind, denken lieber in Bildern als in dürren Worten. Sie verlangen eine sinnlichere Denkart als gebildete Leute. Deshalb finden wir in der Umgangssprache des Volks mehr Sprichwörter und sonstige bildliche Ausdrücke als bei den Gebildeten; deshalb im Volkslied die vielen Vergleiche mit der Natur. Freilich liebt jede Poesie Metapher und Vergleich, doch verlangt das Kunstlied keine so durchaus sinnlich greifbare Darstellungsweise wie das Volkslied, daher sind seine Vergleiche weder so häufig noch so konkret. Das Liebeslied des Volks ist dagegen grade von diesen abhängig; kein Volksliederbuch wird man aufschlagen können, ohne auf jeder Seite solche Bilder dutzendweise zu finden. In der Ballade sind sie zwar nicht so häufig: da gibt es eben wenig Undeutliches zu erklären, Handlungen, nicht Stimmungen werden beschrieben.

I. PLANZE UND MENSCH.

A. Vergleiche.

Diese Vergleiche werden hauptsächlich mit dem Aussehen und Leben der Planze gezogen. Das Aussehen des Menschen, seine Eigenschaften, sein Lebenslauf — alles erinnert ihn an die Bäume und Blumen, welche sein Dorf umgeben; und wenn er sich mit ihnen vergleicht, tritt ihm sein eignes Leben deutlicher und objektiver vor die Augen. Wie die Pflanzen blüht er und verblüht; was schön, rein und hold

[1]) Vgl. Uhland Schr. III 218 ff 260 ff, Hauffen 168 ff.

ist, kommt ihm wie eine Blume vor, und was hässlich, falsch oder unrein ist, wie entblätterte Bäume, faule Aepfel, giftige Pflanzen.

Erstens was *Schönheit* betrifft. Die Geliebte wird mit einer Blume verglichen: „Mei Schatz sieht schie wie Rosemarie“ (Erzgeb. 133). Sie ist „åls wiåra Nagerl so schen“ (Oesterr. 94), wie eine Rose, (Elsass 92) wird kurzweg „schönstes Roseli rot“ genannt (Schweiz I 136), oder „du hübsche Rose“, „Herzensrose“ (Odenwald 51), „o du schöne Ros' im Garten“ (Elsass 67), „du schöne Nachtviole“ (Nassau 176 Lh. II 415), „schönste Tulipan“ (Schweiz I 135), „schöne Sonnenblume (Lh. II 415, Nassau 175 Wm. Jb. III 314), „du herzigs trauts Schätzel, du Haselnusskern“ (Rundås 56). Sie ist „schiё punket, schiё prunket wie a Haselnusskern“ (Rundås 78) oder die einzige Blume, welche dem Sänger gefällt: —

Du bist mei liabsts Blüaml,
G'hearst alleweil mein,
Es blüath nienderst an anders
Thal aus und Thal ein! (Tirol II 56.)

Weniger deutlich treffen wir im folgenden Liede denselben Gedanken: —

Auf jenen Bergen blüht ein Blümlein
Ich glaub' es heisst Vergissnichtmein;
Liebes Blümlein blühe weiter,
Ich kann fürwahr nicht bei dir sein (Mosel 64).

Der zukünftige, noch unbekannte Schatz wird als Nelke geschildert: —

O du liebi Gott,
Schenk mer an Naglstock,
Der af zwa Füess'n steht
Und mit mir schlaf'n geht (Kärnten I 2).

Auch heilige Personen werden gern mit Pflanzen verglichen. Die heilige Jungfrau wird nach altkirchlichem Brauch eine „Lilienblueh“ genannt (Schwaben 54), oder ein Rosengarten (Gottschee 241). Christus am Kreuz ist ein Maibaum, sein Blut die Blüten desselben, oder er selbst erscheint auch als Maienblümelein (Meier Schwaben 78).

Dem Schönheitsideal des Volkslieds kommen also die Pflanzen am nächsten, und charakteristisch ist der Ausruf: „wenn ich so schön wär wie der Apfel am Baum! (Schlesien 99.)

Kleinmalerei ist in diesen Bildern verhältnismäßig selten; wie das Volkslied überhaupt nur Umrisse, Skizzen bei seinen Beschreibungen zu bieten pflegt. Die einzelnen Schönheiten oder Fehler der Gestalt, wenn sie überhaupt erwähnt werden, erscheinen in streng typischer Weise, so dass die Beschreibung gleich für einen ganzen Menschenschlag gelten könnte. Der „rosenrote Mund" erscheint so häufig, dass besonderer Nachweis der Stellen unnötig ist. Dunkle Augen sind wie Kirschen (Böhmen 320), „kirschbraunschwarz" (Schlesien 167, Itzgrund 172), „wiära Kiårschkearn" (Oester. 85); blaue Augen wie Veilchen.

Da find i viel Veigerl
Und bind an schian Strauss,
Dös bedeut't, dei blaus Aeugerl
Schaut grad a so aus.

A brennrothes Nagerl
Dös bind i glei dran,
Dös schaut so schian roth
Wia dei Göschl mi an. (Tirol II 55.)

Krauses Haar ist wie Klee: das Christkind hat ein „Kepple gekraiselt wi dar Klie". (Kuhld. 270.)

2. *Hässlichkeit.*

Das seinem Geschmacke nach Hässliche in der Pflanzenwelt wendet das Volk auch bildlich an. Weniger zwar für äußerliches Aussehen, aber auch davon gibt es einige Beispiele, denn

„San neat alla Grasla gräin,
San neat alla Maidla schäin". (Böhmen 329.)

Ein dicker Hals ist wie ein Eichbaum (Nassau 231, Niederhessen III Nr. 36, Lh. II 361): dicke Backen sind „wie de Krauthát" (Erzgeb. 155).

Häufiger aber deutet eine hässliche Pflanze auf innere Zustände: Unkraut aller Art tritt in diesem Sinne bildlich auf. Ein elsässisches Lied klagt:

Ich hab meinem Leben nichts Gut's gethan,
Hab auch nichts Gut's im Sinn,
Das weiss meine ganze Freundschaft
Dass ich ein Unkraut bin. (Elsass 153.)

Die Dornen sind ein fortwährend auftretendes Bild des Aergernisses: —

Die Disteln und die Dornen sie stechen also sehr,
Die falschen, falschen Zungen aber noch viel mehr.
(Lh. II 383, vgl. Franken 72, Nassau 274, Oberhessen 94.)

Die Dornen und Disteln die stechen so sehr,
Aber falsche Liebe noch viel mehr.
(Nassau 145, vgl. Schlesien 94.)

Es giebt ja keine Rosen ohne Dornen,
Es giebt ja keine Liebe ohne Sorgen.
Lh. II 470—1, vgl. Niederhessen V Nr. 43, Rhein Nr. 73.)

Keine Rose ohne ohne Dornen,
Keine Liebe Pein. (Lh. II 479.)

Diese beiden letzten Gedanken treten zu oft auf, als dass man einen ausführlichen Stellennachweis schuldig wäre. Nicht nur Aergernis stellen die Dornen vor, auch Aerger:

Wie kloaner die Rosn,
Wie grösser der Dorn;
Wie kloaner das Diendl,
Wie grösser der Zorn.
(Hörmann Schnaderhüpfl 71.)

Ebenso treten Enzian und Galle sinnbildlich für Zorn auf (Kuhld. 16).

So gwiss als seit Adam
Die Nesseln hab'n brennt,
So g'wiss sein die Buebn falsch,
Bald man sie kennt.
(Hörmann 69, vgl. Böhmen 332.)

Falschheit wird durch faules Obst versinnlicht, und zwar sehr häufig. Der äußerlich schöne, inwendig faule, wurmstichige Apfel ist treffendes Bild eines falschen Betrügers.

D' Aepfl sön zeitig,
Hab'n ave koan K'ruch,
Und sön inwendig faul
Und falsch as wia du.
(Frommanns Zs. III 339.)

Es ist kein Apfel so rund und rot
Es steckt ein Würmlein drin,
Es ist kein Bürschlein im Würzburger Land
Es führt ein falschen Sinn.
(Franken 107, vgl. Kuhld 198, Lh. II 350 u. 478.)

Ist gleich der Apfel schön rosenroth,
Steckt doch ein Würmchen drin,
Sobald der Knab geboren wird,
Trägt er ein'n falschen Sinn. (Schlesien 176.)

Was nutzt mich á schänner Epfel,
Wenn er inne faul is?
Was nutzt mich á schäss Börschel,
Wenn's trutzköpfet is? (Rundås 429.)

Was batt mich ein schöner Apfel,
Wenn er inwendig ist faul?
Was batt mich ein allerschön Schätzlein,
Wenn es macht ein saures Maul?

(Elsass 44, vgl. Nassau 383, Lh. II 794, Böhmen 290, Rundås Nr. 478.)

Oder der Apfel ist sauer: —

Der Apfel ist sauer, ich mag ihn nicht;
's Mädel ist falsch, ich trau ihr nicht. (Lh. II 746.)

„Holzäpfelbäumelein, wie sauer ist der Kern" (Lh. II 277) fängt ein Lied an, das von einem verlassenen Mädchen erzählt. (Vgl. Beitr. zur Volkskunde der Deutschen in Mähren S. 210, Nassau 174.) In etwas tadelsüchtiger Weise fasst man die Kerne im Apfel als Fehler auf: —

Es ist kein Aepfellein so rund und klein,
Es ist ein Kernlein drin,
Es ist aber auch kein Mädchen so hübsch und so fein,
Es trägt einen falschen Sinn. (Nassau 143, vgl. Meier Schwaben 385, Rhein Nr. 81, Niederhessen IV Nr. 26.)

Es ist kein Aepfelchen so rund und bunt,
Es ist ein Kernlein drin,
Es gibt kein Bursch auf Erden,
Er führt einen falschen Sinn.

(Nassau 217, vgl. Lh. II 363—4.)

Endlich der Gedanke, dass der Apfel fast unerreichbar für den Liebhaber am Baume hängt, wird sinnbildlich verwertet für die Sprödigkeit des Mädchens: —

Was batt mi e schêner Apfel,
Wenn er auf dem Baum hängt?
Was batt mi e schêns Schätzel,
Wenn's an mi nit denkt?

(Ms., vgl. Rundås Nr. 478.)

Die faule Nuss wird auch bildlich gebraucht, aber in ganz anderem Sinne: —

A Bue ohne Geld ist a Nuss ohne Kern.
(Hörmann 17.)

Im allgemeinen wird in den Vergleichen zwischen Pflanze und Mensch weniger auf das Wesen der verschiedenen Pflanzen und deren Eigentümlichkeiten geachtet, als auf ihr gemeinschaftliches Schicksal — Blühen, Verblühen, Verfall. Und dieses stimmt ganz und gar zum Wesen des Volkslieds; ein Bild wird in großen Umrissen hingeworfen, die Einzelheiten aber der Einbildungskraft des Hörers überlassen. Meistens wird nur unser allgemeines Schicksal in den Kreis dieses Bildes hereingezogen, was im Liebeslied durchwegs der Fall ist, und selbst in der Ballade werden mit Vorliebe typische Begebenheiten behandelt. Verfolgen wir also das Leben der Pflanze, im Menschenleben abgespiegelt.

3. *Das Blühen und Treiben* der Blumen und Pflanzen dient als Bild menschlicher Lebensfrische. Trotz unerhörtem Leiden blühen die Helden und Heldinnen der Balladen immer wie Rosen. Ein Schäfer wird von einem Edelmann sieben Jahre lang gefangen gehalten

Und als sieben Jahr herummer waren,
Der Edelmann den Turm aufschloss,
Da glühte der Schäfer als wie ein' Ros'.
(Oberhessen 66.)

So blüht auch die hl. Katharina nach vielen überstandenen Qualen „wie eine Rose im Hag“ (Nassau 37). Der hl. Nepomuk erscheint als „eine Rose roth lieblich allzeit vor Gott“. (Schlesien 344.) Ein ähnlicher Gedanken findet sich: Oberhessen 106, Nassau 132.

Ein blutjunges Mädchen ist „so voller Jugend so wie die Rose blüht“ (Mosel 112) oder „wächst auf wie e Grummatel“ (Nassau 175, Lh. II 769). Anmutig ist die Schilderung:

Ei wenn e Mädel en Buler hat
Glüht sie als wie eine Rosen,
Blüht sie als wie eine Rosen,
Grünt wie e Nägerlstock,
Sitzt ale Morgn in Fenzer. (Eger Nr. 33.)

Vgl. „es blühen Rosen, es blühen Nelken, es blüht mein Schätzlein ganz unverwelkt". (Nassau 352.)

Frohsinn wird mit dem frischen grünen Klee verglichen:

Wie grü is der Klee,
Wenn er schiesst in de Höh;
Wie rüeth is mei Blut,
Wemmr'sch aufheitern thut. (Rundâs 789.)

Die Blütezeit der Pflanzen wird jener der Liebe zur Seite gestellt: —

Wenn der Bâm grüne thut,
Schloegt er ball aus,
Wer a schöss Schotzel hot,
Führt se ze Haus. (Rundâs Nr. 328.)

Wenn der Busch grüne thut,
Grünt die Lieb a, Lieb a,
Ich bî meim Schotzel gut
Und des mir a.
(Dunger, Dialekt des Voigtlands 16.)

Vgl. „Unsre Liebe die soll grünen wie das Laub und grüne Gras". (Nassau 223.)

Ueberaus häufig treffen wir:

Keine Rose, keine Nelke
Kann blühen so schön,
Als wenn zwei verliebte Seelen
Bei einander thun stehn. (Rhein Nr. 93,
vgl. Nassau 157, Schlesien 131, Anhalt-Dessau 192 usw.)

Keine Rose, keine Tulpe
Kann blühen so schön,
Als wenn zwei verliebte Herzen
Bei einander thun stehn. (Meier Schwaben 112.)

4. Verblühen. Wie das Blühen der Pflanze wird auch ihr Verblühen oft sinnbildlich gebraucht. Leben, Glück, Schönheit, Liebe, alles vergeht und verwelkt wie eine Blume.

a) Bei den Vergleichen des *Menschenlebens* mit der schnell verblühenden Blume, könnte man an die so oft zitirten Bibelstellen (Ps. 103, 15—16, I Petr. 1. 24) denken; dieser Zusammenhang ist aber keineswegs nötig, weil der Vergleich so auf der Hand liegt. Das Menschenleben vergeht „wie die Blume im Walde" (Elsass 35, Oberhessen 30), „wie die Lilien auf dem Felde" (Rhein Nr. 76): wie eine Rose verwelkt es. (Mosel 198.)

Das menschliche Leben ist so gestellt
Wie eine Blume wohl auf dem Feld,
Sie blüht auf und muss verderben,
Darum heißt es: Mensch aber du musst sterben.
(Erzgeb. 66.)

„die Blumen auf dem Felde sie thun verwelken, gedenk o Mensch an deinen Tod.“ (Lh. II 536.)

Wie einer Blum' auf der Wies'
Der Tod ist mir gewiss,
Wie der Blum' auf grüniger Haide,
Gott geb mir die ewige Freude. (Franken 41.)

Ein Mädchen schenkt dem Geliebten einen Rosenstock: beide, Mädchen und Rose, verblühen ehe das Jahr aus ist: —

Do kaum war no a Jahr vorbei,
War's Rosei nimmer rot,
Und's Dianal, dös mei All's is g'west,
War drob'n beim liaben Gott. (Tirol 46.)

b) Das *Menschenglück* ist auch ebenso vergänglich wie eine Rose: —

Viel Glück und viel Segen,
Viel Rosen am Strauch;
Wenn sie abfallen,
Verwelken sie auch.
Was nützet mich Silber?
Was nützet mich Gold?
Denn kömmt einst der Tod
So ist alles umsonst. (Oesterr. Schles. 252.)

Andererseits, so schnell wie das Glück verblüht, so schnell wächst auch das Unglück heran: —

So schnell wächst ihm die Unglückspflanze,
Braucht selber gar nit Schuld zu sein,
Er fällt dahin wie dürre Wiesen,
Verwelket wie das Blatt am Baum. (Rhein Nr. 167.)

c) Gerade so flüchtig ist die *Schönheit* eines Mädchens: —

Deine Schönheit wird vergehen
Wie die Blümlein auf dem Feld,
Kommt ein Reiflein in der Nacht
Und nimmt den Blümlein ihre Pracht.
(Lh. II 495—6, vgl. 461, 523, 576.)

Deine Schönheit ist so eitel,
Sie verschwindet wie die Ros' im Wald.
(Lh. II 411, vgl. Nassau 146, Westfalen 61.)

(Man vergleiche auch Schweiz II 209, Böhmen 154—5, Nassau 213). Die kurze Jugendzeit soll ausgenutzt werden: —

Drei Lilien im Garten,
Drei Rosen im Feld,
Ich muss mich jetzt heirate
Sunschd werr ich ze alt. (Mosel 355)

Drastischer und lebhafter, dem Charakter des Schnaderhüpfls entsprechend, wird derselbe Gedanke folgenderweise ausgedrückt:

Diendle spreiz di nit so,
Aus'n Trad wird a Stroh,
Aus de Blüemlen a Heu,
Nur vier Wochen is Mai. (Hörmann 66.)

Dieser flüchtigen Schönheit wird der stets grünbleibende Rapunzel entgegengesetzt: —

Rebinsele, Rebinsele,
Sei Summr un Wintr grie;
Un wenn de Gumfrn Weiwr warn
Do sei se nimmr schie. (Erzgeb. 162.)

Rewinzala, Rewinzala,
Sann Summar u Winta gräin;
Wenn d' Maidla—r—amol heira'n thoun
Sann sie nimma schäin. (Böhmen 329.)

d) Die Liebe verwelkt wie die Blumen. In einem westfälischen Volksliede (Reifferscheid S. 63) klagen zwei Liebende, sie seien „geschiedene Leut bis in das Grab, die roten Rosen sind schöne Blumen, sie welken ab". Der fortreisende Bursch schenkt seinem Schatz einen Myrthenstock und verspricht zurück zu kommen, wenn der Stock blüht; das Mädchen aber klagt: —

Meine Blumen sind verwelket,
Meine Myrten die sind tot;
Mein Schatz hat mir nicht geschrieben,
Dass er mir treu geblieben,

Kehrt nimmermehr zurück,
Dahin ist nun mein Glück.*) (Lh. II 536.)

Die Pflanze blüht wieder, nicht so die Liebe: —

Die Rosen und die Nelken
Und Flieder und Jasmin
Sie werden wieder grünen,
Sie werden wieder blühn.
Nur nicht die Lieb und Treue
Wenn sie verloren ist
(Lh. II 455, vgl. Rhein Nr. 58.)

Oder die Beständigkeit treuer Liebe wird der Vergänglichkeit der Blume entgegengesetzt: —

Rosen, Veilchen, Nelken,
Ja alle Blumen verwelken,
Doch unsere Liebe besteht. (Mosel 115.)

Von schönen Rosen fallen die Blätter ab,
Doch unsere Liebe bleibt ewig bis ins Grab.
(Böhmen 160.)

Die Rosen verwelken, der Staub der verfällt,
Aber unsere Liebe bleibt ewiglich. (Mosel 140.)

Lass die Rosen sich entfärben
Und den Frühling schnell entfliehn,
Wenn auch alle Blumen sterben
Unsere Freundschaft wird doch blühn!
(Elsass 97)

Rosen fallen leichtlich hin,
Aber nicht mein treuer Sinn. (Nassau 156.)

Die Rosen welken, die Blätter ja sie fallen
Die Liebe spricht: „Vergissmeinnicht".
(Rhein Nr. 59.)

---

*) Ueber Myrthe als Liebessymbol vgl. Gubernatis, Mythologie des Plantes II 233. Fortreisende verknüpften ihr Leben oft mit dem eines Baumes, damit die Freunde sehen können ob ihnen gut oder schlecht geht, je nachdem der Zustand des Baumes ist. (Vgl. Baumkultus S. 48.) Spuren hiervon kommen auch sonst in Abschiedsliedern vor, z. B.

Hinter jenem grünen Holz
Blüht mein jung frisch Leben;
Werd ich denn mein Leben lang
In der Fremde schweben?
(Itzgrund S. 169, vgl. Franken 98.)

5. Fallen der Blätter.

Rasch wie Blätter beim ersten Frost zur Erde fallen, kann auch der Liebenden Glück ein jähes Ende nehmen durch Trennung oder Treubruch. Sonst dienen die Pflanzen freilich als Muster der Treue und Beständigkeit für die Menschen, denn wie die Aeste vom Baum nur mit Gewalt zu trennen sind, so auch die Liebenden von einander.

Lieber Schatz, halte vest
Wie der Baum seine Aest! (Bragur I 284.)

Hill duu dås Rengla fäste
Ås wii dr Baam d' Aeste. (Oest. Schles. 238.)

Oba ih liab di so fest
Wia da Bam seine Aest,
Wia da Aepfl seine Kern,
Grod so hob ih di gern. (Böhmen 160.)

Derselbe Gedanke etwas prosaisch ausgedrückt: —

Du liegst mir in meinem Sinn
Wie der Kern im Kümmerling.
(Nassau 175, Wm. Jb. III 314.)

Aber wie dieses Festhalten der Aeste an dem Stamm, der Blätter oder Blumen an den Zweigen Sinnbild der menschlichen Beständigkeit ist, so dient das Abfallen der Blätter oder Blüten als Bild der Untreue oder Flatterhaftigkeit des Menschen. Und zwar kommt dieses Bild in einigen typischen Formen immer wieder vor. —

Der Liebhaber schläft unter einer Linde oder einem Rosenstrauch (die beiden häufigsten Symbole der Liebe) und wird von den fallenden Blättern geweckt. Beim bangen Erwachen wird ihm klar, dass die Geliebte die Treue nicht mehr hält.

Die Blätter von der Linde
Die fallen über mich;
Dass mich mein Schatz verlassen hat
Das kränket mich. (Oberhessen 42, vgl. Nassau 227,
Mosel 63, Itzgrund 177, Lh. II 482.)

Die Blätter von dem Rosenstrauch
Bedecken mich so warm:
Dass ich von der Lieb abscheiden muss,
Und dass sich Gott erbarm! (Mosel 122.)

Noch häufiger kommt die Episode der drei roten Rosen vor, welche in vielen Varianten durch ganz Deutschland verbreitet ist. Der Bursch sucht vergeblich nach seiner Geliebten und sieht sie endlich bei einem Anderen stehn; er setzt sich, und drei rote Rosen, das Bild ihrer Untreue, fallen ihm in den Schoß. Oder er sieht sie nicht und ahnt nur ihre Untreue aus dem bösen Zeichen: —

Ich setzte mich wohl nieder auf eine gute Ruh,
Da fielen mir drei Rosen auf meine Schuh';
Drei rote Röslein und ander mehrers Kraut,
Das hätt ich meinem Feinsliebchen nicht zugetraut.
(Schlesien 161, vgl. Lh. I 613.)

. . . . Da fielen drei Röslein in meinen Schoß,
Drei rothe Röslein und ander gut Kraut,
Ich hätt auf mein Schätzlein sehr viel vertraut,
So viel vertraut war aber nicht gut —
(Böhmen 141, vgl. Niederhessen V Nr. 11.)

Auch der Tod kann die Trennung verursachen, welche im Wegfallen der Blume vom Zweig angedeutet wird. Deshalb zweifelt der Bursch im ersten Augenblick: ist sie falsch oder tot?

Und die drei Röslein die waren rosenrot,
Lebt denn noch mein allerschönster Schatz
Oder ist er tot? (Schlesien 162, vgl. Mosel 89,
Elsass 85, Meier Schwaben 90, Nassau 151,
Böhmen 153, Oest. Schles. 240, Lh. I 610—617.)

Dieser Fall der Rosen ist dem Nassauer Volksstamm unmotiviert vorgekommen; es erklärt ihn folgendermaßen: —

. . . . Da seh ich mein herztausiger Schatz
Bei ein Andern stehn.
Sie wirft ihn mit Röselein,
Treffen mich tut. (Nassau 150.)

Außer diesen beiden Hauptepisoden kommt noch viel derart vor. Die Burschen sind falsch, wie der Wind das Laub von den Bäumen weht. (Oesterr. 139.)

Das Mädchen wartet auf den fortgereisten Geliebten so lange, dass sie keinen Glauben mehr an seine Beständigkeit hat; ihre Verzweiflung drückt sie symbolisch aus: —

Da nam si eine glühende Scheer,
Si gesenget ab der linden ir laub.
„Ach linden, liebste linden mein!
Lass du dein laub gesenget sein,
Mein feines lieb hat mich vergessen. (Eger Nr. 2.)

Eine andere Verlassene dagegen gönnt dem frischtreibenden Baume seine Freude, wennschon diese mit ihrem eigenen Elend in grellem Kontrast steht:—

Ach Bäumchen, du stehst grüne
Gott geb dir lang zu stehn!
Ich hab mein Lieb verloren,
Drum muss ich trauern gehn. (Lh. II 477.)

„Ay laev aus Leindle“ ruft eine Unglückliche „laev aus, ich kon's ni lenger dertroen ich hor verloen mai Livle.“ (Kuhld. 133.) Vgl.:

Der Blume in dem Garten
Die Blätter fallen ab,
Willst du nicht meiner warten
Erwartet mich das Grab. (Böhmen 151.)

Wie eine Rose fallen lässt
Ihre jungen Blätter,
Also fällt die junge Lieb,
Wie Aprillenwetter. (Franken 280.)

Folgendermaßen ermahnt ein Fortreisender die Geliebte zur Treue: —

Schönste Rose, falle nicht ab
Bis ich komm und brech dich ab!
Schönster Schatz, heirate nicht
Bis ich komm und nehme dich! (Nassau 179.)

Im Gegensatz hierzu steht die Tanne, welche ihre Nadeln das ganze Jahr behält, als Sinnbild der Beständigkeit da, und wird dem treulosen Mädchen als solches gegenübergehalten, (Lh. I 548) damit diese sich bekehre und nach dem Beispiele des treuen Baums richte.

Hand in Hand mit der Treue geht die Ehre: so fest wie der Baum sein Laub, soll ein Mädchen auf ihre Ehre halten: —

Und wenn die Linde das Laub verliert,
So trauern alle Aeste,
Daran gedenkt, ihr Mägdlein jung,
Und halt' eu'r Kränzlein feste. (Lh. I 534, vgl. 538, Schlesien 122, Meier Schwaben 383.)

Aehnlicherweise warnt Frau Hasel das Mädchen: —

Haun sie mich im Winter ab
Im Sommer grün ich wieder,
Ein Mädel, die ihr Ehr verliert,
Die kriegt sie nimmer wieder. (Lh. I 538—540.)

So heißt es von einem gefallenen Mädchen: „Rosen, wenn sie sind vom Stengel, achtet man dieselben nicht." (Elsass 94.) Dagegen: —

So schön wie eine Rose,
Die auf dem Stengel erblüht,
So schön ist auch ein Jungfräulein,
Wenn sie ihr Kränzchen aufzieht. (Niederhessen III Nr. 12, vgl. Schlesien S. 171, Nassau 205.)
Wie schön ist doch die Lilie,
Die auf dem Wasser schwimmt;
Wie schön ist auch die Jungfrau,
Die ihre Ehre behält.
Wie hässlich ist der Schaum doch,
Der auf dem Wasser schwimmt;
So hässlich ist ein Junggesell,
Wenn er ein Mädchen beschimpft. (Schles. 170.)

Hiermit stehen viele Vergleiche und Parallelen der volkstümlichen Liebessprache in engem Zusammenhang. Im heutigen Volkslied wie bei den Minnesingern kommt das Rosenbrechen im Sinne von Liebesgenuss häufig vor. In derselben Bedeutung hören wir von Obstpflücken oder gar Aepfelschälen. Einige typische Beispiele mögen genügen: —

Was nützet mir ein schöner Garten?
Wenn andre Leute drinnen gehn
Und pflücken mir die Röslein ab,
Woran ich meine Freude hab.
Was nützet mir ein schönes Mädchen?
Wenn andere Bursche zu ihr gehn
Und küssen ihr die Schönheit ab,
Woran ich meine Freude hab. (Odenwald 14.)

Wann kommt die frohe Stunde,
Der Augenblick heran,
Dass ich aus deinem Munde
Die Rosen brechen kann? (Mosel 112.)

In einem Hochzeitslied wird die Braut von ihrem Vater geneckt „de roashe, dai schteat noch, dos plienle ischt umegewol: bear hot es umegewelet? Jo dain dar junge tschel“ (Gesell) (Gottschee 345). Ein Liebespaar bleibt die Nacht über beim Johannisfeuer. Früh morgens weckt sie ihn und sagt: die Vöglein singen schon, die Röslein blühen; er aber antwortet: „sho plienen shai, lai bis shai belent, bol dain unt's main hent wrplienet bol haint in oinr mitern criesnocht“. (Gottschee 338.) Ein böhmisches Lied droht Rache an den Nebenbuhler, welcher geschildert wird als einer, der in den Garten einsteigt und die Blumen abschneidet, oder „af mein Bam affisteigt und miar mein Aepfl óreißt.“ (Böhmen 357.)

Is nix mitn Kerschbâm
Der gleim ban weg stêat,
Steigt an iâder Bue aufe
Der hinter und für gêat. (Frommanns Z V 247,
vgl. Hörmann S. 142.)

Bei der Nacht schütt'l ich meine Birn,
Falln's oder falln's nit?
Heut geh ich zu meiner Dirn,
Will's oder will es nit?
(Franken 131, vgl. Sonneberg 110.)

Man vergleiche das bekannte Lied vom Mädchen, das in den Wald ausgeht Brombeeren zu brechen (bezw. Erdbeeren, Rahmbeeren, Blumen). Ausführlicher Stellennachweis findet sich bei Köhler und Meier, Mosel S. 407 Nr. 140. Schließlich das Schälen des Obstes: —

Wer Aepfel schält und isst sie nit,
Wer Madel liebt und küsst sie nit,
Wer drauße steht und traut nit 'rei,
Der muss e rechter Simpel sei. (M. S., vgl. Nassau 145.)

6. *Der dürre Baum.*

Wenn schon das Abfallen der Blüten oder Blätter, die doch nachher ersetzt werden, nichts Gutes bedeutet, muss der dürre Baum, für welchen der Jahreswechsel kein neues Leben

bringt, erst recht als Sinnbild des Schlechten dienen. In der kirchlichen Vorstellung des Mittelalters war grünes Holz ein Sinnbild des sittenreinen, tüchtigen Menschen; dürres Holz aber bezeichnete jenen, welcher Gott abgestorben war (Baumkultus 184 anm. 1). Noch heute auf dem Lande setzt man einen dürren Maibaum vor dem Hause eines sittlich verwahrlosten Mädchens: der dürre Maibaum bringt ebenso viel Schande, als der frische Ehre bringt.

In diesem Sinne ist wol die Tannhäuserlegende zu deuten. Der Papst glaubt, dass aus einem so großen Sünder ebensowenig ein guter Mensch werden kann, als aus einem verdorrten Zweig ein grüner wieder ersteht.

Der Papst treit ein Stab in seiner Hand,
Vor Dürri tût er spalten;
„So wenig werden dir dein Sünden nachglan,
So wenig dass dieser Stab grûnet.“

(Lh. I 46, vgl. Steiermark 351.)

Aber bald darauf trägt der Stab drei rote Rosen (Schweiz I 103) oder „Laub so grüen wie Gras darzue drei schöni Blueme“ (Schweiz II 160) „drei junge Zweiglein und drauf a schöns Geblüeh“ (Lh. I 49), Symbol des neuen reinen Lebens, das der reuige Tannhäuser führen will, und dadurch von der Gnade, welche er bei Gott gefunden. Ganz ähnliches geschieht im Balthasarlied aus Tirol (Lh. I 50). Andere Fälle werden von Hauffen (Gottschee S. 172) erwähnt, darunter zwei, in welchen das Blühen des dürren Holzes Zeichen der Verzeihung und Erlösung ist: Grimm Märchen, Anhang Kinderlegenden Nr. 6 und Grimm Mythologie[4] 781. Im Gottscheer Lied Nr. 67 verflucht eine Mutter ihre beiden Söhne, die leichtsinnig die Messe versäumen. Sie werden zu Raben und dürfen ebenso wenig auf Erlösung hoffen, als es gewiss ist, dass ein dürrer Kirschbaum wieder treibt.

Nicht immer deutet der dürre Baum auf Sünde: auch Trauer und Elend kann er vorstellen, im Gegensatz zur Freude der grünen Blätter. Die verwitwete Turteltaube sitzt immer nur auf einem dürrren Ast als Zeichen ihrer Trauer.

Drum will ich mir kaufen ein aschegraues Kleid,
Darunter will ich tragen groß Herzeleid,
Groß Herzeleid und einen getreuen Muth,
Wie es das Turteltäubelein thut.

Das Turteltäubelein so hübsch und so fein
Es ruht nie auf einem grünen Zweigelein. (Lh. II 503.)

Dieses Bild war schon bei den Kirchenvätern gebräuchlich und ist wol durch die Kirche in den Volkssinn gedrungen (cf. Böckel Oberhessen XLIII).

Sassen einst zwei Turteltauben
Droben auf dem dürren Ast,
Wo sich zwei Verliebte scheiden,
Da verwelket Laub und Gras. (Mosel 119,

vgl. 178, Elsass 59, Niederhessen II Nr. 7, Odenwald 19, Lh. 582 und 463). Diese Strophe ist überaus häufig, und als Wanderstrophe in den verschiedensten Liedern mit den verschiedensten Varianten zu treffen. In einem Klagelied über Verlust des Liebchens heißt es ähnlicherweise: —

Flieg as, flieg as Waldvögerl
Setz di am hochen Dorn.
Am hochen Dorn, am dürren Ast,
Af's Edelblast. (Eger Nr. 41.)

Damit hätten wir also das Leben der Pflanzen verfolgt, den Wechsel, welchen ihnen die Jahreszeiten bringen bis zu ihrem Tode, und Hand in Hand hiermit ist das Menschenschicksal gegangen. Aber jetzt müssen wir ein noch innigeres Verhältnis zwischen Pflanze und Mensch untersuchen, in welchem nicht allein eine Gleichstellung dieser beiden Begriffe vorliegt, sondern ein mehr oder minder vollständiges Ineinanderschmelzen.

7. *Grenzgebiet.*

Folgende Sinnbilder gehören schon auf die Grenze des einfachen Vergleichs zwischen Mensch und Pflanze und der wirklichen Beseelung der letzteren. Buchstäblich handelt es sich hier immer um eine Pflanze, der Sinn aber verlangt, dass man dabei an die leicht verschleierte Persönlichkeit denkt, welche dahinter steckt. So in folgender trefflichen Charakteristik: —

Und is nix su traurig
Und nix su betrübbt,
Wie wenn sich á Krautshát
In á Ruësen verlibbt.
(Rundâs Nr. 690, vgl. Böhmen 286.)

Rosen treten auch sonst für Mädchen ein: —

Als ich auf Bergen stand
Sah ich zwei Röslein blühn,
Die eine blüht für mich,
Die andre nicht.
Nur sie alleine war meine Freude
Nur sie alleine, sie war mein Glück.

(Rhein Nr. 51.)

Man vergleiche das deutsch-slowenische Lied (Gottschee 378)

Es blühen drei Rosen im Garten,
Tri lepe rožice; (Drei schöne Röschen)
Es sind ja keine Rosen,
So lepe deklice. (Es sind schöne Mädchen.)

Aber die drei Rosen können eine ganz andere Bedeutung haben; sie treten im geistlichen Volkslied als die hlg. Dreieinigkeit auf. „Maria ging in einen Garten und wollt' drei Röslein brechen", ein himmelweisses, Gott Vater; ein blutrotes, Gott Sohn; und ein himmelblaues, Gott den hlg. Geist. (Eifel I 118, vgl. Lh. III 107.) Auch in Gestalt anderer Blumen erscheint die Gottheit: —

Es blühn drei Blümelein im Himmelreich,
Sie sitzen alle drei auf einem Zweig.
Das erste ist Gott der Vater,
Der Himmel und Erd erschaffen hat. usw.

(Nassau 32, vgl. Lh. III 107.)

Eine völlige Identifizirung vom Menschen mit der Pflanze kommt in einem schlesischen Volkslied vor. Der Apfel auf dem Baum lässt dem Mädchen keine Ruhe, sie pflückt ihn, schneidet ihn mitten entzwei und gibt ihrem Schatz den größten Teil. Die Körner fallen in des Nachbars Garten, fassen Wurzeln und treiben Zweige; sie bricht ein Zweigelein ab und legt es in ihr Bett: —

Und wie ich nun erwachte
Da lag der Zweig und lachte;
Ich dachte es wär das Zweigelein
Derweile war's Nachbars Söhnelein.

(Schlesien 141.)

Folgender Gedanke zeigt auch ein inniges Ineinanderschmelzen des Menschlichen mit der Natur: —

Mei Herz hat an Zweig
Der blüht frisch alleweil,
Brichst ihn ab, g'hört er dein
Aber treu musst mir sein. (Hörmann 81.)

Vgl. Ba mein Herzl drin
Wachst a Zweig Rosmarin;
Brich es ab, so g'herts dein,
Aber treu muesst mer sein. (Kärnten [1] 55.)

B. Die Beseelung der Pflanze.

Das Volk also erklärt viele Vorgänge des menschlichen Lebens durch Bilder aus der Pflanzenwelt. Aber wie soll es sich das eigentümlich stille, unbewegte Leben der Pflanzen auslegen? Es bleibt nur ein Hinweis auf das Menschenleben übrig, und so entsteht dann ein immerwährender Kreislauf der Gleichnisse.

Dass der Mensch überhaupt sein eignes Leben mit dem der Pflanze vergleicht, setzt voraus, dass er etwas Menschenähnliches in ihr sieht. Mannhardt (Baumkultus 3) sagt vom personifizirenden Gleichnis: „Schon diese so zu sagen teilweise und vorübergehende Art von Personification setzt Beseelung voraus; der Mensch leiht dem bewusstlosen Gewächse Empfindung, und weil wir in demselben gewisse Eigenschaften wahrzunehmen glauben, die an verwandte Saiten in unserm Innern anklingen, sucht unsere Phantasie in ihm ein Leben wie das unsrige, Geist von unserm Geiste. Diese Vorstellung steigerte sich in früher Vorzeit ohne Zweifel zu dem wirklichen Glauben, dass die Pflanze ein dem Menschen gleichartiges, mit Denken und Gesinnung begabtes Wesen, Mann oder Weib sei." Auch Sprache legt das Volk den Pflanzen bei und kennzeichnet dadurch die wichtigsten unter ihnen, diejenigen, mit welchen es am meisten zusammentrifft. Indem es einem jeden Baum bestimmte Eigenschaften unterlegt, lässt es diese in Rede zum Ausdruck gelangen, wodurch deren Wesen in anschaulicher Weise zu Tage tritt.

Der *Tannenbaum* erscheint als ein Wesen von ausgeprägter Eigenart, fest und selbstständig, von unwandelbarer

Treue und heiterer Sorglosigkeit, seine Reden sind für seine Denkart sehr bezeichnend.

O Tannenbaum, o Tannenbaum, du bist ein edler Zweig,
Du grünest uns den Winter, die liebe Sommerzeit.
Wenn andre feine Bäumelein in grosser Trauer stehn,
So grünst du, edler Tannenbaum, im Winter, ei wie schön!
„Warum soll ich nicht grünen, da ich noch grünen kann?
Ich hab weder Vater noch Mutter, der mich versorgen kann."

(Lh. I 545, vgl. Uhland Nr. 151, Schlesien 84, Kuhld 212, Böhmen 140, Schweiz I 174, Westfalen 49.)

Insbesondere ist es die Treue des Tannenbaums, auf welche Gewicht gelegt wird, so im bekannten Liede „O Tannenbaum, o Tannenbaum wie treu sind deine Blätter". (Lh. I 548 usw.) Hat die Tanne männliche Festigkeit, so ist die *Hasel* oder der *Lorbeerbaum*, welcher oft ihre Stelle einnimmt, eine vorsichtige, kluge Frau, die guten Rat erteilen kann. In einem der verbreitetsten Volkslieder unterhält sie sich mit einem Mädchen folgenderweise: —

Es wollt ein Mädchen tanzen gehn,
Das war so schön gekleidet,
Was traf sie auf dem Wege an?
Ein Lorbeerbaum so grüne.

„Ach Lorbeerbaum, ach Lorbeerbaum,
Wovon bist du so grüne?"
„Mich hat ein kühler Tau erquickt,
Davon bin ich so grüne.

„Ach Mägdelein, ach Mägdelein,
Wovon bist du so schöne?"
„Ich esse Semmel und trinke Wein
Davon bin ich so schöne."

„Ach Mägdelein, ach Mägdelein,
Du bist beim Schatz gewesen.
Du hast dein grünes Kränzelein
In seinem Schoß gelassen."

„Ach Lorbeerbaum, ach Lorbeerbaum,
Red' du nur nicht so viele;
Ich habe zu Haus der Brüder drei,
Die hauen dich sonst nieder."

„Und wenn sie mich gleich niederhau'n,
Grün ich im Frühjahr wieder,
Ein Mädchen, das seine Ehr' verliert
Bekommt sie niemals wieder.“ (Nassau 85.)

Der Name des ratgebendenden Baumes ist je nach der Fassung des Liedes unterschiedlich. Als *„Frau Hoseleinn“* erscheint er im Kuhländchen (S. 31) als *Hasel*, Eger Nr. 4, Schlesien 122—124, Lh. I 536 ff., Wiener Sitzgsber. 44 S. 398 (aus Deutsch-Pilsen); als *Lorbeerbaum* Mosel 9, Oberhessen 10, Niederhessen I Nr. 15, Rhein Nr. 19, Lh. I 542: Als *Sagebaum* oder *Sadebaum* Mosel S. 369 Anm. 7, Lh. I 540—541 — Vgl. Qvanten 141.

In gottscheer Liedern begegnen uns verschiedene andere Bäume, die mit menschlicher Sprache ihren besondern Eigentümlichkeiten Ausdruck verleihen. St. Leonhard, der Patronheiliger der Wälder, geht spaziren und trifft am Wege eine *Linde*, die schön singt.

Asho do sprichet schaint Lienart hear:
„Bai shingest sho scheane du lintle grien?“
„Bie shol i's mier et scheane shing?
Aus mier brnt shai mochen an autartisch,
An autartisch, a prêdigschtuel,
Pai mier wîl meschen gelêshet brnt shain,
Wîl hailigai boart gerait brnt shain.“

Auch eine krumme *Buche*, wie sie befragt wird, antwortet, dass sie deshalb so schön singe, weil man aus ihr eine Pflugsohle machen werde:

„Aus mier brnt shai mochen a pfluegshole;
Sho oft shai brnt ze pauen uenhêwm,
Shai brnt uenhêwm in gotesch nûm,
In gotesch nûm in Jêshisch nûm“ ....

Der grüne Ahorn aber weint:
„Bai boinescht sho hoise du ûwerle grien?“
„Bie shol i's mier et hoise boin?
Aus mier brnt shai mochen a laikowaintisch,
Wîl scheltensch und wiuechensch pai mier brt gerait,
Wîl ungerachtsgaut pai mier brt gezêlt.“ (Gottschee 218.)

Sehr poetisch ist das Verhältnis der Pflanzen zu einander ausgedacht. Freundlich sitzen die Rosen beieinander,

(Lh. II 353) und „die verliabten Bammerli plauschen, sie wern von lauter Busserln grian." (Steiermark 372.)

Auch den Menschen gegenüber zeigen sich die Pflanzen im Volkslied sehr gefühlvoll, besonders im geistlichen Volkslied, wo sie an dem Schicksal der Heiligen lebhaften Anteil nehmen. Die Bäume biegen sich, als Zeichen ihres Mitleids, bei dem Leiden und der Kreuzigung Christi:

Da unser Herr Jesus in Garten gieng
Und sein heiliges Leiden anfieng,
Da trauert alles, was da war,
Kräuter und grünes Gras. (Meier Schwaben 261,
vgl. Wm. Jb. III 29, Kuhld. 266.)

Die Mutter Gottes spricht:

„Big't aich ihr Baemlain,
Big't aich ihr Est!
Mei lives Keind hôt schu wader Rouh noch Rost",
Di huoche Baemerlain bigte sich,
Di hoete Staenfelse zerspoulde sich,
Di Sounne verlir ihren kloere Schain,
Di Vegerlen lissen ihr Seinge sayn. (Kuhld. 268.)

Auch das Laub und das grüne Gras beugt sich dabei: „Nun bieg dich Laub, nun bieg dich Gras, lasst euch zu Herzen gehen das" (Schlesien 337).

In anderer Weise zeigen Pflanzen ihr Wolwollen gegen die Menschen, was zwar zuweilen unbequem sein kann:

Schabab ist mer g'wachse
De Garte voll:
I han en nüd pflanzet,
Er will mer sust wol.*) (Schweiz I 217.)

Wo zwei Verliebte scheiden, verwelket Laub und Gras (Sonneberg 117, Böhmen 158, Franken 68—9, Mosel 119, 178, Oberhessen 79 Wm. Jb. III 305, Lh. II 463, 582 usw.)

Das Moos kann nicht mehr wachsen auf der Stelle, wo Tränen vergossen worden sind:

Ein Flecklein hab ich gefunden
Darauf da wuchs kein Moos,

---

*) Diese Strophe ist allerdings symbolisch aufzufassen: Schabab (Nigella) deutet auf die Auflösung eines Liebesverhältnisses, vgl. Uhland Schr. III 441.

Und so Mädchen wie ihr seid,
Ihr seid so recht stolz,
Sie wachsen in dem Garten
Wie die Rose am Busch.
Und so Burschen wie ihr seid,
Ihr seid so recht falsch,
Sie wachsen auf der Wiese
Wie das Unkraut zum Klee.
(Niederhessen V Nr. 21.)

Oder die Mädchen wachsen im Garten wie Rosmarin, und die Jungen „af'n Misthaufen wie Brennestelstiel.“ (Rundås Nr. 1327.) Hiermit scheint folgende dunkle Stelle in Zusammenhang zu stehn: —

Schöne Mädchen, schöne Pomeranzen.
Wollen wie (sic) schöne Jungfrauen pflanzen. (Elsass 119.)

Nicht immer sind Menschen auf den Bäumen zu suchen, sie wachsen auch, der Kartoffel gleich, in der Erde. Das Mädchen will einen Bauernburschen aus der Erde ausgraben, der ihr Geliebter sein soll, (Wm. Jb. III 290) übrigens ein altes Motiv.

Ein ähnliches Spiel der Phantasie ist es, wenn die Liebenden sich in Pflanzen verwandelt wünschen, damit sie bei einander bleiben können:

Ach wenn doch mein Schätzchen ein Rosenstock wär,
So stellt ich ihn vor das Fenster, dass ihn jedermann seh.
(Oberhessen 57, vgl. Lh. II 414.)

Ach wenn doch mei Schatzl
E Rosenstock weer,
Ich stellt'n ans Fanster
Bis'r aufgeblüht weer. (Erzgeb. 127.)

Oder er soll ein Nelkenstock sein. (Lh. II 340.)

Und wenn es mein Schätzchen
Ein Kirschenbaum wär,
So thät ich drauf steigen
Wenn er noch so hoch wär. (Nassau 132.)

(Als Feigenbaum Oberhessen 57, Lh. II 340, 414.)

Vgl. Da Maikäfa summt
Zan Aepflbam hin,
Wars Maidl da Bam
U da Maikäfar ih! (Böhmen 276.)

2. *Verwandlung des lebendigen Menschen.*

Zuweilen wird ein solcher Wunsch erfüllt. Eine verlassene Frau beklagt sich

Eh' wenn ich lô dos Waene stohn
Wiel ich liever ouff de Wagschaed gohn;
Diett wiel ich zu aner Feldblum wa'n.

* * *

Virmeittichs wiel ich schien uofblihn,
Nochmeittichs wiel ich traurich stien,
Wu olle Lait vorieba gohn
Diett wail ich inde traurich stohn.
„Wos ies meit dar oeme Seindereinn
Doss se do stiet onn bliht su blô?" (Kuhld. 6.)

Böckel (Oberhessen XCIX) erklärt die Stelle folgendermaßen: „Das Rätsel dieser Zeilen erklärt sich so: Selbstmörder begrub man früher auf der Wegscheide; Blumen, die dort blühen, sind ihre Seelen."

Die Erklärung ist möglich, aber durchaus nicht notwendig. Die blaue Wegewart, die hier gemeint ist (Cichorium sativum) wird vom Volke auch „verfluchte Jungfer" genannt.[1]) Diesem Namen wird eine ähnliche Sage zu Grunde liegen, und „verfluchte Jungfer" würde die Seele einer Selbstmörderin kaum heissen; hier liegt eine Verwandlung des lebendigen Menschen vor. Es gibt auch einen Volksglauben,[1]) wonach die Wegewartblumen „verwünschte Männer" sind, und zwar die blauen gute, die weißen böse; also wieder eine Verwandelung bei lebendigem Leibe. Ein ähnliches Lied aus Sachsen erzählt uns: eine Witwe weint sieben Jahre und drei Nächte; ihre Hartnäckigkeit wird heimgesucht:

Gott strafte sie fest, Gott strafte sie hart,
Dass sie zu einer Blume wart.
Vormittags blühte sie helleblau,
Nachmittags blühte sie dunkelblau;
Er ließ sie stehen bei Regen und Schnee
Wo alle Leutchen vorübergehn. (Lh. I 30.)

Hier ist von Selbstmord keine Rede, und die Uebereinstimmung mit dem kuhländischen Liede ist offenbar. Ein gewichtiger Unterscheidungspunkt ergibt sich aber sofort:

---

[1]) Gubernatis. La Mythologie des Plantes. Paris 1878—82. 2 Bde. II 87.

die Frau sehnt sich durchaus nicht nach der Verwandlung, diese kommt als Strafe. Und so geschieht es gewöhnlich. Dass die Liebenden sich als Pflanzen denken, ist nur eine hübsche Redensart, ein Spiel der Phantasie: die wirkliche Verwandlung ist ein fürchterliches Los. Eine Mutter verwünscht ihre Tochter, weil sie das Wasserholen versäumt, um mit ihrem Schatz zu plaudern. Das Mädchen wird in eine Espe verwandelt. Drei vorübergehende Spielleute wollen aus der Espe eine Fiedel machen und hauen dazu einen Ast ab; die Espe blutet zuerst, dann greint sie und zuletzt erzählt sie ihre Geschichte. Die Spielleute aber machen die Fiedel fertig und geigen der Mutter ein Stücklein darauf. Sofort erkennt sie die Stimme und ruft dem Geiger, er solle nicht von ihr und ihrem Kinde spielen. (Lh. I 27, Oesterr.-Schl. 209, vgl. Baumkultus 38.) Dieselbe Geschichte wird (Kuhld. 122) von einer Erle erzählt.*)

Selbst ohne direkte Verwünschung kann der Mensch Pflanzengestalt annehmen.

Ein großer Sünder wird von Gott verurteilt, 33 Jahre unter einem Oelbaum zu knien. Nach Ablauf der Zeit ruft ihn Gott zu sich; jener aber klagt:

I mug es barlain et mear aufschtean;
Maine zeachlain hont bîrzlain gewoset schon,
Maine nêgelain traibent schislinglain,
Main harzle ischt mit shonte werîshn,
Main hâptle trûget grienes Miesch.

Dennoch fasst Gott den Sünder bei der weißen Hand (etwas Menschliches hat er also doch behalten) und führt ihn in den Himmel. (Gottschee 223.)

Ein merkwürdiger Fall von Verwandlung ist der Wassermann, der freiwillig Apfelgestalt angenommen, um sich seiner Frau wieder zu nähern. Diese, die schöne Hannele, eine gewöhnliche sterbliche, flüchtet sich zu ihren Eltern. Während des Essens fällt ihr ein Apfel in den Schoß: sie weiß sofort, was dieser ist und ruft:

---

*) Aehnlich ist die Wunderharfe der schottischen und schwedischen Balladen: aus Gebein und Haar eines ermordeten Mädchens gemacht, spielt sie von selbst ihre eigene Geschichte. Scott's Minstrelsy vol. III the cruel sister, Böckel LXXIX, Qvanten 72.

O liebe Mutter, seid so gut
Werft mir den Apfel in Feuersglut!

Der Apfel aber antwortet:

Ei willst mich hier verbrennen sehn?
Wer wird denn unsre Kinder ernähren?

(Lh. I 2, vgl. Schlesien 4.)

3. *Die Menschenseele in der Blume.*

Dieser Uebergang des lebendigen Menschen in die Pflanze kommt selten im Volkslied vor, desto häufiger aber eine an und für sich ebenso seltsame Verwandlung. Die nach dem Tode heimatlos gewordene Seele des Begrabenen nimmt zum Wohnsitz die Blumen, welche auf dem Grabe wachsen, ja sie treibt vielmehr übernatürliche Blumen, ihre jetzige Hülle, aus dem Grabe heraus. Für die meisten Menschen, selbst für die am wenigsten poetisch veranlagten, wird eine nahe Beziehung bestehen zwischen den unter der Erde ruhenden Toten, und den Pflanzen, welche über ihnen blühen. Eine Frau vom Lande, hat mir erzählt, ihr wäre unmöglich, von den schönen Haselnüssen zu essen, die auf dem Kirchhof ihres Dorfes wuchsen, ebenso von der Milch zu trinken, welche die mit dem Gras vom Kirchhof gefütterten Kühe gaben: ob heilige Scheu oder Ekel sie davon zurückhielt, hat sie nicht erklären können.

Nach und nach verschwindet der Körper; wo bleibt denn die Seele? Ohne irgend welche sichtbare Behausung ist sie undenkbar, und es lag nahe, die aus dem frischen Grabe emporsprießenden Blumen als ihren neuen Wohnsitz anzusehen. Der Weg zu diesem Glauben war schon dadurch gebahnt, dass die Pflanze selbst beseelt war, wie wir oben (I B) ausgeführt haben. Desto leichter kann sie zur Hülle einer menschlichen Seele werden, weil sie selbst eine Seele besitzt.[1]) So viel Treffliches ist im Allgemeinen über diesen Gegenstand geschrieben worden,[2]) dass es nur noch nötig ist, weitere Beispiele vorzuführen, da die älteren Forscher das jetzige reiche Material nicht vor sich hatten. Im heutigen Volkslied tritt

[1]) Vgl. Baumkultus 39.

[2]) Koberstein Wm. Jb. I 73 dazu R. Köhler edb. 479. Grimm Myth [4] 689—90. Altdeutsche Wälder I 139. Perger, Pflanzensagen 11—17 u. 80. Johannes Meyer Unoth 1863. Hauffen Gottschee 178—83.

der Glaube an diese Metamorphose in allen Stufen der Entwicklung zu tage. Zur selben Zeit, im selben Dorf, hören wir Lieder singen, welche die Verwandlung als ganz direkten äußerlichen Uebergang vom Körper zur Blume auffassen, und solche, welche diese traditionellen Blumen nur als zufällige Gewächse ansehen. Sehr deutlich tritt der Glaube an eine körperliche Verwandlung im folgenden Liede auf, wo der Hinterbliebene klagt:

Meine Trauer, die soll kein Ende haben,
Bis all ihre Beinlein grün ausschlagen.
(Meier Schwaben 287.)

Die Blume vertritt den Toten:

Auf mei'm Grab wächst das Gras
Schätzlein, brich Röslein ab!
Brich sie ab, trag sie heim,
Trag's ins Schlafkämmerlein!
Brauchst nicht zu schlafen allein:
Schlafst ja beim Röselein.
(Mosel 186, vgl. Lh. II 533, Elsass 78, Nassau 134.)

Denn sie *ist* ja der Tote oder die Tote:

Es stunden drei Liljen auf dem Grab,
Da kam ein stolzer Reuter und schlug sie ab;
„Ach Reuter lass du die Liljen stehen,
Darunter liegt mein Schätzchen, ein Röslein schön.“
(Zs. f. d. Myth. III 59 vom Rhein.)

Wie die Wunden im Leichnam eines Ermordeten bluten sollen, wenn der Mörder sich naht, in gleicher Weise die Blume, so vollkommen ist die Verwandlung. Zwei Lilien „schön weiss und rot mit zweien Herzen“ wachsen aus dem Grabe, wie der Mörder sie anschaut, „da färbt sich die weiße roth, fing an, zu bluten.“ (Schlesien 64.) Daraus sehen wir auch den innigen Zusammenhang der Blume und des Körpers, dass die Lilie aus dem Mund des Toten herauswächst (Wm. Jb. I 89). Wiewohl dieser Zusammenhang nicht häufig so deutlich zu sehen ist, so zeigen doch folgende Beispiele scharf die Offenbarung der Seele als Blume, insofern als der letzte sehnlichste Wunsch des Toten in goldenen Buchstaben auf ihren Blättern erscheint. Hannsle wird als vermeintlicher Mörder seiner Geliebten, Annle, unschuldig hingerichtet: —

Wos wechst ouff dar Annle Grobe?
A Leilge meit Buchstobe.
Wos stiet doruff geschrieve?
Mer sol dan Hannsle liese,
Mer sol ien liese aus dam Rod,
Mer sol ien lån zu ihr ai's Grob.
Druff fueren se schnieleilgewaiss
Glaich Engeln meitsomm ai's Paradais.
(Kuhld. 26.)

Graf Friedrich, der seine Braut unabsichtlich tötet, nimmt sich in Verzweiflung das Leben und wird in ungeweihter Erde beigesetzt. Auf dem Grabe der Braut wächst eine Lilie mit goldenen Buchstaben: —

„Geht grabt mir meinen Bräutigam aus
Bringt ihn zu mir ins Gotteshaus."
(Schlesien 36, vgl. Rhein Nr. 4.)

Ebenso der Graf, dessen junge Frau, ihrer Ahnung gemäß, bei der Geburt des ersten Kindes stirbt. Er bringt sich um, indem er die ganze Schuld an ihrem Tode auf sich lasten fühlt. Auch er muss auf dem Kirchhof begraben werden, ehe ihre Seele ruhen kann: —

Es stund wohl an drei Tag, drei Nacht,
Da wuchsen drei Lilien auf ihrem Grab.
Auf der einen da steht geschrieben:
Er wäre bei Gott geblieben.
Da grub man ihn aus und wieder ein,
Das wird doch wol das Ende sein! (Franken 9.)

Noch merkwürdiger ist eine andere Fassung dieses Liedes. Drei Lilien wachsen auf dem Grab: —

Die erste weiss, die andere schwarz;
Die schwarz dem kleinen Kinde war,
Weil es noch nicht getaufet war.
Auf der dritten stand geschrieben:
„Wir sind alle bei Gott, die sich lieben."
(Lh. I 388.)

Die Lilie des Mannes also, dessen Erlösung als Selbstmörder zweifelhaft scheinen könnte, trägt die Schrift.

Auch zur Rechtfertigung solcher, die unter bedenklichen Umständen starben oder früher gesündigt hatten, erscheinen

solche Wunderschriften, wie z. B. in „Ritter und Maid“ einem der verbreitetsten Volkslieder. Er verführt und verlässt sie, tötet sich aber in später Reue an ihrer Bahre. In den meisten Fassungen kommen die Lilien vor, die auf dem Grabe beider blühen, ein Zeichen, dass sie durch den Tod ihre Schuld gebüßt haben, was zuweilen auf den Blumen, (Lh. 1 397 Oberhessen 7) oder unter denselben geschrieben steht (Lh. I 401); oder ein Oelzweig, Sinnbild des Friedens, der den beiden endlich zu Teil geworden ist, trägt die Inschrift: „Ach wenn doch die beiden im Himmel wärn und ewig drinnen blieben!“ (Nassau 88.) Schon durch das Wunder sehen wir, dass dieser Wunsch erfüllt ist.

Auf den Lilien, die aus dem Grabe zweier anderen Liebenden wachsen, steht „mit Gold beschrieben: zwei Liebe sind bei Gott geblieben.“ (Lh. I 332.)

Ein unschuldiges Mädchen wird ermordert,

Da wuchs eine Lilie auf ihrem Grab
Darauf stand roth geschrieben:
Sie war bei Gott sehr angesehn,
Und ist bei Gott geblieben.

(Erzgeb. 88 vgl. Lh. I 141.)

Die Markgrafen- oder Königstochter, welche das Elternhaus verlässt und nach langjährigem Umherirren bei ihrer Schwester als Dienstmagd stirbt, wird auch durch die Schrift auf den Rosen oder Lilien ihres Grabs gerechtfertigt. (Anhalt-Dessau 169, Franken 3, 9, Lh. I 558.)

Auf dem Grabe eines ermordeten Mädchens wächst eine Lilie, und dabei liegt „ein kleines Brieflein sehneeweiß“ (Böhmen 105). Hier bestrebt sich also das Volk, das was ihm allzu ungewöhnlich vorkommt, zu mildern und zu beseitigen. Ein Brief ersetzt die Wunderschrift.

Die Lilien kommen sehr häufig vor, die Buchstaben darauf verhältnismäßig selten und, man darf wol annehmen, heutzutage noch seltener als früher. (Vgl. Böhmen 106 ff., Niederhessen I Nr. 13, IV Nr. 5, Rhein Nr. 49, Lh. I 54, 56.)

Wie das Leben eine Art Fortsetzung in diesen Blumen findet, so auch die Liebe. Das Verhältnis der beiden Liebenden zu einander wird von den Pflanzen, die aus ihren Gräbern hervorsprießen, weiter fortgeführt. Das ist die uralte Geschichte, die schon in der Tristansage vorkommt. Von deutschen

Volksliedern wissen nur die Gottscheer etwas davon, in diesen aber ist ein solcher Schluss ziemlich häufig. Aus den Gräbern zweier unglücklichen Liebenden wachsen eine rote und eine gelbe Rose empor und schlingen sich ineinander als Zeichen der endlichen Vereinigung im Himmel:

Aus imon ischt gebokschen a roatai roashe,
Aus ir ischt gebokschen a gâlai roashe,
Shai bokshent an kirchlain ans oart.
Bie shai an kirchlain ans oart hent,
Hent shai shi inanondr gewoset
Bie zboi scheanai liebai tuent;
Dos hent im himl zboi prautlaite. (Gottschee 312.)

Wie die Pflanzen auf der Erde so leben die Gestorbenen im Himmel.

Aus dem Grabe des Mannes wächst eine schöne Weinrebe, aus dem des Mädchens eine Rose (272, 276, 278) oder es sind zwei Lilienstöcke, welche sich halsen und küssen wie zwei wirkliche Eheleute (277).

Die Grabblume wird von den Tränen der Trauernden gefärbt.

— Mei Grabal weard nass von mein' Dirndl sein Woan,
Dann weard man a Bluemal beim Kreuz amal schaun,
Die Farb hat's vom Dirndel ihren Aueglan den blau'n! [1])
(Tirol II 20.)

Folgende Stellen sind dunkel: —

Sie pflanzten drei Röslein auf meim Grab
Da kam mein Schatz und brach sie ab.
Die erst war weiss, die zweite war rot,
Die dritte das war mein eigner Tod. (Mosel 74.)

Es wachsen drei Röslein auf meinem Grab
Da kam mein Schatz und brach sie ab,
Die erste war weiss, die zweite war rot,
Und die dritte die war meinem Schatz sein Tod.
(Rhein Nr. 50.)

---

[1]) Oder sollte diese Blume wirklich ihren Ursprung in den Tränen haben? Grimm (A. d. Wälder I 140) spricht von der aus bleichen Tränen geborenen Lilie. Verwant wäre der Gedanke (Sieb. Sachsen 64), dass der Weinstock aus Christi Blut hervorgewachsen ist. Aber dieser Legende liegt gewiss der Wein des Abendmahls zu Grunde, so dass die Stelle wenig beweisen kann.

Es gibt zahllose Beispiele, wo kaum mehr etwas Ueberirdisches an der Blume in der Ueberlieferung zu sehen ist. Der Grundgedanke bleibt aber immer noch: die Blumen (am häufigsten Lilien) wachsen, überwiegend in der heiligen Dreizahl, aus dem Grabe des unschuldigen Unglücklichen heraus.[1]) So allgemein beliebt ist dieses Bild geworden, dass es auch als Wanderstrophe am Schlusse vieler Lieder erscheint (z. B. Nassau 221, Westfalen 30). Sogar ganz sinnlos werden ähnliche Schlüsse angewandt:

Wo gräbt man mich denn hin?
In meines Mädchens Lustgärtchen
Wo viele Blümlein sind.
Und sind es keine Rosen,
So ist es Muskatenkraut,
Du hast mir die Ehe versprochen,
Jetzunder bist du meine Braut.
(Lh. II 236, vgl. III 243, Rhein Nr. 42.)

Ganz verwischt ist unsere Sage auch in der Phrase:

Mein Schwesterlein ist lange todt,
Sie liegt begraben röslinroth. (Lh. I 570.)

Nicht nur Lilien und Rosen dienen als Grabblumen, auch Vergissmeinnicht, Nelken, Rosmarin, sogar Disteln und Dornen finden wir; und überall herrscht ein gewisses Verhältnis vom Charakter und Schicksal des Verstorbenen zu seiner Blume. Lilien deuten auf ein tragisches Schicksal, auf eine Seele, welche entweder sündenrein war oder wenigstens ihre Schuld durch Reue und Tod gebüßt hatte.[2]) Rosen weisen im Allgemeinen auf ein gewöhnlicheres Menschenlos: sieht doch die rote Rose weniger traurig aus als die blasse Lilie. (Vgl. Franken 101, Schlesien 194, Nassau 345.) Sie ist Bild der treuen Liebe, weshalb es von diesen Grabblumen heisst:

Rosen sein Rosenrot
Und ich lieb' mein Schätzchen bis in den Tod.
(Nassau 113, vgl. 134, Itzgrund 172, Lh. II 532.)

Folgendes war wol ein gemischter Charakter: „Wat sål of seinjem Gråf wôszen? Wol Däszteln uch riuselkrokt.“ (Sieb. S. 39 und 40.)

---

[1]) Schlesien 197, Anhalt-Dessau 185, Franken 4, 7, 29, 30, Nassau 222, Meier Schwaben 361, Bragur I 280 erzählen alle von solchen Lilien.

[2]) Vgl. Urdsbrunnen VI. 49. Unoth 1863 S. 137—8.

Das Vergissmeinnicht bedeutet Treue, wol die einzige Tugend jener sonst unvollkommenen Frau:

Was wächst der Alten auf dem Grab?
Eine Blume Vergissmeinnicht,
Hier liegt das alte Luder
Mit ihrem Teufelsgesicht. (Meier Schwaben 347.)

Vgl. Sollt ich aber unterdessen
Auf dem Felde schlafen ein,
Soll es meinem Grab sprießen
Blümelein Vergissnichtmein. (Itzgrund 165.)

Drei Schwestern unterschiedlichen Charakters sterben und werden begraben; ihre Seelenhüllen sind ebenso verschieden als die Seelen selbst:

Die erste die ward mit Rosen bedeckt,
Die zweite die ward mit Nelken besteckt,
Die dritte die ward mit Dornen bespickt.
(Schleswig-Holstein 496.)

Nelken kommen auch sonst als Seelenhüllen vor, zb. im Liede vom „Ritter und Maid“ (s. oben) und in folgenden Stellen:

Es wuchs sich eine Nelke wohl aus dem meinen Grab,
Da kam der stolze Jäger und brach sie mir ab.
Ach Jäger, lieber Jäger! lass du die Nelken stehn,
Die soll es mein herztausender Schatz noch einmal sehn.
(Oberhessen 47, vgl. Schlesien 197.)

Solche Beispiele zeigen schon das erste Stadium des Verfalls dieses Glaubens an die Seele in der Blume. Nichts Merkwürdiges mehr wird von der Blume berichtet; sie wächst nur aus dem Grab, springt zufällig aus der Erdscholle heraus. Eine weitere Stufe ist erreicht, wenn die Blume von Freunden auf das Grab gepflanzt wird. Aber auch hier bewahrt man einen gewissen Einklang zwischen Blume und Wesen des Verstorbenen. Auch im wirklichen Leben mag dieser Einklang oft herrschen, wie in einem mir bekannten Falle, wo man auf das Grab eines ernsthaften, düsteren Mannes eine dunkle Tanne setzte, auf das seiner zarten anmutigen Frau einen Goldregen. Die Sterbenden verlangen oft im Volkslied, dass Vergissmeinnicht als Zeichen ihrer lang bewahrten Treue auf dem Grab gepflanzt werde. (Elsass 36, 50, 100, 101, Nassau

137, 192, Niederhessen II Nr. 7, Franken 101, Mosel 183, Schlesien 170, Erzgebirge 65.)

Rosmarin wird mit Vorliebe auf dem Grab eines Mädchens gepflanzt. Die ertrunkene Müllerstochter bittet:

Pflanzt mein Grab mit Rosmarin
Dieweil ich Braut und Jungfrau bin.
(MS., vgl. Lh. I 386—7, Lechrain 267,
Oest. Schles. 215, Oberhessen 18, Nassau 40.)

So sehr wird Rosmarin als Grabpflanze aufgefasst (Böhmen 107), dass der Geliebten Tod folgenderweise angedeutet wird:

Wo ist denn Feinsliebchens Garten?
Rings herum wächst Rosmarin. (Elsass 56, 57.)

So wird der Gebrauch von Rosmarin verallgemeinert; auch auf dem Grabe eines Mannes treffen wir ihn. (Elsass 37.) Natürlich pflanzt man auch Lilien auf dem Grabe. (Mosel 11, 17, vgl. Westfalen 39.) Unter dem Feigenbaum ist kein guter Ruheplatz. Schon von Adams Zeit an ist dieser Baum nie ganz geheuer gewesen,[1]) auch im Volkslied nicht. Darunter zerreißt der Teufel die falsche Braut (Lh. I 628, Nassau 63, Meier Schwaben 369); der im Stiche gelassene Liebhaber wird ermahnt sein Rösslein an den Feigenbaum zu binden (Lh. I 163—4, Schlesien 266, Meier Schwaben 290). Ebenso träumt es demjenigen, welcher darunter begraben wird, von der Untreue seiner Geliebten:

So begräbt man mich unter ein'n Feigenbaum
Rote Röslein die thut er tragen.
Er trägt die roten Röselein nicht allein
Er hat auch grüne Zweige,
Und wenn mein Schatz einen anderen liebt,
Von Herzen thut's mich reuen.
(Rhein Nr. 42, vgl. Lh. III 243.)

MS — und wenn sich mein Schatz verheiraten thut,
Ach Gott! wie wird's ihm reuen!

Nassau 267 schließt die Stelle gerade umgekehrt „und dieweil ja mein Schatz keinen anderen liebt, ei das ist ja meine einzigste Freude!“ Das ist aber wol eine späte Veränderung, dem persönlichen Selbstgefühl des Sängers angepasst: es ist ja ein Soldatenlied.

[1]) Gubernatis, Plantes II 139.

Aber unter Röslein rot und im grünen Klee lässt sich gut ruhen: schön wird ein solcher sonniger Ort beschrieben:

Wenn ich waa geschtorwa sain
Do läät mich ai d' Riisla nai,
Ai d' Riisla ruud ai waissa Klii,
Dort schaint d' liiwe Sonne hiin.
(Oesterr. Schles. 242.)

Ei wo begraben sie mich hin?
Ach je in grünen Klien,
Wo ein ruthes Röslein blüht,
Wo fliegt der Molkendieb. (Böhmen 103.)

Da tut einem das Herz nicht weh (Böhmen 107), darunter verfault man nimmermehr (Schlesien 197, Zfd Myth III 59, Bragur I 280, Westfalen 31), und schläft, so lange man schlafen will (Schlesien 194, 196). Da wird man nimmermehr gefunden (Mosel 73, Lh. I 160) und hat endlich seine Ruhe (Elsass 2): da ist die beste Wiege für das tote Kind:

Ich hab mir mein Kindel
Fein schlafen gelegt,
Ich hab mir's mit rothen Rosen besträt.
Mit rothen Rosen, mit weissem Klie,
Das Kindel soll schlafen bis morgen früh.
(Schlesien 321.)

Hiermit hätten wir die Beziehungen der Pflanze zum Menschen im neueren Volkslied überschaut, den Entwicklungsgang derselben verfolgt von ihrem Anfang im einfachsten Vergleiche, bis zu ihrem Ende in der vollständigsten Identifizirung dieser beiden so weit von einander entfernten Gattungen. Die Anordnung, welcher wir dabei gefolgt sind, mag einigermaßen willkürlich sein, da die Kette sämtlicher Beispiele aus gleichzeitigen Liedern zusammengefügt ist, und die Entwicklung keineswegs eine historische sein kann. Gut möglich ist es, dass diese Gedanken gar nicht in solcher Reihenfolge im Volke aufgekommen sind. Der Ursprung solcher Gedanken liegt eben schon in unerforschlicher Vorzeit hinter uns, und da ihr wirklicher Entwicklungsgang nie festzustellen sein wird, muss man eben die Reihenfolge für sie annehmen, welche am wenigsten gesucht erscheint.

Sehr ähnlich wie dieses Verhältnis zwischen Mensch und Pflanze, gestaltet sich nun das Verhältnis zwischen Mensch und Tier. Auch hier werden Vergleiche gezogen, mit derselben allmählichen Annäherung der beiden Begriffe an einander, mit derselben Verwischung der Grenzen zwischen den beiden, und derselben daraus folgenden Personifizirung des Tiers, bezw. Verwandlung des Menschen in ein Tier. Dennoch werden wir sehen, dass wichtige Unterschiede in beiden Entwicklungsgängen eintreten. Während bei den Pflanzen vielmehr die allgemeinen Lebensverhältnisse ihren bildlichen Ausdruck finden, überwiegt bei den Tieren das Gebiet des individuellen Charakters. Hier vermissen wir die Anspielungen auf Wachsen und Tod, welche bei jenen so reichlich vertreten sind; wol weil Lebensschicksale der Menschen mit denen der Tiere allzu nahe verwandt waren, um zum Vergleiche zu dienen. Diese Vergleiche gehn leichter auf das Gebiet des Komischen über als bei den Pflanzen der Fall war. Das Volk scheint wenig Sinn für Schönheit und Grazie der Tiere zu haben, bei den Vierfüßlern so gut wie gar keinen, und selbst bei den Vögeln weniger als man erwarten könnte; deshalb fallen diese Vergleiche weniger schmeichelhaft aus. Sie werden überhaupt viel mehr für seelische Eigenschaften angewant, vielleicht wieder weil die äußere Aehnlichkeit zu offenbar war, um zu Gleichnissen zu reizen.

Nicht nur mit Vergleichen haben wir es hier zu tun, auch andere Redewendungen verwanter Art, beinahe alle humoristisch, hören wir; besonders das Grenzgebiet zwischen Vergleich und Personifizirung (vgl. oben S. 116 § 7) ist hier viel besser vertreten als bei den Pflanzen.

Lassen wir aber die Vergleiche für sich selbst sprechen.

II. TIER UND MENSCH.

A. Ihre Verwantschaft wird in Redensarten abgespiegelt.

I. Vergleiche.

Die nächstliegendste einfachste Art, Mensch mit Tier zu vergleichen, besteht darin, im *Tun und Treiben* der beiden eine Uebereinstimmung zu erblicken, ohne dass man dabei das Tier aus der ihm eigentümlichen Sphäre heraustreten

lässt, und ihm menschliche Denkart oder Lebensweise zumutet. Bei diesen Vergleichen geschieht eher das Gegenteil hiervon; da der Mensch sich einigermaßen dem Tiere nähert, besonders in Bezug auf seine *Stimme*. So fängt Malchus an, als Petrus ihm das Ohr abgehauen hat „z'brüele wiä nä Küah." (Weckerlin Elsass 294.) Von einem alten brummigen Weibe heißt es: „man meint a fünf Tanzbärn sein drin in der Stub'n" (Steiermark 369 vgl. 386). Unnutzes Geschwätz gleicht Hundegebell: „lass alle Leut' reden, lass bellen die Hund" (Franken 88 vgl. Lh. II 327). Nicht unpassend wird verliebtes Jammern und Klagen mit Katzengeschrei verglichen:

Ist das nicht ein großer Schmerz,
Wenn der Kater in dem März
Schreit nach seiner Frau?
Auf dem Dach herummer springt
Und das schöne Liedlein singt:
Miau, Miau, Miau!
Eben drum so ruf ich dich,
Du mein allerschönstes Licht,
Wenn ich dich nur schau.
Komm nur her, ich kratz dich nicht
Obgleich meine Zunge spricht:
Miau, Miau, Miau!
(Lh. III 507, vgl. Kärnten 202, Lh. II 320.)

Unter Heranziehung der Tiere wird der *Gang* des Menschen geschildert. Wie im Mittelalter Kranichen- oder Pfauenschritte für schön galten, so jetzt in Steiermark geht ein zierliches Mädchen wie ein Schildhahn (Steierm. 364). Schnelles Laufen heißt Hundetrab (Steierm. 390) oder man läuft geschwind wie ein Hase (Oest. Schles. 243) „wie die Katz nach der Maus" (Nassau 83 Weckerlin Elsass II 300). Der Krebsgang, allerdings nur bildlich angewandt, hat eine missliche Bedeutung:

So freist du eine Reiche,
Mich arme lässt du stehn;
Und wenn du auch den Krebsgang gehst
So kränkt es mich nicht sehr. (Lh. II 342.)

Mein Sach die geht den Krebesgang,
Das kränket mich so sehr,
Mein Schatz liebt einen andern —
Das macht mein Herz so schwer. (Nassau 128,
Franken 106, Itzgrund 176.)

Vgl. Jhr Bürschchen, seid ihr blind oder scheel,
Oder seht ihr gar nichts mehr?
Seht ihr aber auch den Hasen dort laufen,
Den man ja schießen kann?
Den Hasen, den ihr dort laufen seht,
Der läuft in Tannenwald;
Schöne junge Mädchen, die muss man lieben
Bis dass sie werden alt. (Nassau 144, vgl. Meier Schwaben 83, Lh. II 364.)

Und wer ein Häslein schießen will,
Der muss ein Jäger sein;
Der muss meiden viele tausend,
Muss lieben mich allein. (Mosel 122.)

Friedlicher klingt im selben Liede:

Und wer ein Lämmlein weiden will,
Der muss ein Schäfer sein;
Und wer ein Mädchen freien will,
Der muss ein Jüngling sein.

Im elsässischen Liede heißt es: Liebe sei besser als Jagen „als wenn man jagt ein Häselein in das Gebüsch hinein.“ (Elsass 80.)

Ebenso oft ist das Wild in diesen Gleichnissen ein Hirsch:

Die Hirschlein die man schießen soll
Laufen alle in den Wald,
Junggesellen soll man lieben
Eh dass sie werden alt.
(Lh. II 363, vgl. Franken 118.)

Hubertus auf der Jagd,
Der schoss ein Hirsch und einen Has,
Er traf ein Mägdlein an
Und das von achtzehn Jahr.
(Nassau 281, vgl. Lh. III 315.)

Etwas Abwechslung in die Einförmigkeit dieser Gleichnisse bringt ein Nassauisches Lied:

. . . . Da droben in jener grünen Heck
Hat sich ein junger Hirsch versteckt.
Da schick ich gleich mein Hund hinein,
Ei was kann denn schöner sein?
Und da find ich ein Mädel im Mondenschein.
(Nassau 288.)

In einem anderen Liebeslied heißt es:

Und wenn die Eicheln reif sind
Dann mästen die Bauern die Schwein;
Ich hat mir ein Wildchen geschossen,
Es hat den Jäger verdrossen,
Ein Wild, weder Has noch Kanin.
(Lh. I 453 s. unten S. 151.)

Vgl. Ih schiass ma koa Hirscherl,
Ih schiass ma koa Reh',
Ih schiass ma mei Reserl
Und thua ihr nöt weh. (Böhmen 310.)

Und Fuchspassen thue i nit,
Ist m'r viel z'kalt;
Pass grad auf a Füchsin,
Hat a schön Balg. (Hörmann 265.)

Gamsjagen thue i net,
Fehlt m'r im Stand;
I schieß m'r a weißfuessets
Hedel beim Tanz. (Hörmann 258.)

Hier wären vielleicht noch zwei ziemlich vereinzelt stehende, aber sehr häufig zu belegende Gleichnisse einzureihen, welche beide ein einziges, herausgegriffenes Moment der Lebensweise von Tieren in folgender Weise verwenden.

Erstens das biblisch klingende Gleichniss:

Gleich wenn der Hirsch frisch Wasser sieht
Und kann dann noch nicht trinken
Wenn einer sein Feinsliebchen sieht
Und kann ihm doch nicht winken. (Rhein Nr. 71,
vgl. Lh. II 494, Nassau 195 usw.

Vgl. Ps. 42. 2.

Besonders häufig ist der Vergleich zwischen der ersten Schwalbe und der Geliebten, die alle beide nicht die ganze Freude des Sommers oder des Lebens ausmachen:

Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer
Ob sie gleich die erste ist,
Und mein Liebchen macht mir keinen Kummer
Ob sie auch die schönste ist. (Mosel 178, vgl. Elsass 59,
Wm. Jb. III 310, Rhein Nr. 66, Nr. 91, Böhmen 159,
Niederhessen II Nr. 7 Lh. II 523 usw.)

Eine Schwalb macht keinen Sommer,
Leicht kann ich vergessen dich.
(Lh. II 498 vgl. 461 Elsass 46.)

Ane Schwalb macht kánn Summer,
Zwá drei á nu net;
Hann'se mir man'n Schatz g'nu̇mme,
Dös verdreusst mi á nu net. (Rundâs Nr. 319.)

4. *Eigenschaften.* Wenn allerdings ßäueres Aussehen oder Handeln in beschränktem Umfang in Tier- und Menschenwelt zu Vergleichen Veranlassung gab, so bieten doch die zahlreichen Gleichnisse für Charaktere einen Ersatz dafür. Teils nach Beobachtung der Tiere, meist aber aus der Phantasie schöpfend, oder mit Benutzung alter Ueberlieferungen, macht sich das Volk eine Charakteristik für jedes Tier zurecht. Wie und warum diese Charakterisirungen zu Stande gekommen sind, wäre schwer, zum Teil unmöglich, festzustellen und liegt außerhalb des Gebietes dieser Arbeit. Einiges dürfte aber auf die Bestiarien zurückzuführen sein, oder sonst auf kirchliche Symbolik des Mittelalters, wie Böckel schon für die Treue der Turteltaube festgestellt hat. (Oberhessen XLIII.)

Aber jede Tierfabel setzt voraus, dass für alle Tiere, welche sie behandelt, solche festgeprägte typische Schilderungen vorhanden seien.[1]) Ja auch bei Naturvölkern sind diese Charakteristiken schon entwickelt: in ihren Tiermärchen spielen die Tiere ganz folgerichtig durchgeführte Rollen, wenn schon dieselben ebensowenig mit unseren Ideen, wie mit den wirklichen Wesen der betreffenden Tiere übereinstimmen. Bei den Negern in den Südstaaten Nordamerikas ist das Kaninchen immer der schlau berechnende Held, der kluge Odysseus; der Fuchs muss sich aber mit einer ähnlichen Rolle wie unser Isegrimm begnügen.[2])

Mit Benützung dieser schon festgesetzten Typen ist es am allerleichtesten, den menschlichen Charakter zu schildern, und in Gegensatz zu den Pflanzen, hierin weitaus mehr als in der Schilderung von Schönheit oder allgemeinem Schicksal, liegt das Hauptgewicht dieser Vergleiche zwischen Mensch und Tier.

---

[1]) Vgl. Lessing Hempel Ausg. X 60 ff.

[2]) Vgl. die Werke von Joel Chandler Harris: „Uncle Remus" „Nights with Uncle Remus" usw.

Wenn wir mit der *Treue,* jener Haupttugend des deutschen Volkslieds anfangen, finden wir, wie schon angedeutet, die Taube als wichtigstes Sinnbild derselben.

Gleich wie sich zwei Täubchen küssen,
Die von keinem Falsch nichts wissen,
So ist stets mein Herz gesinnt
Gegen dich mein Engelkind. (Nassau 222.)

Der unglückliche Liebhaber will sein Herzeleid tragen wie:

Das Turteltäubelein so hübsch und fein,
Es trinket kein Wasser, es trinket kein'n Wein,
Es schlägt mit beiden Flügelein drein.
(Schlesien 163, vgl. Lh. II 503.)

D. h. während der Trauerzeit will es nur Trübes trinken:

Das Mädchen hat ein'n Trauermut,
Sie thut wie's Turteltäublein thut.
Das Turteltäublein das thut so:
Im Winter kriegt's ins Haberstroh,
Im Sommer sitzt's auf einem dürren Ast.[1])
(Oesterr. Schlesien 245.)

Ein Ehepaar lebt „wohl vagnüagt mitsam akrat als wia zwoa Taubn" (Steiermark 382). Auch der brütende Vogel wird als Bild der Treue gebraucht: „Ka Vögerl treua sein Nesterl am Bam, als i dir liabs Diandl." (Steiermark 185, Tirol I 148.)

Wenn die Taube treu ist, ist das Taubenhaus dagegen Typus der *Falschheit.*

Du bist halt wie ein Taubenhaus;
Der eine muss 'nein, der andre schlupft aus.
(Franken 132.)

Ein Herz wie ein Taubenhaus wird bei Schade, Handwerkslieder 234 und 286, erwähnt.

Vgl. s' håån a Maul wi a Taubnhaus,
Do flighn d' Liighn rai ån naus.
(Oesterr. Schles. 242.)

Aber als Hauptbild der Falschheit tritt die Schlange auf. Als giftige Schlange erscheint die treulose Geliebte, mit welcher jeder Verkehr gefährlich ist:

---

[1]) Vgl. oben S. 115—116.

Besser in der Zeit gebrochen
Was nicht länger halten kann;
Schlangen, die einmal gestochen
Nehmen täglich Gift noch an.
(Mosel 65, vgl. Franken 79.)

In einem Gottscheer Lied (Nr. 118) ist eine unglückliche Ehe wie jene „unter der Platte" d. h. wo die Schlangen hausen.

So falsch wie eine Schlange,
Die auf der Erde 'rumkriecht;
So falsch ist auch ein Junggeselle,
Wenn er sein Mädchen verführt.
(Niederhessen III Nr. 12.)

Auch die Schwalbe ist listig und falsch:

Wie listig ist eine Schwalbe,
Wenn sie am Teich rumfliegt;
So listig ist auch ein Junggesell,
Wenn er ein jung Mädchen betrügt. (Nassau 205.)

Im selben Sinn werden Wolf und Kröte angewant (grottefalsch Meier Schwaben 4).

Maidle, mein treuer Hund
Brummt und wird wild;
Er leidt kein'n Wolf und auch
Kein falsch Weibsbild. (Meier Schwaben 123.)

Die höchste *Klugheit* ist es „Fuchsg'scheidt" sein (Hörmann 202); das Gegenteil ist „just halt wie ein Esel so dumm." (Steiermark 366 usw.)

„Fuchsteufelswild" kommt auch vor (Böhmen 305, vgl. Uhland Volkslieder 395 „Fuchswild bin ich"): dagegen das allersanfteste Tier ist das Lamm:

Manche Mädchen sind wie Lämmlein auf der Weiden,
Aber wenn sie erst Herr im Hause sein
Schlagen sie gar mit Pantoffeln drein.
(Niederhessen V Nr. 8, vgl. Nassau 229.)

Treffend, wennschon für das Volkslied wenig charakteristisch, ist folgende Schilderung habgieriger Mädchen:

Die Menscher sein nett (grad)
Wie z'Alm oben die Küah,
Wenn d' ihnen nix geist
Gehn s' wieda von dia. (Hörmann 342.)

Das freieste, lustigste Leben, nach der Meinung des Volks, ist jenes der Vögel im grünen Walde: deshalb knüpfen sich beinahe alle bildliche Ausdrücke für *Frohsinn* an Vögel. „Frisch wie ein Weps", oder wie ein Fisch kommt zwar auch vor; aber im großen und ganzen bei den Vergleichen wird dieses Gebiet den Vögeln übergeben. Fröhlich und gesund ist „a Herz als wie a Vögerl, a Bluet als wie a Fisch". (Hörmann 30.)

Vgl. Ich bin noch so frei
Wie der Vogel im Ei. (Franken 275.)

„Der lustige Bauer, der artige Vogel". (Nassau 93.)

An die Redensart „ein lockerer Zeisig" erinnert:

Hu' i mei Lebtag koa Guat nit thun,
Hu's halt a no nit im Sinn;
Sieht ma's mei Muatta an d'Fedan un,
Was i für a Vögai halt bin.
(Tirol I 48, vgl. Steiermark 385.)

Der Vogel steht auch als Bild des Vergnügungssüchtigen, flatterhaften Burschen da; ein Don Juan des Walds.

Du bist e Schelm, i trau der nit,
Du köntst mi wul verfüren,
Köntst mir z'eren Waldvögle wern
U könntet mir wul entfliegen. (Eger Nr. 38.)

Mei Herz soll länger fort a Lockvogel sei.
(Rundås Nr. 658.)

Und wenn sie haben das Mädel betrogen,
So ist der Kukuk in den Wald entflog'n.
(Lh. I 614.)

Du bist eben grad wie ein Vogel,
Der bald hin bald her zum andern fliegt;
Und du wirst dich auch noch einmal fangen,
Gleichwie ein Vogel an der Vogelstangen.
(Nassau 146, vgl. Elsass 122 Lh. II 411.)

Gelt, du hast mich wollen fangen?
's war schon längst ja dein Verlangen;
Aber jetzt ist alles aus,
Der Vogel ist geflogen aus. (Meier Schwaben 89.)

Aber nicht immer geht es bei den Vögeln so lustig zu. Ein verlassenes Mädchen klagt:

„Jetzund hangen mir die Flügel". (Schlesien 126.)

In alten Soldatenliedern treffen wir das Elend der entlassenen, zu anderer Arbeit unfähigen Soldaten unter dem Bild eines Vogels geschildert:

Alsdann wird es wohl heißen
Wie Vogel ohne Nest,
Mein Bruder, nimm den Bettelstab
Soldat bist du gewest.
(Erzgebirge 12, vgl Elsass 165.)

Dabei bleibt doch der fromme, wenn schon wenig wirkungsvolle Trost: „Gott nährt so manchen Vogel in der Luft, er wird uns auch ernähren". (Lh. 1 468.)

II. Sonstige Redensarten.

5. Spott- und Kosenamen.

Notwendige Folge der obenerwähnten festgesetzten Charakteristik der Tiere, und der damit verknüpften Vergleiche, ist es, dass den Menschen als Spott- oder Kosenamen Tiernamen beigelegt werden. Weiter nichts ist es als ein abgekürzter Vergleich, wenn ein Mensch, dessen Charakter mit einem erdichteten Tiercharakter übereinstimmt, kurzweg beim Namen des betreffenden Tiers genannt wird.

Mei Schatz is bies mit mir,
Wáss net worum;
Weil er á Esel is
Und á so dumm. (Dunger Dialekt des Vogtlands 18, Rundâs Nr. 448.)

In diesem Fall ist sogar etwas vom Vergleich an dem Spottnamen kleben geblieben, seinen Ursprung verratend wie die Eierschale am Küchlein. Beispiele brauchen nicht gehäuft zu werden, denn im Volkslied sind die Spott- und Scheltnamen eben nicht viel anders als in der Umgangssprache. „Du bist ein Hasenfuß, du willst für mich nichts wagen" (Elsass 96); „alter Schümmel" (Elsass 261), „faule Stut'" (Franken 114), „kohlschwarze Affen" (Steiermark 363), dürfen zu den origінelleren Erzeugnissen dieser unerfreulichen Seite des Volkswitzes zählen.

Mit den Schimpfnamen eng verwant sind solche Redewendungen wie folgendes:

Ei das sind die rechten Katzen,
Die da schmeicheln ins Gesicht,
Vorne lecken und hinten kratzen,
Traut nur keinen Weibsleut nicht. (Oberhessen 67.)

Wenn i scho kei Distelvogel bin
Bin i doch kei Spatz;[1])
Wenn i scho kei Bernermeidli ha
Han i doch en Schatz. (Hörmann 34.)

Wie die Schimpfnamen, bieten auch die Kosenamen des Volkslieds wenig Neues: „Täublein", „Lämmlein" überwiegt; auch „kloane Grill" (Steiermark 358), „liebe Krot" (Steiermark 363), kommt vor. Tiernamen werden auch sonst für Menschen gebraucht. Ein Jäger führt ein Mädchen mit nach Hause; wie sie ankommen, fragt seine Mutter „was bringst du da für ein Häselein?" (Lh. III 317) oder wie eine andere Lesart lautet — „ein wildes Schwein" (Lh. III 316). Der Jäger fragt das schwarz-braune Mädchen im Walde „wo hinaus du wildes Tier?" (Nassau 80.)

Vgl. Der Jäger sah ein edles Tier
Das lässt si selten sen,
Das war ein schönes Weibetsbild,
Die in den Wald tut gen. (Eger Nr. 3.)

Auch das sehr näive Mädchen eines weit verbreiteten Lieds sagt, ihre Mutter habe ihr erzählt „ein Mannsbild sei ein wildes Tier" (Lh. II 388). Meist in Jägerliedern finden wir diese Ausdrücke, aber ein Fischerliedchen bringt auch Aehnliches:

Bin és Fisch'n ausgånga
En Aumüllna-Båch;
An Fisch håni g'seha,
Den Fisch fåhr i nåch. . . . .

---

[1]) Hier erscheint der Distelfink als etwas Vornehmeres, Hübscheres im Vergleich mit dem gewöhnlichen Spatz.

Vgl. Vogel Fiks und Vogel Faks und kein Fink ist kein Spatz
Und ein rothaarigs Mädel will i nitt fir mi Schatz.
(Weckerlein Elsass 314.)

Wenn i a Schnappsel trink
Is mir a Spatz wöi a Fink. (Czech. 137.)

D. h. dann weiss ich besseres von schlechterem nicht zu unterscheiden.

Wås is's für a Fisch g'wen,
Wia håt a sö g'nennt?
A kreuzsaubås Diandl,
Hån's selba nit kennt. (Salzburg 82.)

Wir sehen also dass diese Redensarten so zu sagen sportsmäßig sind, in erster Linie technische Ausdrücke, den Sondersprachen der Jagd und des Fischfangs entnommen.

Auch für ganze Völker finden wir Tiernamen; denn dass die Nationen, bezw. Provinzen oder Städte, als diejenigen Tiere erscheinen, welche in ihren Wappen befindlich sind, versteht sich von selbst. Solche Stellen sind aber im Volkslied nicht grade häufig.

Der Adler flog aus Frankreich heraus,
Kuckuk!
Er flog dem römischen Kaiser ins Haus,
Kuckuk! (Franken 182.)

Bei Sedan war der Spass;
Da kam ein stolzer Vogel
Und setzte sich auf ein Haas.
„Geh nur weg, du stolzer Reitersmann!
Geh du in deine Ruh!
Du bist kein stolzer Adler,
Du bist nur ein Kuku. (Oberhessen 51.)

Du bairischer Löwe du kennst mein Haus,
Du raubst meinem Adler die Schwanzfedern aus.
(Erzgeb. 4.)

6. *Unsere Brüder die Tiere.*

In den bisher angeführten Redewendungen hat, wie wir gesehen haben, der Mensch sich dem Tiere genähert (s. oben 1 — 3 und 5) oder das Tier einen mehr menschlichen Charakter angenommen (s. oben 4), durchschnittlich aber bleibt jedes innerhalb seines eignen Kreises. In anderen Ausdrucksweisen treffen wir eine viel innigere Zusammenstellung von den beiden; freilich immer noch wörtlich, nicht sachlich, denn um eine wirkliche Verschmelzung der Begriffe handelt es sich nicht. Häufig wird zum Beispiel, um eine komische Wirkung zu erlangen, der Mensch auf dieselbe Stufe zurückgesetzt wie die

anderen Tiere. Mensch und Tier treten in gemütlichster Gemeinschaft auf, sie werden in einem Atemzug genannt, ohne dass eines davon irgendwie bevorzugt wird.

Pfarrersch Techtr,
Millersch Kih —
Wenn's gereth,
Is gutes Vieh. (Erzgebirge 166.)

Heischrecken, Flädrmeis,
Advekat'n, Filzlais —
Wu die nämme iwrhand,
Die verzehrn e ganz Land. (Erzgeb. 166.)

Besonders wichtig für unseren Gegenstand sind solche Beispiele eben nicht, denn Naivetät mangelt ihnen gänzlich. Hier haben wir es mit einem Kunstgriff zu tun, welcher mit voller Berechnung ausgeführt wird, um die erwünschte komische Wirkung zu erreichen, statt mit der mehr oder minder unbewussten Zusammenziehung von Menschenwelt und Tierwelt, die wir sonst im Volkslied finden. Dennoch sind diese Beispiele auch für uns von Nutzen. Eben weil das Volk unbewusst in dieser Richtung so weit gegangen war, konnte es, einmal darauf aufmerksam geworden, anfangen, sich über sich selbst lustig zu machen, indem es diese Tendenz zu ihrem logischen Schlusse brachte, und in seinem Liede alle Grenzen zwischen Menschen und Tier wegräumte.

Das bunte Gedränge der Kirchweih wird folgendermaßen geschildert: „Ochsen, Ross und Leut, Viecher solcher Art gibts alle Zeit.“ (Steiermark 386.)

Menschen und Tiere haben gleiche Fehler:

Da Fuchs frisst halt d'Heahna,
Da Schimmel frisst's Heu,
Und da Bua trinkt halt Branntwein,
Oan Fabla muass sein. (Hörmann 298.)

Hier wird freilich mit dem unglücklichen Schimmel etwas streng ins Gericht gegangen.

Tiere wie Menschen, alles sucht seinesgleichen:

Hinta mein Vota'n sein Stadai
Sitzt a schneewaissa Hahn;
Und a jung's Hendl sitzt a dabei,
Gaggat's ihn alleweil an.

In einem gottscheer Lied (S. 384) lässt eine Frau den unehelichen Sohn ihres Mannes ermorden. So wie er das erfährt, fragt er: „Hoi wrâge, hoi wrâge, du liebai main, bêlai râze drschiesen bier haint?“ Sie antwortet: „ho hear, ho hear, lai bêlai du bilscht“, worauf er sie tot schießt. Sie war also die Ente, an die er gedacht.

Aber am häufigsten kommen solche Anspielungen im Liebesliede vor, zuweilen auch hier als Ausrede, wie im Liede von Nachbars Lämmlein. Eine Mutter wird in der Nachtruhe gestört und fragt ihre Tochter, wer da ist; diese sagt, es sei des Nachbars Lämmelein und gibt eine Schilderung des Tiers.

Komm ich in das Wirtshaus nein
Und trete ich bei Seit,
Da kömmt des Nachbars Lämmelein
Und führt mich gerne heim.
Unsers Nachbars Lämmelein
Hat grasgrüne Schuh,
Schlafe ich oder wache ich
Schaut mich das Lämmlein zu.

(Oesterr. Schles. 261, vgl. Kuhld. 4.)

Oder ein gewisses Zartgefühl leistet dem Gebrauch solcher Bilder Vorschub; indem man so die menschlichen Schwächen in das Gewand der poetischen Tiervergleiche einhüllt, sucht man damit einer verletzenden Spitze ihre Schärfe zu nehmen, einen guten Rat annehmbarer zu machen.

Na Diarndl a so musst nit thoan,
Zwei Hund mögn nit nagn in an Boan;
Und wenn a zwei nagn in an Boan,
Kriegt no der Gross mehr wia der Kloan.

(Steierm. 193.)

„In Wald bin i ganga,
Was hätt i gern g'hett?
En Vogel haun i g'fanga
Zua mir in mei Bett.“
„I will dir net ratha,
I sprich dir net zua,
Der Vogel könnt beissa
Und bicka in Fuass.

Na könntest 'et laufa,
Na könntest 'et gaun,
Na thät es glei hoassa
Der Vogel hätt's thaun."
(Meier Schwaben 110.)

Es fliegt gar manches Vögelein
Dem andern in das Nest,
Es isst und trinkt gleich was es findt
Dazu das allerbest.
Bist du ins Nest geflogen,
So flieg auch wieder raus;
Du bist einmal mein Schatz gewest,
Jetzt ist die Liebschaft aus.
Es sitzt ein jedes Vögelein
Nicht immerdar im Nest,
Es schwingt auch seine Flügelein
Und hüpfet auf die Aest;
Ich hab mich aufgeschwungen
Auf einen grünen Zweig,
Und wenn es dich auch sehr verdrießt
Das gilt mir alles gleich.
(Lh. II 342, vgl. Franken 106, Itzgrund 176, Westfalen 67.)

Ein ähnlicher zarter Wink ist folgender:

„Gsehsch oft en Hirsch springe,
Meinst schon er sei dei,
Er kann dir entrünnen,
Muesst wieder leer hei." (Schweiz II 186.)

In Schnaderhüpfeln, wenn von lokalen Verhältnissen gesprochen wird, kommt zuweilen diese Verschleierung vor:

Beim Diendl ihrm Fensta
Schlieft dr Fuchs aus und ein,
Zoicht'n oan Gruaggn nach;
Muess an ang'schossner sein. (Hörmann 236.)
Glei in der Nachbarschaft
Sein a paar Taubn,
Wer' amal ume gehn
Federlan klaubn. (Kärnten I 140.)

Breiter in der Ausführung sind folgende Tiergeschichten, die auf menschliche Liebesverhältnisse beruhen:

Ho a sua—r—an schäin Trummeltauwa g'hatt,
Haut a schäins Flüghala g'hatt,
Haut a sua schäin trummelt am Dooch
Al Samsta d' Nacht.
Oeitza is ma schäina Trummeltauwa weg,
Oeitza is man Freid alle weg,
Oeitza wiard näimats trummeln am Dooch
Al Samsta d'Nacht. (Böhmen 337.)

Es fliegct ein Tauber in grünen Wald aus,
Er suchet ein kleines Waldtäubelein auf.
Er fliegt zu der Täubin ins Fenster hinauf,
„Steh auf du mein Täubin und mach du mir auf!"
„Ei wenn du der rechte Waldtauber bist,
So wirst du schon wissen, wo der Riegel für ist."
(Böhmen 170.)

Der Kukuk fliegt über mein Schatzla sein Haus,
Feins Mädel das schaute zum Fenster heraus.
„Ei Schätzla bist drinna, komm zu mir heraus!
Der Kukuk, der Kukuk, der Kukuk ist draus."
„Ich steh nit auf, lass dich nit rein,
Du möchtest mir der rechte Kukuk nit sein."
„Der rechte Kukuk der bin ich ja schon,
Ich bin ja des Kukuks sein einziger Sohn,
Sein lös'ster, sein bravster, sein einziger Sohn."
„Bist du es des Kukuks sein einziger Sohn
So geh hinter's Thürla, ziech aus deine Schuh.
Schleich sachtig herein, komm selber herein,
Der Kukuk, der Kukuk, der Kukuk ist mein."
(Franken 119, vgl. Meier Schwaben 108.)

Dieses letzte Lied kommt häufig vor, wie auch ein ähnliches, das vom Kukuk erzählt und in manchen Gegenden gern bei Hochzeiten gesungen wird:

Der Kukuk auf dem Zaune saß,
Es regnet sehr und er ward nass.
Da flog er auf des Goldschmieds Haus,
„Ach lieber Goldschmied!" rief er aus
„Ach Goldschmied, lieber Goldschmied mein;
Schmied meinem Schatz ein Ringelein."
(Nassau 380, vgl. Oberhessen 43 usw.)

In diesen Beispielen ist es durchwegs der Liebhaber, welcher als Vogel erscheint, aber auch die Geliebte tritt als Taube auf, vgl. Eifel I 143, wo ein ganzes Lied davon erzählt:

Ach Goldschmied, Meister Goldschmied mein!
Schmied meinem Täubchen ein Ringelein.
Ein Ringelein in die linke Hand,
Wir beide fahren in das Niederland. usw.

Auch wo keinerlei Ursache vorhanden ist, die Umrisse einer Erzählung zu verwischen, aus reiner Lust an Fabuliren, werden die handelnden Charaktere als Vögel geschildert:

Ich bin Kukuk, und bleib Kukuk,
Und lass mich Kukuk nennen;
Und wer mein'n Namen nicht nennen kann,
Dem geb ich mich zu erkennen.
Den Winter bin ich in dem Wald,
Den Sommer auf grünen Auen,
Da hat mein Herz sein Aufenthalt
Bei schönen Schäfersfrauen. . . . . . .
Mit einem Wort, es bleibt dabei,
Kukuk will ich verbleiben
Und will der Schäferin meine Treu
In Lieb auf's neu verschreiben,
Bis endlich kommt der Vöglein Tod
Und stösst mir meine Glieder;
Behüt dich Gott, meine Schäferin,
Bis dass ich komme wieder! (Lh. II 467. Eger Nr. 9.)

So tritt im bekannten Amsellied die Geliebte als Vogel auf:

Des Abends in der stillen Ruh
Hörte ich der Amsel zu,
Und als ich so da saß, und die Meine ganz vergaß,
Sieh, da kam die Amsel, schmeichelte und küsste mich.
Die Amsel sprach ganz unerschreckt:
„Wer hat dir mein Aufenthalt entdeckt?“ usw. (Mosel 95.)

Ganz ähnlich ist die Situation Elsass 70, Rhein Nr. 53a, Lh. II 344. Aber in sonstigen Fassungen (Franken 125—6, Bragur II 222, Lh. II 343) kommt die Amsel nur als Zeugin des Stelldicheins vor. (Vgl. Oesterr. Schlesien 218.)

Ganz wie die anderen Helden der gottscheer Balladen, steht auch der Kukuk des Morgens gar früh auf, und nimmt

den Frühstück ein, ehe er ins Niederland fliegt; da erfährt er, dass die Geliebte einen anderen heiraten will, worauf er vor Schmerz stirbt. (Gottschee Nr. 94.)

In einem Hochzeitslied erscheint die fortziehende Braut als Biene:

Paier dai wliechet
Îbrn hoachn park,
Je heachar shai wliechet
Bie scheanar shi shinget:
„Shai nîdr, shai nîdr
Du hoacher park,
As i inin shâchait
In wuetrsch lont!
Es ischt mier et loit
Um wuetrsch lont,
Es ischt mier loit
Um dan wuetr main.“ (Gottschee 344.)

Man vergleiche Sieb. Sachs. 5, wo eine Schwalbe, die wegflieht „bäsz dad et die giwel nemi sâch“, als Bild des Fortreisenden vorkommt.

Auch Spasses halber kommen solche Geschichten zu Stande: ihre Einführung ist ein Kunstgriff, welcher keine unbedeutende Rolle in der Komik des Volkslieds spielt; man vergleiche folgende Parodie des bekannten Wiegenlieds vom schwarzen und weißen Schaf:

Schlaf, Kindele, schlaf!
Deine Mutter is en Schaf,
Dein Vater is en Murmeltier,
Was kannst du armes Kind dafür? (MS.)

Oder Rundâs Nr. 850 „Mei Mutter is á Wieselá, Mei Vôter is á Bär“; Wm. Jb. III 313 „und wenn mein Schatz ein Engel wär, und ich, ich wär ein Bär!“

Wenn mei Vôter á Stieglitz wär
Und mei Mutter á Zeisla,
Dô möcht ich den Spektakel seh
In dn Vogelhäuslá! (Rundâs 849.)

Eine Art Spiel des Witzes [1]) ist es im kuhländischen Lied, wenn das Mädchen wünscht, sie wär ein Fisch, da will der Bursch

[1]) Vgl. Uhland Schriften III 283 ff.

eine Ente sein und sie fangen; ist sie eine Maus, wird er eine Katze; wird sie ein Vogel, will er sie schießen. (Kuhld. 49.) So auch im schweizer Chiltlied:

„Wenn ig es Buure Chätzeli wär
So wett i lehre muse,
Am Abe spat i d's Gädeli ga
Am Morge wieder use."
„Un wenn du mir in d's Gädeli geist
So werf i di mit Steine:
Du hesch es deh! Du hesch es deh!
Warum blybst nit daheime?"

(Lh. III 34, vgl. Hörmann 206.)

Auf solche Tiergeschichten oder Wünsche ist nicht viel Gewicht zu legen; sie sind eben bunte Schösslinge der Phantasie, welche nur deshalb für unseren Zweck wichtig sind, weil sie in die Kette von Beispielen gehören, welche das immer intimere Zusammengehen von Mensch und Tier abspiegeln. Ernsthafter gemeint ist der so oft ausgesprochene Wunsch:

Wenn ich ein Vöglein wär,
Und auch zwei Flüglein hätt,
Flöge ich zu dir. (Niederhessen V Nr. 1, vgl. Franken 92—94, Oesterreich 93, Böhmen 160, Lh. II 333—5 usw.)

Wenn ich a Waldvegerlai weär,
Woulld ich flige ieba dos Meär
Schiennster Tausedschotz! zu dir. (Kuhld. 34, vgl. Beitr. zur Vkunde d. D. in Mähren 181.)

Auch Variierungen dieses Motivs finden wir:

Wär ich ein Vögelein,
Und hätte Flügelein,
Flög ich zu dir . . . .
Wär ich der Vogel Spatz,
Wär ich bei dir, mein Schatz . . . .
Wär ich der Distelfink,
Wär ich bei dir, mein Kind. (Franken 94.)

Besonders der Schwan wird ausdrücklich genannt als Typus des freien, nach Herzenslust sich bewegenden Vogels[1])

[1]) Vgl. Uhland Schr. III 109 ff. und oben S. 150.

Könnt ich krähen wie ein Hahn,
Könnt ich schwimmen wie ein wilder Schwan,
Wie bald würd ich sein zu Frankfurt am Main;
Grüss dich Gott, mein tausendschön Schätzelein!
(Lh. II 263, vgl. Nassau 131.)

Der unansehnliche Schornsteinfeger beklagt sich ähnlicherweise aber mit wenigem Sinn, denn nicht nach Freiheit sehnt er sich.

Könnt ich schwimmen wie ein Schwan,
Krähen wie Gockelhahn,
Caressieren wie ein Spatz,
Wär ich jeder Jungfrau Schatz. (Rhein Nr. 170.)

Selbstverständlich ist das letztere Beispiel eine lächerliche Entstellung, anderseits aber gibts noch im heutigen Volkslied eine rührende Klage dieser Art, welche sich seit dem 16. Jahrhundert ziemlich genau im Volksmund bewahrt hat.

U wär ig es Vögeli, wär ig es Schwan
So flög i dervo—n— über Berg und Thal.
(Lh. II 631, vgl. Uhld. V. S. 187.)

B. Der Mensch als Tier.

1. Und hier sind wir schon an der Grenze der Verwandlung[1]) angelangt. Der Wunsch, ein Tier zu sein, ist schon ausgesprochen, ob in Spass oder Ernst: er harrt nur der Verwirklichung, wovon das jetzige Volkslied nur noch wenige Beispiele enthält. Diese sind freilich schlagend genug.

a) Eine weit verbreitete Sage erzählt, dass eine Pfaffendirne dem Teufel in Gestalt eines Kavaliers begegnet, der aus ihr einen „grauen Schümel“ (Schweiz I 119), ein schönes Pferd (Mosel 13) oder ein „Eselsgewand“ (Franken 25) macht. In dieser Gestalt wird sie vor ihres Vaters Haus geführt; dieser, der Schmied (Lh. I 32 der Goldschmied), soll das Pferd beschlagen. Beim ersten Nagel schwitzt es Menschenblut, beim zweiten kriegt es einen Menschenfuß, beim dritten ruft es „Hör auf, mein Vater, ich habe genug!“ (Lh. I 32, vgl. Oesterr. Schles. 278.) Die gottscheer Fassung ist verschieden; da klagt die Köchin dem Pfarrer nach ihren Tode „in dr hel an pödn

[1]) Vgl. Uhland Schriften III 278 ff. Wackernagel ἔπεα πτερόεντα Basel 1860 S. 41 ff.

'seht a krumpes Shmîdle, es hot mi peshlûgn an hentn, an wiesn.“ (Gottschee 360.)

b) Zwei Söhne werden lebendig von ihrer Mutter in Raben verwandelt, weil sie die Messe versäumt haben. Hiernach essen sie, wie andere Raben, das Fleisch eines toten Pferdes, sprechen aber mit einander wie vorher. (Gottschee 283.)

c) Die schöne Marie will den Unbekannten heiraten, welcher jeden Morgen den Tau von der Feldfrucht, die sie zu jäten hat, abkehrt. Da erscheint eine lange Schlange und sagt: ihr Wunsch soll erfüllt werden, unter ihrem Schlangenbalg stecke ein schöner Junker. Gleich nach der Geburt ausgesetzt, ist er im Wald aufgewachsen, vom Winde gewiegt, von einer Schlange gesäugt worden; so wird er auch selbst zur Schlange. Marie trägt die Schlange in einem Korbe zur Trauung, und schlägt sie nachher dreimal mit einer Haselrute, worauf der Jüngling den Schlangenbalg ablegt. (Gottschee 330.)

2. *Die Seele in Tiergestalt.*

Ebenso selten wie der lebendige Mensch, erscheint auch die Seele des Toten in Tiergestalt. Am häufigsten ist diese Erscheinung bei den gottscheer Liedern zu bemerken; und hier, wie überall, ist die Taube [1]) die häufigste Verkörperung der Seele.

Die schône Kîne wird vom eigenen Gatten im Heizofen verbrannt; bei ihrem Tode fliegt eine schneeweisse Taube aus, welcher der Grausame die Frage stellt: wer ihren jungen Sohn säugen wird. Die Taube antwortet: diejenige welche ihn haben will. (Gottschee Nr. 28a.) Merkwürdig ist es, dass der Seelenvogel sich mit Menschen unterhält; dasselbe kommt aber auch im gottscheer Ulingerlied vor. Elf Tauben warnen das Mädchen vor dem falschen Reitersmann: „Der ritar tuet di wrwieren, bier shaibm schon inscher elwe, dai zbelfte dai brscht du shainen!“ (S. 288.) Es sind die Seelen der elf von ihm ermorderten Jungfrauen. Keine sonstige Fassung des Lieds hat diesen Zug. Wie Hauffen nachweist (S. 428) ist er ein späterer Zusatz, welcher sich in Gottschee leicht herausbilden konnte, in Anschluss an die anderen Beispiele von

[1]) Vgl. Grimm Myth.[4] 689—92, bd. III 247. Wackernagel Ἔπεα 40 und 44. J. G. Frazer, The Golden Bough, London 1890 I 124 ff.

Seelentauben. Johannes Meyer[1]) bemerkt, dass die Seele, je nach ihrer sittlichen Beschaffenheit, als reines oder unreines Tier erscheinen kann: aber in Gottschee findet sowol die Seele des treulosen Liebhabers (S. 282) wie die der heiligen Barbara (S. 229) ihre Verkörperung in einer Taube.

Nach einer schaurigen Ballade aus Oesterreich-Schlesien (S. 203) gebiert eine als scheintot begrabene Frau im Grabe; der Sarg wird aufgeschlossen:

Was hatt' sie auf dem Schooße?
Zwei Knäblein, nackt und bloße.
Was halt sie auf dem Häuptelein!
Zwei weiße Turteltäubelein.

Diese sind dann die Seelen der beiden Kinder.

In einem Lied von der Mosel (S. 17) singen zwei Lerchen auf dem Grabe zweier verunglückten Brautleute: möglicherweise sind sie Verkörperungen der Seelen der beiden; zu beweisen ist dies aber nicht. Wol in Anschluss an diese Gedanken heißt es:

Begrabt den Leib in seine Gruft,
Der Ruhm bleibt auf der Welt,
Die Seele schwingt sich durch die Luft
Ins blaue Himmelszelt. (Nassau 268.)

3. Die Geister in Tiergestalt.

Weitaus häufiger als die Seelen der Menschen erscheinen Geister, sowol gute als böse in Tiergestalt, zuweilen auch nur teilweise wie im Fall vom bekannten Pferdefuß des Teufels[2]) (vgl. Mosel 15). Auch Vrenelis G'spile im schweizerischen Tannhäuserlied (Schweiz II 159) ist ein Zwitterding, in Gestalt zwischen Mensch und Tier „ob 'em Gürtel Milch und Bluet, und drunter wie Schlagen und Chrote". (Wenn dies nicht überhaupt nur als Ausdruck für Hässlichkeit aufzufassen ist.) Ein böser Geist erscheint mit zottigen Füßen und flammendem Rachen (Gottsche 232); und die Klauen der bösen Geister werden erwähnt (Franken 37), aber ob sie sonst tierisches Aeußere hatten wird nicht gesagt. Nur Redensart ist es wenn der Teufel als Kukuk[3]) oder Geier[4]) genannt wird, man denkt sich ihn kaum in leibhaftiger Gestalt jener Vögel.

[1]) Unoth 1863 S. 109 und 111. [2]) Grimm, Myth.[4] S. 83.
[3]) Zfd Myth. III 20 ff. 275. Mannhardt; Grimm, Myth.[4] III 294.
[4]) Ebenda.

Ein verschmähter Liebhaber flucht der untreuen Braut: „Der Kukuk soll sie's holen an ihrem Hochzeitstag."

Und als die Braut Hochzeit hat, kam der Kukuk geflogen, und setzte sich auf der Braut ihren Tisch. Er begehrt zwei Tänzelein mit der Braut, und fliegt mit ihr, mitten im Tanze, auf den Apfelbaum des Nachbars, wo er sie zerreißt. (Elsass S. 5.)

Eine verlassene Mutter wiegt ihr Kind mit dem Liede ein:

„Wo wird dein Vater der Ritter wol sein?
Beim Kukuk da werd ich (ihn) finden." (Franken 11.)

Der Teufel wird als Geier erwähnt Kuhld. 165, als „Gaiersknov" S. 213.

Vgl. Ein Bauer ist ein schlauer Mann
Kein Geier fangt mit ihm was an. (Steierm. 244.)

Wenn du ihn nicht magst und ich ihn nicht will,
Wen, Geier! soll er dann? (Lh. II 364.)

Als Rabe erscheint der Teufel selbst nicht, wol aber die ihm untertanen Geister.

Es flogen drei Raben über's Galgenhaus,
Man meinte es wären drei Raben;
Es waren der höllischen Teufel drei:
„Ach Herren wir müssen euch haben!"
(Eifel I S. 139.)

Vgl. Zu'n Rôtsherre chöme siebe Rappe,
Sie neme die siebe Rôtsherre
Mit ihne in's höllische Für. (Schweiz I 105.)

Wackernagel[1]) bemerkt: „In der Geschichte der Sündflut sind Taube und Rabe einander entgegengesetzt wie Gut und Böse: entgegengesetzt der Taube des hl. Geistes erscheint nun auch in der älteren christlichen Kunst der böse Geist der Teufel als ein Rabe." Und wie im Volkslied Teufel als Raben, erscheinen auch Engel als Tauben.

Es flogen drei Tauben über's Galgenhaus,
Man meinte es wären drei Tauben;
Es waren der himmlischen Engel drei,
„Ach Kindlein wir müssen dich rauben!"
(Eifel I 139.)

[1]) ἔπεα S. 39.

Vgl. Es chöme drü Tübeli z'flüge,
Drü Tübeli chridewiss;
Si neme de Roni i's Himelrich. (Schweiz I 105.)
Es stund nicht länger als drei Tag,
Es kamen drei Teuben aus Engelsreich
Und hoben den Schüler ins Himmelreich. (Lh I 215.)

Man vergleiche im Schwedischen Volksliede „liten Karin":

Så kommo då från himlen
Två hvita dufvor ner;
De togo liten Karin,
Och strax så blef det tre. (Qvanten 126.)

Weniger erkennbar ist der böse Geist im folgenden Beispiel:

Wo der Mörder das Schwert hinlegt,
Da kam ein schwarzer Rabe und kräht. (Lh I 190.)

Aber nach Vergleich mit anderen Liedern, in welchen statt des Raben ein Engel aus den Blutstropfen der Ermordeten springt, sehen wir, dass der Rabe doch wahrscheinlich ein böser Engel ist.

Und wo ein Tröpflein Blut einsprang,
Da standen drei Engelein mit Gesang. (Lh. I 4.)

Vgl. „Auf jedem Tröpflein Blut ein Englein saß." (Lh I 6 S. 190—1.)

Der Rabe bekommt seinen üblen Ruf, weil er von jeher in Beziehung zu den Leichnamen auf dem Schlachtfeld, zum Erhängten auf dem Galgen als aasfressender Vogel stand. Der Leichnam auf dem Galgen wird „der Vögel Speis" genannt. (Schlesien 68.)

Nach dem Tode üben die Raben poetische Gerechtigkeit an den Uebeltätern aus: „die Mörder schluckten die Raben ein." (Wm. Jb. III 276.)

Trautendelein haben die Glocken geklungen,
Schön Ulrich haben die Raben verschlungen.
(Erzgeb. 93, vgl. Lh. I 192 und 575.)

Schön Aennelein klangen die Glocken nach,
Schön Heinrich schrien die Raben nach,
(Lh. I 137, vgl. 138, 139, Schlesien 25.)

In einem Gottscheer Lied liegt der Schneeberger am sterben, drei Raben warten auf sein „ågnschain", drei Wölfe

auf seinen stolzen Leib, und drei böse Geister auf seine arme Seele. (S. 206.)

Auch einem Unschuldigen „Seinge de Robe vir“ (Kuhld. 26); aber das ist wol bloße Nachbildung solcher Fälle wie die oben erwähnten.

Zuweilen wird der himmlischen Taube auch das Höllenhuhn entgegengesetzt. (Oesterr. Schlesien 202, Kuhld. 14.)

Wie die Seele zu ihrem bestimmten Platze von schneeweißen Tauben oder kohlschwarzen Raben begleitet wird, kann sie auch auf einem schwarzen oder weißen Pferd zum letzten Aufenthalt fahren.

Wie kommen die Soldaten in den Himmel?
Auf einem weißen Schimmel,
Da reiten sie in den Himmel. (Weckerlin Elsass 250.)

Vgl. Wie kommen die Offiziere in die Hölle?
Auf einem schwarzen Fohlen,
Da soll sie der Teufel holen. (Mosel 253.)

Oder die Soldaten reiten in den Himmel auf einem weißen Schimmel, und zur Hölle auf einem schwarzen Rappen. (Meier Schwaben 226, vgl. Lh. III 209.) Es ist aber gut möglich, dass der Zufall in Gestalt des Reims hier gewaltig mitgespielt hat, denn sonst hören wir nicht im Volkslied, dass ein weißes Pferd sonderlich heilig sei; im Gegenteil: „der Teufel kam geritten auf einem schneeweißen Ross.“ (Niederhessen I Nr 9.)

C. Das Tier mit menschlichen Eigenschaften.

1. Die Tiersprache.

Die uralte Vorstellung, dass Vögel und Tiere eine eigne Sprache[1]) haben, herrscht selbtverständlich auch im Volkslied. Sie ist so naturgemäß, und zum teil so fest im wirklichen Leben begründet, dass für ein naives Gemüt die Tiersprache als unerschütterliche Tatsache da stehen muss. Dieser Glaube ist wol das erste Stadium des Anthropomorphismus, im Volkslied noch deutlich sichtbar; und hierauf beruhen beinahe alle weiteren Entwicklungen desselben, der ganze lebhafte Verkehr der Vögel mit den Menschen und selbst unter einander.

---

[1]) Vgl. Wackernagel Ἔπεα 13 und 16—17, Uhland Schr. III 130.

Das Volkslied spielt oft die Rolle eines Dolmetschers und übersetzt diese Sprache. Es ahmt den Vogelsang nach. Der Wachtelschlag ist „Walte Gott!“ Zu den Schnittern, die der Wachtel zu nahe kommen, ruft sie: „Tritt mi nit“, zu den Jägern: „Sie seind mir so neidig um mei kloane Speis; seid's ma neid, seid's ma neid!“ Den Landlern sagt sie „Dankta Gott“ für ihre Gaben; und wenn sie wenig Speise mehr finden kann, sagt sie „Taugt ma nöt!“ oder „harte Zeit!“ (Steiermark 361.) Der fröhliche Morgengesang der Vögel lautet „Vivat Morgen“ (Franken 99). Der Fink schlägt „Bai da Nåcht“; (Oesterr. 97) oder „Zizi, raid hearzua!“ (ebend. 98). Der Ruf der Schneehühner lautet „Darr, Darr! wo ist denn heut der Jagersmann? Is gar a liawa Narr.“ (Steierm. 211.)

Weniger Nachbildung des Lauts ist es im bekannten Schwalbenlied. Wie die Schwalbe im Frühjahr zur Scheune zurückkehrt, die sie bald nach der Ernte verließ, und sieht, dass das Getreide meist schon aufgebraucht ist, singt sie:

As ik weg taug, as ik weg taug
Woeren Kisten un Kasten vull
:,: As ik wedderquam :,:
Wos der nist mehr,
:,: Dat mein ik! :,: [1])

Zuweilen schiebt sie die Schuld davon auf den Sperling: „als ich wiederkam hatte der Sperling, der Dickkopf, alles verzehrt.“ [2]) Im Uebrigen gilt die Schwalbe für geschwätzig (Schweiz II 214) aber „die Dübli sind gar verschwiege“ (Lh. I 126.)

Breit ausgeführte Monologe der Tiere finden wir, die sich als *Klagen* erweisen. Besonders der Hase [3]) beklagt sich als ein harmloses, gehetztes Tier:

Ich armes Häsli im wite Feld,
Wie wird doch mir nicht nachgestellt!
Bei Tag und halbe Nächte
Da thüen sie mir nachtrachte;
Sie trachte mir nach dem Leben mein:
O weh mir armen Häselein! (Schweiz I 176.)

---

[1]) EH Meyer, Deutsche Volkskunde S. 313, vgl. Sieb. Sachsen 4, Am Urdsbrunnen. VI.

[2]) Gubernatis Zool. Myth. II 242.

[3]) Uhland Schr III S. 70; andere Tierklagen das. Wolf 65 ff., Schwan 71, Zaunkönig 83, vgl. Wackernagel ἔπεα 14—16.

Ich bin ja so ein kleines Tier,
Was mach ich dann für Schaden hier?
An einem kleinen Blättchen
Thu ich mich ersättigen,
Ich trinke mein Wasser anstatt Bier.
Wenn ich einmal spazieren geh,
Oder wenn ich liege im grünen Klee,
Da kommt der Jäger und schießt mich tot.
(Böhmen 237.)

Erwischt mich der Jäger . . . .
Ich armer Has' muss zahlen
So schleudert er mich hin,
So schleudert er mich her,
Als wenn ich ein Dieb am Galgen wär.
(Rhein Nr. 102.)

Der Jäger zieht ihm Pelz und Hosen aus. (Lh. I 523.)
Als Refrain zu seinem Klagelied ruft er aus:

„Wenn ich an meim Schicksal denk,
Es mich recht von Herzen kränkt" (Lh. I 523)

oder „O weh mir armen Häselein!" (Schweiz I 176).[1])

Auch der Floh hat seine Klage:

Ich bin ein Flöhlein, arm und klein,
Von Todesnot umgeben usw. (Schweiz I 178.)

Er wird bemitleidet:

Ach wenn der Floh nur sprechen könnt,
So könnt er länger leben,
Bedauert ihn eine kleine Zeit usw.
(Oberhessen 52.)

Die Menschen führen förmliche Unterhaltungen mit den Tieren. Ein Dialog zwischen Mann und Ziegenbock ist weit verbreitet. Der Bock erzählt, wie er in der Mühle gewesen sei und mahlen geholfen (Kuhld. 283) oder meist gestohlen habe und am Ende geschlagen worden sei. (Mosel 344, Nassau 376, Lh. III 522.)

Unterhaltungen zwischen Menschen und Waldvögelein sind sehr häufig, besonders in der Liebeslyrik. (Z. B. Lh I 534, Schlesien 159, Sieb. Sachsen 4, 6, Mosel 102, Meier Schwaben 383.)

---

[1]) Hasenklagen sind auch zu finden Meier Schwaben 245, Nassau 376, Schlesien 77 und 79, Lh. I 526—7.

Der Hase liebt den Jäger mit seinen Fragen zu necken:

Kam sich ein Has' daher;
Fragte mich, ob ich ein Jäger wär?
„Ach du mein lieber Hase,
Treib' du mit mir kein Spasse!"

(Oberhessen 91, vgl. Franken 220, Meier Schwaben 94, Nassau 90.)

Ein anderes Gespräch des Jägers mit dem erschossenen Wild grenzt schon an die Kirchenlegende, ist aber ganz volkstümlich gehalten und als Volkslied sehr verbreitet; die Geschichte nämlich des hl. Hubertus mit dem Hirschen. Der getroffene Hirsch spricht mit Hubertus, und erklärt ihm die Bedeutung des Kreuzes, das er im Geweih trägt. (Nassau 292, Franken 220, Lh. III 314.)

Eine ähnliche volkstümliche Legende, märchenhaft ausgesponnen, ist die vom heiligen Martin und seiner schwarzen Kuh, die ihm Rat und Trost erteilt und jeden Rat begleitet mit dem Wort „Was Gott will haben ist leicht gethan." (Gottschee 212.)

Sehr erbaulich sprechen die Tiere also und beten können sie auch.

De wêgelain shizent af grienen zbaiglain
Shai schraient ole „Maria hilf!"
Shai schraient ole „Maria hilf insch!
Maria brt insch ze hilfe kâm." (Gottschee 195.)

Aehnlicherweise betet der kleine vom Geier verfolgte Vogel „Gegrüßt seist du, o mein Jesu!" worauf ein Donnerschlag aus heiterem Himmel den Geier tötet. (Schlesien 340.)

Dass die Menschen den Tieren vieles erzählen, dass der Bauer seinem Pferd sagt, wohin die Reise geht, und weshalb sie unternommen worden sei usw., ist selbstverständlich und braucht keine weitere Erwähnung.

2. *Der Allwissende Vogel.*

Wenn die Vögel etwas geschwätzig sind, so dient das als Entschuldigung, dass sie recht viel zu erzählen haben. Sie sind eben allwissend. Weil sie ihr Flug in die entferntesten Schlupfwinkel trägt, und einige unter dem Schutz des Dachgiebels ihr Nest bauen, so die Schwalben, und von dort aus das im Haus versteckte Tun und Treiben des Menschen be-

obachten, so wird das, was den Augen der Mitmenschen verborgen, ihnen kund.

Es ist Niemand im Wald, der dich hören wird,
Als die kleinen Waldvöglein,
Die fliegen den grünen Wald, aus und ein.
(Schwåben 161, vgl. Lh. I 125.)

Und nicht nur Gelegenheit haben sie, sondern auch Neugierde alles auszuspüren. Wie zwei Leichen im Walde gefunden werden,

Da sind die Vögel weit und breit
Zu ihnen hingeflogen,
Zu sehen was an diesen Ort
Alldorten sei geschehen. (Lh. I 181.)

Auch von einer im Wald Ermordeten heißt es:

Und als drei viertel Jahr um war
Da hat man sie getroffen,
Da sind die Vöglein weit und breit
Hoch über ihr geflogen. (Erzgeb. 87.)

Daher sind die Vögel allwissend.[1])

In älteren Volksliedern nennt der Verfasser gern in der letzten Strophe, wenn nicht seinen Namen, doch seinen Beruf usw.; wenn er das aber nicht tun will, sagt er: Vögel haben das Lied irgendwo gefunden, drei Gänse haben es über den Rhein gebracht, drei Hühner es aus dem Mist gescharrt. (Wm. Jb. III 290.)

Ebenso sagen englische Kinder, wenn sie in die Enge getrieben werden mit der Frage, woher sie etwas wissen, „a little bird told me.“

Der Vogel ist also im Stande als Weissager aufzutreten:

Ich ging wohl über Berg und Thal,
Da sang ein schönes Nachtigall;
Sie sang so hübsch, sie sang so fein,
Sie sagt, ich sollt' noch glücklich sein.
(Mosel 41, vgl. Nassau 142, Wm. Jb. III 309.)

Da kam das kleine Waldvögelein
Und sang das Liedelein:
„Begraben muss du werden
Wohl in die grüne Erden,
Vor lauter Liebestreu.“ (Itzgrund II 171.)

[1]) Gubernatis Zool. Myth. II 172 ff.

3. Mitleid der Vögel.

Wenn alles wissen und alles verzeihen wirklich eins wären, würde sich das unerschöpfliche Mitleid der Vögel[1]) erklären lassen. Vom treulosen Mörder Ulinger (Kuhld. 65), von der Mutter die der eignen Tochter flucht (Kuhld. 248), vom Brautmörder, heißt es „eim dich wird Niemand traurich sayn sonder di klaene Waldvegerlain.“ (Kuhld. 68, vgl. Lh. I 139.)

Sie trösten das verlassene Mädchen:

Mich brnt treaschtn ol de Wêgelain,
Lai bêle im baude ume wliechn tuent.“
(Gottschee 323.)

Vgl. Nun singt ihr lieben Vögelein!
Ihr sollt allzeit mein Tröster sein.
(Lh. I 614, vgl. Oesterr. Schles. 242.)

Kîr äm, kîr äm, schwuarz fijeleinj!
Wiesch mer uof de trêne meinj. (Sieb. Sachs. 22.)

Wenn sie nicht trösten können, trauern sie mit:

Da saß ein schönes Turteltäubchen
Wohlvergnügt auf einem grünen Ast,
Und da fängt es traurig an zu grucksen,
Weil mein Schatz mich ja verlassen hat. (Mosel 107.)

Bei der Kreuzigung Christi ließen die Vögel das singen sein. (Nassau 30.) Der Bruder eines verführten Mädchens erschlägt den Verführer und wird danach rechtmäßig verurteilt; für den Erschlagenen wird feierlich geläutet, für den Bruder aber nicht:

Dem Hammerschmied läuten die Glöckelein,
Dem Bruder singen die Waldvögelein. (Lh. I 178—9.)

Vgl. Wer wird mir denn mein Groblied singen?
Die Drustel und das Amselmannl. (Böhmen 103.)

Oder wie es sonst heißt „die Drustel und die Nachtigall“.

Frau Nachtigall hegt immer eine freundliche Gesinnung den Menschen gegenüber, ob in Leid oder Freud:

Und als ich kam über Berg und Thal,
Da sang eine schöne Nachtigall;
Sie sang so hübsch, sie sang so fein,
Sie sang, ich sollt ihr Liebling sein. (Oberhessen 9,
vgl. Rhein Nr. 69, Franken 99.)

[1]) Vgl. Uhland Schriften III 87, Wackernagel *Ἔπεα* S. 14.

„Olle Kreature“ trauern beim Leiden Christi (Kuhld. 266), auch die Fische im Wasser trösten das oben erwähnte verlassene Mädchen im gottscheer Lied (S. 322). Wenn es heißt

Zwei schwarze Rössle muss ich habn,
Die mir helfen mein Traurigkeit tragn (Böhmen 153),

ist der Ausdruck wol nur bildlich aufzufassen — die Pferde sollen die große Sorgenlast schleppen helfen.

4. Der Vogel als Bote.

Da die Vögel sich für die Menschen so lebhaft interessiren, kann es uns nicht wundern, dass sie Briefe und Grüße auf ihren Wanderungen bestellen. Die Rolle eines Boten ist für den Vogel wie von der Natur geschaffen; ungefährdet kann er überall hinfliegen, und seine Botschaften ausrichten ohne Aufsehen zu erregen.

Kommt e Vogerl gefloge,
Setzt sich nieder auf mein Fuß,
Hat e Briefche im Schnabel
Und vom Dirndel e Gruß . . . .
Lieber Vogerl flieg' weiter,
Nimm e Gruß mit und e Kuss,
Und ich kann dich nit begleite,
Weil ich hier bleibe muss. (Nassau 186, vgl. Mosel 93, Hörmann 182, Lh. II 790 usw.)

Vgl. Dô drübn af'n Bäumel
Sitzt â Vüegel af'n Ast;
Hot â Bloettel in Schnôbel,
Und ân Gruß vun man'n Schatz. (Rundâs Nr. 564.)

Ausführlicher ist die Variante des obigen (Rundâs Nr. 565), wo der *Fink* ein *Briefel* vom Schatz trägt.

Auch Tirol I 179, Sieb. Sachs, 4 sind Vögel Träger von Liebesbriefen.

Die Botschaft wird aber meist mündlich von den Vögeln ausgerichtet:

Hörst du nicht die Vöglein singen
Früh morgens auf der Tannen Aest'?
Werden dir die Botschaft bringen
Dass mein Herz nicht von dir lässt.
(Dunger, Dialekt des Vogtlands, vgl. Niederhessen IV Nr. 44.)

Und zwar ist es meistens Frau Nachtigal oder Jungfrau Nachtigal (Schweiz II 212), deren Ehrentitel noch ein Beweis ist, wie menschlich man sich die Botin vorstellt.

Frau Nachtigall, kleins Vögelein,
Willst du Herzliebchens Bote sein? . . .
Sie flog über Berg und Thal,
Bis sie vor das Schlaffenster kam.
Sie klopft an mit aller Noth:
„Schatz schläfst du, oder bist du todt?
(Lh. II 228—9.)

Nun flieg nur hin, du Nachtigall,
Grüß mir mein Schatz viel tausendmal.
Frag: ob er weint, frag: ob er lacht
Frag: ob er meiner gar nit achtt.
(Franken 102, vgl. 111 u. Oberhessen 62.)

Schwing dich auf, Frau Nachtigall!
Grüß meinen Schatz vieltausendmal,
Grüß mir ihn aus Herzensgrund
Wünsch ihm dass er bleib gesund,
(Lh. II 389, vgl. Westfalen 77.)

Auf jenen Bergen fliegt ein Vogel,
Ich glaub' es ist ein Nachtigall:
Lieber Vogel, fliege weiter,
Grüß mir mein Schatz vieltausendmal. (Mosel 64,
vgl. Rhein Nr. 90, Sieb. Sachs. 8.)

Da die Vögel über alles so genau unterrichtet sind, können sie auch ohne direkte Botschaft manchmal Nachricht geben; man bittet die Nachtigall darum:

Stimm an, stimm an, Frau Nachtigall!
Sing mir von meinem Feinsliebchen. (Lh. II 390.)

Oder auch ungebeten erzählt sie:

Und als ich kam ins fremde Land
Da sang so schön die Nachtigall;
Sie sang die ganze Nacht so fein
Von meinem lieben Schätzelein. . (Nassau 143.)

Ich ging wol über Berg und Thal
Da sang so schön die Nachtigall;
Sie sang so schön, sie sang so fein,
Sie sang von meinem Feinliebelein. (Lh. II 396,
vgl. Nassau 152, Niederhessen I Nr. 5.)

Zuweilen bringt sie eine Schreckensnachricht, wie in dem kuhländischen Liede, wo sie nachts bei Annles Fenster mit ihrem Schnabel anklopft, und ihr den Tod des Gemahls berichtet. (S. 5.) Drossel und Nachtigall berichten ganz ähnlich:

Die Drossel und die Nachtigall
Sie klopften mit ihren goldenen Schnäblein an:
Dass ihr Herr König wär im Krieg erschlagen.
Sie sollen nun trauren ein halbes Jahr,
Von Rosen soll sie ein Kränzlein tragen. (Lh. I 30.)

Ein kleines Vöglein kommt früh morgens zu dem Schneiderle und sagt:

„Kloins Shnaidarle. du liebes main,
Du shingescht et, du bischplescht â net
Ben du besoscht, buss i bois . . . . .
Dai liebe dain 'scht a shneabaisai laiche.
(Gottschee 272, vgl. oben S. 168.)

Der Rabe erscheint sehr passend als Unglücksbote:

Es kamen drei schwarze Raben
Wohl über meines Bruders Schlaffenster.
„Schläfst du junger Held?
Oder wachst du junger Held?
Dein Bruder liegt erschlagen im weiten Feld.“
(Lh. I 160.)

In einem schlesischen Liede (S. 9) laufen die Hündlein des von einer Otter vergifteten edlen Herrn nach Hause, und erzählen selbst die Schreckensbotschaft: ein beinahe alleinstehender Fall, wo Vierfüßler als Boten auftreten.

5. Der Vogel als Verkündiger des anbrechenden Tags.

Eine andere Art Botschaft überbringt der Vogel auch. Wie im Tagelied Dietmars von Aist (MF S. 39) so im Volkslied ist der Vogel Bote des herankommenden Tags. Er weckt die Liebenden, und ermahnt sie, dass die Zeit zum Scheiden da ist.

Ei wer uns frü aufwecken wird
Das tun die Waldvögelein,
Die wecken uns all die Morgen
Bei'n schwarzbraun Maedelein. (Eger Nr. 1.)

Hörst du nicht das Vöglein pfeifen?
Verkündet uns schon den Tag.
Ach Vöglein! schweig nur stille
Es ist noch viel zu früh,
Wenn ich dich könnt erwischen
Das Schnäbelein bänd ich dir zu.
(Meier Schwaben 142.)

Aber der Vogel ist sich seines Amtes selten bewusst; vielmehr singt er für sich aus Freude, dass der Tag da ist.

Wach auf, wach auf, du Handwerksgesell!
Du hast so lang geschlafen,
Da draußen singen die Vöglein hell,
Der Fuhrmann auf der Straßen.
(Westfalen 73, vgl. Lh, III 425.)

So ist es in vielen Liedern, unter andern: Itzgrund 182, Gottschee 337, Lh. III 317, Mosel 178, Schweiz I 149, II 185, Franken 43.

Meistens erscheint der Hahn als Wecker[1])

Früh wenn der Hahn wird krähn,
Und der Thau am Feld wird stehn;
Dann Brüderchen, dann Brüderchen,
Dann gehn wir nach Haus. (Schlesien 247, vgl. Tirol I 79, Lh. II 628—9, Oberhessen 61, Kuhld. 179.)

Seltener erscheinen neben ihm Taube und Schwalbe, die nächsten Nachbarn der Menschen.

Schatz, der Tag wird bald ankommen.
Der Hahn der kräht zum zweitenmal;
Und die Schwalben thöns anzeigen,
Tageslicht mit seinem Gsang. (Schweiz I 148.)

Es krahn schon die Hahnla,
Es gurrn die Taub'n. (Hörmann 230.)

Selten sind andere Vögel Tagesboten.

Steht auf ihr faulen Maurersbuben
Die Distelvögel singen auf die Felder herum.
(Lechrain 283.)

In Schnaderhüpfeln aus den Gebirgen kommt der Auerhahn vor, auch Kukuk und Rothkröpfel. (Steiermark 195,

[1]) Weshalb er auf den Kirchturm als Wetterhahn gesetzt wird, s. bei Wackernagel Ἔπεα S. 8.

Hörmann 230.) Endlich verrichtet das Vieh im Hof denselben Dienst:

Schötzel stieh auf!
Es kroeht schå der Hahn,
Es brummt schå die Kuh,
Zeuh å deine Schuh.
(Rundås Nr. 398, vgl. Hörmann 231.)

6. *Bilder aus dem Tierleben.*

Soweit haben wir das anthropomorphische Tier in seinem Verkehr mit den Menschen betrachtet, aber ein gut Teil seines Lebens liegt außerhalb der Grenzen dieses Verkehrs. Nach dem Leben gezeichnet ist es, dass das Tier dem Menschen Mitgefühl entgegenbringt und ihm mit Rat und guten Diensten behülflich ist, aber in Leid wie in Freude auf sich selbst und die seinigen angewiesen, vom Menschen weder Rat noch Hülfe erwarten darf.

Herzlich genug sind die Beziehungen der Vögel zu einander. Wie die Menschen haben sie *Liebesverhältnisse*:

Es lieben sich all die Waldvögelein,
Warum soll es uns verboten sein?
(Rhein Nr. 76, vgl. Oberhessen 31.)

Zuweilen wird ein solches Liebesverhältnis mit gemütlicher epischer Breite geschildert:

Die Eule auf dem Zaune sass
Sie sass wol gar alleine;
Da kam der Adler, der schönst Waldvogel
„Was machst du hier alleine?"
„Und was ich hier alleine mach'?
Ich bin eine arme Waise,
Der Vater ist mir im Krieg erschlagen,
Die Mutter gestorben vor Leide."

Der Adler bittet sie ihm in seine Heimat zu folgen,

Die Eule strich ihr das Gewimper aus
Sie schaut ihm unter die Augen:
„Also bist du der allerschönst Waldvogel,
Man darf dir wohl nicht trauen?"

Nach vielen Versicherungen des Adlers werden die Zweifel der Eule beseitigt, die beiden fliegen miteinander fort.

Und wie sie kamen in Adlers Land
In Adlers sein Geniste,
Da gab's der Federn gar so viel
Aus andern Vögeln gerissen.
Ei seht nur, seht ihr Mädel jung!
Und lasst euch nicht verführen;
Die Knäblein, die am schönsten sind,
Die sind die größten Lügner.
(Lh. I 529, Kuhld. 69, Oesterr. Schles. 191.)

In einem gottscheer Lied (S. 313) sitzt eine kohlschwarze Amsel mit vielen anderen Vöglein auf einer Haselstaude. Ein Vorübergehender fragt die Amsel, warum sie so schön singe? worauf sie antwortet:

„Bai shol i's mier et scheane shingen,
I hon es hintr mier drai lanter,
In an jêdn lonte hon i a liabai schean,
A jêdrai liebai hot a jungen shûn.
Unt bie de shîne aufbokschen brnt,
I brt she gâbm in de schuele bais.
Shai brnt es shainen drai schuelarlain
Drai schuelarlain, drai schtodentlain junk."

Hier sind wir allerdings an die Grenze gelangt, wo man kaum mehr entscheiden kann, ob das Tier mit menschlichen Eigenschaften ausgerüstet ist, oder der Mensch unter Tiergestalt erscheint. Einen Brautstand finden wir auch bei den Tieren:

Uebermorgn, übermorgn,
Geht der Hôs in's Kraut;
Zupft de schönnsten Blättle ab,
Gibt se seiner Braut. (Rundâs Nr. 1381.)

Gëtsëimânei, Gëtsëimânei,
Der Fuks daar gët ins Kraut;
Ar zupft di galm Blëtter ou,
Un gibtsa seiner Braut. (Sonneberg 112.)

Wichtiger sind die *Tierhochzeiten*:[1]) sie geben den Stoff zu vielen Liedern.

Drossel und Amsel sind Braut und Bräutigam (Lh. I 514, vgl. Schlesien 72 u. 75), ungenannte Vögel (Lh. I Nr. 163d — 163f), oder Käfer und Fliege (Lh. I 517—19, Schlesien 71). Letztere

[1]) Vgl. Uhland Schriften III 75—81.

Hochzeit nimmt immer einen traurigen Schluss; die Fliegenbraut ertrinkt im Bad grade vor der Trauung — ihr Bräutigam der Käfer wird von einem Hahn gefressen usw.: so auch im Englischen die verschiedenen Lieder von der Hochzeit des Frosches mit der Maus, welche durch Katzen und Enten ein jähes Ende nimmt. Bei diesen Hochzeiten hat jedes Tier sein besonderes Amt zu führen, da aber dieses nur deshalb dem Inhaber zukommt, weil es auf seinen Namen reimt, lassen wir sie weg.

Auch bei den Hochzeiten des Bettelmanns spielen die Tiere eine große Rolle.

Wideli, wädeli hinder em Städeli
Häd d'r Bettelma Hochsig.
Es giget es Chrebsli,
Es tanzet es Schneggli,
Es schlôd es Nigeli Trumme,
Und alli Tierli die Federli händ
Sind zum Hochsig 'komme.
(Schweiz I 206, vgl. Lh. II 679.)

oder: Alle Esele trumme,
Alle Mys wo Wädele han
Derfe zur Hochzeit kumme. (Lh. II 678.)

Vgl. Z' Basel uff'm Blumeplatz,
In der engen Gasse,
Gîgt a Fuchs unn danzt e Has,
's Esele schlad die Drumme;
Alle Diäerle wo Wädele han
Miän zur Hochzît kumme. (Lh. II 678.)

Auch sonst hören wir davon, dass die kleineren Tiere gerne *musiziren*. Das kommt wol daher, dass sie tanzen, denn dafür gelten ihre schnellen gewanten Bewegungen: „da tanzen die Mäuse auf dem Hobeltisch 'rum.“ (Nassau 383.)

Dat ub'n of den Bergla
Dat stiehn zwie Füx;
D'r ohna ku tonz'n,
D'r ondra ku nix. (Beitr. z. Vk. d. Deutschen in Mähren 209.)

Zum Tanz gehört nun notwendig Musik und die verschiedensten Instrumente werden gebraucht:

Zwisch'n zwoa Dånnabam
Doa sizn zwoa Håsn;
Dr oani tuåt Zidan schlågn,
Dr åndri tuåt blåsn. (Oesterreich 24.)

In einem grünen Thälulein
Da saßen zwei kleine Häsulein,
Das eine thäte flötulein,
Das andre thäte geigen.
(Lahrer Commersbuch • 474.)

Ze Kruinen, ze Kruinen fier em borgerduir,
Dô stând en hîsch lainjt derfuir,
Dô sâszen drâ nôchtegualen derfuir,
Dai irscht dai språng,
Dai ånder sång,
Dai drat dai schlach en ziter gor feinj. (Sieb. Sachs. 7.)

In der Eifel singt man noch das alte Lied von Wolf und Gans. Die Gans, „die schöne Braut" wird vom Wolf gefangen, und muss vor dem Tode einmal mit ihm tanzen. Sie rupft sich eine Feder aus, auf der sie die Tanzmusik spielt.

Das Gänselein blies nun wohl in die Pfeif,
Der Wolf der tanzt, dass ihm fludert der Schweif. (Eifel I 151.)

Worauf die Gans entflieht![1])

Lustig genug scheint dieses Tierleben zu sein trotz Mangel an Geld

O du kleiner Wasserstelz!
Und ach du kleines Vögeli!
Wie lottelt dir das Wädeli,
Und hasch kein Kreuzer Geld!
(Weckerlin Elsass II 320.)

O Vögelein, o Vögelein, du kleines Wasservögelein!
Wie wackelt dir dein Schwänzlein,
Und hast kein Kreuzer Geld! (Wm. Jb. III 312.)

Wie die Hochzeit wird auch das *Eheleben* der Tiere geschildert, hauptsächlich das des Kukuks:

Der Kukuk ist ein braver Mann
Der vierzehn Weiber erhalten kann.
Die erste trägt das Holz ins Haus,
Die zweite macht ein Feuer daraus,

---

[1]) Vgl. Uhland Volkslieder Nr. 205, Schriften III 68—69.

Die dritte trägt das Wasser ins Haus,
Die vierte kocht ein Suppen daraus,
Die fünfte fegt dem Herrn die Stub,
Die sechste hebt die Feiert auf,
Die siebente deckt dem Herrn den Tisch,
Die achte schaut was droben ist,
Die neunte holt den Kännel mit Wein,
Die zehnte schenkt es tapfer ein,
Die elfte macht dem Herrn das Bett,
Die zwölfte legt sich drin ganz g'streckt,
Die drizehnte nimmt den Herrn in Arm,
Die vierzehnte sait: Dass Gott erbarm!
(Elsass 274, vgl. Meier Schwaben 407.)

Im Nassauischen hat er 10 Frauen (S. 379), im Kuhländchen 6 (S. 174), in Böhmen 16 (S. 216), in Siebenburg Sachsen 13 Bräute (133—134), in einem kuhländischen Liede nur zwei, ein altes Weib und eine junge Dirne, für die er Schuhe kauft (S. 182). Da ist er übrigens sehr menschenähnlich geworden; er zieht ihr die Schuhe an und schnallt sie zu, er hält Kühe, hat einen Knecht usw. In der Schweiz ratet man ihm

„Guggu, nimm du kei altes Weib,
Und wenn sie tausend Taler hei.“ (Schweiz I 143.)

In Siebenbürg. Sachsen hat er gelbkrauses Haar (133—4). Mannhardt[1]) spricht vom Kukuk im Volkslied als einer „weit über tierisches Wesen hinausgehenden Persönlichkeit. Er hat ein Haus, schaut zum Fenster aus; er schläft und lacht in menschlicher Weise. . . . Ein niederdeutsches Verschen weiß noch etwas von den Hosen des Kukuks zu erzählen:

Koekoek, Koekoek!
Een Holleken in uw Broek!“

Auch von der Ehe des Eichhörnchens wird erzählt:

Daer Aechhoen onn de Aechheäneinn
Woen lange Zait ae Hatz, ae Seinn.

Aber im Herbst, sobald die beiden alle Haselnüsse in die Kammer getragen haben, zieht er den Riegel für die Thür und sperrt seine Frau aus. Sie zieht ins fremde Land, wo sie ein „ander Haisle“ findet. Wie die Haselnüsse alle sind,

---

[1]) Zfd Myth. III 217—218.

reist er ihr nach und bittet sie zurückzukommen. Aber sie will nicht, denn hier bekommt sie Käse, Brot und Wein statt des „Binnlewasserlein“ das er ihr gegeben.[1]) (Kuhld. 7.)

Ebenso eingehend werden die Lebensverhältnisse der Amsel und des Spechts geschildert (Gottschee Nr. 93); auch hier handelt es sich um die Wintersnot. Die schwarze Amsel, als wilder Waldvogel, nistet sich für den Winter in eine hohle Buche ein, und sammelt Proviant von roten und schwarzen Beeren. Indes der zahmere Specht, in seiner hohlen Steinwand, verlässt sich auf Weizen und Hirse in den Getreidekasten der Bauern. Jeder findet die Lebensweise des anderen unpraktisch, aber die Amsel behält schließlich recht, indem der Specht Hungers stirbt.

So eng verwant denkt sich das Volk die Lebensweise der Tiere mit der seinigen, dass es sich selbst um die *Bekleidung* derselben kümmert. Die Hosen der Tiere werden mehrfach erwähnt (z. B. die des Kukuks S. 179). Der Jäger zieht dem Hasen Pelz und Hosen aus (Lh. I 523), wie auch der Storch dem Frosch, dem „guten einfältigen Schwaben“ die grünen Hosen über die Ohren abzieht (Schweiz II 215). Der Staar wäscht sich seine schwarzen Hosen, die doch nicht weiß werden (Schweiz II 214). Verbreitet ist auch das Lied von den Schuhen der Gänse, die niemals zu Stande kommen, weil der Schuster zwar Leder dazu hat, aber keine passende Leisten. (Umgekehrt ist der Fall Schlesien 325.) Der falsche Ulinger erklärt das Girren der warnenden Taube als eine Klage, dass sie den ganzen Winter barfuß, mit kalten Füßen gehen muss.

Der Anthropomorphismus hat sich also bis in jedes einzelne Moment im Leben und Gefühl des Tiers eingedrängt.

* * *

Fassen wir jetzt das kurz zusammen, was wir gefunden haben: das Ergebnis lässt sich in den Worten Kobersteins ausdrücken: „Das bloße Natürliche erscheint ganz mit persönlicher Empfindung, und mit menschlichem Bewusstsein erfüllt; oder das individuelle Menschenleben hat sich völlig in ein, zwar noch immer besondres, aber dabei bewusstloses Naturleben umgesetzt.“ (Wm. Jb. I 74.)

---

[1]) Vgl. ein ähnliches Märchen von Raben. Uhland Schr. III 74.

Das Volkslied begrüßt in Tier und Pflanze dem Menschen naheverwandte Wesen. Die Pflanze, trotz ihrer äußerlichen Ruhe, hat menschliche Leidenschaften, menschliche Sprache; das Tier desgleichen, noch dazu lebt es ganz nach unseren Sitten. Kurz, die ganze Natur wird beseelt und vermenschlicht. Andererseits fühlt sich der Mensch als Teil dieses Ganzen. Zuweilen kann er sich, trotz des ihm angeborenen Adels, herablassen und mit diesen armen Verwanten als mit seinesgleichen verkehren. Da sieht er, dass er seine Schwächen und Tugenden mit den Tieren gemein hat; seine Schönheit wie sein Schicksal mit den Pflanzen. Zuweilen kann er sich mit ihnen ganz identifiziren, indem er, vor oder nach dem Tode, ihre äußerliche Gestalt annimmt.

Das alles aber im Liede und nur im Liede; denn ich möchte ausdrücklich betonen, dass diese Ideen nicht als allgemeine Weltauffassung des Bauernstandes hier hingestellt werden. Ebensowenig wie spätere Zeitalter aus Betrachtung der modernen Kunstlyriker allgemeine Schlüsse über Glauben und Gedankenkreis unserer Zeit ziehen könnten, dürfen wir, vom Volkslied ausgehend, den Volksglauben zu konstruiren suchen. Aber ein wichtiger Teil vom geistigen Leben jedes Stammes oder Standes muss allezeit in dessen Poesie seine Abspiegelung finden, wodurch das Volkslied, außer seinem eignen inneren Werte in Wort und Weise, noch ein besonderes Interesse erhält. Ein herrliches Erbe besitzen wir in ihm: Inhalt, Form und besonders die Melodien bieten ein reiches Arbeitsfeld, das in mancher Richtung noch brach liegt. Lange Jahre hindurch ist fleißig gesammelt worden, als Ergebnis davon haben wir eine reiche schöne Ausbeute; aber ehe wir mehr im Klaren sind, worin dieses Erbe und sein Wert besteht, dürfen wir es kaum als unseren eigensten Besitz betrachten.

Quellenverzeichnis.

Allgemeine Sammlungen.

Deutscher Liederhort (Lh.). Ludwig Erk, neubearbeitet von Franz M. Böhme, 3 Bde. Leipzig 1893.

O. Schade: Deutsche Handwerkslieder, Leipzig 1865.

L. v. Hörmann: Schnaderhüpfln aus den Alpen. Innsbruck 1881.

Landschaftliche Sammlungen.

Anhalt Dessau. E. Fiedler, Dessau 1847.
Badische Pfalz. Eigene handschriftliche Sammlung (abk. MS.).
Baiern. K. v. Leoprechting („aus dem Lechrain“, abk. Lech.), München 1855.
Böhmen. 1) A. Hruschka und W. Toischer, Prag 1888—1891.
2) České národnj Písně, W. Praze 1825. (Abk. Czech.)
Egerland. A. Wolf. Eger 1869.
Eifel. J. H. Schmitz. (Sitten, Sagen, Lieder usw. des Eifler Volks.) Trier 1856. 2 Bde.
Elsass. 1) C. Mündel, Strassburg 1884.
2) J. B. Weckerlin (Chansons populaires de l'Alsace), Paris 1883 2 Bde. (les littératures populaires de toutes les nations, tome XVII).
Erzgebirge. A. Müller, Annaberg 1883.
Franken. J. W. v. Ditfurth, Leipzig 1855. Bd. II.
Gottschee. A. Hauffen, „die deutsche Sprachinsel Gottschee“, Graz 1895.
Oberhessen. O. Böckel, Marburg 1885.
Niederhessen. J. Lewalter, Hamburg 1890 - 94. 5 Hefte.
Itzgrund. O. L. B. Wolff (Halle der Völker Bd. II), Frankfurt a. M. 1837.
Kärnten. S. Pogatschnigg und E. Herrmann, Graz 1869—70[1], 1879[2]. 2 Bde.
Kuhländchen. J. G. Meinert, „der Fylgie“, Wien und Hamburg 1817.
Mähren. Willibald Müller, „Beiträge zur Volkskunde der Deutschen in Mähren“, Wien und Olmütz 1898.
Mosel und Saar. C. Köhler und John Meier, Halle 1896. Bd. I.
Nassau. E. H. Wolfram, Berlin 1894.
Odenwald. N. Zopf, Beerfelden 1885.
Oesterreich. F. Ziska und J. Scholtky, Pesth 1809.
Oesterreich-Schlesien. A. Peter, Volkstümliches aus O.S., Troppau 1865. Bd. I.
Rhein. K. Becker Rheinischer Volksliederborn, Neuwied a. Rh.
Salzburg. M. V. Süss, Salzburg 1865.
Schlesien. Hoffmann von Fallersleben und E. Richter, Leipzig 1842.
Schwaben. 1) Schwäbische Volkslieder; Beitrag zur Sitte und Mundart des schwäbischen Volkes, Freiburg i. B. 1864.
2) Ernst Meier, Berlin 1855.
Schweiz. L. Tobler, Frauenfeld 1882—4. 2 Bde.
Siebenbürg. Sachsen. F. W. Schuster, Hermannstadt 1865.
Sonneberg. A. Schleicher, Volkstümliches aus Sonneberg im Meininger Oberland, Weimar 1858.
Steiermark. 1) A. Schlossar, Innsbruck 1881.
2) K. Weinhold. Mitteilungen des historischen Vereins für Steiermark IX. 61—84.
Thüringen. O. Schade im Weimarischen Jahrbuch für deutsche Sprache usw.
Tirol. R. H. Greinz und J. A. Kapferer, Leipzig 1889 und 1893, 2 Bde
Vogtland. 1) H. Dunger. Ueber Dialekt und Volkslied des Vogtlands. Plauen 1870.

2) H. Dunger. Rundâs und Reimsprüche aus dem Vogtlande, Plauen 1876.
Waldeck. L. Curtze. Volksüberlieferungen aus dem Fürstentum Waldeck, Arolsen 1860.

Zum Vergleich herangezogen:

A. Reifferscheid. Westfälische Volkslieder, Heilbronn 1879.
K. Müllenhoff. Sagen, Mährchen und Lieder der Herzogthümer Schleswig Holstein und Lauenburg, Kiel 1845.
Uhland. Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, Stuttgart 1844, 2 Bde.
Sir Walter Scott. Minstrelsy of the Scottish Border, Edinburgh 1833, 4 Bde.
Wm. Allingham. The Ballad Book, London 1879.
E. v. Qvanten. Sveriges skönaste Folkvisor, Stockholm o. j. (1882?)

EINE FAST VERSCHOLLENE STREITSCHRIFT THOMAS MURNERS.

VON
OTTO CLEMEN,
ZWICKAU.

Im Frühjahr 1522 [1]) erschien die Schrift des Esslinger Augustiners Michael Styfel „Von der Christförmigen, rechtgegründten leer Doctoris Martini Luthers".[2]) Den Hauptinhalt

[1]) Zum Folgenden vgl. *Strobel*, Neue Beyträge zur Litteratur besonders des 16. Jahrhunderts I 1 S. 8 ff. *Keim*, Reformationsblätter der Reichsstadt Esslingen (1860) S. 7 ff. *W. Kawerau*, Thomas Murner und die deutsche Reformation (1891) S. 54 ff.

[2]) Mehrere Ausgaben. *Panzer*, Annalen 1491—1493. *Weller*, Repertorium typographicum 2274, 2275, Suppl. I Nr. 240 (Repert. typ. 2276 — 2278 Sonderdrucke des Lieds). Welche Nummern *Panzers* und *Wellers* zusammengehören, ist bei der Ungenauigkeit der Titelkopien des ersteren nicht ganz klar. Jedenfalls ist *Panzer* 1493 = *Weller* 2275, und *Weller* 2279 = *Kawerau* S. 105 Anm. 83. *Panzer* 1492 (= Zw. R. S. B. XVII. IX. 1_{81}) ist nicht, wie dieser, nach *Strobel* S. 11 (vgl. auch *Keim* S. 9) annimmt, in Esslingen erschienen, sondern, wie die Lettern, das Lutherbild Bl. 2b = *Dommer*, Lutherdrucke auf der Hamburger Stadtbibliothek (1888) S. 213 Nr. 3 und die bei *Böcking*, opera Hutteni, index XXXV 1 (vgl. XL 1) beschriebene Titelbordüre Bl. 31b (mit Wappen auch auf *Panzer* 1496 und Bl. 12b von *Weller* 1929, ohne Wappen [vgl. *Dommer* S. 138 f.!] auf Titel und Bl. 37b von *Panzer* 1931 und auf *Panzer* 1837 = *Weller* 2377 = *Baum*, Capito und Butzer [1860] S. 589 Nr. 1) beweisen, bei Johann Schott in Straßburg. Wahrscheinlich war es gerade diese Ausgabe, die Murner zu Gesichte kam und die ihn in den Harnisch brachte.

bildet „ein überuß schön kunstlich Lyed“, in welchem der Engel Apokalypse 14, 6 auf Luther gedeutet wird; in einer die Liederstrophen umgebenden prosaischen „neben vßlegung“ wird diese Deutung ausführlich gerechtfertigt. Gegen diese Apotheose Luthers erließ Murner „Ain new lied von dem vndergang des Christlichen Glaubens“.[1]) Styfels Entgegnung war das Schriftchen: „wider Doctor Murnars falsch erdycht Lyed: von dem vndergang Christlichs glaubens. Bruoder Michael Styfels von Esszlingen vßleg vund Christliche gloß darüber.“ [2]) Murner schrieb darauf:

Antwurt vnd klag mit ent- | schuldigung doctor Murners wider bruder Mich | el stifel weyt von eßlingen da heim, vff das stüfel | buch so er wider meyn lied gemachet hat, | daruß er des lieds den rechten | thon erlernen mag. | 6 ff. 4. fol. 6b: Ußgangen von doctor Murner vff den abent | der geburt Marie [3]) in dem iar. 1522. Druck von Johann Grüninger in Straßburg.[4])

Diese Schrift haben weder *Strobel* noch *Keim* noch *Kawerau* noch *M. Spanier* einsehen können. Bisher war überhaupt nur ein Exemplar (Brit. Museum) bekannt.[5]) Ein zweites Exemplar besitzt die Zwickauer Ratsschulbibliothek.[6]) Es verlohnt sich, den Inhalt wiederzugeben.

[1]) Dieser Titel bei *Strobel* S. 13 und *Panzer* 1494; beiden ist der Druck nur aus dem Bünauischen Katalog T. III vol. III p. 1284 bekannt. Vgl. noch die interessanten Bemerkungen *M. Spaniers* über dieses Lied Zeitschrift für deutsche Philologie XXVI S. 217 ff.

[2]) *Panzer* 1495, *Kawerau* S. 105 Anm. 86 = Zw. R. S. B. XVII. IX. 16_{11}.

[3]) 7. Sept.

[4]) Nach *Weller* 2220.

[5]) Nach *Weller* 2220 und *Kawerau* S. 106 Anm. 87.

[6]) Zw. R. S. B. XVII. IX 16_{18}. Inhalt dieses Sammelbandes: 1. *Panzer* 1843. 2. *Weller* 2826 (= *Panzer* 1844?). 3. *Panzer* 2002, 4. *Panzer* 1486. 5. *Panzer* 1992. 6. *Weller* 2684. 7. *Panzer* 972 c. 8. *Panzer* 1483, *Weller* 2249, Germanisches Museum Rl. 1769. *Uhlhorn*, Urbanus Rhegius (1861) S. 84 ff. 349 Anm. 10 und *Roth*, Augsburgs Reformationsgeschichte (1881) S. 72 meinen, Urbanus Rhegius sei der Verfasser. Aber 1. die Schrift ist bei Johann Prüss in Straßburg erschienen. — und 2. vgl. die Briefe Nr. 184 und 185 Zeitschrift des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg XX S. 208! — 9. *Panzer* 1578. 10. *Panzer* 2079. 11. S. o. Anm. 1. 12. A N twort dē Murnar vff seine | frag, Ob der künig vō En- | gellant ein lügner sey, oder der gótlich doctor | Martinus Luter. 44 ff. 44b

Die Adresse: „Zu allen stifelen des deutschen lands." — Mich wunderts, „ihr wolgeschmierten vnn hochgeliderten stifel des deutschen lands", dass ihr mein freudenreich Lied nicht gut aufgenommen habt, sondern mich mit Nägeln, Feuer und Eisen angreift. So ich aber in ganzer Hoffnung bin, dass ihr wohlgeschmierten Stiefel nicht alle Schuld daran habt, will ich euch mit diesem Briefe den vollen Handel zu berichten nicht verhalten. Es hat ein ungeschmierter Fischerstiefel ein Lied gesungen im Bruder Veits Ton, wie der Luther ein Engel sei, wo er doch Fleisch und Bein hat. Nun hätte ich gedacht, so es den Stiefeln erlaubt wäre zu singen, wäre es mir als einer Katze und einem Drachen, auch des Papstes Geiger und Narren, wie mich dieses freundliche und holdselige Stiefelein nennt, dergleichen zu singen und fröhlich zu sein nicht verboten, — vorab von seiten derer, die zu Esslingen sind, so weit von mir. Meine beiden Paar Stiefel, die ich von Venedig[1]) mitgebracht habe und die von bestem Korduanischen Leder sind, haben mich täglich das Liedlein singen hören in meiner Stube und nie ein Wort dazu gesagt. Es ist meine Absicht, euch, wohlgelederte Stiefel, einen Bericht zu geben von der Unbilligkeit, so mir von diesem Fischerstiefel zugemessen wird.

Erstlich nennt er sich Bruder Stiefel. Da redet er sehr wahr, sofern ja jeder Stiefel einen Bruder hat, so ihrer doch ein Paar sein müssen. Wo ihr ihn aber also verstündet, dass

---

weiss; *Panzer* 1493, *Kawerau* S. 106 Anm. 87. 14. Ein bisher unbekannter Druck Jakob Köbels in Oppenheim (vgl. *F. W. E. Roth*, die Buchdruckerei des Jakob Köbel und ihre Erzeugnisse (1503 — 1572) im IV. Beiheft zum Centralblatt für Bibliothekswesen [1889] S. 1—35). 15. Testament eines Schweines. 16. *Panzer* 2082. 17. *Panzer* 1204 (vgl. 840), *Böcking*, opera Hutteni VII 114 Nr. XXXXIIII. 18. *Weller* 932 = *Böcking* VII 88 Nr. XXI.

[1]) Von einem Aufenthalte Murners in Venedig wissen wir auch aus dem Murnarus Leviathan (Titel *Dommer*, Autotypen der Reformationszeit auf der Hamburger Stadtbibliothek I [1881] Nr. 69; Ex. auch Zw. R. S. B. XIX. VIII. 15_{16} und Germanisches Museum Bl. 1728): *W. Kawerau*, Thomas Murner und die Kirche des Mittelalters (1890) S. 9. 93 Anm. 28. Zu dem Titel dieser Spottschrift vgl. übrigens den Teufelsbrief, den Pierre d' Ailly 1381 verfasste (gedruckt bei *Tschackert*, Peter v. Ailly [1877] appendix p. 15. *Wattenbach* in den Sitzungsberichten der Kgl. preuss. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1892 I 96 f.).

er ein Bruder Augustinerordens wäre, so ist es nicht wahr, denn sie haben ihn aus dem Orden verjagt — ich denke mir, nicht wegen seiner Unschuld.

Zum andern schreibt er: von Esslingen. Das ist ja auch wahr, denn die Stadt ist ihm verboten, darum muss er davon sein und nicht darinnen.

Zum dritten fragt er mich, warum ich so blind in der hl. Schrift einherginge. Ich meine, er sei ebenso wohl ein Narr wie ich, da er nicht weiß, dass es der Augen Schuld ist, so einer blind ist.

Zum vierten: Bin ich schon, wie er will, ein Katzenkopf, so fange ich ihm doch keine Mäuse; ein Drache, so ersticht mich doch St. Georg nicht, ein Esel, trage ich doch keine Säcke zur Mühle.

Zum fünften fragst du mich, was ich unter der Christenheit verstehe. Wäre ich lutherisch, so spräche ich, es sei die Versammlung Luthers mit zwei oder drei andern, die hinter dem Ofen bellen. Was ich für die Christenheit halte, will ich dir sagen, sobald ich aus der Badestube herauskomme.[1])

Zum sechsten schilst du mich, als ob ich nicht wüsste, was die Fürsten von Luthers Sache hielten. Ich bin nicht in ihrem Rat gewesen, doch haben sie ein Edikt ausgehen lassen mitsamt dem Kaiser und allen Ständen des Reichs, was jeder von Luther und seinem Anhang halten soll.

Zum siebenten: dass der Papst, die Bischöfe und andere geistliche Obrigkeiten den Leuten Geld aussaugen, lasse ich sie selber verantworten.

Zum achten: des Papstes Krone betreffend, glaube ich, wie auch wahr ist, dass solche Zierde nicht seiner Person, sondern der ganzen Christenheit gilt.

Zum neunten: Was das betrifft, dass ich gesagt habe: Johannes hat 30 Jahre nach der Auffahrt Christi sein Evangelium geschrieben, ist dann unter Kaiser Domitian nach Patmos verbannt worden, unter Nerva nach Ephesus zurückgekehrt, hat bis auf Trajans Zeit gelebt und ist im Alter von 90 Jahren am letzten von allen Evangelisten gestorben — so geh in die rechte Schule und sieh zu, ob ich geirrt habe!

---

[1]) Schon Frühjahr 1512 war M. einmal im Bade: *Kawerau* Th. M. und die Kirche des Mittelalters S. 11.

Zum 10.: dass das Papsttum im Evangelio nicht gestiftet sei, glaube ich nicht. Warum steht denn geschrieben (Joh. 21, 15 ff.): Weide meine Schafe! und (Mt. 16, 18 f.): Auf dich will ich meine Kirche setzen . . . und: dir gebe ich die Schlüssel des Himmelreichs?!

Zum 11.: dass ich giftig wie ein Drache sei, da ich anonym und pheudonym wider Luther geschrieben, das redet kein frommer Mensch von mir. Denn ist mein Name auch nicht zu Anfang der Büchlein gemeldet gewesen, so ist er doch zu Ende angezeigt unserm gnädigsten Herrn, dem Bischcf zu Straßburg.[1])

Zum 12.: Ich singe davon, dass ihr bezweifelt, ob der Kaiser ein Advokat der Kirche sei. Frage du ihn nur einmal, woher ihm das Amt kommt; er wird es dir wohl sagen!

Zum 13.: dass ich ein anderes Evangelium habe, magst du wohl sagen. Denn mein Rat geht auf Frieden, eurer auf Aufruhr, meiner auf gute Werke, eurer auf Glaube allein, meiner auf Unterthänigkeit gegen die Obrigkeit, eurer darauf, dem Papst sein Recht zu verbrennen und nichts auf den Kaiser und seine Gebote zu geben. Meinen Glauben teilt die heilige allgemeine Christenheit, eurem hängen einige wenige Aufrührer an. Meine Evangelisten sind Matthäus, Markus, Lukas, Johannes, die eurigen Karsthans, Kegelhans „gugel fritz, zwen bauren im schweitzer land etc. und Hennen diebolt mit der leeren daschen.“ [2])

Zum 14.: Ich soll als ein Bluthund den Kaiser wider euch reizen? — Luther ist ein Bluthund, der seine Hände gern in Priesterblut wüsche!

---

[1]) Vgl. *Enders*, Luthers Briefwechsel II 513.

[2]) Die satirische Schrift: *Karsthans* (abgedruckt bei *Böcking*, opera Hutteni IV 615—647) erschien wider Murners Buch an den deutschen Adel Anfang 1521. Zu *Kegelhans* vgl. *Dommer*, Autotypen Nr. 74 = Zw. R. S. B. II. V. 29_{10} und *Panzer* 1581b, *Weller* 2113 = Zw. R. S. B. XVII. IX. 2_{27}, Germanisches Museum Rl. 17/1 (Druck von Melchior Ramminger in Augsburg). Zu Gugelfritz *Schade*, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit III S. 214 Z. 23. 28. S. 218 Z. 6. Zu den „zwen Bauern im schweitzer Land“ *Finsler*, Zwinglibibliographie 1897 Nr. 106 (Nr. 106b = *Panzer* 1211 = *Schade* I 198); hinzu kommt noch *Weller* Suppl. I 184 = Zw. R. S. B. XII. VI. 18_{11}. Zuletzt spielt Murner wol auf Diepolt Peringer, den sog. Wöhrder Bauern an (*Enders* V 154. Archiv des historischen Vereins von Unterfranken und Aschaffenburg XXXVI S. 125 Anm. und S. 173 im Register).

Zum 15.: Ob es unbillig sei, dass der Kaiser dem Papste die Füße küsst, mögen beide untereinander ausmachen.

Zum 16.: Was die Frage betrifft, ob die Patriarchen, die Kardinäle, Bischöfe recht oder unrecht weiden, so hättest du doch, gesetzt auch, sie weiden sie übel, nicht wie Ham die Blöße deines Vaters aufdecken dürfen.

Zum 17. sage und klage ich, dass die Gemeinde keinen Pfarrer zu erwählen hat, sondern der Bischof, wie Paulus schreibt Titus 1, 5. Aber ihr Lutherischen achtet eben leider wenig auf die Lehren Pauli, nur darauf, wieviel Kegelhans Kegel werfe.

Zum 18.: Du beziehst den Spruch Ps. 8, 3 auf euch. Aber er ist in Bezug auf die zwölf Boten gesprochen, denen ihr weder an Heiligkeit, noch an Lehre gleicht.

Zum 19.: Du fragst mich, was die Zierde der Christenheit sei. Ich antworte: „ein alt wameß, das dannocht vch nümmer als wol an stadt als ein nüwes.“

Zum 20.: Ich preise den Glauben. Du sagst, ich meinte damit, wie man den Papst trage,[1]) drei Kronen aufsetze und die Füße küsse. Du bist ein Narr und ein Gott dazu, da du mir sagen kannst, was ich meine.

Zum 21.: Ich singe: „Die meß, die sol nüm gelten in dē leben noch in dem dot.“ Du fragst mich, wer das behaupte. Ich antworte: Luther in der Schrift de missa privata abroganda.

Zum 21.[2]): Ich sage, dass ihr die Sacramente scheltet. Du sprichst, ich thäte euch damit Gewalt und Unrecht. Ich wiederrufe: Ihr thut sogar fünf ganz und gar ab und lasst allein zwei bleiben. Dabei beziehe ich mich auf das Buch von der babylonischen Gefangenschaft, „dz ich selbs vertütschet hab, vff das doch der gemein Christ sehe vwer gotzlesterung vnd schendung der heiligen sacrament.“[3])

---

[1]) *Schade* III 52. 91. 210 und ö.

[2]) Diese Nummer also zweimal.

[3]) Hier bekennt also Murner, dass er Luthers Schrift de captivitate Babylonica nur in der Absicht übersetzt habe, die altgläubigen auf das Gemeingefährliche und Revolutionäre in Luthers Vorgehen aufmerksam zu machen. Man darf demnach nicht aus dieser Uebersetzung „eine zeitweilige Hinneigung unseres Franziskaners zur Reformation folgern“, — eine Annahme, die selbst noch *Kawerau* (M. u. die deutsche Ref. S. 37) „nicht ohne weiteres von der Hand weisen“ möchte.

Zum 22.: Ihr mißbraucht die Schrift und benutzt das fromme Evangelium zum Schanddeckel eures verruchten Lebens, „als des luthers lügenbuch offenlichē anzeigt, das ich vch bald wil zu handē stellen.“ [1])

Zum 23.: Ich singe: Wir sollen jetzt alle Pfaffen sein, „vñ doch kein orden oder Weihe habē.“ Ich meine dabei natürlich das Sacrament der Ordination, nicht, wie unser liebliches Stiefelhöslein mich missversteht, einen Mönchsorden.

Zum 24.: Du fragst mich, wie ich die Worte meine: „die stül ston vff den benken.“ [2]) Ich verstehe sie so, dass die Menschen reden sollten und nicht die wüsten Stiefel.

Zum 25.: Du sprichst, man rede von mir mehr als ich denke. Nun gut, der Menschen Zungen habe ich nicht in meiner Gewalt.

Zum 26.: Du fragst mich, ob ich wirklich zu Straßburg gepredigt habe: dem Evangelium darf man nicht weiter glauben als die Kirche es annimmt. Ja, ich bin der Narr, und Augustin hat mich das gelehrt. [3])

Zum 27.: Du verdrehst, was ich von christlicher Heiligkeit sage.

Zum 28.: Du schilst es als Abgötterei „dass ich glaube in eine heilige Kirche.

Zum 29.: Dass ich unsere liebe Frau „ein metzen oder ein madunnen“ genannt, hat niemand von mir gehört, und ich berufe mich dafür auf die Mutter Gottes an meinem letzten Ende.

Zum 30.: Alles andere, so in dem Stiefelbüchlein steht, wie ich zu Freiburg, [4]) Augsburg, [5]) hab bald entrinnen müssen,

---

[1]) M. meint seine Schrift: „Ob der König aus England ein Lügner sei oder der Luther“ (*Kawerau* S. 62 ff. S. 106 Anm. 91 = *Panzer* 1544).

[2]) Aus seinem Lied von dem Untergange des christlichen Glaubens.

[3]) M. hat hier die vielgequälte Stelle c. ep Man. 5, 6 im Auge: evangelio non crederem, nisi me catholicae ecclesiae commoveret auctoritas.

[4]) Vgl. *Kawerau*, M. und die Kirche des Mittelalters S. 10 f.

[5]) In seiner Entgegnung auf Murners Lied von dem Untergange . . . hatte Stiefel gesagt (Bl. d[a]): „Jetzt gilst du nicht mehr als großer Prediger, sondern als großer Schwätzer, jetzt schenkt man dir keinen Ehrenwein mehr, sondern du musst ihn fordern von

nebst noch andern vielen zugelegten Unwahrheiten, unterbreite ich dem Urteil aller Stiefel in deutschen Landen, und stellt sich eins, auch nur das geringste, als Wahrheit heraus, so will ich selber ein großer Fischerstiefel sein.

Damit will ich mich verantwortet haben vor allen Stiefeln deutscher Nation, damit sie diesen Stiefel von Esslingen in Schranken halten, dass er mich doch singen lasse, wenn ich fröhlich bin, so wie ich ihm von Herzensgrund sein Singen gönne. Wenn er zu mir kommen mag, so wollen wir Stiefeln und Katzen zusammen singen. Doch bitte ich ihn, dass er mich nicht mehr einen Narren heiße.[1]) Es tut mir weh in meinem Bauch, und ich bekomme das Bauchgrimmen davon. „wā meī großer luthrischer nar zu dir kūmen würt, du wellest in früntlich empfahen.“ [2])

ANZEIGEN UND NACHRICHTEN.

LUDWIG EGLER †.

Wiederum ist ein eifriger Förderer der volkskundlichen Bestrebungen unseres Meisters Anton Birlinger, des Gründers der Alemannia, aus dem Leben geschieden. Ein glücklicher Zufall wollte es, dass Birlingers Erstlingswerk, die Neuausgabe von Nikodemus Frischlins Hohenzoller-Hochzeit (1860), der Geschichte des Heimatslands Eglers entnommen war. Gleichgestimmte Saiten waren damit erklungen; es entwickelte sich

der Kanzel, wie du zu Augsburg gethan hast, da dir geschenkt wurde ein Pfennigkrüglein voll sauren Weins.“ M. sollte an die Stelle des auf Ersuchen des Rates von seinem Provinzial abberufenen fanatischen Barfüßer-Lesemeisters Blasius Korn kommen. Peutinger aber lehnte ihn entschieden ab mit den Worten: „Ich sorge, wir sind mit ihm versehen wie mit dem andern.“ *Roth*, Augsburgs Reformationsgeschichte S. 90. — Dass M. Anfang April 1522 in Augsburg weilte, zeigt der Brief Veit Bilds an ihn: Zeitschrift des histor. Vereins für Schwaben und Neuburg XX 209 Nr. 201.

[1]) Der von Wimpfeling erfundene (*Kawerau*, M. und die Kirche des Mittelalters S. 30) billige Wortwitz Murnarr hat unsern sonst so hartfelligen Franziskaner immer besonders gekränkt. Er brandmarkte diese Verunstaltung seines ehrlichen Vatersnamens als eine Gemütsroheit (*Kawerau* S. 3. S. 92 Anm. 6).

[2]) Murners Gedicht: „Vom grossen lutherischen Narren“, erschienen 19. Dez. 1522, war also schon damals in Vorbereitung.

von der Stunde an ein lebhafter persönlicher und brieflicher Verkehr zwischen ihnen, und aus dem schüchternen *Liebhaber* der kulturgeschichtlichen Unterhaltung und Belehrung, der Egler war, wurde unter dem Einfluss Birlingers rasch der zielbewusste *Forscher*. Schon 1861 konnte Egler eine selbstständige Arbeit „Aus der Vorzeit Hohenzollerns“ erscheinen lassen. Jahrzehnte lang sammelte und ordnete er weiter, um das Dunkel heimatlicher Vergangenheit zu erhellen. Das schönste Ergebnis seines Strebens und Schaffens besitzen wir in der „Mythologie, Sage und Geschichte der Hohenzollernschen Lande“ (1895). Was der Geist des Orts ihm geoffenbart, wurde ihm gleichsam unter der Hand zum Lied (a. a. O. Seite 1—178 und „Aus'm Zollerländle“, Ged. u. Volkstümliches in schwäb. Ma. 1881), ja sogar zur widerspiegelnden Handlung („Der Sylvesterabend im Spiegel des Volksglaubens“ 1870). Nebenbei bot er seinen Mitbürgern und Landsleuten eine Anzahl von ortsgeschichtlichen Schriften, den zahlreichen Fremden auch noch zuverlässige Reiseführer für den Aufenthalt in diesem Gau. Er fand reichliche Anerkennung und sah einem glücklichen Lebensabend entgegen. Nach längerem schweren Leiden starb er am 2. August 1898 in einem Alter von 69 J. 11 M. 4 Tg., von seinen Volksgenossen aufrichtig betrauert, von Gelehrten und Dichtern anerkannt und geehrt, in seiner lieben Vaterstadt Hechingen.

Erligheim. A. HOLDER.

Jos. Hürbin, Handbuch der Schweizer Geschichte. 1. Lief. Stans, Hans von Matt, 1898. 64 S. 8°.

Ein Grundriss der Schweizer Geschichte, von Gesichtspunkten wie der vorliegende geschrieben und in erster Linie als Schulbuch gedacht, ist entschieden als Befriedigung eines lange empfundenen Bedürfnisses zu bezeichnen. Der unlängst erschienene erste Teil dieses auf zehn Lieferungen zu je vier Bogen berechneten Hürbinschen Unternehmens macht nach Inhalt und Ausstattung den besten Eindruck und wird mit seiner ebenso wissenschaftlichen wie populären Darstellung sich ungezählte Freunde gewinnen.

Die vorliegende erste Abteilung enthält in knappen, aber ausreichenden Zügen die Vor- und Frühgeschichte der Schweiz von den reichen Pfahlbaufunden bis zur Einwanderung der

Germanen. In dem darauf folgenden Abschnitt der fränkischen Herrschaft wurde die schon zur Römerzeit ins Werk gesetzte Christianisirung des Landes, namentlich durch Columban, Gallus u. a. vollendet. Der unter den Karolingern erfolgten ersten großen Blütezeit christlichen Lebens folgte ein erster Niedergang infolge des Investiturstreites, in dessen Verlauf die Zähringer Herzoge emporkamen, die den schweizerischen Landen ein Jahrhundert des Friedens brachten.

Mit der Erzählung dieser äußeren Vorgänge geht eine klare und gründliche Schilderung der kulturellen Verhältnisse bis zurück in die helvetisch-römische Zeit Hand in Hand. In diesen kultur- und archäologisch-kunstgeschichtlichen Darlegungen beruht der Schwerpunkt und das unbestreitbare Verdienst des Hürbinschen Buchs, dessen gedeihlichen Fortgang wir mit jedem Geschichtsfreund freudig begrüßen und in diesen Blättern zur Anzeige bringen werden.

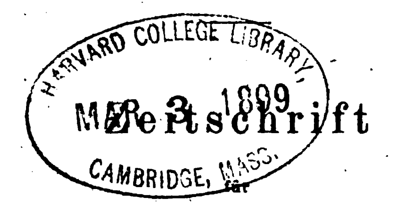
Freiburg i. Br. P. ALBERT.

A. Dresselly. Grabschriften, Sprüche auf Martersäulen und Bildstöcken etc., dann Hausinschriften, Wirthsschilder, Trinkstubenreime, Geräthe-Inschriften u. a. Salzburg, A. Pustet, 1898, VIII u. 170 S. — Brosch. 1,40, geb. 2 Mk.

Ein empfehlenswertes hübsches Büchlein mit reichem Inhalt von 874 Nummern. Der fleißige Sammler verdient unsern Dank dafür, dass er sich trotz dem Erscheinen so mancher andern Sammlungen ähnlicher Art, sich nicht von der Veröffentlichung abhalten ließ. Allerdings ist der Inhalt ungleichmäßig. Da sind echte altbekannte und wirklich neue Stücke neben sicherlich erfundenen unechten. Die Zitirung ist meist recht mangelhaft. Gerade unsere Alemannia bedauert es, mehrfach nur so ganz obenhin genannt zu sein. Wie es zugeht, wenn man von andern abschreibt, zeigt Nr. 65. Das Lich, woher der Spruch stammt, liegt nicht in der Oberpfalz sondern in Oberhessen. Demgemäß muss es auch heißen Dortelweil und nicht Peterweil. Ich habe den Spruch an Ort und Stelle viel vollständiger und kräftiger gehört. Zu der Literatur über die Leichenbreter S. IV ist nachzutragen: E. H. Meyer in der Festschrift für Weinhold, Straßburg, Trübner, 1896. Wirklich wissenschaftlichen Wert würde nur eine Sammlung von am Orte selbst gesammelten Sprüchen mit möglichst genauen Angaben haben; allein auch diese Gabe ist durchaus willkommen. F. P.

Sendungen für die Alemannia wolle man richten an Dr. F. Pfaff, Bibliothekar an der Hochschule zu Freiburg i. B., oder an die Verlagsbuchhandlung von P. Hanstein in Bonn.

ALEMANNIA.



Zeitschrift

für

Sprache, Kunst und Altertum

besonders des

alemannisch-schwäbischen Gebiets

begründet

von

† Anton Birlinger

fortgeführt

von

Fridrich Pfaff.

XXVI. Jahrgang.

3. Heft. (Ausgegeben am 1./2. 1899.)

Bonn 1898.

P. Hanstein's Verlag,

Franziskanerstr. Nr. 6.

3 Hefte bilden einen Band (Jahrgang). Preis 6 M.

Inhalt.

Sendungen für die Alemannia wolle man richten an Dr. F. Pfaff, Bibliothekar an der Hochschule zu Freiburg i. B., oder an die Verlagsbuchhandlung von P. Hanstein in Bonn.

GEISTLICHES GESPRÄCH ZWISCHEN EINER FÜRSTIN UND EINER KRÄMERIN VON EINEM PATERNOSTER AUS EDELSTEINEN.

EINE HANDSCHRIFT DES FÜNFZEHNTEN JAHRHUNDERTS.

HERAUSGEGEBEN VON

FRIEDRICH SCHMIDT,

BALTIMORE.

Die Handschrift befindet sich in der fürstlich öttingen-wallensteinschen Bibliothek zu Maihingen. Sie ist katalogisirt als Papierhandschrift des XV. Jh. in quarto: III. Deutsch 1 4° 8 (2). Bl. 353ª — 404ᵇ. Derselbe Kodex, von einer Hand, mit wenig zierlichen Initialen und häufig rubrizirten Wörtern, enthält: Das Büchlein von der Liebhaltung Gottes, Bl. 1ª—124ᵇ (III. Deutsch 1 4° 8) und: Geistliche Betrachtungen eines Karthäusers, Bl. 124ᵇ—352ᵇ (III. Deutsch 1 4° 8 (1)). Die Handschrift habe ich an anderer Stelle beschrieben.

Eine Ueberschrift, die zugleich Zweck und Veranlassung des Büchleins anzeigt, sagt uns:

„Diss hernach geschriben büchlin habend gemacht die kartauser zů dem gütterstein und habend es geschenkt mit dem paternoster der darin berürt wirt in ainem clainen kistlin zu totgaub der eltern von wirttenperg Anno 1447 ze aurach."

Auf der Innenseite des vorderen (ersten) Einbanddeckels dieses Kodex steht, wahrscheinlich von einer andern Hand geschrieben und etwas verblasst:

„Das Buch gehört gen Kirche zu gebrauchs madalenen von Oettingen Eptissin daselbs vnd ist frau Agnessen von werdenberg gewessen ire mutter selig."

Das Leben der in Güterstein wohnenden Karthäusermönche verlief in solcher Stille und Einförmigkeit, dass die Klostergeschichten nur wenig zu erzählen wissen. Die Mönche, getrennt von Laienbrüdern, welche gemeinsam lebten, Handwerke trieben, Feldbau und Viehzucht besorgten, wohnten in Zellen, die einzeln um die Kirche gebaut waren. Hier

teilten sie ihre Zeit in Gebet, Stillschweigen und Arbeit; um Mitternacht rief die Kirchenglocke sie zur Matutin. Auf dem Leibe trug der Karthäuser ein stechendes Gewand, darüber ein Kleid von weißem Tuche mit Kapuze und Skapulier, durch einen Streifen von Leder gegürtet. Jeder bereitete sich die Speise selbst in seiner Zelle; nur an Kapitelfesten und am Todestage eines Bruders speisten alle gemeinsam. Fleisch durfte man nicht genießen, Fische nur in Krankheit; Wein zu trinken aber war nur an Festtagen erlaubt. Von Kreuzerhöhung bis Ostern durfte täglich nur einmal gegessen, an den Vigilien der acht Ordensfeste musste bei Wasser und Brot gefastet werden. An Kapiteltagen durften sich die Mönche miteinander unterhalten und zuweilen auch gemeinschaftlich arbeiten.

Die Karthause war, in Exemption von der Gewalt des Diözesan-Bischofs, straff in die Gliederung der Ordensgewalten eingefügt. Die Vorstandschaft des Klosters in geistlichen und zeitlichen Dingen, die Leitung und Ueberwachung der Klostergenossen oblag einem von den Mönchen gewählten Prior, auch Vater genannt. In zeitlichen Dingen stand ihm ein Prokurator zur Seite. Ein Visitator der deutschen Ordensprovinz oder der Provinzial selbst forschte von Zeit zu Zeit über den Stand der Ordenszucht und des Hauses geistlicher und weltlicher Verhältnisse. Der Provinzial war zugleich das vermittelnde Organ mit dem obersten Vorsteher des ganzen Ordens, dem Prior der Haupt-Karthause und dem Generalkapitel, welches jährlich zusammentrat und in allen Angelegenheiten des Ordens die höchste Gewalt und Entscheidung zu vollziehen hatte.

Die Karthause Güterstein steht auf einer Felsenbank der Gebirgswand in schauerlich wilder Umgebung, von dem Felsen zum Stein, ad bonum lapidem, — guten Stein — Güterstein, auch Gütelstein genannt.

In der ältesten Zeit stand hier eine Marienkirche, deren Ursprung vermutlich noch in vorchristlichem Gottesdienste, wozu die Quelle und die feierlich ernste Umgebung einlud, zu suchen ist. Durch Wunder berühmt, ward die Kirche eine vielbesuchte Wallfahrtskirche.[1])

---

[1]) Vgl. Beschreibung des Kgr. Württemberg, hrsg. von Obersteuerrat von Memminger. Stuttgart und Tübingen. Heft 8, S. 143.

Im Jahre 1226 stiftete der Kardinal Konrad, Graf von Urach das Cisterzienserklösterlein zum Stein auf einem Grundstück, das sein Bruder Graf Rudolf ihm geschenkt; letzteren, der in das Kloster Bebenhausen gegangen war, ermahnte Papst Innocenz IV. (1254) den Bau zu vollenden und gestattete ihm dort mit zwei Mönchen zu wohnen.[1]) Graf Ulrich II. von Württemberg überließ im Jahre 1279 Güterstein dem Kloster Zwiefalten. Die Grafen Ludwig und Ulrich III. aber machten daraus im J. 1439 eine Karthause; ersterer wurde dort 1450 beigesetzt, ebenso seine Gemahlin Mechthild 1482 und ihre Söhne Ludwig und Andreas. Der dritte Sohn, Graf Eberhard, dem Prior der Karthause von Münchingen sehr ergeben, empfing hier i. J. 1468 die Weihe zu seiner Pilgerreise nach dem heiligen Land. Herzog Christoph ließ, da Güterstein zerfallen war, i. J. 1554 die fürstlichen Leichen in die Gruft nach Tübingen versetzen.

In der Karthause Güterstein beschloss auch der alte Rudolph von Ehingen sein geschäftvolles Leben, wovon Schwab in „Neckarseite der Württembergschen Alb“ Seite 90 einen Abriss gibt.

Sattler berichtet in seiner topographischen Beschreibung von Württemberg, die Karthause sei im Bauernkrieg zerstört worden. Allein die Bauern kamen nicht bis Güterstein; wahrscheinlich ist, dass der Herzog Ulrich aus Unzufriedenheit mit den Klausnern ihren Untergang beschleunigte.

Weniger bekannt ist über Urach, das mundartlich heute noch Aurich (aurəch) genannt wird. Im 12. Jahrhundert heißt es Ura, Uraha von ûr (ahd. ûr, ûrohso = Auerochse), ags. ûr, anord. úrr. Das Wort begegnet schon bei römischen Schriftstellern als ûrus; die Angabe des Macrobius, ûrus sei keltisch, hat sich noch nicht bestätigt. Sanskrit usrá (Stier) zeigt, dass ahd. ûr aus germ. ûrus eine uralte Nebenform usro gehabt hat. Bei dieser Deutung ergibt sich weiterhin von selbst, dass der Auerochs seinen Namen von der Farbe hat: sanskr. usrá heißt eigentlich rötlich.[2]) Ob diese Bedeutung „rötlich“ in irgend einer Weise mit dem Ortsnamen Urach in Zusammenhang gebracht werden kann, wage ich nicht zu entscheiden;

---

[1]) Vgl. Das Königreich Württemberg v. kgl. stat. Landesamt, Stuttgart 1886. Bd. III, 431.

[2]) Vgl. Kluge, Etym. Wb., 5. Aufl., S. 21.

vielleicht auf die Beschaffenheit des dortigen Bodens, wenn derselbe rötlich — lehmig ist, anspielend? Das andere Element ach ist dem got. ahwa (lat. aqua, idg. âkwâ), althd. aha entsprechend und bedeutet fließendes Wasser (Aue). Der Ursprung der Stadt ist unbekannt.

Dass auf dem Einbandsdeckel unsres Kodex „Kirche“ erwähnt wird, scheint mir von Wichtigkeit zu sein. Es ist das am Ries gelegene Kirchheim, in der Mundart auch jetzt noch „Kirche“ genannt. Das heutige Kirchheim,[1]) — im 12. Jahrhundert Chircheim (1153), 1262 Niedernkirchein, später Kirchem, Kircham genannt, — ist ein Pfarrdorf von r. 800 Einwohnern, von denen die eine Hälfte katholisch, die andere protestantisch ist. Die Römer hatten sich auch hier angesiedelt. Im Fundament der protestantischen Gottesackerkirche wurde ein römischer Denkstein gefunden.

Das Dorf Kirchheim bestand aus Ober- und Unter-Kirchheim. Hinter dem oberen Dorf lag eine Burg, wo die Herren von Kirchheim schon vom J. 1275 an als öttingische Dienstmannen sassen. Den größten Teil des Ortes erwarb das Kloster Kirchheim, das nebst der katholischen Kirche und ansehnlichen Nebengebäuden, die samt den Klostergärten mit einer Mauer umfriedigt sind, auf der Westseite des Dorfs lag. Der Klosteranteil wurde erst durch die Säkularisation von 1803 öttingisch, kam aber bald unter bayerische, 1810 unter württembergische Hoheit. Grundherr blieb bis zur Ablösung 1848 der Fürst von Oettingen-Wallerstein. Kloster Kirchheim war ein Cisterzienser-Frauenkloster. Der Ueberlieferung nach soll es im Jahre 1267 gestiftet worden sein und zwar von Graf Ludwig VI. von Oettingen († nach 1273). Die Stiftungsurkunde ist jedoch von 1270. Die lateinische Urkunde trägt das Datum: Walrestein A. 1270 in die S. Jeronimi. An die Gründung des Klosters knüpft sich folgende Legende: Es war im Jahre 1267, als Graf Ludwig in der Gegend des jetzigen Kirchheim jagte. Wo das Kloster ist, war damals Wald und Sumpf. Von Jagdlust verführt oder im Dunkel des Abends getäuscht, sprengte der Graf in den Sumpf; sein Ross blieb darin stecken. Vergebens spornte er es an; es sank von Sekunde zu Sekunde.

---

[1]) Vgl. Beschreibung des Oberamts Neresheim S. 337 und Monninger, das Ries S. 223.

In seiner Angst vor einem jämmerlichen Tod flehte der Graf inbrünstig zur Jungfrau Maria und gelobte, wenn sie Rettung sende, ihr zu Ehren an dieser Stätte ein Frauenkloster zu bauen. Kaum, dass er dieses Gelübde getan, so hatte er die Empfindung, als greife eine unsichtbare mächtige Hand nach ihm und ziehe ihn sammt seinem Pferde langsam empor. Nach wenigen Augenblicken stand er wieder auf festem Boden. Seinem Gelübde treu, baute er hernach das Kloster. Dasselbe erwarb durch Stiftungen und Ankauf bedeutende, zahlreiche Besitzungen in weitem Umkreise. Seine Blüte fällt in die Zeit bis zur Reformation. An seiner Spitze stand eine Aebtissin, an ihrer Seite eine Priorin. Um jene Zeit wird wol auch die von den Gütersteinern Mönchen verfasste Handschrift nach Kirchheim gelangt sein, wo eine Aebtissin Madalene von Oettingen, vielleicht eine Schwester des Grafen von Oettingen, dem Kloster vorstand. Dass „ire mutter selig eine Frau Agnessen von werdenberg gewesen" lässt uns mit einigem Recht auf den Gedanken kommen, dass die in dem geistlichen Gespräch auftretende Fürstin möglicherweise jene Aebtissin, Madalene von Oettingen, sein soll. Die Ueberschrift des Dialogs lässt uns auch den Schluss ziehen, dass irgend welche Verbindung (ob verwantschaftlicher Art?) zwischen den Klöstern Güterstein und Kirchheim, zwischen dem Hause Oettingen und dem Hause von Württemberg bestanden haben muss.

Von den Schicksalen des Klosters ist wenig bekannt. Im Jahre 1280 war der Klosterbau noch nicht vollendet. Vom Papst wurde zur Förderung desselben ein Ablass gewährt. In Kriegszeiten hatte das Kloster manche Plünderung und Brandschatzung erfahren. In der Reformationszeit behielt dasselbe den katholischen Kultus, im Dorfe aber setzte Graf Ludwig der Jüngere im J. 1563 einen evangelischen Pfarrer ein, nachdem er in diesem Jahre den Klosterschutz von dem katholischen Graf Friedrich bekommen hatte. Im Jahre 1803 wurde das Kloster aufgelöst. Die letzte Aebtissin und die Klosterfrauen durften aber mit Pension bis zu ihrem Ableben im Kloster bleiben. Die letzte starb 1858.[1])

Dass unsere Handschrift in Form eines Prosadialogs verabfasst ist, ist wichtig, da gerade um jene Zeit die Form

---

[1]) Vgl. Monninger, das Ries S. 224.

des Dialogs noch nicht so allgemein gehandhabt wurde. Die Form des Gesprächs lässt sich zwar schon auf die Zeit des früheren Mittelalters zurückführen,[1]) aber in größere Aufnahme gelangte sie erst, nachdem Erasmus und Hutten, die sich an den Vorbildern des Altertums, Plato, Cicero und besonders Lucian, geschult hatten, durch ihre Dialoge gelehrt, wie sich Gegenständen der Zeit und des täglichen Lebens anziehende Seiten abgewinnen lassen. Nach Huttens deutschen Dialogen begann ein lebhafter Wetteifer, die Momente des kirchlichen Kampfs in Gesprächsform der Fassungskraft näher zu bringen. Ernste Lehre und bitterer Spott nahmen dies Gewand an. Die Gegenstände der Politik mischten sich bald hinein. Später folgten dann theologische Schulgezänke und andere Prosa, bis erst im dreißigjährigen Kriege ein lebendigerer Geist wiederkehrte. Das eigentlich literarische Element, das in der Reformationszeit vorwaltet, tritt in den Erzeugnissen jener Jahre fast ganz zurück. Die Dialoge der Reformationszeit sind vorwiegend in Prosa abgefasst und in dieser Form an Frische, Gewantheit, Schärfe und Kraft den gereimten überlegen. Hans Sachs, der die ältere Form des Streitgedichts wieder aufnahm, greift allerdings nur ausnahmsweise zur Prosaform des Gesprächs. Ich erinnere an seine: „Disputation zwischen ainem Chorherren vnd Schuchmacher, darinn das wort gotes vnd ain recht Christlich wesen verfochten wirt. 1524“ [2]) Die Tendenz der Dialoge um jene Zeit war Bildung zu verbreiten um jeden Preis, insbesondere in den unteren Schichten des Volks.

Die Gesprächsform unserer Handschrift trägt ein mehr spezielles Gepräge. Der Zweck des Gesprächs ist, weltliche Leute über den Wert des Rosenkranzes zu belehren. Der *Inhalt* des Büchleins — das ein Patengeschenk (totgaub) sein soll — handelt zunächst von den vier Edelsteinen: Chalcedonius, Corneol, Jaspis und Saphir und der ihnen innewohnenden magischen Kraft, „mit welcher sie den Menschen zu Hilfe kommen, die sie bei sich tragen“. Die Rolle der in diesem Dialog auftretenden Personen ist so verteilt, dass die Fürstin Fragen stellt, die von der Krämerin beantwortet werden.

[1]) Vgl. Goedecke, Grundriss z. deutschen Dichtung.[2] Bd. II, 264.

[2]) Vgl. Hans Sachs Werke I. 1 ff., hrsg. v. Arnold in Kürschners Nation. Lit. 20.

Die Vermutung, dass die Gütersteiner Mönche zu ihren Erörterungen über die Zauberkräfte der Edelsteine eine Quelle aus dem XIII. Jahrhundert benützten, scheint mir nahe zu liegen. Vielleicht hatten sie eine Abschrift des Buches von Arnoldus Saxo[1]) (man weiß von ihm nichts weiter als den Namen), der im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts ein kleines Buch: „De virtutibus lapidum" geschrieben hat, das in Handschriften öfters, aber ohne den Namen des Verfassers, vorkommt und als Grundlage des Steinverzeichnisses in Albertus Magnus fünf Büchern: De mineralibus eine fortwirkende Bedeutung für die Geschichte der Mineralogie im Mittelalter erlangt hat.

Ich erinnere an die lateinische Stelle in Arnoldus Saxo[2]) (20). Bezüglich des *Corneol* heisst es „Corneolus lapis est coloris rufi obscuri ut lavature carnis. collo vel digito suspensus iram mitigat, et valet contra quemlibet fluxum sanguinis et precipue menstruorum". Fast wörtlich lautet die in unserer Handschrift befindliche Uebersetzung: „Der corneol ist dunckel rot vnd an ainem vinger oder an dem hals getragen legt er hinn den zorenn vnd stellt allerlay pluotflusz nemlich der frewlin". Was die Mönche über den *Calcedonius* wissen, scheint gleichfalls dem Arnoldus Saxo entnommen; die Uebersetzung ist nahezu wörtlich.[3]) Auch die Bemerkungen über Jaspis und Saphir[4]) lehnen sich stark an Arnoldus Saxos Buch an.

Wahrscheinlich ist ihnen auch die Gralsage nicht unbekannt gewesen. Wir dürfen das vielleicht daraus folgern, dass dem Jaspis und Saphir besondere Aufmerksamkeit geschenkt wird. Der heilige Gral, die Schüssel daraus Christus bei der Stiftung des Abendmahls mit seinen Jüngern gespeist hat, bestand ja der Sage nach aus einem Jaspis. Es ist der edle Stein, durch dessen Kraft der Phönix aus der Asche sich verjüngt, der Stein, der bei dem Sturze Lucifers aus dessen Krone gefallen und den Engel lange schwebend in der Luft gehalten, bis endlich Christus kam. — Im jüngeren Titurel sind die Altarsteine des Graltempels alle Saphire. Bei dieser

---

[1]) Vgl. Haupts ZfDA XVIII, 323.
[2]) Vgl. „ „ „ 433.
[3]) Vgl. „ „ „ 431.
[4]) Vgl. „ „ „ 443 f.

Gelegenheit wird dieser Edelstein besonders hoch gepriesen.[1]) Ebenda finden auch Chalcedon, Jaspis und Corneol Erwähnung.

Da diese Steine nicht bloß in Stellen des Alten Testaments (vgl. Hiob 28, 6 16. Ezech. 28, 13 usw.), sondern auch in der Apokalypse (bes. 21, 19) genannt werden, so hatten die Kirchenschriftsteller z. B. Augustinus, Hieronymus, Beda usw. bei der Erklärung der betreffenden Stellen Gelegenheit sich über sie auszulassen, namentlich auch ihre beliebten geistlichen Deutungen anzubringen, die aber nicht auf früher geglaubte Kräfte sich beziehen. Ich bezweifle, dass jene Mönche bei Abfassung ihres „büchlins“ der Kirchenväter gedachten, oder gar dieselben als Vorlage benutzten. Nahrung für ihren Aberglauben konnten sie bei ihnen nicht finden.

Auch bei lateinischen und griechischen Schriftstellern finden wir ein häufiges Eingehen auf die Wunderkräfte dieser Steine. Schade[2]) hat in seinem Althochdeutschen Wörterbuch eine Reihe namhaft gemacht und Vergleichungen angestellt. Ein langer Artikel in Haupts ZfDA. XVIII. handelt von: Aristoteles de lapidibus und Arnoldus Saxo. In dem kleinen Steinbuche aus dem Anfange des 12. Jahrh.,[4]) das Anton Birlinger herausgegeben, wird ebenfalls eine Reihe von Edelsteinen aufgezählt, deren Zauberkräfte sich im großen und ganzen mit den in unserer Handschrift erwähnten decken.

Die den Steinen zugeschriebenen Wunderkräfte bestehen hauptsächlich im Vertreiben von allerlei Krankheiten. Fieber, Wassersucht, Blutfluss, Kopfschmerz, Augenleiden und dergleichen mehr. Daran schließt sich dann eine etwas sehr ins Breite gehende und darum ermüdende Auslegung des Paternoster, die vielfach an die Auslegung der sieben Bitten in Luthers Katechismus erinnert, aber die vorreformatorische Periode des Aberglaubens, der auch unter den Mönchen in großem Maße herrschte, in hellem Lichte zeigt.

Die Mundart, die in unserer Handschrift vorherrscht, ist schwäbisch. In der Handschrift findet sich keine Interpunktion.

---

[1]) Vgl. Zarncke, Gralt. 68 f. Str. 19 ff.
[2]) Vgl. Schade, Altd. Wb. II, Anhang.
[3]) Vgl. Haupts ZfDA. XVIII, 384 ff.
[4]) Germ. VIII, 301 f.

In dem Namen des vatters vnd des suns vnd des hailige[1]) gaist Amen. Nach dem wir vinden In der geschrifft, ob ain ding guot sol sein, hat es nämlich drey sache, Die erst das es nuicz sey, die ander, daz es lustlich sey vnd zů dem dritten, das ez züchtig oder hübsch eytel gezeme[2]) sey; vnd wie wol sich das in allen gutten dingen gepürde, so ist es doch aigenlich in edlem gestain, die werdennt lieb gehabt von irs nucczes wegen fuderlich denn kramerin, die gelt darauss lösen. Auch werden sie lieb gehabt von denn frölin[3]) vnd von vil mannen, iren lust[4]) vnd churzweil dar inn ze sůchen, aber von den weltweisen haidnischen clugen maisteren, Auch von fürsten vnd fürstin, von andern gros mechtigen herren, von weissen lewtten werdent sie lieb gehabt von krafft vnd tugend der stain, die sie darinn wissend vnd merckend.

Wann got der almechtig, des namen von ewichait gesegnot sie, hat den edlen stainen vil und wunderlich chrafft gegeben zů hilff vnd ze trost menschlicher chranckhait vnd auch darvmb, das die menschen, so sie sehent die sömlich claine stainlach so gross chrafft habent vnd doch nit all steine, Besunder ir wenig clarlich dardurch mercken, das daz nit genczlich von slechter natur der staine, besunder von got kome, also dar auss mügen got denn herren erchennen lernen, das er ain geber sey aller gutter vnd ain regierer aller creatur vnd geben mag, wa vnd wie er wil, ecz sey den lewtten gnade, tugend, weishait vnd der geleichen vnd auch den vnuernüfftigen geschöppfften, was er wil vnd sich die menschen also ir tugend, ires gewalcz,[5]) ires adels, oder anders nit wberheben, Besunder sich ye me vnd me vnd tüffer in vernufft vnderwerffen, damit sie dann mit mer gnadenn begabt werden vnd die behaltenn mügent bis an ir ende mit wbung der tugende, alss ob zeittliche hab gepreste, das den tugende beleibed vnd die sele czieren mügen vnd czue ewigere sälichait pringenn. Das nw leichticlich zů gat vnd gan mag mit an-

[1]) In der Hs. steht hailige zweimal.

[2]) ganz und gar passend, geziemend; mhd. gezaeme.

[3]) Frauen o. Jungfrauen von Stande mhd. vröulîn. Im Schwäbischen wird auch heute noch oft Fräle (= Frauen) gesagt.

[4]) Lust wird noch häufig im Schwäbischen männlich gebraucht, auch im Bayr., vgl. Schmeller, Ma. B. S. 293.

[5]) Männl. im Schwäb. und Bayr. auch heute noch.

dechtigem gepett vnd mit andern götlichen tugendenn. Es ist kürczlich zů mercken, daz darzů aller maist nucz ist das gepet des hailigen pater nosters, nemlich weltlichen personen, die von ordens wegen nit verpunden send czue andern tagzeitten oder gepetten der hailigen kirchen; da von vnd von krafft auch ettlicher edel gestain ain wenig zu schreibenn, dunckt mich zimlich, das ain kramerin ain hübsch stainen pater noster faile trag vnd ain hoch geborne fürstin mit tugenden, andacht vnd gnade von got begabt, das failse[1]) vnd beger ze chauffen oder wber ze chomen. Ain frage. Nw zů dem ersten; als die fürstin clůg von synnen sicht das pater noster, fragt sie die kramerin, was das pater noster edels in im habe.

Die kramerin:

Antwürt die kramerin gnedige fraw davon wir ewren gnadenn vil zů sagen, dann nit allain ist darzů ze merken der adel vnd die chrafft der staine zaitlich, Besunder auch die forme vnd die gestalt, die zal der grossen vnd der clainen stainlin vnd wber daz alles ire gaistliche auslegung, als ich das ewren gnaden zue guter mass ercleren möchte ob sein not war.

Die fürstin:

Sag mir zů dem ersten, was stain sind an diesem pater noster?

Kramerin:

Vierlay edel stain hat er, die andern dar vnder vermist[2]) sein clain vnd hat vff ain summen fünffzig clainer chorner. Dise vier stain sindt genant: Calcedonius, carneol[3]) iaspis vnd saphir

[1]) = einen Preis biete. mhd. veilsen.

[2]) vermischt, mhd. öfters vermissen, s. Lexer III, 180.

[3]) In der Hs. finden wir carneol und corneol. Nach Diez Wb[3] 1, 140 soll das Wort vom lat. cornu = Horn kommen, weil die Farbe des Steins der des (aus Horn gebildeteten) Nagels am Finger gleiche. Gegen Ende des XV. Jh. findet man häufig die Umsetzung des Namens in carneolus, carniol, indem man nicht mehr an cornu dachte, sondern an die schon seit Const. Afr. dem Steine beigelegte Farbe des Fleischs, bes. des rohen. So heißt er carneolus bei Georg Agricola de natura fossilium 6, 19 deutsch carneol in d. interpret. rer. metall. Vgl. darüber Schade, Altd. Wb. II, 1879.

vnd habend treffenlich chreffte in in verporgen, die ze hilff chomen den Menschen, die sie bey in tragent.

Die fürstin:

Eya, sagt mir, was krefft habend die stain?

Die kramerin:

Der calcedonius als ewre gnad wol sicht ist plaich vnd ettwas swarcz dunckel vnd so man in tregt an dem hals gibt er chrafft die sachen der wider sachen ze wberwindenn vnd vertreibt das gespenstē der bösen gaiste vnd so man inn wermet zucht er zue im die sprur.[1])

Corneol.

Der corneol ist dunckel rot vnd an ainem vinger oder an dem hals getragen, legt er hinn den zorenn vnd stellet allerlay plůt flusz nemlich der frewlin.

Von dem iaspis.

Jaspis hat mangerlay hand varbe; der grön vnd durchsichtige ist der peste. Er vertreibt die febres oder das kalte vnd die wassersucht, den swangern frawen ist er nucz vnd gibt chrafft, das sie ir bürden dester ee vnd leuchticlicher empunden werden, der inn cheuschlich pey im tregt macht er genem vnd mechtig. Die gespenste vertreibt er vnd vnchewsch hindert er vnd verstellet denn plůtflus. In silber gefasset ist sein chrafft dester grösser.

Der saphir.

Der saphir ist plaw als der lauter schön himel vnd der ist der peste vnd der hat claine wülckelin zů roter varb genaigt. Der aber weisse wulcklein hat, der ist gůt vnd vertreibt pösc geswere. Er macht stark vnd wolgetan denn leib. Er beheit gancz die glider des leibs. Trewgnuss vnd hass oder neyd wberwindet er. Er ueriagt schrecken. Schloss vnd kercker oder gefenknuss tůt er auff, als ettlich maynent sind. Ob[2]) der zerstört sey macht er wider. Die augen macht er gesund. Smerczen der stirn vertreibt er vnd auch der zungen; wie keusch můss er sein, der in tragen wil. Den preiss hat

[1]) Im gegenw. Schwäb. špruir. mhd. spriwr (pl. von spriu) = Spreu, bildl. das geringste. Lexer II, 1119.

[2]) Scheint etwas ausgelassen.

er vber all ander edelstain. Vnnaturlich hicz vertraibt er. Er erchücket vnd erkielet von innen den leib. Darumb ist er gůt denn, die chalt habent. Daz hercz macht er frôlich vnd sterket es vnd ist gůt für ietlichs wee, das von traurichait chompt. Geswulst legt er nider, ob man in an dem anfang darvff legt. Wider vergifft ist er vnd erlescht es genczlich. Ob man ain spynnen in ain büchslin tuot vnd ainen waren saphir obnen vff das port helt, so stirbt die spynn alsbald. Er macht auch chôn vnd wberwinden. Er sterket das gemüt in guttem, denn gedanck macht er diemüttig, dz ist, er schickt den menschen zwe solichen tugenden. Dis sindt nu die chrefft der vier stain, die an diesem pater noster sind vnd ir natur nach slechtem geschrifftlichem synne.

Die fürstin:

Wie wol geren hörte ich ettlich gaistlich chrefft vnd auslegung der stainlin, wil ich dich sparen [1]) vnd vorhin hören von der strenc vnd gestalt des pater nosters. Darvmb sag mir, warvmb hatt es syben grosser stain vnd nit mynder noch mer?

Kramerin:

Des mag ich euch in vil sachen sagen, vnd als ir begehrend gaistliche, zů dem ersten, wann es sindt siben stuck vnd pittung in dem hailigen pater noster. So ir inn diss stain pater noster handelt [2]) vnd durch ewr vinger lassend gan, Sollent ir der siben stuck des gepetz aigenlich war nemen vnd euch die siben stainlin ain ermannung dar zů lassen sein.

Die fürstin.

Als du mir vor gesagt hast von dem nucze des gepetes des hailigen pater nosters jn ainer gemain wolt ich geren hören davon, wie wirdig es sey vnd auch die erzelung der siben stuck.

Die kramerin.

Ewr gnad soll wissen nach dem vnd ich von glerten andechtigen lewtten erfahren han, das dis hailig pater noster in dreyer hand weis gelobt wird: von erst deshalb, der ez gemacht hat, das ist Xristus Xesus unnser herr, der es seinen iungernn machet vnd hyess sie das petten; zů dem andern

---

[1]) verschonen, versparen, unterlassen.

[2]) mit Händen berühren = mhd. handeln. Englisch to handle.

mal von seins nucz wegen, wann es besluisset in im alles das, daz nottürfftig ist zue dem hail der menschen; zů dem dritten mal ist es loblich von seiner kürcz wegen, wan das edel andechtig kurcz gepett dringt auf durch die wolcken in den himel.

Nun wird es fürbas geteilt in zway stuck als- in die vorred vnd in die matteri des gepetz. Die vorred ist der anvang, do man spricht, vater vnnser, der du pist in den himelnn. Die materie oder die weise diss gepetz hat aber zway tail. Das erste, in dem wir pitten, das vnns gute ding gegeben werden. Das ander, in dem wir pitten, das das pöss ding von unns genommen werd. Nw pitten wir von erst in dem pater noster das vnns vier gute ding gegeben werden. Das erst dz got der herr in allen vnnseren wercken geeret vnd gecleret werde, also dacz wir nit unsere aigen ere, besunder die ere gottes in vnnsern wercken sůchen, darumb sprechen wir gehailiget, daz ist geeret vnd gewirdiget werd dein nam; Oder mach mich her hailig in leibe vnd in der sele; zů dem andern mal pitten wir, dz vnns daz reich des himmel.[1]) Darvmb sprechen wir, zů kum dein reich. Das ist in vnns als wir sprechen, dein reich werd vnnss gegeben oder gib vnnss dein reich; zů dem dritten mal pitten wir, das in vnns gehalten werde volkomen gehorsam in gegen got. Darvmb so sprechen wir, Dein wil werd[2]) erfült in vnns als in dem himel durch die engel, die dir volkomenlich gehorsam sindt als auch in der erden, Daz ist als dir in dem himel die engel gehorsam sindt, daz wir dir auch vff der erde also gehorsam seyen, als ob wir sprechen: mach vnns als die engel, die in dem himel erfullend deinen willen. Zů dem vierden mal pitten wir, das vnns geben werd speis vnd narung zeitlich vnd gaistlich vnd darvmb sprechen wir, vnnser teglich prot gib vnns her hewt, als ob wir sprechen: Gib vnns die ewig wirtschafft,[3]) die all weg weret, daz ist das erst stuck, in dem andren stuck pitten wir, das daz pôs von unns genomen werd. Nw sindt nemlich zwaierlai pôs, ains, dz ist bôs der sůnde vnd missetat, die vergangen ist. Darumb pitten wir vnd sprechen

[1]) fehlt etwas, vielleicht „werde".

[2]) werd steht in der Hs. zweimal.

[3]) Fest, festl. Freude, kann auch das hl. Abendmahl bezeichnen. S. Lexer.

und vergib uns vnnser Schuld, daz ist vnnser sünd, sie seyen von herczen, von mund vnd von wercken, alts wir vergeben vnnseren schulderen. Hyo sullent gar wol für sich sechen alle die, die irem nechstenn nit vergebent, wan denn wirt auch nit von got vergeben. Besunder sie pittend in diesem stuck rach wber sich selbs. Das ander böss ist die zů chünfftige schuld oder schaden vmb die sunde pitten wir vnns ze vergeben werde. Und so wir sprechen: vnd irrlait nit in bechorunge,[1]) Daz ist, das wir nit eingefürtt werden in die bekorung[1]). vnd da von werden wberwunden vnd nemlich an der stund des todes. Nw ist noch daz dritt böse, das ewig vnd aun[2]) end ist alz die pein der helle. Darvm so pitten wir sie von unns genomen ze werden vnd sprechenn: Besunder erlös vnns von wbel der pein, wann die ist so gross, das man es nit mag ausgesprechen vnd dar vmb sprechen wir: Erlöss vnns von wbel, daz ist erlöss vns von dem tewffel vnd von der helle Amen. — Hye ist ze wissen, das die bösen verloren menschen, die all ir zů versicht vnd lust vnd trost allein gekert, gewent vnd gelayt habend vff dis vergengclich vppig leben vnd chain gedechtnuss habend, habend zwayerley pein: Aine in disem leben, die ander nach disem leben. In diesem leben, daz ist die churz zeit der wollust diser welt, wann sie gedenckent, daz sie so pald müssent lassen von irem bösenn unuertigen leben vnd wollustenn vnd sy der so churz geprauchen mügent, daz wirt in ain grosse peinlichait. Die ander pein, die sie habend nach disem lebenn, daz ist, dass sie müssend mangeln des schönen myneckliichen[3]) gotlichen angesichtes, wann alle die pein, die die verdampten leident in der helle, tůt in nit als we als das: sie missent mangeln des gôtlichen angesichtes vnd der himlischenn geselschaft der auserweltenn. Auch so ist in das ain grosse pein, wann sie gedencken, das ir pein můs ewiclich weren, nymer chain end mag hann noch erlöst mügen werden, wann möchten sie trost vnd hoffnung haben ze erlöst werden nach so vil tausend malen tausend iaren als vil sandes ist wff ertrich vnd in allenn wassern vnd als vil tropfenn wassers in dem mere vnd

[1]) Prüfung, Versuchung.

[2]) ohne, aun ist schwäb. (alem.).

[3]) Vgl. mhd. minniclich = lieblich.

alts vil sterne sind an dem himel, dz wer ain grosse frewd und troste. Auch wer es, daz ain stain so gross wer vnd er alles ertrich vnd daz gancz mere bedecket vnd allennthalben an dem himel rauchte; wer es dann, das ain vogelin köme wber hundert mal tausend iar vnd neme von dem stain so gross als das zechend tail aines hirskörnlinss vnd furte das hinweg vnd kem aber wber hundert mal tausendt iaren, nit mer hinweg fůrte dann als gross als ain ainig hirskorenlin: wer es nw fürbass, das die verdampten in der helle pein ainen sichern trost hettend, das sie erlǒst sollten werden, so der gross stain von dem vögelin genczlich in obgemeltere weis verzert vnd hinweg gefürt würde. Darvmb hetten sie ein gross michel frewde vnd all ir pein wurd inn dester leichter dann ewiklich aun end ist chainer zal gleich. Aber layder diser trost ist denn armen dürfftigen verloren menschen benomen vnd genczlich versagt von götlicher gerechtichaitt. Sye wissend auch wol, das in weder ir frewnd weder das gepett der hailigen kirchen noch die gotlich barmherczichait vnd die gnade nit zehilff wirt chomen darvmb habend sie hewlen vnd wainen. Amen.

Dis wer pillich on allen zweiffel allen sündigen menschen ain schwer erschrockenlich red zehören vnd wol ze betrachten aber layder sie sind dick so verherrt,[1]) wie wol sie sollichs bechennend vnd daz ir leben zergencklich vnd kurcz ist, So stellent sie nit darnach, wie sie ir leben pesseren, Sunder sy machent in ettwen ainenn leichten můt vnd sprechend in in selbs: ach du pist noch iung stark vnd gesund vnd hast gross ere vnd gůt vnd vil andere wollust des leibes, du hast noch zeit genûg dich ze pessren vnd trǒstend sich villeicht, Cristus hab gesprochen durch denn propheten Ezechielem,[2]) in welchem angenplick sich der mensch bekeret vnd wber sein sünd erseufferzge[3]) so wel si got im vergeben; daz helt er auch oun zweiffel, aber wa und wen hat er innen erhaissen zeit zů püssen vnd rewend die sünd ze pessern. Darvmb

[1]) verhärtet, verstockt.

[2]) Vgl. Hesekiel XVIII, 21.

[3]) seufzgen wird auch heute noch in der schwäb. Ma. gehört.

sollen wir vnns von dem pösen vnd sunden cheren, die weil wir gesünden mügen vnd nit beitten[1]) biss die sünd vnns vnd nit wir die sünd lassen vnd andechticlich sprechen: her erlöss vnns von wbel, daz ist von sünden.

Ist es nun, das ains diss pater noster vnd gepet spricht vnd so gross ding von got dem herren pitt vnd seinen ebenmenschenn[2]) claine ding nit versagt, so es im wol mag ze hilff chomen vnd also got den herren in im eret, So wirt der herr in auch on zweiffel seiner[3]) gepet diss pater nosters gewereu; wa aber ains des nit tůt vnd seinen ebenmenschen in seiner not nit ze hilff chompt, was mainend ir gnedige frau, das im der her antworte vff sein gepett? Er wirt in aun zweiffel auff das erst stuck antwurten, So er pitt: herr mach mich hailig an leib vnd an sele, wird er sprechen: Nain ich ton sein nit, vil mer will ich dich verdampnen mit leib vnd sele. Zů dem andern mal, so er spricht vnd pit: Gib mir dein reich, Anttwurt er nain, ich wil dir die hel geben. Zů dem dritten so er pitt:[4]) Mach mich als die engel, so spricht er: nain ich ich wil dich machen als ainen tewffel. Zů dem vierden, so er pit: Gib mir dein ewig wirtschafft, So spricht er: nain ich wil dir geben denn ewigen hunger. Zů dem fünfften, so er pit: vergib mir oder vnns allen vnnser sünd, spricht er: nain chaine vberal, ez sey dann, dz du wider gebest alles wbel besessen gůt vnd darzů milt seyest vnd dein aigen gůt in almůsen vsspendest. Zů dem sechsten, so er bitt: Nit verlait vnns in bekorung an dem end Spricht er: nain, ich wil tewffel grossen gewalt wber dich geben. Zů dem sibenden mal, so er pitt: erlöss vnns von dem tewfel vnd von der helle, Spricht er: nayn, Besunder ich wil dich verdampnen, daz du ewiclich in der helle můst prynnen. Darumb dz vnns nur disz pater noster in dem ersten synne nütz werd vnd der ander sin viere von vnns werd, sollen wir vnns fleissen, hie in zeit den armen zegeben, so wirt vnns auch gůt von got wider vmb geben.

---

[1]) mhd. beiten swv. ahd. beiton = zögern, warten, harren.

[2]) mhd.ëben—mensche = Mitmensch, Nächster.

[3]) Genuswechsel; einmal fem. und einmal neutr.

[4]) „so er pitt" steht in d. Hs. zweimal.

Die fürstin:

Gar eben[1]) vnd fruchtbarlich hast du mir daz dein pater noster ausgelegt nach zwayer hand synne. Ich bin sein so fro vnd doch dapey erschrecket worden, wan ich selten oder nie solliche stuck vnd punckte dar Inn betracht hann, die mir doch vast net vnd nütz weren gewessen vnd ich hoff, got hab dich selbs zů mir getragen. Dann mir daz pater noster ye mer vnd mer liebet[2]) vnd wil dir es ye nit lassen, doch solt du mir die stainlin bas erkleren als du mir vorgeredt hast.

Die kramerjnn:

Die siben grossen edeln gestain, wber daz yecz berürt ist von den siben artickeln des gepetz, mugent auch zimlich bezaichen die sieben gab des hailigen gaistes, die mit dem gebett erworben werden, Auch die siben todsünd, die dardurch vermiten werdent. Item die siben vsflüsse des rosen varbern kospern plůtes cristi des herren als in der besneidung, In dem plůtigen swaiss an dem öllperg, In der gaislung, In der krônung, In annageln der fusse vnd in aufften der seiten mit dem sper, Es mag auch ewr gnad bei den siben kecken[3]) stainen betrachten vnd in ewr guttigs hercz nemen so ir sie handelnt den barmherczigen vnnsern erlôser, den herren cristum chesum gottes sun beclaidet vnd bezieret mit der durin chron[4]) mit dem sper, mit dem kraicz vnd mit den drey nageln, Aber ains den herren chesum, nemlich in der mess vnd bei im die Junckfraw marien, die engel, die zwelff potenn, die martrer, die peichtiger vnd die junckfrawen. Item denselben herren in mitten der patriarchen, propheten, zwelff poten, martrer, peichtiger, Junckfrawen, Item desselben herren en mitten der tierlach,[5]) In der Krippen, En mitten der lerer im tempel, im mitten seiner iungern in ze dienen, im mitten der schar, sey ze leren vnd gesund ze machen, En mitten der iuden bischoff annass vnd Cayphas, Im mittel der schacher

[1]) adv. genau, sorgfältig, mhd. äben äbene.

[2]) lieben mit Dat. mir: vgl. darüber Lexer I, 1903.

[3]) Im Sinne von lebendig, frisch grün: vgl. Lexer II, 318. quëc mit der Bedeutung „lebendig“, d. h. Kräfte habend scheint die ungezwungenste Erklärung zu sein.

[4]) Dornenkrone, mhd. dürnîn.

[5]) mhd. tierlach stn. dem u. koll. zu tier. S. Lexer II, 1434.

am krewcz, Dacz vss ze tragenn von Cherusalem[1]) vnd darann zwischen inn zesterben. Item auch die wirdige magt vnd måter gocz marien mit irem herczen laid vnd schmerczen als von erst die weissagunge Symeonis wie ain swert ir sel solt durchgen, auch als sie chesum drey tag verloren hett, alz ir verchündet ward die gefencknuss chesu ires chindes. Sein gaislunge vnd krönunge, Sein annageln an dz krewcz vnd sein vffrichtung daran, dreystund ze stan vnd dacz vff stechen seiner hailigen seytten mit dem sper. Item auch die tagzeitt, in denn wir denn heren pillich loben sullen als ze mettin, prenn cercz Sext non vesper vnd complet mit betrachtung was der her zů yeder zeit gelitten hatt vnd zwischen in allen stunden. Item die siben porten des todes oder des lebens. Es mügent sein die löcher an dem haupt, die fenster darein der tod oder das leben chomet. Ob man sie darnach wbet vnd regieret als zway der gesicht, zway der gehörd, zwai dez riechens, der nasen ains, des mundes zereden, Item syben werck der parmherczichait zeitlich vnd auch gaistlich als ir dann selber die wol wissend, Item siben der fürnempste frewde des ewigen lebens. Item siben der grôssten pein der pittern helle. Oder siben gab des erclerten leibs vnd der selen, drey der sel vnd vier des leibs vnd des geleichen vil mer, als ir selbs scheczen vnd betrachten mügent. Dise benante stücklach mügend ir hinder der mess vnd auch sunst betrachten bei den siben grossen stainen vnd darvnder mischenn bei den clainenn, was sich verloffen hat oder mag bei jedem stücklin nach guter wbung die ains teglich pas gelernen mag dann man es geschreiben chan. Diss soll man ze aller maist oder füderlichest betrachten In handlung der staine vnd in dem gepett des pater nosters vnd wiewol sollichs alzeit zimlich ist, so zimmet es doch allermaist hinder der hailigen mess, in der man die wirdigen marter cristi von dem vorderste biss zu^e dem end vs betrachtet vnd auch seinen hailigen tod.

Die fürstin:

Sag mir, liebe kramerinn, wie soll ich die clainen stainlach fruchtparlich nüczen, die vnder die grossen vermischet sindt?

---

[1]) Ch statt J ist in alem. Hs. sehr häufig.

Die kramerin:

Gnedige frau, zů dem ersten mag man bei inn verstann die punkten vnd artickel der tugend vnd chrafft der grossen, Also das yeder zal der clainen ze stewr[1]) chome dem grossen, dem sie die nechsten sindt. Item so ir ainen nach dem andern zichent vnd vollent lassent, Sollt ir betrachten von erst ewr vergangenzeit, iare, monat, wochen, tage vnd stunde, wie vil ir darinn gutes getan oder versaumpt habent. Item betrachtent, wie vil sünde ir ewr tag begangen habent mit gedencken, willen, wortten, wercken, wann die werdent all gezelt vnd gewegen strengilich von dem strengen richter cristo. Item ir solt auch ettwen betrachten ewr gütte werck, die ir mit gotz hilff getan habt im darvmb ze danckenn, also, so ir witwen, waissen, ermlewt, priesterschafft vnd gaistlich lewtt gegen ewren gemachel gnediclich füdrent, Sy nach vermügen vor gwalt beschirmend vnd ime, ob sein not wer, mit ewr vernuffliche[2]) gütte vnd beschaidenhaitt seinen zorn vnd vngnad benemend, auch betrachtend, dabei so ye ain stainlin gering auf das ander fallet, das es ain churz zergencklich vnstett ding ist vmb all menschen. Ains gat vff in eren vnd zehand fallet es nider in dem tod, in dem ains ist als das ander, chain vnderschaid ist an dem sterben dann allein, der wol tůt, der wol stirbt desterpass. Die gross mechtigen werdent denn gleich den hirtten vnd als ettlich claine stainliu sindt wber denn grossen, Also chompt es dick vnd ist befürchten gar gewonlich, das die, die hie gross geachtet sind in der welte, dz die in der hell die nidrosten werdenn. Item bey der mengin der clainen stainlach mag man gar zimlich betrachten die manigvaltichait der pain der hell oder des fegfewrs, die wber alle mass hert vnd langwirig ist vnd in mangerlai weiss peinigot. Item so ir ain stainlin vff daz ander lassent vallen, betrachtend ir yemands vrsach gewessen seyend ze vallen in sünd als mit gezierde, mit geperde, mit andern sachen, als wir weltlichenn slechten frŏlach dick darinn vrsach geben denn mannen zů böser vnlautter begird vnd wie wol es fürstin vnd grosmechtigen frawen ettwas zů gehörd von gewonhait des landes sich zieren, so ist doch beschaidenhait darinn loblich vnd gottes forcht. Dann wiewol vnser leib schŏn gezieret

[1]) zu Hilfe, mhd. stiur.

[2]) vernünftig.

wirt mit gold oder mit silber oder mit dez gleichen, so ist er doch nit anderst dann flesch. Doch als ich ewr gnad merck, ist nit not davon ze melden. Item ir mügent auch bei der mengin der stainlin betrachten die zal ewr aigen gepresten, zeitlich an leib vnd auch sunst an tugenden vnd sunderlich an der sellen, ob ir die versorgent nach nott mit tugenden sie gezieren. Darvmb auch die stain diss pater nosters vch allermaist nucz vnd zimlich sind ze tragen vnd ze handlen, wann ir chrafft gaistlich vnd zeitlich vs gelegt füdert euch zů guttem vnd zuicht euch von vntugenden zů tugenden.

Die fürstin:

Ich han dein red von den stainlin wol gemerckt. Sag mir nw den gaistlichen nucz der vier stain dis pater nosters, vff das ich irenthalben ain tugentlich mensch werden müg.

Die kramerin:

Soll ichs ewren gnaden gruntlich vszelegen, vermag ich nit wann ich vnerfaren bin als ir tugend ze melden vnd auff gaistlichen nucz ze pringen; Doch so vil ich mich verstand, sol ewr gnad ain benügen haben vnd vs churczem vil vnd grösser ziechen.

Von dem iaspis.

Nennen wir zů dem ersten her den edlen iaspis; der ist mangerlai in varben vnd in gestalt, doch der grôn vnd durchsichtig ist der pest vnd bezaichet die liebin, wan als die grôn varb die lusticlychest ist den augen vnd die miltest ist zwischen weiss vnd swarcz, also ist auch die liebin gottes vnd des nechsten die allernuclichest tugend, wann als das zwei nit fruchtper ist, Es sey dann das ez grône vnd in dem pain sey also mag der mensch chain gůt werck im selbs nüczlich ton, es sey dann in der liebe vnd in gnaden, wann on die gnad vnd die liebin wirt nyemant behalten vnd mit ir wirt nyemant verdampt. Die liebin ist das leben, der hass vnd neyd ist der tod, die liebin ist das liecht, der hass ist die vinsternuss, das end aller gepot ist die liebin. Als nw der Jaspis ist mangerlai gestalt, also hat auch die liebin mangerlay aygenschafft, wann sie ist geduldig vnd sůchet nich rauche[1]) gegen dem veinde. Sie wirt nit betrübt vonn ander lewt gelick. Sie würckt nit wbels. Sie wirt nit auff-

[1]) schwäbisch für rache.

erplassen In hoch vart. Sie begert nit hoch geachtet werden über ander lewtt. Sie sůchet nit das ir nucz sey, besunder nie dz andern nucz; darvmb wer nit hat volkomen liebin, der ist noch vnder dem gewalt des tewffels vnd mit dem ist got nit; wer nun on got ist, der ist in der hell. als nw got der her alles gůt in im beslossen hat, also hat auch die liebin, die got selbs ist, hat auch in ir all tugendenn föllich beslossen. Darumb hat der mensch der liebi nit, so sindt im all ander tugend nit nucz, hat er aber sie, so hat er auch mit ir Die anderen tugend alle vnd also, was er gůttes wircket in andern menschen, Es sey mit lernen, mit vnderweisen, mit gůtem rat, mit hilff, mit stewre zů dem gůtem, mit liebe, Dz alles sampt, macht er im aigen. Darvmb alles das, daz vnns für gelegt vnd gepotten wirt In der hailigen geschrifft, daz wirt vnns allain fürgelegt, vff daz das wir die liebin haben vnd sie behalten, vnd darvmb waiss ich nit, O du wirdige liebin, was ich von deinem lob sagen sol, wann du hast got den herren von dem himel herab gezogen, vff daz du den menschen von der erdenn vff hübest zů dem himel. gross ist dein krafft, die weil durch dich got der her sich gediemüttiget hat zů der erden da worten, das der mensch erhebt würd zů oder bis in den himel. Jaspis vertreibt auch die febres, die böse hicze vnd kalte der vnlauttern flaischlichen bösen begierde, auch die wassersucht der geiczichait. Böse flaischlich begird ist gleich als ain inprünstig fewr, das fewr verprent das claid, die vnlautter begirde verprennet die sele. Die vnkeusch wollust wirt mit dem menschen geporen darvmb sollen wir sie in vnns wberwinden; wan ist es, daz wir fürsichticlichen mit der sach vmbgangen, So sechen wir bald vnnsern veind vnd wie wir im widerstan sollen vnd mügen in leichticlich wberwinden. Ist es aber, daz wir die wollust, die mit vnns geporen ist, nit wellen wberwinden vnd vnns geben zuͤ andern lusten vnd flaischlichen begirden, so mögen wir sie kaum überwinden, vnd so wir mit vnns selb also gezwaret seyen, so werden wir verprent mit vnnserem aigen fewr, dann ain yedlich begird zů ainer fremden frawen, die der man hat, Oder auch zů ainem frömden manne oder chnaben, die die frawe hat, sie seyent wer oder welches stats sie wöllen, Ist ez, das die begird chompt bis zů dem wollust vnd zů dem gunste durch den willen, der das beslewsset. Die begird ist

allzeit ain todliche sünd, wie wol es sey daz die wollust nit sey würcklich. Die fleschlich begir hat ir handhabung vnd ir rů in der vncheuschhait in lindichait vnd in gezierde der claider in wbriger rů des flesches vnd in müssiggaun, in vill schlaffen vnd in andern lustlichen dingen, die das rewenn vnd tosten antreffend, Auch in fresserey, an dem smacken, In andern lustlichen dingen der fünff synne als in horenn vnlauttre wort, lieder vnd gesang, in riechen lustlich wol smeckend würcz, In schen iung hübsch lewt vnd sehen vnzimlich glider vnd stet des leibs. So ains nwn hübsch ding sicht, zehand begert er die zehaben vnd stat also in im vff die geiczichait. So man den die wberchomet, wirt geporen die hochfart vnd wil dann der mensch wber ander lewt geeret sein oder werden. Darzů wil er dann wol essen vnd trincken vnd lust pflegen des leibs vnd on sorg vnd arbeit leben wider gottliche ordnung vngeheissen vnd zů verderblichem schaden seiner. Das alles pringt vnd fudert die wassersucht[1]) des wassersichtigen, dass der sell, so er ye mer trinckt, so in ye mer türst vnd mag nit gesatiget werden; also ist es auch vmb den geiczigen, wan so der ye mer zeitlicher hab vnd gůttes hatt vnd wberchompt, So er ye mer begert vnd mag mit gůt nymer erfült werden. Darvmb ist die sel nit wiczig, die dem leib vnordentlich seinen willen verhengt, der wir ain frewd werden seinen veinden, das ist den pössenn gaisten, wann der leib sůchet allzeit lustichait vnd vicht wider die sel. So nw der leib wberhand nympt wber die sel, so verflert er sie vnd gibt sie vnd sich selbs in die hende vnd gewalt der tewffel zů ewigem verlust vnd zů pein dem leib, der seinen lust hat, beschicht ze gleicher weiss als dem kelbin oder den stieren, Die man wil meczgen, die selben traibt man uff die allerpesten waid vnd last sie daz pesten essen; die man aber lenger wil zů nucz brauchen, die helt man in dem stall mit herter speiss. Also ist es auch vmb die, die in die hel gehörend vnd von den tewfflischen meczgern getött sollend werden, die lasset man hie iren willen haben vff süsser guter waide in lust aller ding, Aber zů irer zeit ertött man sie des ewigen todes. Was hilff nw dem menschen, ob er mit der geiczichait wberchompt die ganz welt vnd damit sein sel verdampnet. O wie vil menschen

[1]) im Original ausgestrichen.

sindt verdorben nach der sel von der geiczichait wegen. Manger mensch sůcht sie vnd wais nit, ob sie im nutz oder schad seyen. Sie sindt zů vnnser zeitten laider gwonlich schedlich, dann wenig sindt der, die sie recht prauchen. Ist ains nit reich, so wil es rauben vnd stelen, das es reich werd. Was vindet ain sollicher, was verlewst er? Er vindet zeitlich gůt vnd verlewsset die gerechtichait. Er sicht wol, was er raubt vnd sicht nit, von wem er auch geraubt wirt. Er nympt dem armen, aber der tewffel nympt in mit leib vnd mit sel in die ewige pein. Ist nun ains gros in gewalt und reich als ain grosser visch vnd isset die armen als die clainen vislach, der sol wissen, das noch grösser visch sind dann er ist. Die werden in auch gessen vnd als die clainen visch die armen sein speis sindt, also wirt er auch ain speis der grössern. Wber das alles so sind die reichtum diser welt zergencklich; mit grosser arbait, kumer vnd iamer werdent sie wberchomen; mit grosser forcht můss man sie behütten vnd werdent mit dem allergrösten smerczen zů dem meren malen verloren vnd darzů ist es gewonlich, das sie gewunnen werdent wider dz hail der sel dess der sey gewint, wann er fallet da mit in den strick des tewffels, darvmb wer geld lieb hat, der hat nit lieb seinen nechsten. Darzů můss er vnderwerffen seinen schmerczen vnd pein, es sey im lieb oder laid. Dann chainerlai urchund der gerechtichait mag man vinden in dess gemüt, in dem wonet die geiczichait. Er wberchompt daz gold vnd verlusset denn himmel. Jaspis fudert auch vnd ist hilfflich zů der gepurd der frawen sie gnediclichen der ze entladen. Dabey mag ewr gnād verstan die tugend der snellichait zů gůtten wercken, die trachait lässichait vertreibt vnd zů guten wbungen manlich treibt, Als vnns dann die geschrifft lert vnd spricht, also was dein hand mag gewürcken, das soltu empsiclichen ton, wann weder vernunfft noch werck noch weisshait noch chunst sind bei den vndersten, do du hin gachest, dz ist in der hell oder in dem fegfewr mag nyemant ichts nuczlichs oder verdienlichs geschaffen, Darvmb sol sich nyemant hie in zeit in gůtten wercken saumen. Besunder er sol dar in sein starck, bestendig vnd veste vnd vnbeweglich nit waichen von chainer anfechtung noch trübsal willen. Er soll auch snell vnd behend sein zů allen gutten wercken vnd nit verziechen bis morgen, dann nyemant wais,

was der mornig tag vngemachs pringt. Nyemant sol sich sparen vff ander lewt, wie lieb seyend oder wie nach oder wie hailig sie wellen; ains sol selb gůcz ton, so es mag, so wais des das es geschechen ist. Tůt ains im selbs nit gůcz, wer wil dem gůcz nach ton? Nyemant. Dann wen im selbs nit nücz ist, wer wil dem ettwas nüczlichs nachton? Man vergisset der totten bald; hat ains wber sich selbs nit erbarmde nach der selen, wer wil sich dan nach dem tod wber in erbarmen? Darvmb sullen wir trachait vnd saumnuss vs slachen vnd vnns wben allzeit in gůten wercken.

Jaspis gibt auch sicherhait dem, der in tregt. Nw wz ist sicherer dan ain rain gut lautter gewissen? Concienz die ist gleich als ain stette lustliche wirtschafft des gemüttes. O wie gar ain edel kostpar vein perlin ist sie, wan sie wbertrifft alles das man zeitlich begeren mag. Was mag gerewiger vnd sicherer vff erden sein dann ain gůt gewissen? Sie fürcht nit schaden zeitlicher ding noch smechung der wort noch painlichait des leibs, wann auch in dem tod würt sie mer vnd mer sicher vnd auff her hebt, in denn lautern consciencen slaffet vnd růet die sel. Dann ob ains alle menschen lobent vnd ains die aigen gewissen schuldiget, was hilff dan daz lob der menschen? Nichtzint wberall. Ob aber ains yederman schelte vnd es doch in der gewissen vnschuldig ist, was schadet im das schelten? Aber nichtz. Der menschen lob pringet vnns nit in himmel noch ir schelten in die hell. Allain tuot das ain gůt oder bŏss gewissen mit gůtten oder bŏsen wercken Darvmb wil ains ain gůt gewissen haben, so würck gůcz vnd weich von sünden; will ainṡ nymer traurig werden noch sein, sol es wol vnd recht leben, wann ain gůt gewissen hatt allzeit frewde. Aber ain schuldiges gemütte ist nimmer sicher, wann ain bŏs conciencz ist allzeit in pein vnd chain pein ist swerer dann ain pŏse gewissen vnd also mit ainer gůten conscienz wirt vnns got vnd den menschen gnem nach der natur der iaspis vnd wirt also von im vertriben die gespenste des bösen gaistes; Das sünd bŏse einplasung zů sünden, Dann so vil der mensch lautrer ist in seiner consciencz, so vil minder gewalcz hatt wber inn der pös gaist. Ist aber er mit sünden besweret, so zeuth ye ain sünd zů der andern vnd der pŏsse besitzt in in der sel vnd reitt in gleich alz ainer sein pferd besiczt vnd es reitt, wa hin er wil, in all und yedliche sünd,

damit er verplesst wirt, daz er sein selbs nit war nympt, noch der sell grosses schaden. Iaspis vertreibt auch vncheuschait, Dann vs der lauttern conscienecn vnd vss der waren liebin wirt die sel erleuchtet, sünd gemeiden vnd verstat den schaden der sündt vnd merckt wol, das von sollichem davon sich der leib erlüstiget. die sel ertött vnd wie ain augenplick er vncheuscher lust pringt ymer ewig pein vnd waiss auch das gott, der her, an allen stetten gegenwirttig ist vnd all sein sündt sicht, wie haimlich die bestechent vnd ob er gern wölte sünden, so vint er chain statt, da er sie vollbringen müg, got der sey da engegen, vor dem er sich pillich schemen solt ze sünden. Es sind auch engegenn, so ains sündet, sain aigen engel, die tewffel und die hailigen. Darvmb wann flaischlicher wollust zucht zů leiplicher begir oder zů andern lastern, sullen wir gedencken, das wir nit unnser aigen gewalcz seyen, besunder das wir gocz chinder vnd diener oder dienerin seyen; Des willen seyen schuldig vndertenig ze sein der vnns mit seinem chospern pluot erlöst hatt. Darvmb sol in ainem sollichen die vernunfft sprechen wider das gail flesch vnd gedenckest du, wa wilt du hin gan? du pist nit dein selbs gewaltig, du pist ain diener cristi, der dich von dem gewalt des tewffels erlöst hat mit seinem plůte, warumb wiltu aber in sein gefencknus gan vnd im vnder worffen werden, der dir dein ere benomen hat in deinen ersten eltern vnd dir vmb die sündc vnd vmb deinen dienst ewig pein würt geben? So ains nw dis betrachtet, so wirt es mit gocz hilff erlöst von der anfechtung, doch ist es fast nucz flichen die person, die stett vnd vrsach der vnkewschait vnd nit daran gedencken. Dan so man ye mer daran gedenckt, so man ye mer darzů enzündt wirt. In die weisse, so stellet der iaspis auch den plůtfluss der frawen, das ist all vppig bös snöd sünd der vncheuschait. In silber sol er gefasset sein; Silber gibt gůtten don vnd bezaichnet ain gutten laymung, den ain yedlicher mensch mit fleiss behalten sol, Daz also got der her durch seine gůte werck mit dem gutten lob geeret vnd die nechsten gepessert mügen werden. Das ist nu des edlen iaspis nataur vnd chürclich gaistlich ausgelegt.

Von dem Calcedonius.

Der ander diser vier stain ist Calcedonius, der ist plaich vnd swarcz dunckel. Man sol in tragen an dem halse. Er

mag vnns wol bezaichnen den tod vnd des todes gedechtnuss oder die gestalt aines totten menschen. Ist nu das man den tregt an dem halcz nachent bei dem herczen, so vertreibt er an zweiffel all sucht der Sünden dann als der weis spricht: Gedenck an den lesten, so wirstu nymer ewiclich sünden; dan der můst gar ain verruchter mensch sein, der ain sünd tette, so er recht aigenlich betrachtet seinen tod oder ye sicher ist vnd sein stund gancz vnsicher, wan nyemant waiss, wie wa wann oder in welcher masse in die stund des todes begreiff. Der tod warttet vnd hindersleicht vnns in all enden. Seyen wir nw weise, so sullen wir sein auch allzeit vnd an allen enden wartten dann daz allerweissest des menschen ist emsiclich betrachten den tod; wer nw den tod vnd das jungst gericht hie in zeitt, so er frisch vnd gesund ist, recht fürchtet, der bedarff der zwayer an seinem letzsten ende nit ser furchten, Besunder er wirt in mit frewden engegenlaffen, dan durch betrachtung des tods, so hiet er sich vor sünden vnd übet sich in gutten wercken vnd damit wirt sein end sicher vnd frölich; aber die bösen sünder die tod hie in zeit noch auch vor an die gnad vnd gůtthat des herren nit betrachtent, besunder vergessend, die werdent an irem leczsten end mit sollicher plag geslagen, das sie ir selbs an irem end vergessend vnd weder an got noch an ir sünd noch an rew oder laid gedenckend vnd also in verzweifflung verschaident vnd verdampnent werden. Die selben vnd laider vnns all betrewgt nichtz als vil als hoffnung lengers lebens; man vindet selten ainen menschen, wie alt er ist, der da nit maynet, er wel noch ain iar leben. Sollich hoffnen ze leben gibt vnns ein der tewffel vnd betrügt vil damit, die sich nit pessernt vnd wellent ir pessrung in ir alter, darzů sye nymer koment. Aber in den gutten ist chain gewisser zaichen der ewigen belonung dan ain gůt sicher getrawen des gemüttes an dem leczsten ende, Das man das unvil sagt den sündern, so glaubent sie sein nit. So sye aber sterbent vnd sölcher götlicher ermanung nit mügent nachvolgen, der sye doch gern als dann wolten nachvolgen, Aber yecz dieselbenn versmechent, so chompt in aigenlich die ewig pein, darinn sie müssend sein on end. Darvmb ist vast nucz an den tod gedencken, wann als ich berürt haw, so wais ains nit die stunde des todes noch die stat oder welches todes er sterbe, noch in welchem

stat, ob er in gnaden oder in tod sünden verfar, das nw ze brachten hindert an vil menschen schönhait des laibs gesunthait, stercke, wollust, reich vnd weltliche er vnd leiblich ruo, Die selben all gewonlich churcz werdent vnd pald vergand; wer nu wil wol sterben dem ist nott, daz er wol leb. Dann der stirbt nit wol on zweiffel, der ain böss leben fürt, der selb stirbt auch wol; Dann wer got den herren fürchtet vnd sünd vermeidet, dem wirt wol an seinem lesten ende, Aber der todsünder ist der allerböste. In betrachtung des todes sicht der mensch sein nataur, dass er eschen ist vnd plaich als die äschen vnd würt als forchtsam, er vernichtet sich selber vnd würt diemüttig vnd gerewbig vnd legt hin alle verlassenhait. Er wirt miltgüttig vnd beraitt zů allem gůttem. Wir sehen wol, so wir chrank seyen vnd fürchten wir müssen sterben, so wellen wir vns vast pessern vnd vermügen es alzdann nit kranchait halb. So wir aber gesund seyen vnd vnns wol mechten pessern, so wellen wir sein nit ton; Darvmb betrachtenn wir die stund, in der vnnser sel von dem leib schaiden můss vnd got dem herren für gericht geantwürt můss werden vnd so das streng vrtail wber die armen sel gesprochen sol werden, für war wir pesserten vnns mer wan wir nw tůn. Dis betrachtent nit vil vnseliger mensch, die ire pluende iugend dem tewffel opfernd, vnd hoffen ires alters erst dem herren wellent gebent, vil mynder die, die ire iugent vnd auch ir alter dem tewffel gebent vnd got nichtz nit. Besunder sie městend ir flesch mit kostlicher speis vnd zierend es mit kospern claider, das doch die würm in churcz darnach zernagent, im grabe aber irer sel vergessend sie, die die engel empfachen solten. Aber die tewffel furend sie mit gwalt in ewige verdampnus. Betrachtent die wie churcz diss leben, wie unsauber der weg diss lebens, wie gewiss der tod, wie vngewiss die stund des todes ist, vnd so sich ain aller mynst versicht von hynnen gezucket wirt vnd stirbt, sie teten iren sachen anderst; yederman fürchtet den leiblichen tod, Aber den tod der selen fürchten wenig menschen. Grcssen fleiss hat man, dass der ausser mensch, der leib, nicht sterbe, der doch sterben můs. Aber wenig arbait ist, das der inner mensch, die sel, die ewichait leben sol, nit sterb durch die sünd. Man lese vnd durchlese alle pücher der hailigen lerer, so vint man nit sorglichers dann das ain mensch getarr leben

in dem stat, in dem er nit getar sterben, wann wie ains an dem lesten gefunden wirt, also wirt er auch gevrtailt. Nu ist es vnmüglich, das ains von den wollustenn dieser welt gang zů den lusten des himels. Nw ist ye der mensch schuldig hie in zeit also ze leben, das sain sel, als bald sie von dem laib schaid, on mittel genomen von den engeln vnd gefürt werd in das ewig leben zů angesicht der götlichen clarhait. Wer nu sich daran versaumet, der tůt im selbs grossen schaden, das wird er an dem lezten end innen, so gar vil im fürpracht werdent in seinem gemütte, die er hie inzeit nichtz nit scheczet vnd sie also nit gepessert noch gepeichtet hatt vnd in dieser weiss werdent tausend mal tausend verdampt ir vergessen vnd uersaumpten sund halb, die sie nit achtend wellent noch wissen, ob sie sünd werend.

Calcedonius machet die sach der widersprecher vberwinden vnd vertreibt des tewffels list. Der böss gaist mag nyemantz wberwinden dann der gern wberwunden wirt. Seiner list seind vil. Er vicht den Menschen von erst nit an von offenbaren sünden vnd schweren missetaten, denn er waiss wol, daz er im darinn nit bald gehorsam ist vnd gat weitt vmb vnd pringt im für ettliche pild vnd begerlich lustlich ding bis er ains pringt zů seinem willen. So aber der mensch sich diss stainlins gepranchet vnd betrachtet seinen tod vnd den lon vmb die sünd ewige peine, so mag er leichticlich widerstann vnd es mag nyemant von dem menschen wberwunden werden denn der sein aigen laster veindet, vil mynder mag der selb von dem bösen gaist wberwunden werden. Vnder andern sindt vnnser widersachen nemlich drey, daz ist vnnser aigen flesch, die welt, vnd der bös gaist, die gerůent selten nymmer vnd ob die welt vnd der böss ettwa růet, so růet das flaissch nymer. Darvmb ist es vnnser gröster vnd sorglichster veind denn wir bei vnns müssen haben vnd inn teglich speissen, vnd ye mer wir im gütlich tůn, ye mer vnd stercklicher er wider vnns streytt, nemlich in vncheuschhait, in trachait vnd in andern lastern. Die welt vicht vnns an in vil weg durch vnnser fünff synne, in begerung vil dings wider got vnd in hochfart des lebens, in wppiger ere. Nu ist die fruntschafft diser welt ain veind gocz, wann ain hercz mag nit im genemen zwayerlay lieb, die wider ainander send; alz nu die liebin gottes ain prun ist aller tugend, also

ist die liebin dieser welt ain prun aller laster. Wer nw die welt lieb hat, in dem ist nit die liebin gocz, Darvmb diese welt ist vnrain vol betriegnuss vnd gancz valsch, we dennen, die ir dienet vnd irer lust vnderworffen werden, wann wiewol ir diener auswendig sich haltend, als ob sie froelich seyen, so ist doch von innen der nagend wurm in der concienz, der sie nit růenn last von ir verporgen veind vnd poshait wegen; wer aber disen edlen Calcedonius prauchet nach seiner nataur, als ains tails berürt ist, der wirt frölich vnd von wbel wol behütt.

Carneol.

Der dritt, daz ist der Carneol, der ist plaich rott als wasser, dz in dem flesch gewesen ist. Bezaichnet vnns die peicht mit Iren stücken vnd mit iren zů gehörenden, Sie machet rot von der loblichen scham wegen, die in der peicht sein sol vmb die begangen sünd; die selb scham ist guot vnd tilget ab die sund und füret den menschen zu° der eren scham, auch ausser der peicht ist ain sunderliche ere der Conscienez. Sie ist ain behütterin gůttes lobes, ain gezierd des lebens, ain stůl der tugend, ain anfang der tugend, ain lob der nataur vnd ain zaichen aller zucht. Sie ist ain swester der cheuschait, ain offenbar zaichen rechtez, ainfelichait vnd ain zencknuss der vnschuld. Sie ist ain gezierd der tugend, doch in iungen menschen scheinet sie hübscher vnd clerer. Sie lasset nit wbels verporgen sein im herczen. Sie zwingett sytten, wort vnd geperd zů züchtichait. Darvmb mit sollicher loblicher scham sullen wir verdampnen all sünd vnd vnns in sünden nit entschuldigen wan sünd wirt mit scham gemyndert vnd mit der schuld gemert. Carneol pringt die zen an den mund wider an ir recht stat. Die zen, so sie wol geseczt sind, Sind vrsach aines gůttes vspreches; wer aber presten hat an den zennen, der mag nit wol reden. Recht reden vnd aller bast reden, ist ware peicht ton vnd got loben, wer nwn ichezit scham halb versweiget; der redt nit recht, des zen sind nit wol gestalt. Der nem diesen stain in mundt, daz ist, leg hin die böse scham vnd leren recht peichten, so wirckt in im der stain. Carneol legt hin vnd mildert den zoren; wer nwn ain rechter rewer ist, dem sein sünd laid sindt vnd der recht peichtet, der chan vnd mag zorenn nit inn im behalten, wan von rew wegen begert er,

das got seinen zoren gegen im ablass vnd im gnedig sey, das mag im nu nit gedienen, es sey dann, das er seinen zorn ablass gegen seinen nechsten. Carneol stellet auch den plůtfluss aller sünd, nemlich der vnkeuschhait; wann ainem rewigen menschen gehört zů wainenn, vasten, betten, wallen, arbaitten, die stuck alle wider die vnkewsch sindt vnd si nit lassent. Also mag man es auch verstann von andern lastern, darumb sol man sich dis stainlins wol prauchen, so pringt er manigvaltig nucz.

Von dem saphir.

Der vierde ist der edel saphir, Der scheint als die klere des himels vnd ist plaw oder liecht praun plaw vnd bezaichnet vnns die stättichait vnd auch das vnnser gemůt auf gericht sol sein zů den himlischen dingen sie zebetrachten, wer dar in wone, wie vnd was ir frewd sey vnd wie wir zů innen chomen mügen. Vil loblicher tugend hat diser stain. Er widerpringt den zersterten frid vnd versünnet die zwitrachtigen von nucz wegen des frides. Dann so gut ist der frid, Das in allen geschaffnen dingen nit loblicheres mag gehört werden, nichz so lustlichs mag begert werden vnd nichts nit mag so nuczliches besessen werden. Darvmb sollen wir vnns fleissen, frid ze heben mit unserm nechsten in unserm herczen. Sollicher frid stat dar an, so wir nyemantz wbels begeren zeton noch wirklichen tůnd vnd ob vnns ymantz etwas wberlast tůt, das wir das in gedult guticlich vertragen. Als dann die lieben hailigen habend getan, Dann zů gleicher weis als wir schuldig seyen vnnserm aigen leib sein gesundthaitt vnd vnnserm herczen die rainichait, Also seyen wir auch schuldig mit unserm nechsten zů halten den friede vnd in gůtten dingen aintrechtichait, wa der frid nit ist, da ist auch got der her nit. Vnder hochvertigen menschen ist selten frid vnd ainichait. Saphir vertreibt auch vnnaturlich hicz, die hicz bezaichnet vnncz böse begir vnd enzündung zů den lasteru, alcz zů vnkeusch zů geiczichait hochfart, zorn, hass, die wir von vnnserm leibe vnd vnordenlicher lieb haben. Er pricht auch vff alle sloss aller sünd des bösen gaistes vnd der welt, damit die sündigen menschen herticlich beladen vnd gefasset sind. Ist anderst, dass sie sich seiner chrafft wellent prauchen vnd frid mit got machen vnd mit im selber in irer conciencz, die von sünden ze reinigen, mit der peichte, dadurch alle pand sloss vnd chetten zerbrochen

werdent. Er stellet auch daz plût, die bôsen gewonhait ze sinnden hinlegen vnd tugentliche werck ze ratten vnd ze ton, nemlich stellet er das plût zů dermassen also, dz aines ain yedlich dinck smecke als es an im selbs ist. Darinn verstanden wirt die beschaidenhait, die allen tugenden iren orden gibt. Der orden gibt fürbass weiss vnd gestalt, geziert vnd leiblichait der tugenden. Solliche ware beschaidenhait mag man nit wberchomen Dann mit warer diemutichait vnd mit gehorsamchait. Er stercket auch daz hercz vnd behelt es bei seiner gerechtichait also, daz es in allen dingen recht mit helle vnd was ez rechtz ergreiffet, davon nit falle. Das hercz rain ze machen vnnd lauter ze behalten ist nuoz ze hôren das gocz wort, reu des herczen, dick vnd vil beichten, strenchait des lebens in essen vnd trincken, In claidern, in almůssen geben, beten vnd gestrafft werden. Den wbrigen swaiss vertraibt auch der saphir. Bey dem swais verstan wir trachaitt, versaumpnuss vnd lashait zů guten wercken, so wir vnderwegen lassen, daz wir ton solten vnd wol ton môchten vnd vnns nit üben tugend ze wircken vnd also vallen in vil süchte der sel, in den tod der sel, in verliessung vnss gutten laymungs, vnd machen vnns selbs damit ain wonunge der bösen gaist vnd ain speis des hellischen fewres. Er vertreibt auch geswulst vnd peulen der hochvart vnd eregeiczichaitt des romes vnd stolczhaitt der wberhebung wber ander dem nechsten. Zemal ain böss chraut ist hochfartt, sie gepürt hass vnd mag chain tugend nit geperen, got der her hasset sie, wann sie ist ain wurcz alles bösen von iren wegen viel der engel von himel vnd ward zů ainem tewffel. Ir gespil ist der neid, wann es mag nit sein, das der hochvertig on neid sey, wann der hochvertig hatt aigen erhöhung lieb vnd frewt sich in fremden wbel, er versmecht den nechsten vnd begert wber seinen gleichen vnd auch wber sein öbersten herschen. Er vertreibt auch vergifft. Nw was mag ainem cristen menschen grösser vergifft sein dann nachreden seinem nechsten, wann damit tötet ains drey zů ainemmal. Sich selbs denn, von dem er redt vnd auch den oder die zů denn er redt böses von seinem nechsten. die nachreder habend ein naterzungenn, die sich also bewegt als ob ir zwo seyen. Sie lobent in vnder angesicht vnd scheltent inn oder nachredent im in dem abwessen, vil wbels vnd schaden chompt davon, wann der danach

redt vnd der es geren hört, der yeder tregt den tewffel vff seiner zungenn, vnd ir ainer ist als pös als der ander; darvmb ist das laster ser zefliechent, wann es ist widerzem got vnd dem menschen, sie ist ain fuir im herczen, ain swert in dem mund vnd ain vergifft in den oren, wann sie prynnet vnd quellet, sie machet unrueig iren aigen besiczer, darvmb ain yedlicher nachreder gibt zewcknuss wber sich selbs, Das er ler ist von der liebin. Saphir hailet die siechen augen. In denn augen erscheinet allermaist die hoffart in vnns. frewlin geren... Wir sehen geren hübsche vnd wppige ding vnd vnnser gröste begird ist, das wir gesehen mügen werden vnd gelobt, Darumb zieren wir vnns allermeist vnd mit allem fleisse vnder dem antlütz an der stirnen vnd vmbedumb so wir aller last mügent. Sollichs legt diser stain ab, so man in recht prauchet vnd lernet ains recht sich selbs in warhait anshawen vnd sein aigen gepresten, daz die allerpest chunst ist. Dann vil loblicher ist das gemůt, dem chund ist sein aigen plődichaitt, dann das er der vergesse vnd versaumet zewissen vnd chund erchennen die läuff der sterne, die chrafft der chrewtter vnd der edlen gestainen, dann wer es, das sich der mensch selbs recht erchannte, so hett er ain missvallen ab im selbs vnd gevil got wol, die weil er aber sich selbs nit sicht, So gevelt er im selbs wol vnd missvallet got. Aber es chompt die zeit, das er got vnd im selbs wbel gevellig wirtt; daz geschicht, so in got můss verdampnen vnd der mensch můss ewiclich prynnen. Das aber der mensch sich selbs nit sicht noch erchennt, sin drey sach: als zeittlicher gütter, geiczichait vnd des herczen torhaitt. Item auch hübschhait der gestalt, gunst der lewt, iugentliche hicze, reichtum hindernt auch, das sich ains selbs nit sicht. Die gewonhait ains yedlichen lasters ist, das es nit pald oder leuchticlich gesechen wirt von dem, der es auff im hat; aber alspald er von dem laster lasset vnd sich davon zuicht, so wirt er allererst gewar, wie gross das laster vnd das ellend seiner sell sey gewessen, in dem er gelegen ist. Den siechtagen der stirnen vertreibt der saphir, daz ist die vnschamhafftichait, die das allergrőst laster ist vnder vnns frawen, wan da mit werden wir geleichet den gemainen frewlin, die all scham zeruggen geslagen hand. Sollichs chompt als von der hoffart, als vorberürt ist. Der saphir treibt auch aus den hass vnd den neid vnd pringt damit in vnns die göttlich

vnd průderlich lieb, der nucz nit pesser mag sein, wann wa die lieb ist, da ist got, wa hass vnd neid ist, da ist der tewffel; wann nw der zwaier gaist ainer vsgat, so gat der ander ein, Dann es můss ye sein, dass der zwayer gaist ainen bei im hab, got oder den tewffel, vnd ir ainen herberge in seinem herczen, welche nw hye bei im hat vnd in also beherbergt, derselb wirt in auch wider vmb beherbergen in seinem reich, aber gar vngleich: got der her wirt seinen gesten geben in seinem reich ewige rů vnd ere, aber der tewffel gibt den seinen in der hel ewige pein vnd geschentnuss. Darvmb ist dieser edelgestain loblich vnd gůt, so man sein chrafft recht prauchet. Es ist auch gehaissen ain edel stain der cheuschheit zů ainem zeichen, das die menschen, die in tragent, sollen cheusch sein vnd rain yedlichs in seinem staat, sie seyen junckfrawen, eelewt oder witwen, wan in manigem weg wirt der dreyer stat cheuschhait geprochen vnd gross wbel darinn begangen, als man an vil lewtten dick erfaren hatt, daz gar sorgclich ist. Dann wir frelach sollichs von scham wegen ettwen nit peichten. als not wer vnd vnnser sell gross wbel damit ton. Saphir bevestiget auch ainen im gůttem, wann so der mensch in obgemelten tugenden ettwas gewbet vnd von lastern gerainiget wirtt, so gibt im got der her chrafft vnd gnad von tag ze tag, in tugenden zů ze nemen vnd kommet also damit in gůt gewonhait recht vnd wol ze ton (das im leichter ist recht ze ton dann vnrecht)[1]), wan ain yedlichs gůcz werck hat in im aigen lust vnd frewd in got; aber ain yedlichs bös werck, es sey gedanck oder wort, hat auch in im sein aigen pein vnd des herczen quellung vnd nagung der gewissen. Darvmb zů besliessen, so macht der edel saphir das gmut des menschen diemüttig vnd ganz guttig, wann in wbung ob gemelter tugend begriffen bei den krefften diss stainlins lernet der mensch got vnd sich selbs erchennen, da vindet er, was er sey, wie er sich gegen got vnd den menschen halten sol vnd also diemüttiget er sich gegen got, der den hoffertigen widerstat, vnd wirt also der sålig güttig mensch got vnd den lewtten wolgevellig vnd chompt von diesen tugenden zů ewiger sålichait vnd so vil sey kurczlich gesagt von diesen vier stainlach.

[1]) ist später herein korrigirt.

Die fürstin.

Eya, swester mein, ich hab dir lang weil zů gehördt vnd des nucz der vier stain wargenomen. Ich pin sein erfrewt von herczen, wie wol du vns frelin ettwan herticlichen hast gerürt doch sol es vnser pessrung sein vnd hab mer begir zu[e] dem pater noster wann vor, ich wil es wber ain haben vnd dir wol abgelten. Du solt mir aber clerlicher uslegen warvmb der clainen stainlach vnd die grossen vermist fünffczig sind vnd nit mer noch mynder.

Die kramerin.

Ewer gnad sol wissen, daz die fünffzigoste zal des guldin vnd gnaden reichen iars, das man nach der gelerten red nennet annus iubileus, gleich als yederman davon sulle vnd pillich müg von frewden iubilieren vnd sich von herczen frewen, das er das selb iar erleben müg oder erlept hab, von grössin wegen der gnaden vnd ablass, die in demselben iar gegeben würt allen den, die sich das zů schichent vnd den hollen. Das selb iar hat vil freyheit gehabt in der alten Ee, nemlich das allvererbte oder verkauffte oder verlichen ligende gůtt wider an den ersten rechten erben lediclich viel. Item an dem fünffczigosten tag nach dem ausgang der chinder von israhel aus egyptenland in die wüstin, ward in das geseczt gegeben in zwain stain in taffeln mit der hand gocz geschriben. Item wan ain priester oder levit in tempel gedient hebt fünffzig iar, So was er darnach frey von aller dienstperchait vnd noss dannocht speis mit den andern. Das gleichen beschicht hewt bei tagen in clöstern vnd gestifften, das die, die fünffzig iar im orden habent, selten korfrey sein. Auch an dem fünffczigosten tag der aufferstandnuss cristi ward den iungern der hailig gaist geben. So nw ewr gnad dise fünffczig stainlach handelt, so sult ir euch im herczen frewen, dass ir denn heuttigen tag erlebt habent, in dem ir applas erwerbent mügent aller ewr sündt mit warem rewen vnd sullent got loben vnd iubilierenn, das er euch geben hatt die fruchtbare zeitt vnd chrafft vnd macht, recht vnd wol vil gůcz zeton, Das doch vil tausend versagt ist, die yecz in der helle sindt, den die zeit der gnaden nit verlichen ist vnd nit getaufft sindt noch zů cristenlichen glauben chomen vnd ist wol versehenlich, werend sie zů glauben chomen, als wir, sie hettend ain pesser leben gefürt dan wir. Item ewr gnad wol wais, So sind siben

mal siben on ains fünffczig. So man ains darzue tůt, sind ir fünffczig. Dabei nämlich bey der sibenden zal verstat man als vnnser leben das in siben tagen verzert wirt, das ist not, daz wir das also richten, daz wir vs diser arbeit chomen mügen zů dem fünffczigosten iar zů der rů in ewichait vnd also widercheren mügen zů vnnserm vätterlichen erb, daz ist zů dem himelreich, das vnns von anfang der welt berait ist, da dann nit not ist fürbass chainer arbeitt, da werden wir ledig aller schuld der natur als von vorcht, von chranckhait, von dem tod vnd des gleichen, die vnns dann nymer mer berürend, wir werden auch dann frey von aller dienstparchaitt aller zerstörung. Alle schuld wirt abgelassen vnd das erbe, die ewig ere, das adam vnns verloren hett, wirt vnns genczlich widergeben. In dem iar wirt sein gancze frewd vnd lobsang mit danckperchait in got des almechtigen angesicht vnd beschicht dan wer allermaist edeln stain vnd gezierd der tugenden mit im dar pringt, der wirt aller gröst geachtet vnd mer geert vnd wirdiclicher geseczt in ewig rů.

Die fürstin.

Wol benügt mich an der auslegung der fünffczigosten zal. Sag mir ettwas von dem perlin vnd auch von dem pisemapfel vnd von dem crucifixlin, die an dem pater noster hangent.

Von dem crucifixlin.

Wan das crucifixlin auch ewr vinger berürt, so sol ewr gnad dadurch ermant werdenn der marter cristi vnd erlösung von dem ewigen tod vnd wie er euch mit seiner marter beraitt hatt ain statt in ewiger sälichait vnd also euch darinn wben vnd geben ze betrachten sein pitter leiden vnd im nach vermügen darvmb danck vnd lob sagen vnd pitten, das ez an euch nit verloren werd.

Von dem perlin.

Bey dem perlin sullent ir verstan den selben gekreuczigoten cristum, wan ir sie ansehend vnd handelnd, so sol euch diss edel perlin cristus in ewr hercz chomen, mit im in andacht erlusten vnd des gleichen ton, wa ir die perlin tragend. Es sey an ewren breissen[1]) an den claidern oder andern enden vnd sollend ton als ainest ain edle selige frau tett, wann sye des morgens auff stůnd vnd ir hemdt antett, gedacht sye mit

[1]) Kleidersaum.

danckperchaitt an das waiss claid, darinn cristus verspotet ward von herode, wan sie dan ir schůch antett vnd preiset, betrachtet sie die wunden cristi an seinen fussen und die pittern nagel. So sich in iren vnderrock breisset an der seitten, betrachtet sie die wunden cristi an seiner seitten vnd den stich mit dem gesper. So sie iren slair vnd sairz (?) vffspannet mit den gluffen vff ir haupt und sich zieret, betrachtet sie die chron cristi vnd das plut, das im ab seinem antlücz ran. So sie ir hendschüch oder preiss antett, gedacht sie an die nagel, die cristo sein hend an das crewcz nagelte, vnd an die wunden seiner hend vnd also ging sie dann ze chirchen das soll ewr gnad auch wben, es wirt euch nucz.

Von dem pisem.

Bey dem pisem sol ewr gnad gedencken, als des gesmack gůt ist für den pösen vergifften lufft, den man gwonlich tragen ist zů der zeit des sterbentz, damit sich ze versorgenn, das denn menschen icht anwee oder anchom, davon das hercz leiplichen verstört möcht werden vnd also sterben, das doch ettwen sein můss; also vnd vil mer ist auch warzenemen, das ewr edel hercz durch icht vergifft vnd entschickt werde, davon es an gottes hulden, daran ewig leben stat, erchalt vnd also dauor got sey, zů ymer werendem tod chom; sunder ewch versorgen mit peichte, rewe, bůss wircken vnd andren loblichen wercken, almůsen geben fruntlichen handlen vnd wandlen gen ewren neben cristen vnderstan vnd in andern tugenden üben als dann obn berürt sindt, damit den bösen vergiften plast der ein plassenden veind, der tewffel abzetreiben vnd andre trucken vnd ewr hercz in gůtten retten stercken, den allen zů entflichen vnd widerstann. Wil sicher, gnådige frau, sein arbeit vnd fleiss haben, als ir euch selber bas verstandt dann ich ainfeltige kramerin geschreiben oder gesagenn chann. Dannocht so mag euch diss ermanung on schaden sein, dann ich sie im besten getan han, als ich dann ewren gnaden vil gůtes vnd ymmer werents gůt gane vnd auch wünsch vnd lassend ewch nit verdriessen, ob ir in diser geschrifft in gemain als ich selbs an mer enden berürt werdenn. Dan als der weiss spricht: Es sind vil pesser die sleg oder wunden des frewnds dann der betrogen kuss des veinds. Auch ist nit gewonhait warer frewnd, das sie alweg selb anstreichen, sunder auch vnder weilen stuppffen vnd fruntlich zů pesserung

ermaneng, also hand ir noch ich des chainen verlust als verr ir das gnediclich vnd guttlich vff nement, Als ich ewren gnaden vnd beschaidenhait besunder wol getraw, vnd werd euch mer vnd anders nott, So mügent ir als ich euch dann geratten han, Darnach die weissern fragen, als ewren erwirdigen peichtigern vnd capplann vnd saument euch nit, dan es trifft an nit allain nit zergencklich leib vnd gůtt, Sonder ymmer bleibung vnd ymmer werend gůt, ere vnd sålichait in chürz ze gewinnen, oder ze verliesen, vnd die ze gewinnen nit geschechen mag dann mit tugentlichen werken. Got verleich ewren gnaden gross hauffen der gůtten vnd behůtt vor den bösen vnd verleich euch sein gnad vnd chrafft, das ir in seinem allerliebsten willen allzeit funden werdent vnd hernach in ewigen frewden. Amen.

Und also wil ich euch, gnedige fürstin, dis pater noster ze chauffenn geben vnd ze prauchen, Allain vmb ainen gutten stetten säligen willen got damit ze dienen vnd auch in für mich ze bitten Amen.

Anno domini etc. cccc° lxiiii°.

ZUR GESCHICHTE DER HATTSTATTER ERBFOLGE IN DEN STAMMLANDEN (1585).

VON

THEOBALD WALTER,

RUFACH.

Wo wir die ursprüngliche Heimat der Hattstatter zu suchen haben, ist bis jetzt noch sehr zweifelhaft. War es der einsame Burgstall Hochhattstatt im Vogesengebirge bei Sulzbach im Münstertal? War es die längst verschwundene Dorffeste Niederhattstatt in dem Dörfchen Hattstatt bei Herlisheim? Oder konnte vielleicht die sagenhafte Hattsburg oder Hottspurg des collis Ottonis die Ehre beanspruchen, dem mächtigen Geschlechte den Namen geliehen zu haben? Niemand vermag bis jetzt das Rätsel zu lösen. Die Hattstatter tauchen, wie so manche unserer alten Rittergeschlechter, im zwölften Jahrhundert in der Landesgeschichte auf und weiter zurück

zu forschen ist uns mangels Urkunden rein unmöglich. Als ein mächtiges, hochangesehenes Geschlecht kehren sie gleich den Rappoltsteinern in allen wichtigeren Urkunden des Landes immer wieder; hatten sie doch nicht nur Lehen vom Reich, von Lothringen, von Habsburg, von Rappoltstein, von den Bischöfen von Basel und Straßburg, von Murbach u. a. inne, sondern sie standen durch ihre Heiraten mit den besten Geschlechtern des Landes in Verwantschaft und Freundschaft.[1]) Der Letzte des Geschlechts, Claus von Hattstatt, wurde 1568 Bürger in Basel und starb daselbst 1585. Er übermachte seiner neuen Heimatstadt außer einigen Lehen auch das reichhaltige Familienarchiv, das in seinem gegenwärtigen Zustande 384 Urkunden und 45 Bücher aus der Zeit von 1263—1617 umfasst und im Staatsarchiv daselbst wolgeordnet aufbewahrt wird. Dort haben wir also ein gut Teil der Geschichte des alten Rittergeschlechts zu suchen.

Nichtsdestoweniger fielen mir bei einer Arbeit im Rufacher Stadtarchiv einige Schriftstücke in die Hände, die nach dem Tode des letzten Hattstatters verfasst sind und die ich als Baustein zur Geschichte des Geschlechts und als Beitrag zur Geschichte unserer Territorien mit einigen Ergänzungen aus dem Bezirksarchiv zu Colmar der Oeffentlichkeit übergeben möchte. Es handelt sich um die Erbfolge in den Ortschaften Herlisheim, Hattstatt, Vöklinshofen und Häusern.

Die Edlen von Hattstatt hatten von „fürdenklichen vnnd etlichen Hundert Jaren herr neben andern mehr Lehenstückhen auch Herrlißheim Burg vnnd Statt, Zwing vnd Bann, Obrigkeiten, Gerichten, Hochen vnd nidern freueln, nutzungen vnnd gefölIen, gebotten vnd verbotten"[2]) aus der Hand des Bischofs von Straßburg in Besitz. Als nun Claus 1585 ohne „leibs lehensfähige erben" gestorben war, sollten die Lehen wieder an das Bistum zurückfallen. So begaben sich denn der Obervogt Hans Christof von Ramstein und der Rat von Rufach nach Herlisheim, um im Namen des Bischofs den Ort in Besitz zu nehmen. Wie sie aber hinkamen, war das Städtchen von der Regierung von Ensisheim bereits besetzt. Etliche Reiter mit „dreyen wägen, dar Inn Soldaten mit Iren brennen-

[1]) Vgl. Kindler von Knobloch, Der alte Adel im Elsass, S. 36.
[2]) Stadtarchiv Rufach. — II. 7.

den Lunten vnnd langen Roren auch andern Wehren verborgen", waren hinterlistiger Weise in die Stadt gedrungen und hatten sich des Schlosses bemächtigt. Beim Herannahen der Bischöflichen zog die Besatzung die Brücken auf und schloss die Tore, so dass sie unverrichteter Sache wieder nachhause ziehen mussten. Am 22. Oktober erschien dann der Landvogt selbst mit einer weitern Anzahl Reiter und 12 Hakenbüchsen. Die beiden bischöflichen Diener Hans Braun und Hans Bregents wurden in Gewahrsam genommen und am 23. in aller Frühe die Huldigung der Bürgerschafft verlangt. Diese aber weigerte sich; denn „Sie Hetten allwegen von Iren voreltern gehört, das sie nach absterben Ires Iunkherrn, da er kein Lehenerben verlassen würde, einem Bischoff zu Straßburg widerumben zustendig". Sie wurden aber „de facto getrungen", und die beiden bischöflichen Beamten mit Gewalt „fünf schützen vor vnnd fünf schützen nach" zur Stadt hinausgeführt.

In einem Rechtenbuch der Stadt Sulz ist der Vorgang ebenfalls geschildert. Da der Bericht eine Ergänzung zu obigem bildet, so möge er auch wörtlich hier folgen. „Am tag Lucae des Euangelisten, ist freitag den 18ten Octobris Im neüen Collender gewesen, Anno LXXXV Ist Iunckher Clauß von Hattstatt obrister zue Hattstatt abgestorben morgens zeitlich vor mittag, welches aber dem Iunckherrn ober ambtmann vnnd menniglich alhie zue Rufach verhelt vnndt heimlich gehalten, biß es die Ober Regierung zue Ensisheim erfahren vnndt beide schlösser vnnd fleckhen Herlißheim vnndt Hattstatt de facto eingenommen, Vnndt mit schützen vnndt anderen Besetz hatten, derowegen folgenden Sambstags am 19ten Oktobris wie manß Erfahren dem Ober Amptmann von Ramstein, Vogt zue Sultz, Pfaffenlapp, beide hauptleüth, Johann braun, Bregitz Amptschaffner vnndt ander Straßburgische diener biß auf drey zehen Pferdt vff herlißheim zuegeritten, vnndt sich deß orths sambt andern stuckhen Alß hochernannt Vnßers gnädigen Fürsten Vnndt herren vnndt Ihr fürstlichen Stift Straßburg Verfallenen Lehen Eigenthumb nähern wollen, da mann aber außgeschlossen vnndt mit gewalt Vn Rechtenmeßig abgehalten worden, derowegen solche Thätliche einnemmung vnnd Tödtliches abgangs Ihro fürstlichen gnaden Als baldt Zabern zue geschrieben worden".[1])

[1]) Abschrift im Bezirksarchiv zu Colmar. Familie Hattstatt Liasse I, Nr. 2.

Der Bischof und seine Räte traten sofort gegen die Anmaßungen der vorderösterreichischen Regirung auf, indem sie ausdrücklich beteuerten, Herlisheim sei „vor vielhundert Jaren Her, vom Römischen König dem Stifft Straßburg doniret vnnd successive von den Jederzeit Regierenden Bischoff zu Straßburg auch von Kay: vnnd Königen alls ein Regal empfangen, vnnd daselbig etlich Hundert Jar zeitlicher; dann die Herrschafft Schwarzenburg vnnd andern von der Regierung Ensißheim kaufft worden vnd an sich bracht“.[1]) Dann begab sich der bischöfliche Notarius Sebastian Metzger am 20. November nach Ensisheim „vff das Rathauß, da die damallen anheimschen Räth der Regierung allda zu Rath gesessen“ und legte im Namen des Bischofs persönlich Protest ein.

Die Räte aber erklärten: Die Regirung habe niemand in seinen Rechten geschmälert; sie hätten nur „zu Handthaben der Frst. Dht. beeder orten habennden vnzweifenlichen Lanndtsfürstlichen Obrigkeit etlicher zu Herrlißheim vnnd zu Hattstatt genzlich habenden Oesterreichischen eigenthumbs Ober-Herrlich-Recht- vnnd gerechtigkeit“ so handeln müssen und die Rufacher nicht eingelassen, weil sie „mit bewerter Handt zu Verkleinerung, schmelerung vnnd abbruch Hochernannter Frst. Dht. Lanndtfürstlichen Oberkeit Aigenthumbs vnnd Rechte hätten einnemen wöllen“.

Am 16. Januar sollte in Herlisheim das Inventar der Hinterlassenschaft des verstorbenen Claus aufgenommen werden; zu diesem Zwecke waren die Vertreter der ehemaligen Lehnsherrn des Hattstatters eingetroffen. Aber vor lauter Protesten mussten sie unverrichteter Sache wieder auseinander gehen; und sie zogen wieder heim, die Abgesanten von Oesterreich, von Lothringen, von Murbach und die Bevollmächtigten der Edlen von Pforr und von Schauenburg, wenig erbaut von dem seltsamen Streit.

Mittlerweile wandte sich der Bischof an den Erzherzog Ferdinand von Oesterreich selbst, er möchte doch ein Einsehen haben und wieder Friede zwischen den beiden benachbarten Regirungen walten lassen. Der Erzherzog erwiderte am 12. März von Innsbruck aus, dass er seiner Regirung auferlegt habe, mit dem Bischof „guete vnnd nachparliche Corres-

[1]) Der Kauf geschah 1567 durch Erzherzog Ferdinand von Sebastian von Ehingen.

pondenz“ zu halten. „Was aber E. L. beschwehrung wider Jetzgenante vnsere Regierung von wegen der Hattstattischen Lehenssachen vnnd In sonderheit Herlißheim betrifft, do haben wir derselben vnnserer vordern Regierung vnnd Cammer aller Hattstatischen lehens Interessenten Halben vor disem nottwendigen beschaidt vnnd beuelch geben, daselbsen werden E. L. durch die Irigen anhalten zu lassen wissen vnnd sein derselben Jeder Zeit angenembe freündt vnnd nachparschaft zu erweißen wolgeneigt.“[1]) Bald nachher erhielt der Bischof die „nottwendigen beschaidt“ in der Form einer Denkschrift, worin die Regirung von Ensisheim in 150 Artikeln klar zu legen suchte, dass sie begründete Rechte und Ansprüche auf Herlisheim, Hattstatt, Vöklinshofen und Hausern habe. Ein Auszug möge seiner geschichtlichen Notizen wegen hier folgen.

Zum ersten wahr, das die Landtgraffschafft in Elsäß mit der eigenschafft vnd Zugehördte, aller Landtsfürstlichen Hohen: Ober: Herrlich Rechten vnd Gerechtigkeiten, dem Hochloblichen hauß Österreich, vnd Insonders der Jetz Regierenden Fürstlichen Durchleichtigkeit Ertzhertzogen Ferdinanden zue Oesterreich gehörig vnd zustendig.

Zum andern wahr, das die Landtgraffschafft in Obern Elsäß, an der Bürse anfahet, vnd vntz an den Eckhenbach, nach der lengde, nach der breite aber, von dem Reine vntz an die Fürste des gebürgs, so da heißt waßge, gehet vnd alle die Dörffer, so darin vnd dazwischen ligen, sie seyen des Landtgrauen Zugebne, herberge, nachgnaden, vnd zugestatne, Dub vnd freuel gerichten, sy habe dann der Landtgraff hingeben vnd verlühen.

Zum 3. ohne, das in ietzbeschribenem bezürckh, Jemand andern als das hochloblich hauß Österreich, vnd nun zu mahl höchstermelte Fr. Dht. Zu Österreich rechter Landtßfürst seye oder genant mocht werden, vnd dessen in gewahr vnd ybung seye.

Zum 4. wahr, das dißerhalb das Kloster Marbach,[1]) in angeregter bemarckhung der Landtgraffschafft in Elsäß gelegen, von weiland Burckharden von Geberßweyher anderner gestalt nit, das mit hilff vnd belieben weiland Graff Otten von Habißspurg, alß damalen Regierenden Landtgrauen in Elsäß, erbauwet vnd versehen worden.

[1]) Das Kloster lag in der Gemarkung von Vöklinshofen.

Zum 5. wahr, Vnd ist daher auch eruolgt, das Je Zu Zeiten des hochloblichen hauß Österreich Vorlendigen kriegen vnd Veld Zügen, besagt Closter Marbach Zu der Artylerey neben vnd mit andern Herrn der vorder Oesterreichischen Landen Praelaten Ire fuor geben.

Zum 6. wahr, daß in obspecificirtem bezürckh vnd gemarckh der Landtgraffschafft in ober Elsäß vff vngeuahr ein guete meyl wegs oberthalb der Statt Collmar ein Stättlin mit einer burgg: Herlißheim, So dann bey einem Ross laůff dauon, beseits am gebürg, ein offner Fleckh, hattstatt, vnd aller nechst darob ein Dörffel Vögtlinßhofen genant, ligen vnd In wesen seyen.

Zů dem 7. ohne, daß ermelte Drey ortt, Herlißheim, hatstatt vnd Vögtlinßhofen In der Königlichen Fundaon hoher Stifft Straßburg begriffen vnd Jemalen der Herrschafft der obern Mundart subiert vnd vnderworffen geweßt seyen.

Dann Zů dem 8. wahr, dass von vnd durch höchstgedachter Fr. Dt. Zue Österreich Vor Vorderen weiland Hertzog Masone Zue Schwaben Im Jar der Christlichen Zal 730 vnder anderen stuckhen auch Ensißheim, Egißheim vnd herlißheim der Stifft Maßmünster vergabt vnd ybergeben worden.

Zum 9. wahr, dass herrlißheim die Burg ererst vmb daß Jar Christi 1303 vnder König Albrechten Herzogen Zů Österreich, wie der Graff Diebolten von Pfirdt bekriegt, erbauwett.[1])

Zum 10. wahr, dass in Anno 1340 die Edlen Manne Conrad vnd Hannenan von hatstatt vnd Ire Burger zů Herlißheim die Juden daselbst verbrennen lassen.

Zum 11. wahr, dz sie sich derhalben vertragen vnd aussüenen mießen.

Aber zum 12. ohne, dass solche aussüennung vnd überckhomung gegen oder mit damahlen Regierenden Bischoffen Heinrich zue Straßburg alß Inhabern der obern Mundat beschehen.

Zum 13. wahr, dass in Anno 1444 weiland König Carln des Sibenden In Franckhreich erst geborner Sohne Delphin Ludwig mit den Edlen von Hatstatt vnd deren Vnderthonen zue Herlißheim wegen öffnung vnd legerung In herrlißheim gehandlett.[2])

[1]) Die Colmarer Annalen geben: 1302 „Castellum Herlisheim prope Columbariam construitur".

[2]) Vgl. Witte, Die Armagnaken im Elsaß, Straßburg 1890. S. 68 u. 69.

Zum 14. wahr, daß er Delphin vnd Philips von Schalland, Marschalckh in Frankhreich, sich de dato den 15. Septembris Anno 1444 vnder andern accordierten Articul verschriben, denen von Hattstatt Schloss vnd Statt Herlißheim biss damahlen künfftig ostern wider zue yberantworten vnd den burgern die Cost vnd Prouiant zu bezahlen, wie sie auf offnem feilem marckht zu Ensißheim hetten verkhaufft mögen werden.

Zum 15. wahr, dass er Delphin damahlen Ensißheim vnd Rufach Zue gleich Ingehabt.

Zum 16. wahr, daß Rufach, die haubtstatt der obern Mundat, ein meyl neher bey herrlißheim gelegen vnd einen eignen wuchenmarkht habe.

Zum 17. wahr, das auß nechst articulierter Delphinischen, mit Junckhern vnd burgern Zů Herlißheim Vffgerichter Verschreibung genugsam offenbar, dz herrlißheim nicht vf Rufach, oder die obern Mundat, sondern Ensißheim den sitz vorder Österreichischen Landuogtey, respect vnd aufsehens gehabt, dahin gehört vnd noch gehöre.

Alß dann auch Zum 18. ohne, dz die Zů Herlißheim der Obern Mundat Fech, Sinn vnd waag, das ist fuoder, ohmen, Zůber, maß, becher, sester, gewicht, Schauw der Metzgern vnd beckhen nach Ruffach gewonheit vnd ordnung Jemahlen gebraucht oder nochmahlen gebrauchen.

Zum 19. wahr, dass weiland die Edlen von Hatstatt, Herlißheim Statt vnd burge der Stifft Straßburg zů Lehen vfftragen haben sollen.

Zum 20. ohne, das Jemahlen einicher Bischoff Zue Straßburg In seiner Lehens Inuestitur in specie außgetruckht vnd benent, was von herligkeiten oder nutzungen er den Edlen von Hatstatt zue Herlißheim verleihe.

. . . .

Zum 24. ohne, dass Jemahlen die Zu Herlißheim in die obern Mundat gedient.

. . . .

Zum 26. wahr, daß Jewelten Zwing vnd bann, dube vnd frefel zue hatstatt vnd Vögtlinshoffen der Edlen von Hatstatt geweßt, vnd sie dahero Bannherrn daselbst genant worden.

Dann zum 27. wahr, daß es einen wissenthaften Dingkhoff Zue Hatstatt hatt, der Jerlich drey mahlen gehalten würdt.

Zum 28. wahr, das vnder andern articuln desselben Dingkhoff Rodlen auch einer also lauttet, Ir herrn die huober sollen auch wissen, dass herr Gawin von Hattstatt, Herr Heinrich der Harst von Hattstatt vnd Junckher Diebolt von Hatstatt Vnser wissenhaffte Vögt seind, Vnnd haben Zwing Vnd Bänn vnd Dube vnd Freuel Hie zue Hatstatt vnnd auch zue Vögtlinßhouen.

Zum 29. wahr, das Conrad Wernherr von hatstatt, der Elter, Anno 1310 Von dem Herzogen von Brabandt Hundert Markh silbers, Von dem Grauen von Lützelberg achtzig Markh silbers, Von dem Grauen zůe Gülich Hundert Marckh silbers, Vnd dem Grauen von Heninge achtzig Markh silbers Vfgenommen vnd Jnen dafür den Ackherhoff mit Matten, Ackher vnd Reben Zue hattstatt zu Lehen gemacht hat.

Zum 30. wahr, daß Ermelter Conrad Wernherr von hatstatt, auch von dem Bischoff zue Straßburg zweinzig vnd hundert Markh silbers empfangen vnd darfür das guett Zue hatstatt, das man spricht das guot vn Berckheim besetzet.

Zum 31. wahr, daß gleicher gestalten er Conrad Wernherr von hatstatt, das halb Stättlin Sultzbach, In Sanct Gregorien Thal vnd bezürckh der Landtgraffschafft In Elsäs gelegen, dem Hertzogen zue Lottringen für achtzig Marckh silbers,[1]) vnd das anderhalb den Grauen von Blanckhenburg, für Zweinzig vnd hundert Marckh silber Zu Lehen aufgetragen.

. . . .

Zum 33. wahr, das Zue nachgehenden doch vor Zwey Hundert vnd mehr Jaren Von der herrschafft Schwarzenburg die Edlen von hatstatt vnder andern stuckhen auch das Dorff Hatstatt, Vnd das Dorff Vogtlinßhouen mit Zwingen, Bännen, Zöllen, Item die hohe gericht daselbsten, den Dingkhoff Zů hatstatt mit allen freyheiten, gewonheiten vnd Rechten, mit nutzungen vnd Zůgehörden Zů Rechten Mannlehen empfangen vnd sich derwegen reseruirt haben.[2])

Zum 34. ohne, das Jemahlen in einem oder mehr deren von hatstatt Ingehabten Statt vnd Fleckhen, es seye gleich Herlißheim, Hatstatt, Vogtlinßhofen, heußern oder andern,

[1]) Vgl. Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins. 7. Band. S. 174 u. 175.

[2]) Die Belehnung erfolgte am Dienstag nach St. Margretentag 1480 durch Werner von Schwarzenberg.

einiches Bischoffen Zue Straßburg oder Inhabern der Obern Mundat Landfürstliche Mundat gebott vnd verbott Publiciert vnd exequirt worden.

. . . .

Zum 38., das vor Jaren die Stifft Straßburg vnd Inhaber der Obern Mundat von hieoben Im 30. Articul angeregter vffnam vnd versatzung her etwas gerechtigkeit an leuthen, Steüren vnd gewerffen Zů Hatstatt vnd Vögtlinßhouen gesucht, vnd daselbsten sich Inzutringen vnderstanden.

. . . .

Zum 40. wahr, das derwegen Zu Hinlegung der lang Vnd vil Järigen spänn vnd Jerungen In Anno 1490 eine vergleichung vnd wechsel beschehen, darin die Stifft Straßburg Ir gerechtigkeit, so sie zue hattstatt vnd Vogtlinßhouen an Leuthen, Steüren, gewerffen, auch den drittentheil Zue Heusern, vnd allen Obrigkeiten, gerichten, Hohen vnd nidern freueln, nutzungen vnd fellen, gebotten vnd verbotten vnd allen andern Zůgehörungen, nichts außgenommen, zu haben vermeint, denen von Hattstatt vor eygen vbergeben, vnd sie von Hattstatt der Stifft wider zu Lehen vffgetragen, Vnd daneben von dem, so sie zu Cöstenholtz von der Stifft Ierlichen zunießen gehabt, abgetretten.

. . . .

Zum 43. ohne, das Jemalen ermelten Hoher Stifft Straßburg vorgebne gerechtigkeit, zu Hatstat vnd Vögtlinßhouen liquitiert, Jichtig vnd richtig geweßt vnd nicht mehr, vmb ruw vnd fridens willen, die von Hatstat Zum Außtausch khommen.[1])

. . . .

Zum 51. wahr, das in anno 1525 die zue hattstatt, vögtlinßhofen vnd heüßern in gezicht vnd verdacht khommen, alß solten sie In der Beürischen vffruohr das Closter Marbach beschediget haben.

Zum 52. wahr, das der damaln Regierend Bischoff Zu Straßburg, Herr Wilhelm, gegen den beschuldigten keine Landtfürstliche Oberkeit gebraucht, vnd derselben was beuelchlich gebotten, Sonder de dato Zabern Zinstags nach Michaelis Anno 1525 schrifftlich an Friderichen von Hatstat begert, die zue Hatstat, Vogtlinßhouen vnd heußern anzuhalten, ge-

[1]) Eine Abschrift dieser Urkunde ist in dem Stadtarchiv zu Rufach AA. 9 aufbewahrt. Vgl. Nachtrag.

melten Herrn Zů Marbach Ires Zugefügten schadens widerkehrung vnd abtrag zů thun, mit vermelden, das er von hatstat seinen Fr. Gn. ein wolgefallen thun.

. . . .

Zum 58. wahr, dass in Anno 1536 weiland die Röm: Kay: Mat. Ferdinand als Ertzherzog zu Österreich ernstliche Mandata außgehn, vnd darin verbieten lassen, dass kein vnderthon vnd einwohner deren Erblichen Fürstenthumben vnd Landen sich in frembder herrn Kriegßdiensten begeben, sondern einheimbisch gewarnet enthalten solle.

Zum 59. wahr, das hierüber weiland Clauß von Hatstat von der Cron Franckreich Kriegßdienst vnd beuelch angenommen vnd ettliche burger von Hatstatt mit sich hinweg gefüert.[1])

Zum 60. ohne, das damahlen Clauß von Hatstat mehr an den Fleckhen Hatstat alß den Sitz in der Veste vnd Burg daselbst, nidern Hatstatt genant, gehabt habe.

Zum 61. wahr, das derhalben Höchstgedachter Rö: Kay: Mat. Cammer Procurator Veit Suter Inen Claußen von Hatstatt Vnd Veltin Hanßern burgern Zue Hatstatt, vor dem Landtgericht Zue Ensißheim beclagt.

Zum 62. wahr, daß mit Vrthel vnd Recht Ir beeden haab vnd güetter der Kön. Cammer heim erkhandt worden.

Zum 63. wahr, daß hieruf er Cammer Procurator Ime Claußen von Hatstat, seine herrschafft vnd güetter eingezogen vnd das Jenige, so er Zu Hatstat an silber vnd gedreit gehabt, abgeholet.

Zum 64. wahr, daß er Clauß von Hatstat auch einen bruoder gehabt, so Schweigkhard Guotman von Hatstat geheißen.

Zum 65. wahr, daß er Schweighard einen theil am Fleckhen Hatstat gehabt.

Zum 66. wahr, das abseins Claußen von Hatstats er Schweigkhardt ledigs standts todts vergangen.

Zum 67. wahr, das dardurch seins Schweigkhardts Lehengüetter vnd theil an hatstat, dem Flecken, erblich an seinen brůder Claußen gefallen.

Zum 68. wahr, dass Im hewet des 1537. Jars N. Sebach mit einem hauffen bewerten Volkhs gehn Hatstatt khommen vnd Andres Bolern, den Schultheißen, mit sich gebracht.

---

[1]) Claus focht nachweisbar 1557 unter dem französischen König Philipp in der Schlacht bei St. Quentin.

Zum 69. wahr, das alßbald die Gemeindglockh angezogen vnd gelitten worden.

Zum 70. wahr, daß vngeuahrlich 12 oder 15 burger zusamen khommen.

Zum 71. wahr, das Sebach dieselben vmbringt vnd begert, sie sollen Ime schwören.

Zum 72. wahr, daß sich dessen die Burger verweigert vnd angezeigt, daß sie noch Junckherrn, denen sie geschworen, haben.

Zum 73. wahr, daß Sebach Jenen getrauwen, wann sie nit schwören wöllen, wöll er sie Zusamen binden vnd hinweg füeren lassen wie die Kelber.

Zum 74. wahr, daß berüerte burgere zůwissen begert, In was nammen ers fordere.

Zum 75. wahr, daß er Sebach geantwort, dass sie Ime Jnnammen seins Vettern Claußen von Hatstat, so nit Im land, schwören sollen.

Zum 76. wahr, daß damahlen von vngeschickhten Christoff von Hatstatt (so Zů Herlißheim gesessen) in daß Dorff Hatstatt spazierend khommen.

Zum 77. wahr, dass die beisamen geweßte Burgern in vernemung solches an Inen Sebach einen bedacht vnd sich mit dem Junckherrn zu vnderreden begert-

. . . .

79. wahr, daß Christoff von Hatstat Jenen erlaubt Vnd gewilligt, dass sie In Claußen von Hatstatt namen dem Sebach Zum theil huldigen vnd schwören mögen.

Zum 80. wahr, daß hieruf die Burger Zum Vberfluss noch einmahl von Seebachen begert Zů wissen, In was namen sie Ime schwören werden.

Zum 81. wahr, daß Sebach sich abermal rond erclärt, dass sie Ime In Claußen von Hatstat namen Vnd gar niht seins gnedigen Fürsten vnd herrn von Straßburg wegen schwören sollen vnd werden.

Zum 82. wahr, daß also die damalen beisame geweßte Burger in Claußen von Hatstat namen Ime Sebachen geschworen haben.

Zum 83. wahr, daß der Burger so geschworen nicht über Zwölff geweßen.

Zum 84. ist wahr, daß Hatstat der Fleckhen damahlen vnd noch biß in die 60 Burger vermöcht.

Zum 85. wahr, daß Vogtlinßhofen, das Dörffel, in die gerichtbarkeit zu Hatstatt gehöre Vnd ein gemein thuen seye.

. . . .

Zum 87. wahr, daß In Anno 1538 Zwischen der Rom: Kay: Mat. vnd dem Königen in Frankreich ein Zehen Järiger fridts anstand Zue Nicea gemacht vnd die Teütschen knecht in Franckhreich geurlaubt worden.

Zum 88. ohne, daß Clauß von Hatstat vnd die Jenigen, so mit Ime auß dem Fleckhen Hatstat wider das hochlöbliche hauß Osterreich Vber desselben verbott dem König Zue Frankreich Zugezogen, sicher wider heim vnd gehn Hatstatt khommen dörffen.

Sonder zum 89. wahr, daß sie sich lange Zeit Zue Basel vnd darnach bey den württen erhalten.

Zum 90. wahr, dass sie entlich vff begnadigung Rö: Kay: Mat. wider heim vnd zu dem Iren gelossen.

. . . .

Zum 104 so ist die vnuerneinliche warheit, daß In Anno 1530 Schultheiß vnd Rhat Zu Egißheim den Schultheißen, auch geschworne vnd gemeinde Zue Heüßern vor das Bischofflich hofgericht Zu Zabern Citiert vnd daselbst beclagt haben.

. . . .

Zum 108 wahr, daß besagte von Heüßern daselbsten In außfierung der nichtigkeit sach vnd Irer beschwerden vnder andern auch nachbeschribne Vier Articul gesetzt vnd vorgebracht. Item so ist auch die warheit, daß von Iren (Namblich deren von Heüßern) vrtheiln vnd erkandtnußen in deren Burgerlichen sachen niender anderstwohin, dann für gemelten Iren Junckhern den von Hatstat, ohn alle Mittel appeliert würdt. Item dass demnach Ie vnd allwegen allein die Herrschafft Hatstat Ir von Hëüssern nechster vnd ordenlicher Oberer vnd Richter gewesen vnd noch ist. Item so würdt auch weiters von denselben herrschafften vnd deren beschwehrlichen Vrtheilen nirgent anderßwohin, dann für der Rö: Kay: Mat. Alß regierenden Landnogt vnd Regenten in Obern Elsaß Appelliert vnd berüeffen. Item so vnd wann es sich Zu tregt, daß Ie zu Zeiten die Regierenden Herrn vnd Landtßfürsten gemelts hauß Osterreichs den Stenden, alß

den Prelaten, dem Adel vnd der Ritterschafft, den Stätten vnd den vnderthanen, Tribut, hilffgelt, Reißen vnd andere beschwehrungen aufgelegt, so werden gemelte zu Heüßern, alß Ritterßleuth vnd den obgemelten zu Hatstat Zustendig, auch darin angezogen vnd wie andern des Adels vnderthanen angelegt. Nun kann aber mit grund vnd fuegen nit widersprochen werden, dass die Zwentheil des Dorffs Zue Heusern den Edelleüthen von Hatstat eigenthumblich vnd mit vollen Rechten, Ober: vnd herligkeiten, vnd dann auch der Drite theil, alß Ir gemein Lehen, von der Stifft Straßburg Darrüehrend mit den nutzbarlichen eigenthumbs zustendig.

Die Schrift berichtet dann noch folgende Einzelheiten. Nach dem Tode Friedrichs von Hattstatt fiel 1553 die ganze „Hatstatisch Herrschafft“ an Claus von Hattstatt. Die Belehnung durch Erzherzog Ferdinand mit den schwarzenburgischen Dörfern Hattstatt und Vöklinshofen erfolgte erst im Dezember 1571. Aber schon 1567 war Claus bei dem damaligen Bischof von Straßburg Erasmus darum eingekommen, „seine von der Stifft habenden Lehen auf seine Legitimirten Söhn khommen zu lassen“.[1]) Bischof und Kapitel verlangten aber zunächst die genaue Angabe aller Gerechtigkeiten, die die Hattstatter von ihnen als Lehen besassen, und da stellte es sich heraus, dass man darüber beiderseits vollständig im Unklaren war. Keine Urkunde, kein Lehensbrief vermochte darüber Auskunft zu geben. Dennoch wurde Claus die Erfüllung seiner Bitte in Aussicht gestellt. Infolgedessen begann er auch Holz zu fällen und Baumaterialien herbeizuschaffen, um „das abkhommen zeruallen vnd Bauwloß Schloß Herlißheim“ wieder in Stand zu setzen.

Drei Jahre vergingen. Endlich auf Sonntag omnium sanctorum 1571 wurde der Hattstatter vor das Kapitel nach Zabern beschieden, wo er auch pünktlich eintraf. Aber da hatte man ihm nach „allerhandt Tractation vnder andern Punkten vnd Articuln auch diße Condition vnd bedingungen

---

[1]) Claus hatte von einer Magd drei Söhne und drei Töchter, die 1561 von Ferdinand I. legitimirt worden waren. Für seinen Sohn Georg Philipp hatten die obenbezeichneten Bemühungen stattgefunden. Eine der Töchter war an Sebastian Wilhelm Linkh in Colmar verheiratet. Sie starb früh und hinterließ eine Tochter.
Bezirksarchiv Colmar. F. Schauenburg.

Ime Hatstat vorgehalten, das nämblich nach sein von Hatstat ableiben die Mannschaft zû Herlißheim in die obere Mundat gehören vnd zum hauß Isenburg dienen solte". Darüber ergrimmte der Hattstatter und erklärte, „er wölle ehender die gantz handlung ersitzen vnd die materialia zum bauw wider verkhauffen lassen", was er in Wirklichkeit tat.

Am 3. Juni 1574 erfolgte eine zweite Einladung, um von dem kommenden Generalkapitel nähern Bescheid zu vernehmen. Claus erklärte indes noch einmal, dass er nichts versprechen könne, das nach seinem Tode nicht gehalten werden könne. Da kam der bischöfliche Rat Doktor Adam Valentin Contz persönlich nach Pfaffenheim und ließ heimlich Clausens Schaffner Andreas Beck zu sich kommen, um ihn wegen Herlisheim zu befragen. Aber auch er wusste nichts anderes, als „sein Junkher könne vnd wolle solches nit thuen, weil Herlißheim der österreichischen Matricul einuerleibt".

Im Jahre 1580 hielt der Bischof ein „Manngericht" zu Molsheim, wo ebenfalls wieder über die Hattstatter Lehen verhandelt wurde. Claus hatte seinen Amtsschreiber Lorenz Haldenrieder dahin geschickt. Als dieser bei seiner Rückkehr vermeldete, man sei geneigt, seine Angelegenheit nochmals zu prüfen, rief er zornig aus, „sie sollen Inen nuhr darmit zûfriden lassen"; und dabei blieb es. — Soweit der urkundliche Bericht, der, als einer Streitschrift entstammend, sicher stellenweise mit Vorsicht aufgenommen werden muss.

Den endgültigen Vergleich zwischen den beiden Streitenden habe ich urkundlich nicht feststellen können. Noch das ganze Jahr 1587 wurde eifrig hin und her geschrieben. Selbst Kaiser Rudolf verwante sich in zwei Briefen vom 11. Mai und vom 2. Dezember zu Gunsten des Bischofs beim Erzherzog, der schließlich nachgegeben haben mag, so dass die Sache wieder ins alte Geleise kam. Oesterreich behielt seine schwarzenburgischen Lehen, d. h. die Dörfer Hattstatt und Vöklinshofen mit Zwing und Bann, den Dinghof zu Hattstatt samt dem Ackerhof vor der Burg und einer Mühle an der Lauch und in Herlisheim den sog. Schutterndinghof nebst einer Mühle.[1]) Schwer scheinen auch die Kämpfe um Häusern gewesen zu sein. Nach Clausens Tod hatte der Hattstatter Amtmann Andreas Beckh sich sofort nach Häusern begeben,

[1]) Bezirksarchiv Colmar. F. Schauenburg.

dort die Einwohner im Namen des Hauses Oesterreich den Eid der Treue schwören lassen und sich sämtlicher Urbarien und Urkunden des Orts bemächtigt. Den Dorfbürgern mag aber die Wahl zwischen den beiden benachbarten Herren nicht geringe Qual bereitet haben; denn als die Regirung der Mundat ihrer Rechte wegen bei ihnen vorstellig wurde, da vergassen sie die früher eingegangenen Verpflichtungen. Wenigstens schreibt der Kanzler der vorder-österreichischen Regirung an den Schultheiß zu Häusern unterm 15. Mai 1587: „Vns langt glaubwürdig ahn, das Ir dem Ersamen vnsern lieben besondern Andre Beckhen zu Herlißheim, als dem Ir in vnserm nahmen nach ableiben weylandt Clausen von Hatstat seeligen schuldige Pflicht erstattet, ein Zeither den schuldigen gehorsam außgeschlagen vnd Euch gäntzlich der Landsfürstlichen vnd andern Oberkheiten außzuschleifen unterstanden." Ueber ein Jahr dauerte der Streit. Erst am 13. Juni 1588 verpflichteten sich Schultheiß und Rat zu Häusern, wie von altersher „Steüer, Raisen, Reichung des Maßpfennigs" an Oesterreich zu entrichten und überreichten dem Erzherzog Ferdinand einen sog. „Verbindungsbrief"[1]), und auch der Bischof blieb bei seinem alten Herkommen.

Die vorderösterreichische Regierung ließ die gesamte Errungenschaft durch den von den Hattstattern übernommenen Amtmann Andreas Beckh verwalten. Erst 1610 legte sie ihre Rechte als Lehen in die Hände des edlen Christof von Stadion. Inzwischen war aber bereits ein anderes, mit den Hattstattern versipptes Geschlecht in dem alten Stammgebiet zu Macht und Ansehen gelangt. Es waren dies die Schauenburger. Ulrich Theobald von Schauenburg hatte nämlich noch zu Lebzeiten Clausens von diesem das Dorf „Bieterlingen mit Zwing, Bann vnd allen seinen rechten, gerechtigkheiten vnd Zuegehordten frey geschenckt" erhalten, was die Hattstatter Testamentserben in ihrer Zusammenkunft zu Basel am 17. März 1588 auch schriftlich bestätigten.[2]) Nun konnten aber die beiden Söhne Theobalds nicht in Besitz des Ortes gelangen, weil die Regirung der Vorlande ihnen zuvorgekommen war. Infolgedessen übergaben dieselben Testamentserben an Hans Reinhard und Melchior von Schauenburg alle „von besagtem

[1]) Bezirksarchiv Colmar. Reg. von Ensish. C 175.

[2]) Gemeindearchiv Hattstatt. Bieterlingen bei Oberhergheim ist heute vollständig verschwunden.

Herrn Obersten sehligen herrierende vnuertheilte Hölzer, Aeckhere, Aegerten, frucht güldten vnd gefligell Zinnßen neben anderen rechten, teyls im Herrlißheim, hatstadt vnd theyls Ruffach Bännen“ als Entschädigung.[1]) Zu gleicher Zeit muss auch die Belehnung der Schauenburger mit Herlisheim und den andern bischöflichen Besitzungen aus dem Nachlass der Hattstatter erfolgt sein. Schreibt doch 1604 Hans Reinhard von Schauenburg in einer Klageschrift wegen Zurückhaltung verschiedener Gefälle an den Amtsschaffner in Rufach, er werde sich zu erinnern wissen, „dz von Ihr fürstlichen Gn. Herzog zue Vaudemont, mein geliebter Vatter seligen alle vnd jede lehen, so weylandt die Edle von Hattstatt seeligen so wol von der hochwürdigen Stifft Straßburg als dem hochlöblichen Hauß Lothringen gehabt von ihre fürstl. gn. erlangt vnd seinen Lehenserben bekommen“.[2])

So können wir denn auch verstehen, dass dem Inhaber des mit allen diesen Schauenburgischen Besitzungen innig verbundenen österreichisch-schwarzenburgischen Lehens seine Stellung keineswegs behagte, und daraus können wir uns auch erklären, dass Christof von Stadion nur drei Jahre österreichischer Lehensmann in Hattstatt blieb und 1613 zu Gunsten Johann Reinhards von Schauenburg auf seine erworbenen Rechte Verzicht leistete. Mit diesem Jahre kehrte denn auch wieder Ruhe und Friede in die einstigen Hattstatter Stammlande zurück; die Schauenburger aber wussten sich den Besitz derselben bis in die französischen Umsturzjahre zu wahren.

NACHTRAG.

Vertrag zwischen den Edlen von Hattstatt und dem Bischof von Straßburg wegen der Dörfer Hattstatt, Vöklinshofen und Häusern. 27. Februar 1490.

Wir Albrecht von gottes gnaden Bischoff zů Straßburg, pfaltzgraff Bi Rin, Hertzog In Beyern, lanndgraff zů Ellsass, an einem, Sodann wir Hanß oswalt, Cristoff vnd Heinrich von Hadtstatt Rittere vnd Cůn von Hadtstatt gebruder vnd vettern vnd In sonderheit Ich Cristoff von Hadtstatt Ritter obgenant als geordneter vogt vnd Innamen wilant Wilhelmen von Hadtstatt mins vettern seligen verlossen vnmundtbaren elichen

[1]) Gemeindearchiv Hattstatt.

[2]) Ebenda.

gebornen kinder anders teils, Tundt kunt vnd Bekennent vnns vnuerscheidenlich, Demnach lannge Zitt vnd Jore des Hohen gerichts zu Hadtstatt auch der armen lute wyltfenge, freuel vnd ander gefelle halbenn In den Dörffern Hadtstat, Husern vnd vögelißhofen, Benamlich wir vorgeschribner Bischoff vnnd vnnser Stifft Straßburg an den luten, Sturen, gewerffenn, oberkeiten vnnd Herlichkeiten ein teil vnd die genannten von Hadtstatt, von Iren voreltern vff Sy komen, die andern teil Bitzhar Jnngehept vnd genossen, mergliche myßhelle, gespenne vnd Irrungen erwachsen, für vnns alle vnnser beider teil nahkomen vnd Erben, Inn zittlicher vorbetrachtung vnd gutem Rate Hinfurter ewig, vnwiderrufenlich vnd vngeuerlichen zů halten vnnd daby zů bliben, In der gütliche mit einander vereynbart, gericht vnd betragen haben, Inmossen Hernach volget. Des ersten also, das wir vorgemelter Albrecht Bischoff zů Straßburg von vnns vnd vnnser Stifft wegen die teil oberkeiten vnd gerechtikeiten, Nutze vnd gefelle, die wir vnd vnnser Stifft bis har Inn den Dörffern Hadtstatt, Husern vnd vöglißhofen gehabt, besessen, genossen vnd Harbracht, auch wir, vnnser Stiffte vnd nachkomen furter daselbs besitzen, Innhaben, nutzen vnd nyessen solten oder mochtent, von unns vß vnnser auch vnnser Stifft vnd nachkomen Handen gewaltsame besitze vnd gewere den obgeschriben von Hadtstatt, Irenn lehenns erben vnd erben zugestalt Soliche teile gerechtikeiten, Sy also von vnns vfgenomen vnd dannenthin als Ir eigen vnnd fry widerumb vbergeben vnd gepetten, Inen Zu lehen Zu lihende, Soliche Bette wir In ansehung der manigfaltigen getruwen dienst, die von Hadtstatt vnd Ire vorfaren vnns vnd vnnser Stifft bitzhar gethon, auch hinfurter kunfftig Sy vnnd Ir nachkomen thůn sollent vnd mugent, In gnediger neygung zymlichen geachtet vnnd Inen, auch Iren lehens erben vnd erben die bestympten theile zů lehen geliehen .... vnnd, so dick es zů falle kompt, witter empfahen, zů lehen tragen vnd vermannen sollenn vnd wollenn. Nů furter, als die benanten von Hadtstatt die berůrten teil mit aller beladung an sich Hand genomen, So sol es der lanndteilungenn, Reisekosten vnd ander vflegung halben von solichen teilen In die lanndtschafft Obermondat dienende, wie hienach geschriben steet, gehalten werdenn, Benamlichen also, Das die von Hadtstatt obgedacht fur sich, Ir lehens erben vnd erbenn von den

frigen lanndzug[1]) an andere ennde dann gen Hadtstatt, Husern vnd voglißhofen vß der Mondadt ziehende vnabbrúchlich. Es ist auch vnns vnnd vnnsern nachkomen vnnsere matten Inn Hadtstatt vnnd Husern Bennen gelegen, genannt die Bischoft-matten, vnnd annder vnnser ligende gůtter zů vnserm Sloss Isemburg gehorende, darby zů blibende vorbehalten vnnd vsgescheiden. Es sollen auch, kunfftige Irrung Zu vermydende, die anstossen vnnd Bannescheiden Zwúschen vnnser Herschafft obermondadt vnnd deren von Hadtstatt Zwingen vnnd Bennen vnuerlenngt allenthalben furderlich vndergangen, vermarckt, verlocht vnnd versteynt werden, alle geuerde harjnn vßgescheiden. Vnnd so nů wir vorgeschribener Albrecht Bischoff zů Straßburg fur vnns vnd alle vnser nachkomen by vnnsern furstlichen wurden vnnd eren, So dann wir die bestympten von Hadtstatt fur vnns, alle vnnsere lehenns erben, erben vnnd nachkomen auch Innamen obgemelt by vnnsern woren truwen an eides statt disen Betrag, abwechsell vnnd verglichung mit allen puncten Inn haltungen vnnd artickeln getruwlich zů vollfúrende, zů halten vnnd nit Zů widersprechen gemeynlich vnnd vnuerscheidenlichen, krefftlichen Handt angenomen, des Zů woren vrkunde wir Albrecht Bischoff zů Straßburg vnnser pontifical Inngesigell, Sodann wir die obgeschriben Hannß oswalt, Cristoff vnnd Heinrich von Hadtstatt Rittern vnnd Chůn von Hadtstatt gebruder vnnd Vettern vnnser Jeder sin eigen Innsigell, vnnd die wil vorgeschribener abwechsel vnnd verglichung Mit vnsern Johannsen fryherrn zů Brandis Dechandt vnnd des Cappittels der hohen Stifft Straßburg Beratlichem wissen willen vnnd gehelle zůgangen haben wir vnnsers Cappittels Inngesigel . . . an diesen Betragbrieff gethon henngken, Der zwen von worten glichformig vfgericht vnd yedem theil einer geben sint Zů Zabern, vff Sambstag vor dem Sonndag Inuocauit von der gepurt Cristi vnnsers Herren gezalt Tusent vierhundert vnnd Nunzig Jore.[2])

[1]) „Der gemeyn lanndzog". Stadtarchiv Rufach, A A 9, 33. Datirt „Ruffach an der Mitwochen noch mittem Hornunge 1331". Abschrift.

[2]) Stadtarchiv Rufach A A 9, 9. Kopialbuch des 15. und 16. Jahrhunderts.

MUNDARTGRENZEN UND DIE NORDGRENZE DER ALEMANNISCH-SCHWÄBISCHEN MUNDART.

VON

KARL BOHNENBERGER,

TÜBINGEN.

Fischers Geographie der schwäbischen Mundart hat den Anlass gegeben, grundsätzliche sprachliche Fragen, die auf dem Gebiete der germanischen Philologie das letzte Jahrzehnt über ziemlich zurück gestellt waren, aufs neue zu erörtern. Es handelt sich besonders um die Fragen nach der Ausbreitung des Lautwandels und dessen Grenzen, nach dem Verfahren bei der Abgrenzung der Mundarten und ihrer Untermundarten.[1]) Nach Fischers eigenen Darlegungen bin *ich* zunächst bei meiner Besprechung von Fischers Buch in Alemannia 24, 23 ff. auf diese Fragen gekommen und dann auf die Frage des Lautwandels und seiner Grenzen eingehender in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1897, Nr. 66 und in den württembergischen Vierteljahresheften für Landesgeschichte N. F. 6, 161 ff. Jetzt hat *Wrede* in seiner Besprechung von Fischers Atlas im Anzeiger f. D. Altert. 24, 250 Stellung genommen. Da die Fragen nun eben im Flusse sind, empfiehlt es sich, beizutragen, was noch weiter zu sagen ist und zu besserer Aufklärung dienen kann.

So lege ich hier noch meine Meinung über das *Verfahren bei Abgrenzung von Mundarten,* die ich an den anderen Stellen nur kurz angedeutet habe, eingehender dar. Ich weiche dabei von dem eben von Wrede begründeten Verfahren ab.

Dass man bei der Unterscheidung von Mundarten von *sprachlichen Merkmalen auszugehen* hat, steht außer Frage. Man sucht zunächst bestimmte sprachliche Merkmale, welche tauglich erscheinen, darnach sprachliche Gruppen zu unterscheiden, und man rechnet die Sprache von Personen oder litterarischen Denkmälern, je nachdem sie die betreffenden Merkmale enthalten oder nicht, zur einen oder anderen Gruppe. Aber dieser *Hauptregel* stehen beträchtliche *Schwierigkeiten*

[1]) Professor Voretzsch macht mich aufmerksam, dass sich mit der Behandlung dieser Fragen auf *romanischem* Gebiete A. Horning in der Zeitschrift f. rom. Phil. 17, 160 auseinandersetzt.

entgegen. Sie bedarf m. E. der Einschränkung und der Correctur durch Hilfssätze.

Es gibt sprachliche *Merkmale*, welche gegenüber allen anderen *so beherrschend* hervortreten, dass kein Zweifel sein kann, *nach ihnen allein und durchweg* sei *die Teilung* der Mundart zu vollziehen. Dahin gehört auf deutschem Boden das Merkmal verschobener oder nichtverschobener Fortis nach Vokal. Aber je mehr wir das Durcheinanderlaufen der verschiedenen sprachlichen Merkmale kennen lernen, desto öfter haben wir es auch mit solchen zu tun, denen wir wol unbedenklich vor anderen Merkmalen den Vorzug geben, wenn jedes Merkmal derselben wieder seinen eigenen Verbreitungskreis hat, bei denen aber fraglich ist, ob sie auch das *entscheidende Merkmal* abgeben können, wenn ihnen die *anderen Merkmale* nicht mehr getrennt, sondern einige davon *in der Sprache derselben Personen vereint* gegenüber stehen. Kommen für die Scheidung eines Sprachkomplexes in zwei Mundarten die Merkmale a, b, c, in der Form a^1, b^1, c^1 und a^2, b^2, c^2 in Betracht, so dass ein Teil der Personen des fraglichen Komplexes a^1 der andere a^2, ein anders zusammengesetzter Teil b^1 gegenüber b^2 und ein wieder anders zusammengetzter Teil c^1 gegenüber c^2 spricht, und ist a^1, b^1, c^1 für die eine auszuscheidende Mundart, a^2, b^2, c^2 für die andre charakteristisch, so ist die Frage, ob die Scheidung nach einem und demselben Merkmal vollzogen werden soll oder je nach der Mehrheit von Merkmalen desselben mundartlichen Charakters. Tritt das Merkmal a so beherrschend auf, dass dieses allein schon characteristischer ist als b und c zusammen, so haben wir beide Mundarten nach a^1 und a^2 abzugrenzen ohne Rücksicht darauf, in welcher Form die beiden anderen Merkmale bei den betreffenden Personen auftreten. Ist aber das Merkmal a wol stärker als b und c je für sich, aber nicht als die Verbindung bc, so ist die doppelte Möglichkeit gegeben: entweder scheidet man beide Mundarten wiederum nach a allein als dem bedeutsamsten Merkmal, also $a^1 b^1 c^1$, $a^1 b^2 c^1$, $a^1 b^1 c^2$, $a^1 b^2 c^2$ auf einer Seite gegenüber den übrigen möglichen Verbindungen, oder man gibt der Mehrheit der Merkmale den Vorzug und scheidet demnach $a^1 b^1 c^1$, $a^1 b^1 c^2$, $a^1 b^2 c^1$, $a^2 b^1 c^1$ gegen $a^1 b^2 c^2$, $a^2 b^2 c^2$, $a^2 b^2 c^1$, $a^2 b^1 c^2$. Im ersteren Fall hat man den Vorzug ein durchgehendes unter-

scheidendes Merkmal angeben zu können, aber den großen Nachteil, Komplexe, die in der Mehrheit ihrer Merkmale zusammengehören, trennen, solche die in der Mehrheit von einander abweichen, in dieselbe Mundart zuteilen zu müssen.

Diese *Schwierigkeit* liegt in den sprachlichen Verhältnissen als solchen, sie ist eine *grundsätzlich sprachliche* und nicht durch Rücksicht auf anderweitige Erwägungen gegeben. Sie ist auch *unabhängig* von der Erwägung, dass die sprechenden oder schreibenden Personen bestimmten *geographischen* Bezirken zuzuweisen sind. Nur um der einfacheren Darlegung willen, stellt man gerne das Problem von Anfang an nach geographischen Gesichtspunkten dar. Nach diesen lässt es sich so ausdrücken. Neben Mundartgrenzen, welche durch eine und dieselbe, alle anderen Linien übertreffende, tief einschneidende Linie gegeben sind, gibt es Gebiete mit einer Reihe von weniger tiefen und einander ziemlich gleich stehenden Grenzlinien, von denen bald diese bald jene auf eine Strecke zusammengehen, die Grenzlinie verstärken, den Einschnitt vertiefen. Da ist zu entscheiden, ob man auch in diesem Falle die mundartliche Teilung ganz nach einer und derselben Linie vollziehen oder je nach der stärksten verbundenen Linie bestimmen will.

Die Hauptgrenze deutscher Mundarten, die von Mitteldeutsch gegen Niederdeutsch lässt sich so, wie schon gesagt, in ihrem größten Teil wol nach einer und derselben Linie bestimmen, aber im Westen teilt sich diese Linie in zwei Teillinien von ungleicher Bedeutung. Die weniger bedeutsame mit alleiniger Verschiebung in „ich“ und die andere mit der Verschiebung in sämtlichen übrigen Wörtern mit Fortis nach Vokal. Der an sich weniger bedeutenden Teillinie gehen aber nach Wrede (Anzeiger 18, 307) andere Grenzlinien zur Seite, und um dieses Zusammengehens halber zieht Wrede an der ich-Linie und nicht an der an sich stärkeren Verschiebungslinie die Mundartgrenze. Nun liegt ja der Fall hier insofern noch einfach, als es sich nicht um das Uebergehen von einem Merkmal auf andere handelt, sondern nur um die Wahl zwischen zwei Untermerkmalen des bisher benützten Merkmals. Der eigentlich schwierige Fall tritt aber auch häufig genug zu Tage. An der Nordgrenze der alemannisch-schwäbischen Mundart handelt es sich um eine ganze Reihe unter-

scheidender Merkmale, unter denen man nicht ohne weiteres dem einen für die Mundartenabgrenzung den Vorzug geben kann. Gegen schwäbisch əi < mhd. ī steht fränkisch ai, gegen schwäb. oi, oa < mhd. ei fränk. ai, ā, gegen schwäb. en, on < in, un fränk. in, un, gegen schwäb. inlautend g = germ. g, fränk. ch, gegen schwäb. inlautend št < st fränk. st, gegen schwäbische Formen mit ā im Zeitwort gān fränk. mit ē. Wenn nun von diesen Linien an verschiedenen Stellen verschiedene zusammengehen, so ist zu entscheiden, ob man durchweg derselben Linie, etwa der von oi, oa gegen ai, ā, der von əi gegen ai, der von št gegen st oder einer andern folgen will, oder ob die Mundartgrenze da zu ziehen ist, wo die Mehrheit der Grenzlinien neben einander hergeht.

Wer von der gesprochenen Sprache ausgeht, vollzieht die *Scheidung nach der Mehrzahl der bedeutsamen Merkmale*, er verzichtet lieber auf die Einteilichkeit der Grenzlinie, als dass er einem einzelnen Merkmal zu lieb, wenn es die übrigen nicht ganz besonders überragt, einen Sprachkomplex einer Mundart zurechnet, mit der dieser sonst gar nichts gemein hat, und ihn von der Mundart trennt, mit der er sonst in allem zusammenstimmt. *Wrede* verlangt eine einheitliche Linie und will Anzeiger 24, 268 „bis auf weiteres“ die *alemannisch-fränkische* nach *inlautend št gegen st ziehen.* Diese Grenzlinie läuft auf Fischers Karte an der württembergisch-bairischen Grenze jenseits Weickersheim und Gerabronn bei Rottenburg a. d. T. und Windsbach hin. Das württemberger Fränkische mit ā < ei, ai < ī, er < ir, ch < g, o < a ist dadurch auf die schwäbische Seite gewiesen. Einem Verfahren, das zu solchen Ergebnissen führt, kann ich nicht folgen. Ich komme also allein schon *aus sprachlichen Gründen* zu dem *Ergebnisse*: ein *einheitliches Merkmal* für die Scheidung der Mundarten ist wol *wünschenswert*, aber *nicht immer durchführbar*, es ist vielfach einer *Mehrheit von Merkmalen* zu folgen, wie solche *wechselnd zusammen tritt.*

Es sind aber auch noch *Erwägungen anderer Art*, welche die Wahl der Grenzlinie der Mundarten beeinflussen und von der Benützung einer einheitlichen Linie abführen können. Wie anderwärts sind z. T. auch zur Benennung deutscher Mundarten Bezeichnungen gewählt, die nicht erst zu diesem Behufe geschaffen wurden, sondern von andern Gebieten herüber ge-

nommen sind und dort schon ihre bestimmte Bedeutung hatten. Damit ist aber für die Sprachwissenschaft auch die Aufgabe gegeben, die entlehnten Begriffe so weit tunlich in der ursprünglichen Bedeutung zu verwenden. Alemannisch, Bairisch, Thüringisch, Sächsisch, sind in der Geschichtswissenschaft Begriffe bestimmter geographischer Begrenzung, und in der Literaturgeschichte, die wie die Sprachwissenschaft diese Bezeichnungen entlehnt hat, werden sie auch mit mehr oder weniger klarem Bewusstsein in demselben Sinne verwendet. Ist nun keineswegs zu verlangen, dass der Philologe diese Bezeichnungen ohne weiteres in derselben räumlichen Umgrenzung herüber nimmt, und so auf alle sprachlichen Merkmale bei seiner Mundarteneinteilung verzichtet, so hat er doch bei Verwendung dieser Bezeichnungen für seine sprachliche Einteilung die in der Geschichte gegebene feste Umgrenzung dieser Begriffe neben den sprachlichen Gesichtspunkten so weit möglich in Betracht zu ziehen. Es ist nicht die mundartliche Grenze nach der Stammesgrenze zu bestimmen, falls mit letzterer gar keine sprachlichen Grenzlinien zusammentreffen; aber wo unter verschiedenen annähernd gleich bedeutsamen sprachlichen Grenzlinien die eine mit der Stammesgrenze zusammentrifft oder in deren Nähe hingeht, die andern aber weiter abweichen, da hat man jener Sprachgrenze das Zusammentreffen mit der Stammesgrenze als Vorzug anzurechnen und nach ihr die Grenze der Mundarten zu bestimmen. Diese Erwägung wird häufig genug praktisch und die Mundartengeographie ist ausgesprochener oder unausgesprochener Weise oft darnach verfahren. Demnach ist auch an der alemannisch-schwäbischen Nordgrenze unter den Grenzlinien von oi, oa gegen ai, ā, von əi gegen ai, von g gegen ch usw., wo nicht eine starke Mehrheit einer Minderheit gegenüber steht, unbedingt derjenigen zur Bestimmung der Mundartgrenze der Vorzug zu geben, welche jeweils der geschichtlichen Grenze am nächsten läuft. Widerspruch gegen diese Mitberücksichtigung der geschichtlichen Verhältnisse wird wesentlich vom theoretischen Standpunkt aus erhoben, der die Einheitlichkeit und den rein sprachlichen Charakter des abgrenzenden Merkmals festhalten will. Aber schon die Begriffe einer alemannischen, bairischen, thüringischen Mundart ließen, ganz abgesehen von der Benennung, sich nicht rechtfertigen, wenn nicht der entsprechende

politische Begriff vorläge. Einzelne Teile dieser Mundarten sind durch tiefer gehende Merkmale von einander geschieden als diese Mundarten selbst von den Nachbarmundarten. Es ist ganz richtig, dass das Alemannisch-schwäbische nur durch wenig charakteristische Merkmale vom Ostfränkischen zu trennen ist, die unterscheidenden Merkmale zwischen niederalemannisch und hochalemannisch schneiden tiefer ein, wol auch die zwischen den ī- und əi-Gebieten. Aber das bairische Kennzeichen „enk“ reicht ebenso wenig für eine Mundartentrennung aus. Das gleiche gilt für die Ansetzung einer bairischen und alemannischen Mundart in ahd. Zeit. Was man an ahd. Merkmalen für beide aufführt, geht z. T. ebenfalls nich tief, zu einem Teile gehörte es wahrscheinlich gar nicht der Mundart als ganzer, sondern nur einem bestimmten Gebiete derselben an, und zu einem anderen Teil wird es nur Schreibebrauch sein.

Das Verhältnis der Mundarteneinteilung für ahd. und mhd. Zeit, auf das ich damit gekommen bin, schließt noch einen *weiteren Grund* ein, bei der Mundartenabgrenzung auf die *politisch-geschichtlichen Gebiete* Rücksicht zu nehmen. Bei gleicher Bezeichnung ist die Mundarteneinteilung für die älteren Sprachperioden z. T. ganz unabhängig von der heutigen. Zum Teil sind ja ahd. und heutige Mundarten nach denselben Merkmalen getrennt, und wo deren heutige oder sonst nachweisbare Grenzlinien mit entsprechend alten geschichtlichen zusammenlaufen, da ist auch anzunehmen, dass sie in ahd. Zeit dieselben waren. Aber in anderen Fällen haben wir gar keinen Anhalt für das Alter der heutigen Grenzen und vielfach sind auch die heutigen Mundarten wie Bairisch und Alemannisch nach ganz anderen Gesichtspunkten geschieden als die entsprechenden ahd., und es sind die unterscheidenden Merkmale recht jung. Bei diesen Verhältnissen liegt die Gefahr der Begriffsmischung, unbewiesener und unwahrscheinlicher Annahmen immer wieder nahe. Daher empfiehlt es sich, den Bereich ahd. und heutiger Mundarten einander möglichst anzunähern. In ahd. Zeit haben die Gebietsgrenzen der Stämme unbestreitbar mehr Anlass zu Sprachgrenzen gegeben wie heute. Ist es nun möglich, auch heutige Mundarten annähernd übereinstimmend mit diesen Stammesgebieten abzugrenzen, so wächst die Wahrscheinlichkeit, dass die gleichbenannten

ahd. und heutigen Mundartgebiete in größeren Stücken sich decken. Diesem letzteren Grund für Rücksichtnahme auf die historisch-politischen Grenzen für sich allein würde ich wenig Gewicht beilegen, zusammengenommen mit dem zuerst aufgeführten ist er aber nicht ohne Bedeutung.

Ich wollte darlegen, dass man bei der *Mundarteneinteilug berechtigt* ist, unter Umständen *von einem Merkmal auf andere* überzugehen, einem *einheitlichen Merkmal* eine *Mehrzahl zusammentreffender Merkmale* vorzuziehen, neben den *sprachlichen* Gesichtspunkten auch die *politisch-historischen* in Rechnung zu ziehen. Ob von dieser Berechtigung *Gebrauch zu machen* ist, muss *von Fall zu Fall entschieden* werden. Ich wähle stets das Verfahren, welches zu den wenigsten Misständen führt.

Wo man glaubt, mit *Mundartenmischung Grenzzonen* zwischen zwei Mundarten rechnen zu sollen, gilt für diese unter den entsprechenden Abänderungen dasselbe wie für strenge Mundartenscheidung und Grenzlinien.

Will man dem von mir vertretenen Verfahren den *Einwurf* machen, es bleibe unter Umständen gar kein für die ganze Mundart und für diese allein in ihrem genauen Umfange charakteristisches Merkmal übrig, wenn man mit den unterscheidenden Merkmalen wechsle, so ist dies bei solcher Fassung zugegeben. Aber ich kann diesen einheitlichen charakteristischen Merkmalen keine allzugroße Bedeutung zumessen und die charakteristischen Merkmale brauchen m. E. auch gar nicht für die Mundart in ihrem genauen Umfange und für diesen allein zu gelten. Sollen wirklich charakteristische Merkmale gewonnen werden, so greifen diese wol einmal um ein Stück über den Bereich der Mundart hinaus oder bleiben hinter diesem zurück. Man kann als charakteristisch für das Alemannische ansehen, dass es an der Entwicklung von ī > ai nicht Teil nimmt, dass es inlautendes st in št verändert, dass es in seinem nördlichen Teil ai in einen o-Diphttong verwandelt, dass es inlautendes b und g als Explosivlaut spricht, aber darum kann doch jedes dieser charakteristischen Merkmale ins Fränkische hineinreichen. Es empfiehlt sich eben, die charakteristischen Merkmale nicht ohne weiteres mit den grenzbildenden gleichzusetzen. Bei einer genauen Beschreibung dei Grenze genügt es dann freilich nicht, für den ganzen Verlauf ein Merkmal anzugeben, sondern es sind für alle Stücke, aus denen die Grenze zusammengesetzt ist, die ent-

scheidenden Merkmale zu bezeichnen, und bei einer Bestimmung der Personen oder Denkmäler, welche einer Mundart zugewiesen werden, ist ebenfalls zu sagen, an welchen Merkmalen der Mundart sie Teil nehmen.

Wendet man diese Gesichtspunkte auf das in Fischers Karten fallende Stück der *Nordgrenze des Schwäbisch-Alemannischen an*, so ergibt sich in großen Zügen folgendes. Ein unterscheidendes Merkmal, das alle anderen so sehr übertrifft, dass nach diesem allein die Grenze zu ziehen wäre, findet sich wie schon gesagt nirgends. Wol aber gehen von der Jagst zum Kocher eine ganze Reihe von Linien zusammen (oi gegen ai, əi gegen ai, ui gegen ai, a gegen o, en gegen in, ir gegen er, g gegen ch, b gegen w). Sie gehen nördlich von Ellwangen (zwischen Jagstzell und Jagstheim) von der Jagst ab und treffen oberhalb Gaildorf an den Kocher. Weder nördlicher noch südlicher gehen gleich viel Linien zusammen. Die genannten Linien ziehen in nächster Grenze der Herzogtumsgrenze hin. Nach ihnen ist also die Grenze der Mundart zu bestimmen. Jenseits des Kochers gehen die Linien stark auseinander und von der Herzogtumsgrenze ab. Die Mundartgrenze ist hier nicht mit der gleichen Entschiedenheit zu bestimmen. Ueber den Mainharter Wald und die Löwensteiner Berge gehn die Linien əi gegen ai und a gegen o. Am Neckar gehen sie aber völlig auseinander und sie weichen beträchtlich weiter von der Herzogtumsgrenze ab als die Linie oi gegen ai. Diese zieht ungefähr der Murr entlang zum Neckar, dann südlich der Enz bei Weil d. St. vorbei an die Nagold oberhalb Calw und von da genau westlich wieder an die Enz. Zwischen Nagold und Enz geht sie genau mit der Herzogtumsgrenze, zwischen Neckar und Nagold bleibt sie dieser von allen sprachlichen Linien am nächsten. So kann man vom Neckar zur Landesgrenze allein nach dieser Sprachlinie die Mundartgrenze bestimmen. Dann hat man aber auch im Verbindungsstück vom Kocher zum Neckar ihr zu folgen. Auf den Löwensteiner Bergen ziehen wol zwei Linien hin, aber von ihrem Endpunkt am Neckar ist nicht auf die Linie Neckar-Nagold-Enz zu kommen, und sie weichen zu weit von der historischen Grenze ab. So kommen wir zuletzt wieder auf eine einheitliche Linie zurück. Aber dies ist Zufall, und wo die Linie allein geht, ist der Abstand der Mundarten von einander auch gering, man kann da von Grenzzonen reden.

UEBER DIE BETONUNG DES VERSTÄRKENDEN ZU.

VON

JOHANNES MEYER,

FRAUENFELD.

Wollen wir im Deutschen den Grad einer Eigenschaft, einer Art und Weise ausdrücken, welcher über das natürliche oder gewöhnliche Maß hinausgeht, so verwenden wir zur Verstärkung des Adjektivs oder des Adverbs das Wort zu. Wir sagen also: diese Tinte ist zu blass; die Hose ist zu eng; der Junge ist zu ausgelassen u. dgl.

Gewöhnlich eilt der Ton über das verstärkende Wörtchen zu hinweg und setzt sich auf das Eigenschaftswort; allein man hört doch auch zuweilen das *zu* stärker als das Eigenschaftswort betonen, z. B.: das ist doch *zu* toll; das ist mir wirklich *zu* dumm, usw.

Es entsteht daher die Frage: Welches ist die richtige Betonung in solchen Verbindungen? Soll das verstärkende zu oder das nachfolgende Adjektiv oder Adverb betont werden? Da man sich in den deutschen Grammatiken und Wörterbüchern [1]) vergeblich nach Auskunft über diese Frage umsieht, so wird man veranlasst, sich selbst eine Meinung hierüber festzustellen, welche dem Sprachgeiste abgelauscht oder wenigstens der Beobachtung des Sprachgebrauchs in alter und neuer Zeit entnommen ist.

Ich werde deshalb in den folgenden Zeilen den Versuch machen, das Schwanken zumal des süddeutschen Sprachgebrauchs hinsichtlich der Betonung solcher Verbindungen aus der Geschichte der Sprache zu erklären, und da ich hiebei nicht allein das Schriftdeutsche, sondern auch die alemannische Mundart beraten muss, so bitte ich, mir für diese Erörterung ein wenig Raum in der Alemannia zu gönnen.

Die ahd. Präposition *za* lautete auf fränkisch *zi*; allmählig aber schwächte sich der Vokal in beiden Wortformen in ein stumpfes *e* ab, so dass zuletzt die Form *ze* herrschend ward. Es hieß also schon auf ahd., wenigstens im zehnten und elften Jahrhundert: *ze churz, ze lanc; ze harto, ze hôhe.*

---

[1]) Das deutsche Wörterbuch der Brüder Grimm ist noch nicht bis zum Z gediehen. Auch *Paul*, D. Wtb. S. 572 sagt: „Der Ursprung dieses Gebrauches ist nicht ermittelt".

wie wenn stände: *Adam solta dir zuofliehen,* und nur der Gegensatz *fóne dir* erinnert uns an die Präposition. Graff, Diutiska 2, 286[b] suscipientes mit der Glosse *zuo sih nemende.* Ebd. 3, . . . *zuo ime chom.* Boeth. *zuo iro.* Notker Ps. 106, 18: et adpropinquauerunt usque ad portas mortis: *daz prâhta siê ouch zuo dien hélleborton.* Ps. 105, 4: *sô zéle ûnsih alten liut zuo demo niuuin.* Ps. 43, 15: et adhesit in terra uenter noster: *unde ûnser bûh niderligendo haftet zuó déro érdo.* Williram 1, 12: *zuo der erdon.* Homilie in Graffs Diut. 3, 120: *daz euangelium zelit uns, daz unser herro Jesus Christus zuo den heiligen bóton imo iruueliti sibinzig unta ziuuêni jungerun.*

Im Mhd. drang dieses *zuo* immer mehr in die Sprache ein, so dass man die Beispiele häufen könnte; ich gebe nur einige. Walther 39, 21: *ich kam gegangen zuo der ouwe.* 46, 22: *gên wir zuo des meien hôhgezîte!* 37, 14: *der blinde sprach zuo sînem knehte.* 30, 1: *houbetsünde und schande zuo im winket.* Jwein S. 282: *sus lief der lewe zuo im her.* 11: *dise schuzzen zuo dem zil.*

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn dieses *zuo* auch bei Adjektiven und Adverbien zur Bezeichnung des Uebermaßes dient; doch sind die Belege hiefür noch selten. Veldeke, Eneit: *man gab in alles zuo vil* (Leseb. 289, 20). Jüngstes Gericht: *der ruwe ist nu zu spede* (ebd. 176, 11).

Die eben angeführten Beispiele stammen aus Niederdeutschland. Zwar hat auch die alts. Sprache einen Unterschied gemacht zwischen der Präposition *te* und dem Adverb *tô,* und im Heland wird *te* wie das ahd. *ze* für nimis gebraucht: *te hlût* zu laut, *te mikil* zu groß, *te starc* zu stark; allein sehr bald verdrängte das Adverb *tô* diese Präposition, so dass sie im heutigen Plattdeutschen als ausgerottet betrachtet werden kann: *tauletzt* zuletzt, *tau gel* zu laut, *tau scharp* zu scharf, *tau gaud* zu gut.

Im Englischen scheiden sich *to* und *too* wie *ze* und *zuo, too little* zu klein, *too great* zu groß. Im Altnordischen hieß es noch *til snemma* zu früh; allein im Schwedischen sagt man *för vid* zu weit, *för dyrt* zu teuer.

Wir kommen zum Nhd. Um zu erfahren, welches von den beiden Wörtern betont sei, werden wir am zweckmäßigsten metrische Beispiele beibringen. Zwar sind dieselben, weil die Verbindung einen prosaischen Anstrich hat, nicht eben

häufig bei den Dichtern zu finden; allein ich werde hier doch eine Anzahl Stellen vorführen, die hinreicht, um uns den richtigen Sprachgebrauch in der Betonung erkennen zu lassen.

Goethe, Hermann und Dorothea.

2, 208: Gar *zu lang* war mein Rock, *zu grob* das Tuch und die Farbe Gar *zu gemein.*

3, 72: Nur *zu sehr* ist der Bürger beschränkt; das Gute vermag er Nicht zu erlangen, wenn er es kennt. *Zu schwach* ist sein Beutel. Das Bedürfnis *zu groß.*

7, 181: Und bereuet *zu spät* ein übereiltes Entschließen.

Schiller, Wilhelm Tell.

I, 4. Ihr seid *zu rasch;* der Bube war des Vogts.

— Braut v. Messina.

I, 8. Denn *zu tief* hat schon der Hass gefressen
Und *zu schwere* Thaten sind geschehn.

II, 5. *Zu gern* dem ersten mächtigen Gefühl
Vertrautest du wie einer Götterstimme.

Bürger, Kaiser und Abt.

Um keine Minute *zu wenig* und *viel.*

Chamisso, Der rechte Barbier.

Dem Meister wirds *zu grausig* fast.

— Die Kreuzschau.

Ich unterliege, Herr, *zu hartem* Zwange!
Dies Kreuz war ihm *zu groß* und das *zu schwer.*

Claudius, ABC.

Zerbrich den Kopf dir nicht *zu sehr.*

Geibel, Gudruns Klage.

Wohl kommt ihr einst zu sühnen,
Zu retten, ach, *zu spät.*

A. Grün, Der Thurm am Strande.

Doch bist du mir *zu wanderlustig, flüchtig.*

Herwegh, Gang um Mitternacht.

Lasst der erwachten Welt *zu frühe* nicht
Mich in das gramenstellte Antlitz schauen!

Klopstock, An Gott.

Aber ich fühle *zu sehr* das Leben.

Uhland, Roland Schildträger.

Vermeint ihr mich *zu jung* und *schwach,*
Dass ich mit Riesen stritte:
Doch bin ich nicht *zu winzig* mehr,
Euch nachzutragen euren Speer. —
Ist mir *zu viel* gewesen.

Hieraus ergibt sich, dass bei Dichtern in der Verbindug des *zu* mit einem Eigenschaftswort der Ton auf das Eigenschaftswort fällt, dass also das Wort *zu* sich im Nhd. ganz verhält wie vormals die Präposition *ze*, und da die guten Dichter gemeiniglich den guten Sprachgebrauch befolgen, so kann man auch sagen, dass diese Art der Betonung im allgemeinen die richtige, die gewöhnliche, die herrschende sei.

Manchmal fällt indessen dem Beobachter das Uebermaß einer Eigenschaft oder einer Art der Thätigkeit noch stärker in die Augen als die Eigenschaft selbst; alsdann sucht er den Eindruck davon auch durch die Sprache hervorzuheben. Zu diesem Zwecke muss man das tonlose Wörtchen *zu* durch andre Wörter verstärken, z. B. *Allzu* scharf macht schartig. *Chamisso, Die Kreuzschau:*

Mein Kreuz ist *allzu*schwer; sieh, ich verlange
Die Last nur angemessen meiner Kraft!

Klopstock, Mein Vaterland:

Sei nicht *allzu* gerecht!

Goethe, Hermann und Dorothea:

6, 47: *Allzu* groß war die Noth, und täglich wuchs die Bedrückung.

Schiller, Wilhelm Tell:

IV, 3: Ein *allzu* milder Herrscher bin ich noch.

Wilh. Müller, Der Glockenguss zu Breslau:

Ach, Meister, wilder Meister,
Du stießest *gar* zu sehr!

Die alte Sprache bedurfte in diesem Falle eines verstärkenden und hervorhebenden Wortes noch viel eher, da die Präposition *ze* sich nicht durch den Ton hervorheben ließ, z. B. Walther 15, 25 (Lachm.): *dâst ein wunder alze grôz, aller wunder übergnôz.* 101, 25: *dû bist dem besmen leider alze grôz, den swerten alze kleine.* 85, 13: *im wære alze senfte ein eichîn wit umb sînen kragen.* 89, 4: *mîner swære derst leider alze vil.* 63, 32: *si frâgent unde frâgent alze vil.* Iwein 4187: *mir was ze sînen hulden alze liep unde alze gâch.* 167: *ir sprechet alze sêre den rîtern an ir êre.* 254: *unde ist der schade alze grôz.* 6400: *der lôn ist alze ringe.* 4194: *ich geloubt im leider alze vruo.*

Besser dran ist die alemannische (schwäbische und bairische) Mundart; denn sie hat, wenn sie das Uebermaß hervorheben

will, kein *all*, kaum ein *gar* nöthig; sie setzt einfach statt der Präposition *ze (z')* das Adverb *zuo (zuə)*. Es stehn einander also gegenüber:

unbetont	betont
zstarch	*zúə starch*
zgrôß	*zúə grôß*
zvil	*zúə vil.*

Es haben mithin die süddeutschen Mundarten die reinliche Scheidung der tonlosen Präposition ze und des betonten Adverbs *zuo* glücklich festgehalten, so dass der Leser augenblicklich darüber im klaren ist, wie er zu betonen hat.

Was das Nhd. betrifft, so sahen wir vorhin, dass im allgemeinen das *zu* in solchen Verbindungen unbetont ist. Doch hört man auch zuweilen, wenn das Uebermaß einer Eigenschaft einen ganz überwältigenden Eindruck macht, das *zu* stark betonen, z. B. das ist *zu* arg! Das ist denn doch *zu* albern von dem Menschen! Bei den Dichtern, die sonst der Ueberwallung des Gefühls gerne und vollen Ausdruck verleihen, wird man diese Betonung selten finden. Mir sind augenblicklich nur 2 Stellen bekannt, eine aus Schillers Jungfrau von Orleans:

V, 8: Wir waren überrascht, betäubt; der Schlag
Traf *zu* erschütternd unser Herz.

die andre aus dessen Maria Stuart:

II, 8: Es ist nichts mit Gewalt. Das Wagestück
Ist *zu* gefährlich.

Ist es zufällig, dass diese Stellen einem Dichter süddeutscher Herkunft angehören? Man weiß, dass Schiller in seiner neuen thüringischen Heimat beim Sprechen noch sehr stark schwäbelte. In süddeutschen Schulen hört man diese Betonung, wenn der Lehrer nicht ein Norddeutscher ist, recht häufig.

Im Nhd. hat dieselbe bereits ziemlich festen Boden gewonnen in Satzfügungen von der Art der folgenden: Ich bin nur *zu* gewiss, dass er es war. Er sass *zu* fern, als dass er es hätte hören können. Der Glanz der Sonne blendete *zu* sehr, als dass man hätte aufblicken können. Doch ist diese Betonung auch hier noch nicht verbindlich.

Freilich, wenn unsre nhd. Sprache die alte tonlose Präposition *ze* erhalten hätte, dann hätte man dem Adverb *zu* den Ton geben können; allein

Behüt' dich Gott! Es wär zu schön gewesen!
Behüt' dich Gott! Es hat nicht sollen sein!

MITTEL AUS DEM XVI. JAHRHUNDERT (1554) GEGEN KRÖTEN, SCHLANGEN, WÜRMER, NATTERN USW. IM LEIBE.

Aus dem Cod. Pal. 264

VERÖFFENTLICHT VON

OTTO HEILIG,

KENZINGEN.

Seite 233 ff.

(1) Wan ein wurm in ein mensch gekrochen were.

Siede basilien mit essig, Das gibe eim menschen zu drincken, Der wurm gedt von eim ledig aus.

M [1]) wilhelm Cal. hurlewegin.

(2) Ob eim ein Wurm in leibe kröche.

Dem gibe zu drincken presilge [2]) gesotten in essig, Der wurm gedt von im lebendig heraus. Dreutwein.

(3) Wer krödten im bauch hodt auch für vergifft.

Gibe eim zu drincken enis [3]) somen In warmem wein Es hilfft dorfür. Oder siede mit ein ander bibergaile schwartzen pfeffer maf (?) dicdam pionien vnd kernementen [4]) iedes ein handtuoll mit wasser, Thue auch hönig vnd essig dorein; Das gibe einn obents vnd morgens zu drincken, Es hilfft.

M. Wilhelm Cal.

(4) Wan ein nater in ein schleufft. [5])

Solthu dem menschen nichts anders zu drincken geben Dan gaisbluet Und milch zu samen gemischt, Hilfft. Dreutwein hurlewegin.

(5) Wan einer krödten im bauch hodt.

Schneide einer schlangen das haupt ab Und den schwantz ob dreier finger lang, Das thu mit dem Ingewaide hien, Schneide dan das ander thaile zu stücken Vnd seude sie gar wole mit wasser. Diese brüe gibe dan eim zu drincken, So speit er die

---

[1]) Am Ausgang stehen gewöhnlich die Namen von Gewährsmännern (oft abgekürzt).

[2]) = mhd. pêtersilje.

[3]) = Anis.

[4]) Wol mhd. *kërnel* = Kerbel.

[5]) Zu mhd. slîfen = gleiten, fahren.

krödten aus im, Das thu offt Bis sie all heraus kummen. Dornoch gibe im pillulas Die nit starck sein. Es hilfft, Oder gibe im zu drincken gebrent bonen blüet wasser, Es hilfft. p. Crtze[1]) Cal. hurlewegin.

(6) Wer schlangen im bauch hodt.

Dem gibe zu drincken Warme gais milch, Die mit ziegen bluet vermischt ist, hilfft p. H. J. T. etc. Crtze Jilge etc.

(7) Wer krödten im bauch hodt.

Dem gibe zu trincken einer eselin milch vnd ires harn Vnd los inen in eim bade leigen Als lange er es erleiden mage, Er wirdt zu hant douon erlöst. Frantz brack etc. M. Wilhelm Cal. hurlewegin p.

(8) Wem ein krödt oder nater In den mundt schleufft.

Siede atrament mit warm wein oder essig, Das gibe eim fastend zu drincken, Es hilfft. Rauten gesotten mit wein Vnd warm gedruncken also thut das selbig auch. Frantz brack etc. Durst h. J T etc. hurlewegin.

(9) Wan einer frösch oder würm Im leibe hodt.

Bren in einer krausen oder dopff ein aie Do ein hune x dage überr gesessen hodt, Dornoch mach es zu bulluer Vnd thu dorvnder safft von grüen holder rinden vnd gais milch, Mach es dan warm, Douon gibe eim zu drincken Et reperies veritatem. C. etc.

(10) Wan eim ein schlange zu dem mundt ein schleufft.

Temperir mit wein haidenete[2]), Sölchs gibe eim zu drincken, Man soll im auch den mundt vnder sperren, So ferdt sie wieder von im, Dornoch gibe im zu drincken Corellensafft, Er geniest douon. M. w. Cal.

(11) Wann ein schlang schloffend in ein menschen kreucht.

Dem menschen gibe dinten vnd ziegen milch gemischt zu drinckenn oder ziegen bluet, Sie gedt herfür, Dornoch gibe im wermut safft zu drincken, Er wirdt gesunt. C. barbirer.

(12) Für würm schlangen oder aidessen Im leibe.

Erwele sanickell in essig oder wein, Douon gibe eim nüchtern zu drincken xiiij dage Ihe morgens ein gudten drunck Vnd den dage nit mere, Es kümpt von eim. Hensell.

[1]) Nach einem anderen Codex zu schließen wol Abkürzung für Creutzenache. [2]) Wol mhd. heiden = Haidekorn.

(13) Natern von eim menschen zu dreiben.

Siede naterwurtz mit wein, Das gibe eim zu drincken, Es dreibt die nater von dem menschen, Ledigt auch all allt schedlich speis, So in des menschen leibe ist. Hensell.

(14) Für schlangen würm oder aidessen im leibe.

Dem gibe xiiij dage esels milch zu drincken Vnd wein heffen gesotten mit habermele vnd schmaltz, Das gibe im all dage zu essen Vnnd kain andere speis Noch dranck Dan wie oben gemelt, Es sei was es wöll nichts aus genummen, Doch dieser zwaier stück ein genügen. Wan es nun gessen hodt, So setze inen in ein stainbade Vnd wan im die vnkrafft kummen will, So hebe in bald heraus vnd lege in vff ein pfülgen, So kümpt es heraus Vnd was bei im ist. Dornoch überr drei dage Gibe im ein dranck, Der inen erfege, Vnd halt in dan mit gudter milder speis, Er genest. hensell.

(15) Wer natern oder krödten bei im hodt.

Dem gibe rossharn also warm zu drincken, Sie faren von im. hensell Iilge etc.

(16) Wan eim frösch im leibe wachsen.

Mach zu bulluer [Lücke!] kraudt Das gibe im zu drincken mit gaismilch, Es hilfft. Crtze.

(17) Kümpt ein nater In ein mensch.

Dem gibe zu drincken gewermt esels milch, Sie mus raumen, Dornoch beware den menschen gar wole mit werm drei dage. Dreutwein.

(18) Wer schlangen oder ander vergifft würm In im hodt.

Dem siede senen baum bletter mit wein vnd wasser, Das gibe im zu drincken, Die würm gen von im. Erpach.

(19) Wer schlangen im bauch hodt.

Siede mit essig beifus, wermut vnd Goldtwurtz, Das gibe eim nüchtern zu drincken. M. wilhelm Cal.

(20) Wan eim ein schlang in den mundt geschloffen ist.

Temperier herdt dinten mit wein, Des gibe eim zu drincken So viel er mage vnd offt Vnd sperre im sein mundt, Das er im offen bleibe, Sie ferdt im zu handt wieder heraus. Wan sie nun wieder heraus ist, So gibe im kümmell safft zu drincken, Er ist genesen. C barbirer.

(21) Für gifftig würm Im leibe.

Bulluer *stigwurtz (?)* oder rosellwurtz, Des gibe eim ein mit gais milch obenn, Los in auch nit nichts doruff drincken. Es dreibt aus dem leibe schlangen vnd krotten, Die etwan lang zeit in dem menschen gelegen sein. D brillickum.

(22) Schlangen oder vergifft thier von eim zu bringen.

Setze den menschen vff ein löcherichten stule Vnd setze vnder in ein kare oder becken mit haisser milch, Vmb diese milch lege frisch gras, Doch soll sich der kranck vorhien wol hungern, Das die gifftigen thier auch hungerig werdenn. Vnd gibe im zu drincken von gundelreben vnd gardthagen Sie gen von eim vnden aus. hurlewegin.

(23) Wan einer krötten im bauch hodt.

Gibe eim zu drincken enis somen mit warmem wasser. hurlewegin.

(24) Wan ein schlang in ein menschen gekrochen ist.

Thu esels milch j firtell sieden, dis hais in ein kübel oder mere, Dorüber los in sain antlitze heben mit offnem munde, Das im der loe ein gehe, So man aller meinst mage, Vnd seihe gewarnet eins geschirs, Das oben gar über den kübell gehe. Wan nun der schlange des geschmacks geware wirdt, So gedt er im zu dem munde aus Vnd fellt in die sidendig hais milch, Als dan deck den kübell balde mit dem geschir, Das sich oben dorüber füge, Dorümb das dornoch andern leuten kain schade geschehe. Dan er werdt gar übell thun Vnd zornig werden, Wan er heraus keme, Deshalb sei gewarnt, Dan er kümpt on zweiffell vngern von im, Vnd los in verbrüen in der milch. has.

(25) Wan ein der Scorpion gebissen hodt.

Gibe eim zu drincken fünff blatt bletter safft mit wein vnd öle, So schadt im dieser wurm bis nit. hanaw.

(26) Wan einer frösch im leibe hodt.

Thu in ein kanten groben rawen scharlach, dorüber gies wein, Douon gebe eim zu drincken Mach im auch ein apffell müssell mit ancken vnd wasser, Als dan ein schüssell gefült, dorunder gethon pfeffer ein löffel vnd sengende nesseln, vnd ancken, Das brauchen. Hanaw.

LIED EINES KAISERL. WURMSERISCHEN HUSAREN BEIM MARSCH NACH DEN NIEDERLANDEN I. J. 1785.

MITGETEILT VON
P. BECK,
RAVENSBURG.

Einen Vorgänger bezw. ein Seitenstück zu dem in dieser Zeitschrift XXV[2] 1897 S. 162—166 mitgeteilten „Soldatenlied aus dem Türkenkrieg v. J. 1789" — vielleicht vom gleichen Dichter — bildet nachstehendes, ebenfalls verschollenes, als *Flugblatt* auf obligatem Löschpapier wahrscheinlich irgendwo in Vorderösterreich gedrucktes und wol auch von einer dort ausgehobenen Truppe gesungenes Poem:

Ja! *Joseph* winkt, — die Waffen klirrn,
Die Rosse wiehern Muth:
Muth sitzt auch auf der Kriegern Stirn,
Und wallt in ihrem Blut.

Er winkt. — Wir seine Heere ziehn
Zum fernen *Belgerland,*
Wo unserm Scheitel Lorber blühn
Die längst dort *Oestreich* fand.

Ihr *Hesperiden,* schützt das Thor
Zum Garten goldner Frucht:
Kauft, miethet Hüter, stellt sie vor,
Weil *Hercules* sie sucht!

Ist's *Eden* dort in *Indien*
Für Euch allein gepflanzt,
Dass ihr's Europas Königen —
Verriegelt, und verschanzt?

Wir trugen Euer knechtisch Joch,
Das Deutschlands Volk entehrt
So lange schon — nun zörnt ihr doch
Wenn sichs einmal empört.

Zwar menschenfreundlich tauschten wir
Gern Ruhe für den Krieg;
Mit Menschenblut benetzt seyd ihr,
Ihr Lorbern! Theurer Sieg!

Doch brüt' die *zwist'ge Harmonie*
Muthwillig diesen Zwist;
So eilen wir, und lehren sie:
Wer unser *Joseph* ist. .

Stürm rauher Nordwind noch so sehr!
Du hältst uns doch nicht auf;
Dein Schneegebirg, dein Schlossenheer
Verdoppelt unsern Lauf.

Ist *Gott* mit uns, wir Siegen dann,
Schien alles gleich verloren;
Und hätten hunderttausend Mann
Sich wider uns verschworen.

Ist Gott mit uns, wir Siegen dann
Und ihr ihr bietet gern
Uns jeden Preis des Friedens an,
Und wir, wir schonen gern,

Hat eure Hand in Süden dort
Manch Pflanzenreich zerstöret;
Aus Eifersucht so manchen Ort,
So manchen Schatz verheert:

Habt ihr den Geist der Barbarey,
Vergesst der Menschen Werth,
Wenn von der Brüder Sklaverei
Sich Geiz und Wucher nährt

So sollt ihr doch Barbaren nicht,
Nein Menschen an uns sehen!
Die Schonung ist auch Kriegern Pflicht,
Uns mehr werth, als Trophäen.

Sollt' aber Gott nicht mit uns seyn;
Wär' Unfall unser Loos,
So macht's den Helden doch nicht klein
Besiegt bleibt er auch Gross.

Bleib goldner Friede! auf der Erd
Der Gott unlängst dich gab;
Gern gürten wir das dürst'ge Schwert
Von unsrer Hüfte ab. —

DER ORDEN DER „VERRÜCKTEN HOFRÄTE".

EIN GOETHE-CURIOSUM

VON

P. BECK,

RAVENSBURG.

Vor Zeiten verbanden sich auch in bürgerlichen Kreisen Gelehrte, Künstler, Beamte usw. in Ordensstiftungen nicht etwa zu geheimen, staatsgefährlichen Gesellschaften, sondern zu recht scherzhaften, oft lächerlichen Zwecken mit harmloser Geheimniskrämerei. So stifteten auch zu Anfang dieses Jahrhunderts in Frankfurt a. M. aus eigener Machtvollkommenheit der Arzt Christian *Ehrmann*, ein geb. Straßburger, und Mathiß, ein Institutslehrer, den seltsamen der Gegenwart wol kaum mehr dem Namen nach bekannten „*Orden verrückter Hofräte*". Von Forderungen an aufzunehmende Mitglieder, von besonderen Verpflichtungen und Dienstleistungen, überhaupt von einer Teilnahme an den Verhältnissen des Ordens war unseres Wissens keine Rede. Zufällige, unschuldige, vom Zaun abgebrochene Gründe, mitunter höchst lächerliche Ursachen befähigten zur Mitgliedschaft, irgend eine Eigentümlichkeit aus dem Leben, Tun und Treiben achtbarer und hochgestellter Männer reichte zur Ernennung hin. Verdienste, von der Mitwelt nicht erkannt, Launen, Vorurteile, Schrullen, Originalitäten, Leidenschaften, diesen und jenen Persönlichkeiten eigen, Irrtümer und Ungereimtheiten, die sie sich zu Schulden kommen ließen, konnten die Ritterwürde, den Ehrentitel eines „verrückten Hofrats" bedingen helfen. Sauber gedruckte Diplome, meist unter dem 1. April ausgefertigt, versehen mit gewaltigem Oblatensiegel und der Unterschrift „Timander" galten als Beglaubigungsurkunden. — Die Ernennungsdokumente drückten möglichst in Lapidarstil meist auf sehr treffende Weise, häufig mit Witzesmacht die bewegenden Ursachen stattgefundener Wahlen aus, bald in Anspielungen, bald mit nakten, dürren Worten. Jedes neue Ordensmitglied erhielt einen Denkspruch: so *Jean Paul:* „ob iram et studium"; der Kunstsammler Sulpice Boisserée: „ob architectonice mensuratam in crepusculo turrem Cathedralis Argentinensis"; der Philologe *Creuzer:* „ob pocula mystica"; der Schauspieler *Jffland:* „ob Cocardam et quorsum". Auch *Goethe* war, was weniger bekannt, unter den Dekorirten

mit dem Prädikate: „Ob orientalismum occidentalem“, wol unter Anspielung auf dessen spätere orientalisch-allegorische Schaffensperiode. Das ihm verliehene Diplom ist aber, wenn überhaupt noch vorhanden, bis jetzt nicht ausgegraben worden; auch sonst hat sich, so sehr man ja seit geraumer Zeit auf gar Alles, was auf Goethe Bezug hat, genau achtet und Alles, selbst das Kleinste, bucht, darüber, wie der aristokratische Herr geh. Hofrath, der ja in solchen Dingen keinen Scherz verstand und dessen feudalem Wesen die Herabziehung der hofrätlichen Würde ins Lächerliche nicht zugesagt haben mochte, die immerhin etwas zweifelhafte Auszeichnung aufgenommen hat, bisher in den Goethe-Archiven von Weimar und Frankfurt a. M. nichts Näheres finden lassen; und fast scheint es, als ob jede Erinnerung an dieses — dem Goethekultus wol nicht recht genehme — Vorkommnis aus den Goetheana ausgemerzt worden wäre?! —

Manche Diplome bezogen sich auf Dinge, welche selbst zu jener Zeit wenig bekannt waren und die uns gegenwärtig gar nicht mehr verständlich wären. Kein Mensch war sicher davor, mit dem Orden bedacht zu werden. Den Ordens-Stiftern und Häuptern ganz fremde Personen erhielten Ernennungs*patente* übersant, mitunter, wie böse Zungen behaupteten, zu ihrem Verdruss und Aerger; andere nahmen die „Gnadenbriefe“ mit einer Art Befangenheit oder mit einer gewissen Resignation auf; die meisten aber lachten, was wol auch das Beste in diesem Falle war, laut darüber.

Wir lassen nun ein solches *Diplom* von diesem originellen Orden folgen und zwar dasjenige, welches dem bekannten Frankfurter Buchhändler Karl *Jügel* i. J. 1816 verliehen und durch denselben in seinem als Manuskript zu Frankfurt a. M. i. J. 1857 gedruckten „Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontard'schen Familie, Bruchstücke aus den Erinnerungen und Familienpapieren eines Siebenzigers“ (S. 235) veröffentlicht worden ist. Es lautet:

[Nr. 979.]

Quod
Q. Horatio Flacco
Olim Accidit,
Ut Jnsanientis Sapientiae Consultus
Erraret,

Id
Virorum Quidem Mercurialium
Plerisque,
Quibus Ex Meliore Luto Finxit Praecordia Titan,
Stultis Vero Et Ineptis
Nequaquam,
Vsu Venire Solet.
QuoCirca Te
JüGELium
Bibliopolam Facile Principem.
Ob Eximia Quae Jnsanientis Sapientiae a Pueris
[Publiçe Privatimque
Edidisti Specimina,
Maxime Vero ob
Virtutem Domesticam Probe Vitia collocatam.
In Numerum Consultorum, Vulgo
DER VERRÜCKTEN HOFRÄTHE
Nomen Tuum Fastis Nostris Inscribendo
Hodie Rite Recepimus,
Cuius Rei Testes Has Literas Societatis Insanientis Sapientiae
[Consultorum
Tessera Firmatas Tibi Transmitti Jussimus.

XIV Kal. Decmbr. CIↃIↃCCCXVI.

Ex Mandato Societatis
(L. S.) Timander,
a Secretis.

Ueber die Persönlichkeit des Stifters fügt Jügel (a. a. O. S. 233—234) noch folgende Charakterskizze bei: „Er verteilte seine Diplome nach eigener strenger Wahl, und zählte zu den Originalen, wie sie die Neuzeit nur noch selten erzeugt, und seine Stiftung stimmt mit seinem innersten Wesen vollkommen überein. Er selbst war ein verrückter Hofrat, in der besseren Bedeutung dieser Bezeichnung: gescheidt und capriciös, gutmüthig und im höchsten Grade abstoßend, voller Rücksichten und wieder rücksichtslos bis zum Excess, erwarb er sich eben so viele Feinde wie Freunde, und nur diejenigen wussten, wie sie mit ihm daran waren, die seine schlimmen Seiten übersahen und nur seine guten zu schätzen wussten. Man erzählte sich fortwährend eine Menge origineller Züge

von ihm, da Alles, was er dachte, bei ihm heraus musste, unbekümmert um die Wirkung, welche es hinterließ. Ich hatte mir seine Gunst durch zeitweilige Beiträge zu seinem Album typographischer Curiosa erworben, zu welchem er mit Leidenschaft Büchertitel, Holzschnitte, Karrikaturen und alles dahin Einschlagende sammelte, was eine barocke, bizarre oder sonst verkehrte Seite zeigte. Soweit ging seine eigene, damit ganz übereinstimmende Verkehrtheit; aber als *Arzt* würde ich ihm unbedingt das Prädicat als Hofrat im besten Sinne zuerkannt haben, denn als solcher zählte er zu den schätzenswertesten, die ich jemals kennen gelernt“. —

Elf Jahre hindurch hielt diese seltsame Spielerei — ein Scherz, wie ihn die Neuzeit nicht vertragen würde — an; hundert Diplome waren bis zum J. 1820 ausgegeben; da hörte auf einmal dieses eigentümliche Jnstitut auf und aus wars mit dem „Orden der verrückten Hofräte“, nicht aber mit den verrückten Hofräten!

SCHWÄBISCHE FINDLINGE.

VON
WILHELM UNSELD,
ULM.

Reime.

Kikrikik!
Mei Vatter ischt a Wi't
Hot selber koin Wei',
Muass Wasserwi't sei', Tübingen.

Jetzt isch neuna,
Jetzt gaht Jeder zur Seina,
Und dear, dear Koina hot,
Dear nimmt d' Katz in Arm,
Dui geit aų' warm. Ulm.

Wear warta ka',
Kriagt au' an Ma!
Wear Gott vertraut,
Kriagt au' a Braut. Tübingen.

Husch! husch! 's ischt kalt,
Sechs Wocha be-n-e alt,
Mei' Muatter will a Jungfer sei'
Drum sperrt se me ins Schächtale nei'.
Blaubeuren u. a. O.

J hau' an Zah' und dear ischt hohl,
J sch . . . d'r nei', no ischt'r rol. Ulm.

Sodale, wenn da wieder kommscht, no kriagscht a Godale.
Tübingen.

Des Gässle, des e ganga be',
Des Gässle gang e noh,
Des Mädle, des e gliabet hau',
Des Mädle liab e noh. Blaubeuren.

Des ischt net bitter,
Mei' Herr Konditer. Tübingen.

Mädlesfiseler, Schpindledroht,
Lauft de Mädla hinta noch. Tübingen.

D'r Apf'l fällt net weit vom Stamm,
D' Tochter ischt wia d' Amm. Tübingen.

Grabinschriften.

O liebe Kinder, hütet euch
Vor Fisch und Frösch und Wasserteich,
Denn nur zu bald ist es geschehn,
Dass euch der Tod dort unversehn
Ergreife und euch nicht mal gönnt,
Dass ihr im Grabe ruhen könnt.
Viel Tränen würden weniger fließen,
Wenn Kinder nur das Baden ließen.

Aus Ende der 40er Jahre dieses Jahrhunderts vom Kirchhof Unterkirchberg bei Ulm.

Beim Militäre musst ich sterben,
Pfeilschnell war meine Dienstzeit aus,
Gottes Reich musst ich erwerben
Konnt nimmermehr nach Haus.

Vom Jahr 1896 auf dem Kirchhof in Ulm.

Redensarten.

Dear ischt rauh g'fräß, dear ka' a Schinkawursch fressa ohne Brod.
Blaubeuren.

Do hoißt's au': J gib am Buaba an Kreuzer und tua's selber. Ulm und Tübingen.

Dear hot's wichtig, wia d'r Bett'lma' am Kirwesamstig.
Tübingen.

Ma ka' älles, no net vor'm Bacha in Ofa, und noch'm Essa an Tisch. Tübingen.

's Wasser ischt nex in de Schtief'l, was wurd's no zum Trinka sei'. Tübingen.

Wenn ma im Dräg ruatlet, no schtinkt 'r. Tübingen.

Deam ischt au' a Roif g'schprunga, wo dear g'schtorba-n-ischt. Ulm.

J leab ällweil noh d'r Hoffneng, wia d' Schtuaggerter Jungfere. Ulm.

Schuckerweis, wia d' Schulza kotzet. Ulm.

As Schea'scht putzet's Liacht, dass de Wüaschte au' g'seahnt. Erbach.

O Bua! wenn d' no koin Kopf hättescht, no wärescht reacht noch Ulm zum Brittertraga. Blaubeuren.

Des ischt a reacht'r Hansdampf in d'r Nudlagass. Ulm.

A Ho'd sch . . . . maih wia a Nachtigall. Ulm.

Das wird net außer d'r Kuahwoid sei'. Ulm.

Hoscht net ebes g'sait, oder ischt a We'd ganga. Tübingen.

Do schtinkt's wia vor Amt. Ulm.

Wenn dear 's Maul aufmacht, woißt ma glei' wia alt und wia dickkopfet. Tübingen.

Wenn bei deam 's Gringscht los ischt, no macht 'r glei' a Gäbale. Ulm.

Jetzt goht's a', 's Schoofscheara und 's Bockmelka. Tübingen.

So gang hoim mit deine sieba Wetzschtoi! Ulm.

Was net voll ischt, schreit net. Tübingen.

Gebräuche.

So lange das Kind nicht getauft ist, so lange darf die Mutter nicht aus dem Haus. Blaubeuren.

So lange das Kind nicht getauft ist, darf die Kindswasch nicht ins Freie gehängt werden. Blaubeuren u. a. a. O.

Wenn Kinder Zahngichter haben, so soll man einen Besenstiel aus dem Besen ziehen und durchs Dach stecken. Ulm.

Wer den Höcker hat, soll an drei verlogene Weiber denken, dann vergeht er; wenn nicht, so ist eine dabei, die nicht lügt. Ulm.

Wen nman am Himmelfahrtstag an einem Kleidungsstück näht und legt dieses später an, so wird man leicht vom Blitz erschlagen. Aus der Umgegend Ulms.

DEUTSCHE VERSE

aus dem Cod. chart. XXVI $\frac{b}{49}$ des Stiftsarchivs zu St. Paul im Lavanttal, einem Formelbuch, meist schweizerischen Inhalts aus dem 17. Jahrhundert.

MITGETEILT VON

FRIEDRICH VON WEECH,

KARLSRUHE.

Fol. 130 v. I.

Alt fründt, alt wein und alt gelt
Füren den preiß in der welt:
Wass au tragen und liden solt,
Lid eß gern und das mit gedult.
Bekümer dich auch nit zufast,
Wan du unglück und trübsal hast.
Wollust vergaht wie schnee und yß,
Tugent und kunst behalten ewig pryß.
Der sich in glück und unglück schicken kan,
Der blibt allzyt ein selig man.
Gunst und glaß
Wie bald bricht daß?
Alein Gotes gunst
Ist sicher aller brunst,
Bleibt vest und unverruckt,
Deß menschen gunst undertruckt.
Erheb dich nit in einer wollfarth,
Daz dir nit etwan unglück wachß in gart.
Darumb nichtß beßerß iemal ist
Dann gotsforcht haben zu aller frist.
Gott gibt glück, nimbt unglück hinweg,
Wie er will, fürt dich gut und böß weg.
Wie gott das bletlin kert,
Muß sin: kein sin erwert.
Darumb solt alein uff in buwen:
Keim mensch ist uff erden zu truwen.

Fol. 135. II.

Waß man mit Gott hat recht angfangen,
Daß ist allzyth glücklich ußgangen:
Wer Gotteß hilff hertzlich begert,
Der wirt sy richlich gewert.

Leg din jugent fin nutzlich an,
So wirt uß dir ein dapferen mann.
Wer sin jugent brucht wie er soll:
Daß kombt im all sin lebtag woll.
Wer sin jugent nutzlich verzerth,
Der wirt im alter auch woll ernerth.
Gewenne dich an allen orthen
Fry warhafft sin in dinen worten.
Laß dich in diner jugent leren,
Wīe dich wellent im alter erneren,
Laß ein jeden thun waz er will,
Halt dich züchtig, fromm und still.
Fleuch din lebtag den müssiggang,
Daß dich kein böß laster anhang.
Der müssiggang hat nie gutß bracht,
Vil mehr args und böseß erdacht.
Der müssiggang, liebe und win
Gebend unß wenig gutß in sin.
Verzehr din jugent mit ehren und zucht,
Im alter folgt ein schöne frucht.
Waz mir in der jugent habent thon,
Daz wirt unß im alter nachgon.
Lerne gotsforcht in diner jugent,
So wird din alter voller thugent.

III.

Fol. 135 v.

Alter on wyßheit,
Wyßheit on werckh,
Herschaft on dienst,
Hoffart on richtumb,
Richtumb on eer,
Adel on tugend,
Volck on zucht,
Stett on recht,
Gwalt on barmherzigkeit,
Jugend on forcht,
Frowen on scham,
Geistlich leben on frid —
Diese XII stuck machend dick ungemach viel.

IV.

Wer in XX jaren nit wirt lang,
In XXX jarn nit wirt starck,
In XXXX jarn nit wirt wyß,
In L jarn nit wirt rich,
Der mag sich wol verwegen,
Das im Gott deren enkeins nit wil geben.

V.

LX jar stilston,
LXX jar ain abgang,
LXXX jar der welt spot,
LXXXX jar helff dir Gott.

ANZEIGEN UND NACHRICHTEN.

Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden. Hsgg. von der bad. histor. Kommission, bearb. v. *Albert Krieger.* Heidelberg, C. Winter, 1898. XVI, 962 S. 8°. — 30 Mk.

Kriegers Wörterbuch zur Ortskunde von Baden ist jetzt vollständig erschienen. Die bereits im J. 1893 veröffentlichte 1. Lieferung hat in dieser Zeitschrift schon eine Besprechung gefunden (Jahrg. 22, S. 186 ff.). Schon damals wurde das Werk als ein höchst verdienstliches und nützliches bezeichnet, und dieser Eindruck hat sich mit jeder weiteren Lieferung nur gesteigert. Es ist eine überaus reiche Fundgrube für den Geschichtsforscher sowol wie auch für den Sprachforscher. Es bietet uns die urkundlichen Formen sämtlicher bewohnten Orte, der alten Gaue, der Flüsse und Berge, ja sogar — und der Einschluss dieser Gattung verdient besondere Anerkennung — der Flurnamen, soweit solche auf ehedem bewohnte Orte hinweisen. Aber auch bei den Wohnorten beschränkt sich das Wörterbuch nicht auf bloße Aufzählung der Namensformen. Bezeichnungen des Ortes als villa, oppidum usw. sind aufgenommen, urkundliche Angaben über Burgen, Klöster, Geschlechter usw. sind herangezogen, unter Umständen sogar ganze Urkundenstellen angeführt, wenn sie von Wichtigkeit zu sein schienen. Dazu kommen noch Bemerkungen über vorgeschichtliche und römische Siedlungen, Funde u. dgl., über die Landeszugehörigkeit der Orte vor ihrem Anfalle an Baden, über die ortsgeschichtliche Literatur, sodass wir also eine

umfangreiche Sammlung urkundlicher und literarischer Belege zur Geschichte und Topographie der Wohnorte selbst dadurch bekommen haben. Welch riesige Arbeit in dem Werke steckt, zeigt allein schon ein Blick in das 9 Seiten füllende Verzeichnis der Quellen und Hilfsmittel, welche seit dem Erscheinen des 1. Heftes eine sehr beträchtliche Mehrung erfahren haben. Und diese alle sind mit solchem Fleiß und solcher Umsicht verarbeitet und ausgebeutet, dass das Werk uneingeschränkte Bewunderung und Anerkennung erwecken muss. Es wird, glaube ich, auch den mit der Geschichte der einzelnen Landesteile aufs engste Vertrauten kaum je im stiche lassen und für jedermann, der sich mit badischer Ortsgeschichte beschäftigt, ein geradezu unentbehrliches Hilfsmittel bilden.

Die der Mehrzahl der Namen beigefügten Deutungen, die für unsere Besprechung hier natürlich ausschließlich in betracht kommen können, sind mit Bedacht und Sachkenntnis gegeben, häufig unter Hinweis auf bewährte Forscher. Von solchen sind vor allem Dr. Baumann und Dr. Buck angezogen. Des letzteren Flurnamenbuch ist manchmal in einer fast zu weit gehenden Weise benützt, so, wenn unter *Klause* einfach die 4 Bedeutungen, die dort für dieses Wort geboten werden, verbotenus wiedergegeben sind.

Von fehlenden Urkundenformen entdeckte ich, soweit ich in der Lage bin, das einzelne zu prüfen, sehr wenige. So wäre zu *Neufra* aus Cod. Salem. I, 276 und 291 Niunferon nachzutragen. *Schosen* wird im Fürstbg. Urkb. II, 319 so 1399 als Schåsen erwähnt, für *Witterschnee* findet sich ebendort V, 212 aus dem 13. Jahrh. eine Form Itirsne, die Buck a. a. O. S. 246 wol mit Unrecht auf einen P. N. Itheri beziehen will. Ein abgegangenes Suggnie, das zugleich mit Schosen genannt wird, ist gar nicht verzeichnet; desgleichen der Meerhof bei Ladenburg. Bei Pforzheim vermisse ich die älteste Form Porza aus dem Geogr. Ravenn. IV, 26, worauf doch auch bei Breisach und Konstanz verwiesen ist.

Vor allem habe ich die erfreuliche Beobachtung gemacht, dass bei der Ableitung der O. N. sehr viel und mit Vorliebe auf Personennamen Rücksicht genommen ist. Sagt doch schon der Vater der deutschen Ortsnamenkunde, E. Förstemann, dass der bewohnte Ort in unserer Sprache am häufigsten als Besitz oder Wohnsitz einer Person gefasst ist, so dass man, wie

F. Pfaff, Deutsche Ortsn. S. 12 richtig folgert, und wie ich schon früher in einem Aufsatz im Bayerland Jahrg. 7, Nr. 43 betonen zu müssen glaubte, im Zweifel in erster Linie an Personennamen zu denken hat.

Nicht überall freilich ist dem Ortsnamen eine etymologische Erklärung beigefügt, und zwar mangelt sie öfters nicht nur da, wo sie sich leicht von selbst ergibt, wie etwa bei Landeck, Rodeck, Burgenhofen, Radolfzell, Scheuer nebst Ableitungen, sondern auch wo sie weniger nahe liegt, aber — wenn vielleicht auch nicht der Herkunft, so doch der Bedeutung nach — sichersteht, wie bei *Espan* (= die zur Weide benützte Flur) oder *Windkapf*. (Unter *Kapf* ist wenigstens Bucks Erklärung: Ausguck [zu kapfen] gegeben; es genügte also ein Hinweis.) Auch anderwärts vermisst man oft eine Deutung nur ungern, wo eine urkundliche Form sie nahe legt oder wo eine gute Analogie zu gebote steht. Wenn z. B. *Schollach* (1310 Schala) von schal trüb hergeleitet ist, warum nicht auch *Schallbach* (Schalbach 13. Jh.)? — *Robern* (Roborne und Rorbrunnen, vgl. Born und Brunnen) gibt sich leicht als Brunnen am Rohr, die 2 *Schöllbrunn*, 1110 Scaltebrunn und 13. Jh. Schelthebrunnen, (aus zem scaldin brunnen, zu scald heilig) als heilige Brunnen, wozu man scaltboum und scalteiche vergleiche. — Das *Fechtenthal* (Vöchtzental) fordert zu einem Vergleich mit Våhsenriet heraus. — Zu P. N. dürften unschwer zu stellen sein: *Molzau* (Mollesauwe) zu Mollo = Motlo von muot, *Crasingen* (15. Jh. ebenso) zu Hraspod (Stark, Kosenamen 437) oder Hrad-zo (Fm.[1]) 710), *Runsthal* (Rundis-, Rundestal) zu Hrundo (Fm. 748), *Schiggendorf* (Scuginnothorf 828) zu Scogin (Fm. 1080). *Richen* dagegen (769 Grechu und Riocho, 868 Reocho) ist vielleicht als Appellativum aufzufassen: ze den hriochun = bei den Fremden (zu dem Wurzelvokal vgl. lioht, lëoht : Licht); so würde sich auch der Kehllaut im Anlaut der ersten Form erklären. — Sogar bei den urkundlich nicht belegbaren Orten *Fenningen*, *Mühlefingen*, *Wolpringen* wäre es am Ende nicht zu gewagt, als alte Formen Faginingen, Muotolfingen (oder Mund-, s. Mündelfingen 1524 Mulafingen) und Wol- oder Waldberingen anzunehmen. — Bei *Tunsel* wäre eine

[1]) Damit sei auf Förstemanns altdeutsches Namenbuch hingewiesen, und zwar auf den 1. Bd., beim 2. ist II. besonders beigesetzt.

Verweisung auf Buck S. 283 (romanokelt. dunicellus??) und Pfaff, dtsch. O. N. S. 10 erwünscht, wo als Grundwort sol = Sumpf angenommen, der erste Teil allerdings unerklärt gelassen wird. — Bei der *Kinzig* und der offenbar zu demselben Stamme gehörenden *Kudach* (Kůntich 1415) würde ein Hin weis auf die zwar viel angefochtene, aber doch in mancher Hinsicht lehrreiche Untersuchung von Schmidtkontz über den O. N. Kissingen am Platze sein.

Die große Sorgfalt, die auf das ganze Werk verwendet ist, zeigt sich auch in der geringen Anzahl von Druckversehen. An erwähnenswerten sind mir aufgefallen unter Biengen *Schwarz*, Kosenamen statt Stark, unter Britzingen der „Flur“-name Brizzo, unter Weisbach „Heim“ des Wizzilo statt Bach, unter Stahringen Stahalter für Stahalher. Das Zitat aus Buck unter Wolfsbühl ist unrichtig, sollte vielleicht 117 heißen, denn mit dem dort angeführten „Hüll“, welches eine Vertiefung bezeichnet, in der sich Wasser sammelt, dürfte Wolfsbühl eher zusammenhängen als mit heulen. Schwerlich zu den Druckfehlern zu rechnen sind Silbentrennungen wie Bodin-chova (S. 72), Gemmin-cheim (S. 191 zweimal), Vol-choltshusen S. 835 (dagegen 836 Volck-hartzschweyler), Wal-hulm (S. 853, wofern es von ulm und nicht von hulm = holm abgeleitet wird), Wala-hischinga (S. 884). Man sieht diese Art der Trennung zwar auch anderwärts häufig, allein ich halte sie für falsch. Wir zerlegen doch auch sonst zusammengesetzte Wörter nach ihren Bestandteilen, und so wenig es uns einfällt Wal-dulm zu trennen, so wenig dürfen wir Wal-hulm abteilen. Und in den ersten 3 Beispielen haben wir doch keinen eigentlichen harten Hauchlaut, sondern ein jedenfalls selbst in der Aussprache zu unterscheidendes Zusammentreffen eines gutturalen Verschlusslauts mit dem weichen h; also Bodinc-hova, Gemmincheim usw.

Im weiteren sei es noch erlaubt, eine Anzahl von Erklärungen zu besprechen, mit denen ich nicht ganz einverstanden sein kann oder bei denen ich Einzelheiten für verfehlt erachte.

Zunächst möchte ich bezüglich der in folgenden O. N. steckenden Personennamen eine mehr oder weniger abweichende Ansicht zum Ausdruck bringen:

Brotzingen gehört seiner ältesten Form (Brotzingen) nach nicht zu Brezzo, sondern zu Brotzo (Fm. 283), und dies nach Stark, Kos. N. 281 zum Stamm brord.

Filderhard (Fildelinhard) enthält keinen Fildelin, sondern einen Fildelo; -in ist Gen.-Endung; umgekehrt der

Rimmelsbach (Rumilnisbach) statt eines Rumilo besser einen Rumilin.

Die *Hiltlinge* sind nicht die Angehörigen des Hiltaninc, vielmehr des Hiltano oder Hiltalo.

Für *Schallsingen* bieten alle Urkunden Scalsingen u. ä., folglich müssen wir einen Scalzo, nicht einen Scalko als Stammvater annehmen.

Wittelsbach lautet 2 mal Witolsbach und 1328 Witolfesbach; also warum zu Witolt statt zu Witolf?

Marelheim ist im 8. Jh. einmal gleichlautend belegt, daneben auch aus der nämlichen Zeit als Maurelheim, Morilinh., Moralinoheim, wird demnach kaum mit Marilo, vielmehr mit Maurilo, Morilo zusammenhängen.

Der in *Mühlingen* bei Stockach enthaltene Mûlo kommt eher von Muotlo her als von Munilo.

Weikerstetten heißt alt Wiger-, Weygerstetin, gehörte sonach weniger wahrscheinlich einem Wighard als einem Wigheri.

Wolmatingen hat in allen echten urkundlichen Stellen Wol als ersten Stamm; also müssen wir zunächst an einen Wolmut denken und nicht an Walamut.

Krotzingen ist 807 als Scrozzinga verzeichnet und erst vierthalb Jahrhunderte später erscheint Crotcingen. Es ist mithin viel wahrscheinlicher zu Scrotzo (vgl. Fm. 1081) zu stellen, als zu Crotzo, zumal wenn man sich vergegenwärtigt, wie leicht aus der Benennung z'Scrozzingen das missverstandene Krotzingen entstehen konnte.

Bei *Sexau* berechtigt keine einzige alte Form auf einen Sacoini zu schließen, sondern die seit dem 13. Jh. von der heutigen lautlich durchaus nicht verschiedenen Formen können uns höchstens bewegen, den bei Fm. 1064 belegten Namen Sacco darin zu finden; aus Sakkis-, Sekkisow musste sich schließlich Sexau entwickeln.

Welschingen (752 Walahischinga, später Walasinga u. ä.) dürfte mit größerer Berechtigung von der Koseform Walahizo herzuleiten, als für Welsch-Ischingen zu erklären sein.

In einigen Fällen ist die Frage nach dem zu grunde liegenden Personennamen offen gelassen. Doch, meine ich, führt Herbrisweiler unzweifelhaft auf einen Herbert. — In

Hepechingen = 1113 u. ö. Hebscheringen ist ein nicht nachzuweisender Haguskar vermutet; warum nicht gleich lieber ein Hab-skar (erster Stamm bei Fm. 573, zweiter 1077)? — *Schlauch* hieß in alter Zeit Helintzhofen, dessen erster Teil auf einen Helin (von Helmut) oder Helino (Kzg. der Namen vom Stamm helin Fm. 653) zurückzuführen ist. — Das *Kriegerthal* ist aus Griengen, Griencken verstümmelt, einer Form, die erst Mitte des 14. Jh. erscheint. Auf Grawo wird man kaum schließen dürfen, vielmehr glaube ich, obige zweite Form weise mit Sicherheit auf ein älteres Gruningkon = Gruninghoven oder Gruningheim (von Gruning) hin, woraus unbedingt ein Grünicke, Griencke werden musste.

Ausserdem dürften durch P. N. am einfachsten eine Erklärung finden der *Anzenbach* (Anzo Fm. 102 und 113) und *Etzenbach* (Etzo), dessen in den Urkunden wiederholt anlautendes m wie so oft — und gerade die angeführten Belegstellen zeigen dies deutlich — von dem m des Artikels herübergezogen ist: amEtzenbach, imE. usw. *Bobstatt* ist gemäß den Formen Bacstatt und Bachstat wol am besten als aus Bachis-stat entstanden aufzufassen; zu dem P. N. vgl. Bächingen. — Die Erklärung *Steinsbach* = Stein-berg lässt das s ganz unberücksichtigt, das in allen Stellen erscheint; die ältesten Belege aus dem 12. Jahrh., welche meist Steinis-, Steinesberg lauten, zwingen nach meiner Ansicht an einen Steino zu denken.[1] — *Herni* (Hernow) ist zu ahd. haro Flachs in Beziehung gebracht; nun ist dieses aber ein starkes Masc. Woher sollte also das n in der Mitte kommen? Man müsste denn zu dem Adjekt. harin greifen; aber eine flächserne Aue wäre doch etwas gar zu seltsam. Folglich müssen wir notgedrungen einen gekürzten Namen mit dem Stamm hari nehmen, sodass sich mit schwacher Beugung Harinowe als Urform ergibt.

Nicht selten kommt es allerdings auch vor, dass das in einem P. N. bestehende Bestimmungswort im Laufe der Zeit die Genitiv-Endung verloren hat. Dann ist es oft schwer, zu entscheiden, ob ein Begriffswort oder ein P. N. den Vorzug verdient. Ob es überhaupt in nicht vom Romanischen beeinflussten Gebieten Ortsnamen gibt, bei denen der P. N. durch den Kompositionsvokal mit dem Grundwort verbunden ist, getraue ich mir nicht zu behaupten, obwol es manchmal so

[1]) Ueber Steinsberg vgl. ZGO., n. F. V, 108.

scheinen möchte. Es wird also bei Namen, die trotz mehrfacher Belege gar nie eine Genitiv-Endung aufweisen, und bei welchen sich auch der Abfall einer solchen nicht leicht erklären lässt, große Vorsicht am Platze sein. Bei *Golpenweiler*, das im 14. Jh. 3 mal als Goltpurgwiller erwähnt wird, ist ein Zweifel nicht gut möglich; es ist der Weiler *der* Goltpurg. nicht *des* Goltpurg (eine Coltbirig bei Fm 464). — *Göhrwihl* heißt 15 mal Gerwil u. ä. und nur 1 mal (in der ältesten Urkunde 1193) Gerswillare, wird also auch mit Recht zwar nicht zu einem Goro, wol aber zu Gero gestellt werden können. — Dass das n der konsonantischen Deklination zwischen m und b leicht ausfällt, ist einleuchtend, darum ist *Gamburg*, in welchem unter mehr als einem halben Hundert Formen doch 3 mal noch im 12. Jh. die Endung in (bezw. en) erscheint, mit gutem Grund auf einen Gamo zurückgeführt, sodass wir mit *Romberg* (alt Rumberg), dem stets die Endung fehlt, wol auch analog verfahren dürfen, wenn nicht etwa die Gestalt des Berges eher für eine Angleichung aus Runt-berg spricht. — Ferner wird man es begreiflich finden, dass zwischen l und b das n gern verloren ging. So dürfen wir also *Wittelbach*, bei welchem nach dem 14. Jh. die Kasusendung verschwindet, während sie vorher meist noch vorhanden ist, in Vergleich ziehen mit *Wettelbrunn*, das nur 1 mal noch im 13. Jh. als Witelnbrunn erscheint und sonst stets ohne n. *Kieselbrunnen* finden wir seit dem 12. Jh. 7 mal ohne Endung und *Kadelburg* weist nicht einmal im 9. mehr eine solche auf; gleichwol mögen sie füglich einen Cuzzilo und Chadalo zum Namenspatron haben.

Folgt auf die konsonantische Beugungs-Endung ein w (namentlich bei wang), so pflegt eines von beiden zu weichen, bald das n, bald das w. In letzterem Fall entsteht nang, welches auffallenderweise als = wang angegeben ist; so bei *Baufnang*, 12. Jh. Buvinanc, was also = Buvinwanc ist, bei *Iznang*, 1388 Utznang = Utzinwang, bei *Röhrwang*, 946 Rorinang = Rorinwang. Umgekehrt zeigen den Ausfall des n die beiden *Ottwangen*, (die also ebensogut zu Ottnang geworden sein könnten), ferner *Gündelwangen* und *Herdwangen* (1243 Hediwanch). Dem letzteren gleicht von den weiler *Jettweiler* (Anf. des 12. Jh. Hutiwilare), dessen Herleitung von Uto also wolbegründet ist. —

Sind wir somit bei den vorigen Namen überall mit gutem Grund von einem P. N. ausgegangen, so dürfte dies weniger angezeigt sein bei solchen, die schon seit ältester Zeit keine Spur einer Kasusendung am Bestimmungswort zeigen. Die *Berau* ist bereits vom 8. Jahrh. an häufig beurkundet, aber nie mit einer Endung, kann also nicht gut die Au des Bero sein, sondern muss zu ahd. beri gehören und als Au, in welcher Beeren wachsen, erklärt werden. — Bei *Birndorf*, schon im 9. Jh. Biridorf, könnten wir nur dann an Biro anknüpfen, wenn man bei ähnlichen Bildungen, wie z. B. Erlidorf, dementsprechend auf einen P. N. mit Erl zurückgreifen würde. So aber wird es besser sein, an ahd. pira (Birne) zu denken. — Auch bei *Faulenfirst* ist mit Unrecht auf einen Fulli bezug genommen; fûl genügt vollkommen, wenn wir es im Sinne von verbröckelt, verwittert nehmen, wie es das bekannte Faulhorn in der Schweiz lehrt. — Ob *Wizenbrunnen* (1125 Bucenbrunnen) von einem P. N. Buzo kommt, bezweifle ich sehr. Außer in Ulm kenne ich noch im Madauertal, einem rechten Seitenast des obersten Lechtals, einen Butzebrunnen und halte daher dafür, dass dies eine Bildung ist wie Damhirsch, Lindwurm, Salweide u. ä., dass also der erste Teil das ahd. puzzi = Brunnen ist.[1]) — *Lipburg*, das schon 774 als Litaber(g) erwähnt wird, kann auch darum nicht mit dem Lipbach auf gleiche Stufe gestellt werden, weil dieser 1269 Litt*en*bach heißt, während Litaberg meines Erachtens einen Berg über einem speziell „die Leite" genannten Hang differenzirt von einer anderen Erhebung. — Mit einem Wago hat *Weppach* (1424 und später Wegpach) sicher nichts gemein, eher noch mit wag. Wegbach und Weppach hieß auch der obere Teil des Memminger Stadtbachs vor den Mauern noch im 15. Jh., weil an ihm ein Weg entlang führte. — Was Alem 24, 288 als entscheidend für die Ableitung des *Hachbergs* von Hacho angeführt wird, kann mich nicht überzeugen angesichts des Tatsache, dass unter den 57 Beurkundungen des Ortes, die seit dem 12. Jahrh. aufgezählt sind, nirgends ein Rest einer Genitivendung erhalten ist; das einzige Hachsperg steht in einer Abschrift des 15. Jh. und kann dagegen nicht ins Gewicht fallen. Den Habicht (bes. den Taubengeier) nennt der Schwabe heute noch vielenorts Hack oder Hach und wird

[1]) Vgl. auch die verschiedenen Sewi-Seen u. ä. Ein weiteres Putzbrunn ist noch bei München, 1095 Puzibrunnen.

ihn wol auch schon in alter Zeit so benannt haben. — Dass der eine oder andere *Reichenbach* nach einem Rîcho benamset ist, wird kaum bestritten werden können; es wäre aber sehr auffallend, dass bei so vielen Bächen dieses Namens, nicht nur in Baden (hier allein 18!), sondern auch in andern deutschen Gebieten, gerade immer ein Rîcho zu Gevatter gestanden sein soll, und ich möchte daher im Gegensatz zu den Ausführungen in dieser Zeitschrift Bd. 22, S. 190 der Ansicht Kriegers beipflichten, der auf S. 552 die Reichenbäche den Dur(en)bächen entgegenstellt, zumal rîch nach den mir zu gebote stehenden Wörterbüchern auch ahd. schon „reichlich, groß" bedeutet. — Auf einen ähnlichen Gegensatz scheint mir ein anderer Bachname hinzuweisen: *Warmbach*, 754 Warbinbach, 820 Warminbach. Das ahd. warba = Drehung kann nach meiner Ansicht nicht in betracht kommen. Wie ließe sich da das inlautende in rechtfertigen? Der Name müsste, wenn er davon herkäme, wol Warba- oder Warbobach lauten. Eher wäre noch an das Zeitwort hwerban sich drehen zu denken, wie bei Werenwag, für welches ganz ähnliche Formen in den Urkunden sich finden. Warum wollen wir nicht das zunächst liegende Adj. warm nehmen, mittelst dessen sich die Ortsbezeichnung zem warmin bach von selbst ergibt? Das b mag nur auf einem Hörfehler beruhen, gleichwie auch die Formen mit Waren-, da ja das Adj. in der gesprochenen Sprache auch heute noch warem klingt. Und weshalb sollte es, wenn es 3 Kaltenbäche gibt, (z. B. Chaltinbach 1151), nicht auch warme geben? Vgl. das Flüsschen Warmenau (11. Jh. Warmanou) bei Fm. II, 1559. — Um gleich bei den Bächen zu bleiben, so ist der *Krautenbach*, seit 1267 wiederholt als Crutenbach beurkundet, entsprechend Krautheim = Crutheim von ahd. krût = Kraut hergeleitet. Ueber das en ist dabei freilich hinweggegangen; woher sollte dies aber kommen, da krût starkes Neutrum ist? Ich glaube, richtiger wird der Name auf mhd. krote, krut = Kröte bezogen. Die Diphthongirung zu au kann dabei kaum hinderlich sein: ist doch z. B. eine alte Krott- oder Krottengasse (gespr. Krottegass) in Memmingen auch später zur Krautgasse geworden. — Unter *Griesbach* ist ein Unterschied angenommen zwischen ahd. grioz Sand und Niederwald am Fluss; allein dies ist doch wol das gleiche. Das Gries bezeichnet zunächst den am Flussufer liegenden Kiessand und dann das darauf wachsende niedere Gestrüpp. Auch beim Graisbach wäre eine

Verweisung darauf angezeigt. — *Feuerbach* wird — es gibt ja auch anderwärts solche — nach den Urkunden schwer zu etwas anderem gezogen werden können, als zu fiur Feuer. Man muss aber dabei natürlich mehr an das Leuchtende denken, wobei zur Unterstützung an das mhd. viurvar erinnert sei. — Ist ein Bach wasserarm, so pflegt man ihn, um seine Wasserkraft, besonders für Mühlen, besser ausnützen zu können, zu stauen. Ein solches Stauwehr liegt, meine ich, für *Mülben* = 1405 Mülwer viel näher, als eine Wehre, Verteidigung, selbst wenn dort in der Nähe ein alter Ringwall ist. Das Wort wird übrigens wahrscheinlich das nämliche sein, wie ahd. werî, wenn es auch erst nhd. in diesem Sinne (manchmal auch als „Bär") erscheint. — Möglicherweise ist auch *Dühren* (769 u. ö. Durnina) ursprünglich ein Gewässername und wäre vielleicht mit dorn oder durnîn in Beziehung zu bringen, was dann so viel besagen würde als ein Gewässer, an welchem Dornengesträuch steht. — Ehe man für *Boll* ein — mir nicht auffindbares — ahd. bolla = Erhöhung konstruirt, wäre es am Ende besser auf Homboll zu verweisen und bol = Hügel zu grunde zu legen. Die bei Boll aus dem Jahre 1324 angezweifelte Benennung Verwellenboll dünkt mir, nebenbei bemerkt, kein Lesefehler des Abschreibers zu sein, sondern steht vielleicht mit mhd. verwellen runden in Zusammenhang, sodass es — man denke an die verschiedenen Sinwellentürme — einen schön gerundeten Hügel bedeutet. — Zu *Kluftern* wäre Fm. II, 411 zu zitiren gewesen, der formell eine Beziehung zu Kluft wol für möglich hält und damit Scoparna = bei den Schobern vergleicht. Freilich wäre hier die Kenntnis der Oertlichkeit erforderlich, um die „Realprobe" machen zu können. —

Ich habe u. a. auch nach elliptischen Ortsnamen gesucht, aber keine einzige zuverlässige Spur gefunden. Denn *Fannis* ist mit Recht romanisch erklärt und nicht etwa = Wanis. — Seine Erklärung von Zimmerholz = Cimbiroltes hat Baumann selbst zurückgezogen. — *Linx* (1139 Lincgisen) möchte ich für verdorben aus Lingisheim (gespr. Lingisə) halten. Vgl. Aufen = Ufheim, Grießen = Griezheim u. ä. Der P. N. Lindgis ist zwar nicht nachgewiesen, wol aber z. B. Lindegisil und Lindgar (Fm. 846). Auch der Genitiv von Lingo (Kürzung dieser Namen?) könnte darin stecken (s. Fm. 847). So bliebe denn höchstens *Lauda* (Ludin 1150 u. ö.), das aber doch als ellipt. Gen. gar zu vereinzelt wäre, weshalb die zweite Er-

klärung, wenn sie auch lautlich nicht ganz befriedigt, vielleicht doch vorzuziehen ist. —

Zum Schlusse möchte ich noch einige Fragezeichen bei zweifellos richtigen Deutungen entfernt wünschen. So vor allem bei *Rötteln,* dessen Erklärung vollkommen befriedigt;[1]) ferner bei *Buggenried:* die Form riet ist im Allgäu, der Heimat der -ried schon im 12. und 13. Jh. zu finden. — *Schliengen* bietet ebenso wie Slupfingen den P. N. Sliu, der auch im bayerischen Schleißheim = Slivesheim und Schleibing = Slivvingen enthalten ist. Ein Schlingen im bayer. Schwaben heißt, nebenzu bemerkt, alt Zuzilingen. *Tengen,* von dem Baumann, Schrft. Baar IV, 24 sagt, dass es für ihn unerklärbar sei, ist unbedingt ein Patronymicum von Dio, Deo, (vgl. in Oberbayern Oberding = 750 Deoinga), das ähnlich lautende *Tiengen* dagegen von Tugo. Bei dem letzteren ist die Form 1229 Thiingen, wie ich glaube, mit Unrecht beanstandet: sie dürfte ganz normal durch Erweichung des g aus Tuiingen entstanden sein. —

Damit will ich schließen. Wenn auch der Abweichungen in der Deutung der einzelnen Namen viele geworden sind, so ändert dies doch nichts an meinem oben geäußerten Urteil über das nützliche Werk. Der Hauptwert desselben liegt ja, wie schon einmal hervorgehoben wurde, in der Darbietung einer solchen Fülle von Stoff, dessen Ausnützung nach den mancherlei Richtungen jedermann frei steht. Für den der Sprachwissenschaft Beflissenen ist es darin von ganz besonderem Interesse, die sprachgeschichtliche Entwickelung der einzelnen Namenformen an der Hand der meist zeitlich geordneten Belege zu verfolgen. Für das in Aussicht stehende badische Flurnamenbuch, dessen baldiges Erscheinen allenthalben freudigst begrüßt werden wird, bildet es eine treffliche Vorarbeit und Grundlage. Vielleicht ist es auch mir noch einmal vergönnt, eine anderweitige Ausnützung dieser unerschöpflichen Quelle zu versuchen. Wenn doch nur auch die übrigen oberdeutschen Gebiete ein so reichhaltiges und übersichtlich klares Hilfsmittel für Ortsnamenforschung bekommen würden! Dann würden die verschiedenen ihrer Lösung noch harrenden Fragen, wie die nach den weiler, heim u. a. einer rascheren Erledigung zugeführt werden.

Memmingen. J. MIEDEL.

---

[1]) Vgl. auch Alemannia 24, 288.

Im Verlage von P. Hanstein in Bonn erschienen früher:

Publikationen aus der rheinischen Geschichte.

1. **Hesse,** Werner, Geschichte der Stadt Bonn während der französischen Herrschaft (1792—1815). 1879. 6.—
2. **Ropertz,** Quellen und Beiträge zur Geschichte der Benediktiner-Abtei des hl. Vitus in M.-Gladbach. 1877. 3.—
3. **Schwann.** Sanitätsrath Dr. Fr. J., Der Godesberg und die Ara Ubiorum des Tacitus in ihrer Bezieh. zu d. Castra Bonnensia. 1880. 1.50
4. — Wo war das Lager der ersten und zwanzigsten Legion zur Zeit des Germanikus? 1881. —.50
5. **Scheibler,** Dr. J., Die anonymen Meister und Werke der Kölner Malerschule von 1460—1500. 1880. vergriffen. 1.50
6. **Hesse,** Der grosse Brand des kurfürstlichen Schlosses zu Bonn am 15. Januar 1777. 2. Aufl. 1882. —.30
7. **Floss.** Prof. Dr. H. J., Zum Clevisch-Märkischen Kirchenstreit. (Eine Erinnerung aus der früheren Geschichte des Kulturkampfes.) 1883. 1·20
8. Der Zug der Freischärler unter Kinkel, Schurz und Annecke, behufs Plünderung des Zeughauses in Siegburg. Nebst Kinkel's Vertheidigungsrede vor den Assisen in Köln. 2. Aufl. Bonn 1886. —.50
9. **Eiflia sacra** oder Geschichte der Klöster und geistlichen Stiftungen etc. der Eifel, zugleich Fortsetzung resp. Schluss der Eiflia illustrata von **Schannat-Baersch.** Bearbeitet von **Carl Schorn.** 2 Bde. Mit Karte der Eifel u. Registerband. Bonn 1887/92. 27.—
10. **Schorn, C.,** Geschichte der Probstei Apollinarisberg bei Remagen (Sep.-Abdr. a. Eiflia sacra). Bonn 1888. —.50
11. **Drouven, G.,** Die Reformation in der Kölnischen Kirchenprovinz zur Zeit des Erzbischofs und Kurfürsten Hermann V., Graf zu Wied. 1876. 6.—
12. **Birck,** Der Kölner Erzbischof Dietrich Graf von Moers und Papst Eugen IV. 1889. 1.50
13. **Plönnis,** Die Geschichte des Stiftes Münstereifel sowie der übrigen Kirchen und Klöster der Stadt. 1891. 1.50
14. **Bonner Archiv.** Monatsschrift für die Geschichte Bonns und Umgegend. V. Jahrg. 1893. Jährlich 12 Nummern. 2.-
15. **Urkundenbuch** des Stiftes St. Gereon zu Köln, v. Dr. P. **Joerres.** Mit 4 Abbildungen und Karte. 1896. 18.—
16. **Scheins,** Dr. (Kgl. Gymnasialdirektor), Urkundliche Beiträge zur Geschichte der Stadt Münstereifel und ihrer Umgebung. I. Bd. in 2 Theilen. 1895. 9.—
17. **Koenen,** C., Gefässkunde der vorrömischen, römischen und fränkischen Zeit in den Rheinlanden, mit 590 Abbildg. 1895. 6.—
18. **Rheinische Geschichtsblätter.** Zeitschrift für Geschichte, Sprache und Alterthümer des Mittel- und Niederrheins, hrsgb. von **Minjon u. Koenen.** Monatsschrift. Jährlich 12 Nummern 4.—
19. **Norrenberg,** Dr. P., Die hl. Irmgardis von Süchteln. Mit Porträt und Biographie des Verfassers. 1894. 1.—

20. **Nolten-Chorus**, Archäolog. Beschreibung der Münster- und Krönungskirche in Aachen nebst einem Versuch über die Lage des Palastes Carls des Grossen. Neuer Abdruck mit Zusatz von Chorus. 1886. 1.—

21. **Becker, J.**, Die Eifel vom historischen und kirchl. Standpunkte. 1893. 2.—

22. **Becker, J.**, Geschichte der Pfarreien des Dekanates Blankenheim 1893. 6.—

23. **Waeles**, Nicolaus Becker, „Der Dichter des Rheinliedes" 1896. 1.50

24. **Schmitz**, der Neusser Krieg. 1896. 2.—

25. **Dirksen**. Volksthümliches aus Meiderich (Niederrhein). 1895. 1.—

26. **Schmitz**, Volksthümliches vom Siebengebirge. 1897. 1.—

27. **Kaufmann P.**, Zur Geschichte der Familie Kaufmann aus Bonn und von Pelzer aus Köln; Beiträge zur rhein. Culturgeschichte.

28. **Stübben, J.**, Das Sternthor zu Bonn und seine Erhaltung. Mit Illustrationen. 1897. —,50

29. **Schulten**, Dr. A., Die „Porta Paphia" zu Köln. 1897. —,50

30. **Schorn**, Lebenserinnerungen. Beitrag zur Geschichte des Rheinlands im 19. Jahrhundert. 2 Bde. 1898. 10,—

— — Dasselbe gebunden in 2 Bde. 12,—

31. **Maassen**, Geschichte des Dekanates Bonn II. Theil (Landkreis. (Ist der V. Band der Dumontschen Dekanatsgeschichte der Erzdiözese Köln.) 1899. 5,—

Publikationen der Gesellschaft für Rhein. Geschichtskunde Bd XVI.:

Das Buch Weinsberg Kölner Denkwürdigkeiten aus dem 16. Jahrhundert. III. Band, bearbeitet von **Friedr. Lau**. 18.. M. 10,— geb. M. 11,— Dasselbe. IV. Band mit Plan von Köln vom Jahre 1571. Bonn 1899. M. 9 geb. M. 10,—

Regesten der Erzbischöfe von Köln. Von diesem auf 6 Bände berechneten Werke befindet sich Bd. II, der von Dr. **Knipping** bearbeitet ist, im Druck. Preis eines jeden Bandes ca. 20,—

Weiss, Dr. **Carl Th.**, Geschichte u. rechtliche Stellung der Juden im Fürstbisthum Strassburg, besonders in dem jetzt badischen Teile nach Akten dargestellt. 1895. M. 3.—

Joachimsohn, P., Die humoristische Geschichtsschreibung in Deutschland I. Thl. Die Anfänge. Sigism. Meisterlin. 1895. 335 S. 3.—

— — Zur städtischen und klösterlichen Geschichtsschreibung. Augsburg im 15. Jahrhundert. 1895. 1,50

Alemannia, Zeitschrift für Sprache, Kunst und Alterthum, besonders des alemannisch-schwäbischen Gebietes, begründet von A. Birlinger, fortgeführt von F. Pfaff. Bd. 1—26. (Jährlich ein Band) à 6.—

Dürrwächter, A., Die Gesta Caroli Magni der Regensburger Schottenlegende. Zum ersten Mal ediert und kritisch untersucht. 1897. 6.—

Mayer Dr., Geschichte der Universität Freiburg in Baden in der ersten Hälfte des XIX. Jahrh. 3 Theile 1893/94. M. 6.5.

Wilser, Stammbaum und Ausbreitung der Germanen. 1895. M. 1.2.

Lauchert, Des Gottesfreundes im Oberland (Rulman Merswin) Buch von den zwei Manen 1895. M. 2.—

Trautmann, Prof. Dr. M., Kynewulf, der Bischof und Dichter. 18.. 3,60

ALEMANNIA

Zeitschrift

für

Sprache, Kunst und Altertum

besonders des

alemannisch-schwäbischen Gebiets

begründet

von

† Anton Birlinger

fortgeführt

von

Fridrich Pfaff

27. Band.

Freiburg i/B. 1900
Verlag von Fr. Ernst Fehsenfeld

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.

Anzeigen und Nachrichten.

Sendungen für die Alemannia wolle man richten an den Herausgeber Bibliothekar Dr. **F. Pfaff,** Freiburg i. B., oder an die Verlagshandlung von **Fr. Ernst Fehsenfeld,** Freiburg i. B.



ALEMANNIA

Zeitschrift

für

Sprache, Kunst und Altertum

besonders des

alemannisch-schwäbischen Gebiets

begründet

von

† Anton Birlinger

fortgeführt

von

Fridrich Pfaff

27. Jahrgang

1. und 2. Heft

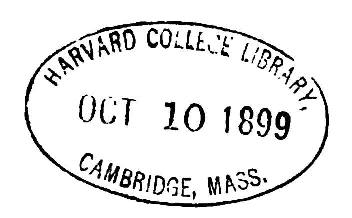
Freiburg i/B. 1899

Verlag von Fr. Ernst Fehsenfeld

3 Hefte bilden einen Band (Jahrgang). Preis 6 Mk.

Inhalt.

Anzeigen und Nachrichten.



Neue Weistümer des Gotteshauses und der Gotteshausleute von Amorbach.

Von P. Albert, Freiburg i. Br.

Die Veröffentlichung von Weistümern wird neben dem großen und trefflichen Werke von Grimm und Schröder[1]) sowie zahlreichen Einzelsammlungen aus mannigfachen Gründen noch lange ihr gutes Recht und ihren nicht zu unterschätzenden Wert behalten. In der fast unerschöpflichen Zahl dieser alten Rechtsordnungen ist eine solche Verschiedenheit des Inhalts nach Zeit und Orten bedingt, dass es dem Rechts- wie Geschichtsforscher gar häufig zur Notwendigkeit wird, eine möglichst umfangreiche Auswahl für seine Zwecke zur Verfügung zu haben. Von höchster Bedeutung ist die Kenntnis der Weistümer für die ortsgeschichtliche Forschung, da die rechtlichen Verhältnisse selbst der einzelnen unter gleicher Obrigkeit stehenden Orte sehr oft verschieden waren und anders nicht als aus den Weistümern und andern Rechtsaltertümern ersichtlich werden. In tausenden von Fäden hängt die Vergangenheit eines jeden Ortes mit den in den Weistümern niedergelegten Rechtsanschauungen zusammen, ohne diese ist ein vollständiges und getreues Bild von jener überhaupt nicht zu gewinnen.

In gleichem Maße gilt dies von den einzelnen Herrschaften, deren Gebiet und Hoheitsrecht, sei es unbeschnitten von fremdem Besitze, sei es mehr oder weniger durchbrochen und geschmälert, über größere Zeit- und Flächenräume sich erstreckt haben. Die Zusammenstellung aller Weistümer eines jeden Herrschaftsbereiches wird eine Reihe bisher unbeachteter Gesichtspunkte ergeben, die für die Geschichte dieser selbst wie für die Gesamtbetrachtung der deutschen Rechtsaltertümer gleich schwer ins Gewicht fallen, da

[1]) Weistümer. Gesammelt von J. Grimm. 7 Bde. (5.—7. Bd. bearb. von R. Schröder.) Gött. 1840—78.

man auf diesem Wege nicht bloß einen klaren Einblick in die meist nicht wenig verwickelten Rechtszustände der einzelnen Orte und Herrschaften erhält, sondern auch der Entwicklung des in den Weistümern angewandten Rechts selbst immer mehr auf den Grund kommt. Aus diesem Grunde ist die Mitteilung einer jeden Ergänzung und Berichtigung bereits gedruckter Weistümer ebenso wertvoll wie die Mitteilung bisher unbekannter Stücke.

Diese Beweggründe haben auch die Bekanntgabe der folgenden, jener Klasse von Weistümern angehörigen Stücke veranlasst, in deren Mittelpunkt die Darlegung des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses steht und die deswegen Hofweistümer genannt zu werden pflegen. Sie betreffen eine Anzahl grundgehöriger Dörfer der Benediktinerabtei Amorbach im Odenwald, dessen Besitz bekanntlich vom Main bei Miltenberg bis nach Heilbronn am Neckar reichte und einen Zeitraum von mehr als tausend Jahren umfasste. Von beiläufig 100 Ortschaften, in denen das Kloster Gefälle und Einzelrechte aller Art besass, waren ihm jedoch vogteilich nur etwa 20 zugetan[1]). Territorial- und Vogteiherr vom größten Teile der klösterlichen Güter war der Kurfürst von Mainz und eine Menge in der Gegend ansässiger Adelsgeschlechter. Der gegenseitige Rechtszustand war infolgedessen sehr mannigfach und teilweise starken Schwankungen ausgesetzt, die Kenntnis desselben ist daher überaus lehrreich und wichtig.

Der Abdruck der nachstehenden Stücke erscheint deshalb um so begründeter, als von den zahlreichen Klosterorten bis jetzt nur wenige Weistümer und diese fast lediglich in Bruchstücken veröffentlicht sind. Zeit und Umstände, unter denen die Untertanen die Bekanntgabe der nachstehenden Weistümer gewissermaßen erzwangen, sind für deren Wesen und Entstehung nicht ohne Belang. Die allgemeine Annahme, dass die Weistümer nichts anderes als einseitig auf Aussagen der Bauernschaft beruhende Bezeugungen des hergebrachten Rechts und eingewurzelter wirtschaftlicher Gewohnheiten waren, dürfte dadurch in etwas eine Einschränkung erfahren. Auch die Einführung von Neuerungen scheint, wie man daraus ersehen kann, doch wesentlich schwieriger gewesen zu sein als man sonst anzunehmen geneigt ist. Und dass hauptsächlich die Erneuerung der Weistümer deren Abgang herbeigeführt haben sollte, wie vielfach angenommen wird, erscheint auf Grund dessen als nicht durchaus zutreffend.

---

[1]) Vgl. J. Gropp, Historia monast. Amorbacensis o. s. B. Francof. a. M. 1736. S. 165.

Die Quelle der nachstehenden Weistümer ist das Kopialbuch Nr. 30[b] des Großherzoglichen Generallandesarchivs in Karlsruhe, ein Pergamentband von 90 Blättern[1]) in Großfolio. Es ist auf dem (einem Psalterium entnommenen) Pergamentumschlag von späterer Hand als *„Erstes Buch der huldungen und anderer der dörfer gerechtsamen, dem Closter Amorbach zugehörig“* bezeichnet, erstreckt sich über die Jahre 1503 bis 1557 und enthält die Huldigungsprotokolle der Aebte Petrus Winter (1503–1517), Jacobus Zweifel (1517—1532), Valentinus Eschwing (1533—1542), Matthäus Hammann (1542–1546), Jacobus Stromenger (1546—1556) und Theobaldus Gramlich (1556 bis 1584).

Dieses Huldigungsbuch verdankt seine Entstehung den schweren Zeiten, die mit dem Ausgang des 15. und Beginn des 16. Jahrhunderts allenthalben in deutschen und besonders in süddeutschen Landen als Vorboten des großen Bauernkriegs sich erhoben. Es war dies in gleicher Weise in geistlichen wie in weltlichen Gebieten der Fall und kam im Bereich des Klosters Amorbach schon im Jahre 1484, als Abt Johannes Schwab (1484—1503), in verstärktem Maße aber 1503 zum Ausdruck, als Abt Petrus bei seinem Regirungsantritt die herkömmliche Erbhuldigung verlangte. Sowol die Stadt Amorbach wie die umliegenden Ortschaften machten Schwierigkeiten und verstanden sich erst nach längeren Verhandlungen und auf das Dazwischentreten der Kurfürsten von Mainz als Landesherrn zu dem üblichen Akte. Um sich für kommende Fälle vorzusehen, nahm nun der Abt jeweils einen öffentlichen Notar als Urkundsperson zu Hilfe und ließ überall den Vorgang protokolliren und, wo es notwendig erschien, den Umfang seiner Rechte an der Hand älterer Aufzeichnungen von neuem festlegen. So kamen die nachfolgenden Rechtssätze in erneute Kraft und Erinnerung.

Beim Ausbruch des Bauernkriegs richteten die Aufrührerischen ihr Hauptaugenmerk neben den Zinsbüchern auf die Vernichtung dieser Rechtsbücher, in denen ihre Lasten gesetzlich niedergelegt waren. Manches Sal-, Amts- und Jurisdiktionalbuch ging dabei zu Grunde. Auch in Amorbach scheinen die Bauern nach den Zins- und Salbüchern gefahndet und was ihnen in die Hände fiel, verbrannt zu haben[2]).

---

[1]) Die von späterer Hand gemachte Foliirung hat zwischen Blatt 40 und 41 ein Blatt übersehen und zählt deshalb nur 89 Blätter.

[2]) Ausdrücklich wird als vernichtet allerdings nur eines genannt, das große Zinsbuch der Abtei: „Item das gross bergamenen gerecht

Beim Abdruck dieser Weistümer sind die einzelnen Bestimmungen nach Absätzen unterschieden, in der Voraussetzung, dass die Uebersichtlichkeit gerade bei ihnen ein Haupterfordernis ist. Im übrigen erfolgt der Druck unter Berücksichtigung der heute allgemein üblichen Grundsätze. Es soll dadurch vornehmlich auch der sprachgeschichtlichen Forschung Rechnung getragen und das spezifisch mundartliche Element möglichst treu zum Ausdruck gebracht werden. In wenigen schriftlichen Dokumenten sind ja die Eigenheiten der deutschen Mundarten reiner und schärfer ausgeprägt als in den Weistümern, aber auch nirgends wurden, wie schon der verdienstvolle Mone klagte, diese Eigenheiten von den Herausgebern mehr verwischt und vernichtet als auf diesem Gebiete.

Amorbach [1]).

Unter den Orten, welche den Aebten bei der erforderten Huldigung Schwierigkeiten machten, ging die Stadt Amorbach allen voran und diente allen Widerspenstigen zum Vorbild. Sie ging zwar nicht soweit wie beispielsweise die von Oberscheidenthal, die, wie das Huldigungsbuch sich ausdrückt, sich anmaßten, „wie es in[en] durch iren junkhern Jorge Ruden verboten were", dem Abt die Treue zu geloben; sie benützte aber die Gelegenheit jeweils zum Abschlusse einer neuen Wahlkapitulation und zur Erzwingung neuer, mehr oder weniger schwach begründeter Ansprüche. Nächst ihr war die Gemeinde Kirchzell am anspruchvollsten. Sie stellte in der Zeit von 1518 bis 1546 vor der Huldigung jedesmal die Bedingung, dass ihr der Abt die Haltung eines Gemeinde-Farren, eines Bocks, Ebers oder „Gansen" auf seine Kosten gewährleiste.

Bei der am 22. Mai 1510 von der Stadt Amorbach und den benachbarten Dörfern Weilbach, Schneeberg und Neudorf auf der Steige erforderten Huldigung musste sich Abt Petrus an den Territorialherrn, den Kurfürst von Mainz, um Hilfe wenden, der durch seine Amtleute zu Wildenberg und Amorbach einen gütlichen Vertrag und Vergleich zu stande brachte, zu dem sich auch der Abt

---

zinsbuch haben etlich burgere *mit andern buchern* ausgegraben und das zinsbuch zurhauwen und dornach mit freiden ganz verbrant." Vgl. R. Krebs, Archivgesch. d. Hauses Leiningen (Mitt. d. hist. Ver. der Pfalz 22, Speyer 1898, S. 38).

[1]) Vgl. hiezu Grimm und Schröder a. a. O. 6, 4—6 und R. Schröder, Oberrheinische Stadtrechte. 1. Abt., 3. Heft, Heidelb. 1897, S. 212—234.

verstand; „wiewol ime die schwere were, wolt er doch dem volg thonen und sie [die Unterthanen] dorbei lossen bleiben". Es handelte sich in erster Linie um den Wortlaut der Huldigungsformel, die neu formulirt wurde und in Zukunft lauten sollte: „Wir geloben in rechten woren treuen unserm hern dem apt zu Amorbach und seinem closter zu iren rechten, so sie von alter bei uns gehapt und herbrocht, getreue zu sein, iren schaden in dem falle zu warnen und alles das zu thun, das wir ine zu iren rechten von alter schuldig sein; alles ongeverlich."

Als der folgende Abt, Jacobus, am 4. März 1518 die Erbhuldigung verlangte, wiederholte sich das acht Jahre früher aufgeführte Spiel, ebenso am 21. November 1542 gegenüber dem Prälaten Matthäus. Diesmal begehrte die Bürgerschaft, „inen das salbuch zu verlesen". Auf das Versprechen des Abtes, dass dies beim nächsten Salgericht geschehen solle, begehrten sie ferner die Einsetzung eines weltlichen Priesters in die Pfarrei, „wie dan solchs von alter loblich herbrocht sei worden". Auch dies wurde in entgegenkommendster Weise zugesichert.

Die Verlesung der im Salbuch aufgezeichneten „Freiheiten und Herrlichkeiten" verlangte die Stadt auch von Abt Jodocus am 6. November 1546, „damit die jungen burger sich derselben wüsten zu irem nutz, auch zufallenden schaden zu gebrauchen. Daruf inen das salbuch onverhalten und gelesen worden, wie volgt.

„Nachvolgende artikel sollen an dem salgericht[1]) des closters Amorbach von denjenigen, so daran gehörn, gerügt und furbracht werden, wie den von alter auch geschehen laut desselbigen salgerichts bücher. Und ist die höchst buss meins hern von Amorbachs dreissig schilling, den schöpfen ire gerechtigkeit, idem schöpfen funf schilling; die klein buss ist fuuf schilling.

„Erstlich alle elen, mass und gewicht sollen von den besehern dieses salgerichts justificiert und wo bei einem ein ungerecht moss, elen oder gewicht erfunden, soll dem schultheissn des closters zu haus getragen [werden], der alsden die besehen, zusammenfordern und besichtige[n] lossen; was unrecht erkant würd, sol durch die

---

[1]) „Und dieweil unser prelat der abt zu Amorbach ein eigen gericht daselbst zu Amorbach herbracht hat, das sailgericht genant, welchs im jar dreimal gehalten, daran ele, mass und gewicht gerechtfertigt und verkuist, auch durch seinen schultheissen an den jarmarken besichtigt und die gefelle davon aufgehaben und eingenomen werden . ." Schröder a. a. O. S. 230.

beseher am salgericht furbracht werden. Dergleichen wo yemand buttern, schmalz, honig oder dergleichen kaufet und sich ungerecht erfindet und nit kaufmansgut were, auch so yemand einem ein gerechte eich in einem hafen oder sunst zusagt und sich nit befindt, soll solchs dem schultheissn furtragen, der es fürter fur die beseher soll komen lossen, was daran erkant [wird], sol am salgericht furbracht werden.

„Es soll auch ein yeder, er sei burger oder nochgebaur, so an dis salgericht gehört, zu yedem salgericht erscheinen oder aber sich seinem rugmeister anzeigen; wo solchs nit geschicht, sol man in furbringen und im die klein buess gewiesen werden.

„Es sollen auch alle häring, so in tunnen gen Amorbach pracht [werden], die man doselbst verkaufen wil, durch den schultheisen ufgebrochen werden und die beseher zusamenfordern und besehen lossen. Dergleichen sollen auch alle häring, so frembt on in tunnen dohin gepracht zu verkaufen, besehen werden.

„Die mülen zu Amorbach, Schneydtberg, Weylenbach sollen durch den schultheissen und beseher, so oft es von nöten ist, besehen werden, mit dem eisen, so darzu gemacht, wie weit der stein von der zargen sein solle und wie die zarg sauber und geheb soll verklaubt sein. Das brot soll gleicher gestalt durch den schulthaisen und beseher auch zu rechter zeit besehen werden, laut derselbigen ordenung.

„Wo auch ein metzler findich oder sunst fleisch, so nit düglich, fur kaufmans gut verkaufen würd oder unzeitigen kelber, so nit dreier wochen alt weren, gemeziget würden, soll kauffer und verkauffer, wo es sich befindt, am salgericht furgebracht werden.

„Diese artikel alle haben diejenigen, so an das salgericht gehören, so in etwas fürkümbt zu rügen, wo aber einer solchs gegen dem schulthaisen oder besehern verschwig oder auch am salgericht nit furbrecht und doch sunst darvon viel reden wolt, der soll gleicher gestalt von dem nehsten, der solchs hört, furbracht werden am salgericht, wie den von althér herkomen und geschehen ist."

(Bl. 70.)

Boxbrunn.

Bei der Huldigung dieses Orts am 30. April 1503 griff Abt Petrus auf das von seinem Vorgänger Johann Schwab (1484—1503) am 22. April 1484 aufgestellte notarielle Huldigungsprotokoll zurück. Darnach wich der Wortlaut des Eides der Dorfbewohner von Box-

brunn von dem der Stadtbewohner Amorbachs wesentlich ab und lautete also: „ime und seinem closter iren schaden zu warnen, gefure und bestes zu werben, recht, so oft sie des ermant werden, zu sprechen und zu gewarten mit zinsen, gulten, renten und allen iren rechten und herlickeiten getreue und holt zu sein, als sie dan ime und dem closter als irem rechten fogthern schuldig und phlichtig sein zu thun, on alle geverde.“ Nach Ableistung dieses Eides hatte Abt Johann das Gericht behegen lassen und begehrt, „ime die herlickeit und gerechtigkeit, so er und sein closter in dem vorgemelten dorf oder weiler hetten und haben solten, rechtlich zu eroffen . . . Daruf die schoffen ir genugsam bedenken genomen und dieselben herlickeit und gerechtigkeit rechtlich eroffent haben, als hernoch volget.

„Am ersten haben sie einmütiglich mit wolbedachtem mut zu einem rechten urkunt, kuntschaft und urteil eröffnet und zu recht gewiesen uf ire eide, das der obgenant abt und ein iglicher abt zu Amorbach und sein closter sein faud und hern in und über dasselb dorf oder weiler Boxbron in dorf und im felde, uber wasser, wunne und weide, sein auch gepieter und verbieter, setzer und entsetzer aller gut daselbst und niemand anders und als in manich teil ein gut geteilt würd, als manich fassnachthun und summerhun geb es dem closter mit seinen rechten und were es, das ein uswendig man oder frau stürb in dem obgeschrieben dorf oder weiler zu Boxbron, so müst geben ein man das best haubt und ein frau das best watmal, het es anders eigen vihe oder teil am vihe.

„Zum andern haben sie eröffnet und gewisen, das das gericht zu Boxbronn und was daselbst am gericht büsse gefallen sein ganz eines apts und des closters zu Amorbach und wenn es quem, das ein sach zu Boxbronn gerüget würd oder fur gericht kem und daselbst nit usgewisen, sonder uf die zent gein Amorbach kem, wie er den buessfellig wurd uf der zent und stünd der schultheis zu Boxbronn zugegen und meldet, wie die sachen vor gericht zu Boxbronn gewest sei, also viel buess desselb einem abt und dem closter zu Amorbach auch verfallen und schuldig zu geben. Wer es aber sachen, das einer eines abts oder seins schultheissn gebot ubergieng, verbrech und nit hielt, so sei er das schuldig zu buessen an dem gericht zu Boxbronn dem abt und seinem closter und anderswo nit.

„Zum dritten haben sie eröffnet und zu recht gewiesen, so einem etwas geboten würd, es wer die güter zu bauen oder anders, was es were, und der es verbrech und nit hielt, dieselb buess sei dreissig

schilling heller, je sechs pfennig fur ein schilling gerechnet, und wissen sonst von höhern oder niedern buessen nit zu sagen.

„Zum vierden haben sie eröffent und zu recht gewisen und sei von alter also bisher gewest und gehalten wurden, das der schofer zum Neythoff uf beiden seiten der hegeecker mogen und macht habe daruf zu farͤen bis uf sanct Walpurgen tag und noch sanct Walpurgen tag soll er die einen seiten, nemlich zur Birkenhecken gein Eulenbach hinaus meiden und hegen bis uf sant Michels tag, darnach mag er wider darein farn; die andern seiten gein dem Neithoff soll der schöfer meiden und hegen bis uf sant Mertins tag und darnach hab er darein zu farn macht. Der hofecker halben, so dieselben verzeunt und zugemacht sein, so sollen dieselben vom schofer oder bauren nit ufgebrochen werden, sondern [weren] sie zu hegen. Weren sie aber nit verzeunt und zugemacht, so mag der schofer darein farn bis uf sanct Walpurgen tag.

„Solicher rechter öffnung sein die andern gemeinsmenner daselbist zu Boxbronn gestanden und bekenntlich gewest."

In gleicher Weise geschah die Huldigung am 15. Januar 1534, am 16. November 1542, am 14. November 1546 und am 21. Januar 1557.

(Bl. [4 und] 66.)

Glashofen.

Das Rechtsverhältnis der Gemeinde Glashofen zur Abtei Amorbach beruht auf einer Oeffnung, welche Abt Dietrich König am 19. Januar 1413 von „einem behegten, besetzten, vollen gericht" daselbst erfordert und mit Zuziehung von Vertretern der drei Ortsherrschaften Mainz, Wertheim und Amorbach unterm 25. Januar 1413 amtlich hatte beurkunden lassen. In dieser Urkunde, welche bei jeder Huldigung von neuem zur Verlesung kam, hatten die Gerichtspersonen eidlich, „einmutiglichen und mit wolbedachtem mut und wissen" ausgesagt, „das zu dem rechten geweiset und gesprochen.

„Das unser her der apt und ein iglicher apt des vorgenanten closters und sein conventhern sein uber das gericht gebieter und verbieter und besetzer und entsetzer und auch nimants anders und hat auch nimant di arme leut zu dringen di gut zu besetzen, dan ein apt oder sein schultes, die gut sein welches hern sie wollen. Auch haben sie geweiset, das ein apt und das closter faud und her ist uber wasser und uber weide und in dorf und in felde und haben

auch atzung uf allen guten doselbst keins usgenomen und sein gebieter und verbieter uf allen guten und auch nimants anders.

„Item ein apt und das closter haben di recht und di freiheit und wer es sach wann es wer, das ander hern, di auch gut in demselben dorf oder weiler hetten und dieselben hern oder di iren uf denselben guten legen und quem dan ein apt oder di seinen und wolten uf den guten ligen, so solten di hern und di iren zu den zeiten von den guten hinden uszihen als dick als des not geschee, wolt es anders ein apt oder di seinen nit emberen oder geraten.

„Auch sol nimants kein stroe oder kein heu von den guten furen on laub eins apts oder seins schultessn, es sei welches hern es woll und di buss ist auch eigen eins apts und seins closters.

„Item wann es not geschee, das man einen sibenden haben solt, es wer uf welches hern gut es wolt, so solt doch nimants den sibenden hegen, gebieten oder freger sein dan allein eins apts schultes.

„Auch wan es wer, das di gut baufellig wurden oder baufellig wern, die weren welches hern si wolten, so solt doch nimants gebieter sein di gut zu bebauen den ein apt oder sein schulteis, der mag di gut gebieten zu bebauen, wann er wil, und di buss ist eins apts und seins closters allein.

„Auch sol kein her oder di seinen, di gut in dem dorf haben, mutwillen treiben mit den armen leuten von ir gult oder von zins wegen anders dan es bisher komen ist.

„Auch wan man ein landscheid in derselben mark get, so sol des closters schulteis ob allen guten di landsidel des dorfs beladen und kein ander und sol auch des closters knecht durch alle gut di landscheid furen und geen und auch nimants anders und der landscheider sollen vier sein und yder landscheid stehn geit vier heller und wer es, das einer den andern ubernem, es wer an zackern, an meben oder an andern dingen, derselb solt geben das zweitteil und der ander das dritteil.

„Auch sol nimant nach sant Jacobs tag kaufen schwein, ir weren drei, vier oder mer; thet er es daruber, der verwurkt vier pfunt heller; wolt er aber daruber mutwillen und wolt si treiben wider des apts, des closters und der nachgebauer willen, der verwürkt zehen pfunt heller.

„Auch wer es, das einer oder mehr schofe uswendig kaufen, di solt er lasen besehen in dem dorf, ehe er si unter di andern schaf schluge und sol des closters schultes und di burgermeister dobei sein und sol der schultes di beladen, di die schof besehen solln und

welcher des nit thet, der verwürket vier pfunt heller, auch was schadens dovon kem, den solt er auch tragen und richten.

„Item welcher ir einer us dem dorf ein einung verwurket in dem wald, der ist schuldig funf schilling heller und woe ein uswendig man ein einung verwurket in dem wald, der ist schuldig ein pfunt heller bei tag, thet ers aber bei nacht, der verbusset zehen pfunt heller.

„Auch sol nimant in dem dorf kein holz in dem wald hauen, es wer zu bauen oder sonst, es hab im dan eins apts schultes und die burgermeistere erleubet; h[a]ue er aber eins holz m[e]hr dan si im erleubt hetten, der het verwurket ein pfunt heller.

„Auch sollen di nachgebauer nimants kein holz geben on laub eins apts oder ein apt on wissen der nachgebaur.

„Item di nachgebauer sollen kein bronholz ausgeben on laub des closters knecht und er sol auch dobei sein, wann man es usgibt und die burgermeister sollen auch dobei sein.

„Item wer do zackert uf der gemeind, es sei an wegen oder an der gemeind on laub des closters knecht und der nachgebauer, der ist verfallen fur dreissig schilling heller.

„Item woe einer geruegет wurd an einem zaun, der do schaden daran thet, der wer auch verfallen fur dreissig schilling heller.

„Item wer do wusch in dem stein bei den bronnen, der verfiel fur funf schilling heller und welcher nachgebauer das sehe, einer von dem andern, der solt iglicher den andern rugen bei dem eide.

„Item wer do schediget ein fruchtbarn baum, der verbusset ein pfunt heller.

„Item wer do schediget ein lochbaum oder ein markstein, der verbusset in dem dorf dreissig schilling, usgenomen der zent recht.

„Item wer do in dem wald einen baum brennet oder schelet, der verbusset funf schilling.

„Item ein apt und sein closter haben aller einung das dritteil, di do fellig sein, es sei an welden, schweinen, an schofen oder welcherlei es sei.

„Item die nachgebaur sollen kein einung machen von der weid wegen, es sei uf eckern, wisen oder wo es uf der weid sei, on laub eins apts oder seines schultessen und an der einung hat ein apt und sein closter kein teil.

„Item sol auch keiner sein holz verkaufen on laub eins apts, seins schultes und der nachgebauern.

„Auch sol ein schutz einen apt oder seinen schultessen rugen

von des waldes wegen, wan ein apt wil oder sein schultes und hat auch sonst nimant kein gewalt uber den wald, usgenomen di nachgebauer.

„Item wan ein apt wil oder sein schultes, so mag er di armen leut beladen, ob keiner zu vil schwein het oder zu unrechter zeit schwein kauft het und sollen auch sonst einen apt oder seinen schultessen alle einung rugen, wann sie wollen, keinen usgenomen.

„Auch hat das dorf die recht, wan einem ein eide geteilt wurd, so teilt man dem andern keinen andern eid daruber. (Bl. 22 f.)

Im Jahre 1513 waren in der Gemeinde Streitigkeiten wegen der Heumatten, der Hegweide und des Eichellesens entstanden, indem nämlich „etlich sich underzogen ire heumotten zu hegweiden zu haben und zu machen und auch die eichbäume, so uf den heumotten stünden, zu hege inzuzigen, also dass nimants dan sie aus der gemeine eicholn under den zu lesen oder aber auch das gemein vihe under di zu treiben magt haben solt.“ Abt Petrus trat ins Mittel und entschied als Dorfherr am 19. Oktober 1513:

„Dass keiner aus der gemeine hinfure ewiglichen sich nit sol understeen kein heumotten oder ander weide zu hegeweide inzuzigen noch zu machen anders wie von alter.

„Es sol auch keine gehegt werden dan allein die so von alter here vor lange gehegt ist worden.

„Desgleichen sollen auch die eicheln von den eichbaumen, so in den heumotten steen, in der gemein mit gebot und verbot als wie die in dem gemeinem walde gelesen und von der gemein mit dem vihe gesucht und gebraucht werden, yedoch mit der bescheidenheit, dass der hirt mit seinem boten nit lange mit den schweinen sollen halten uf den heumotten, verhuten und verschaffen, das die schwein nit wulen, domit nimants beschedigt werde.“ (Bl. 20.)

Hesselbach [1]).

Die „Herrlichkeit und Gerechtigkeit“, welche Abt und Konvent von Amorbach zu Hesselbach hatten, wurden am 25. September 1484 „von schultheissen und schopfen“ in rechtlich besetztem und behegtem Gericht in Gegenwart der Amtleute und Diener „der herschaft von Erpach, Michelstat und Furstenaue“ „geoffent und erclert“, als hernacher volget:

---

[1]) Vgl. hiezu Grimm und Schröder a. a. O. 6, 329.

„Am ersten haben sie einmutiglich mit wolbedachtem mut und vorrat zu einem rechten urkund, kuntschaft und urteil eroffent und zu recht gewisen uf ire eide, das ein iglicher abt und sein closter zu Amorbach oder sein knechte den stab an dem gericht zu Hesselbach in der hand haben und ein froger, verbieter und erlauber an dem gericht sein und habe das zweiteil an der buss desselben gerichts und die hern und junghern die Schencken von Ertpach etc. das dritteil und was dan ein abt oder sein schultheiss an solchem gericht begibt oder an der buss faren lest, diewil er den stab an dem gericht in der hant hat, das mussen die andern hern und junghern obgenant auch faren lassen. Wan aber der schultheiss den stab usser der hand gibt, so ist iglichem hern sein teil an der buss noch geburnis erschinen.

„Auch haben sie gewisen, das ein abt und sein closter oder die seinen mogen gericht haben zu Hesselbach, wan sie wollen; doch so sie gericht haben wollen, so sollen sie den schultheissen im dorf und zu Schelmboch solche gericht verkunden; wollen sie kein genugen daran haben, so soll ein abt oder sein schultheiss semlich gericht gegen Ertpach und Michelstat den Schencken oder iren amptleuten verkunden ongeverlichen. Komen sie, ist gut; komen sie aber nit, so soll doch das gericht seinen furgang haben.

„Auch so sprochen sie zu recht, das ein abt und sein closter zu Amorbach der guter doselbst zu Hesselbach ein lehenher, ein gebieter, besetzer und entsetzer sein und ein abt obgenant zihe und neme auch die hertrecht oder bestheubt von solchern gutern von rechts wegen und niemant anders, ausgenomen Fritzen gut, do lassen sie es bei bleiben als es dan von alter herkomen sei.

„Ein abt und sein closter vilberurt haben auch macht zu gebieten die guter des gemelten weilers zu bebauen, uf das iglichem hern ire rechte dovon geschehen.“ (Bl. 11 u. 28 v.)

Hornbach[1]).

Am 24. Mai 1513 erschien Abt Petrus zu Grosshornbach vor einem behegten Gericht und begehrte von den beiden Dorfjunkern Bechtold und Antonius von Dürn, „dass sie die richter und schopfen wolten zwingen und dorzu halten, dass sie in recht wolten offen und cloren, wess sein erwirde, convent und closter aldo und zu cleinen Hornbach gerechtikeit hetten und wie es uf und mit des closters

[1]) Vgl. hiezu Grimm und Schröder a. a. O. 6, 8.

guter in velde und dorf gehalten solt werden." Schultheiß und Schöffen erklärten sich dazu bereit und baten den Abt, ihrem Gedächtnis, „wan sie weren unwissenhaftig, vergessen leut", durch Verlesung seiner Bücher, worin seine und seines Klosters Zinse und Gerechtigkeiten beschrieben wären, zu Hilfe zu kommen. „Also verlase egedochter Petrus apt . . . erstlich ein instrument, welches gemacht und ufgericht was worden von Heinrich Saurein offen notarien in der zeit als man gezalt het 1404 jare . . . uf den ersten tag des septembers etc. Item zu dem andern ein versigelten brif weilants ufgericht von Raben von Neydeck, Fritzen von Kunttig gesessen zu Faulnbach und Hansen Lurtzen zu Amorbach schultessen, dess datum stunde 1422 jare uf sant Kilians des heiligen mertlers tag. Item zu dem dritten ein brif ufgericht von Raben von Neydeck edelknecht und Hansen Ubelein centgrefen zu Amorbach bei apt Diterichen, dess datum helt noch Christus gepurt 1423 jare an dem dornstag noch sant Urbans tag. Item zu dem vierten ward angezeigt ein offen instrument, ufgericht und gemacht durch Reichart Bruman von Waltdhürn von keiserlicher gewalt offen notarium in dem jare als man bot gezalt 1423 jare . . . uf den zwenzigsten tag des monads Mayen. Item zu dem funften wurden offentlichen gelesen des closters zins und guter, so das closter aldo hat und atzung seinem jeger, pferden und hunden, als oft im und seinem closter das not ist." Schultheiss und Schöffen erkannten dies alles auf die von ihnen auf den Schöffenstuhl und ihre Junker geleisteten Eide als wahr und richtig an und bejahten, dass diese Rechte des Klosters Amorbach „bei iren voreltern und auch bei ine in gewere gernlich gebrauch[t] und herbrocht" wären. Insbesondere erklärten sie:

„Wan wor wore es, dass ein apt uf allen und iglichen gutern, so er in velde und dorf in den zweien Hornbach het, wer er uf denselbigen faut und her, hette auch doruf zu gebiten und verbiten, wie es sich begeben mocht mit seinem selbs knecht und wess seine guter bedreffe, moge er dreu gebot dun und erstlich mit zwenzig hellern, nochvolgens uber vierzehn tag wider mit zwanzig hellern und, so solch gepot nit hilft, moge er uber vierzehn tag gebiten bei dreissig schillingen. Wo aber ein gepot solt gescheen, wolchs das gericht bedreffe, solt dasselbig durch der junkern knecht gescheen und so ein frevel sich begebe oder geschee uf des apts gutern solt dieselbig busse oder frevel dem apt und seinem closter zusteen.

„Wo aber derselbig frevel queme an die strossen, so stunde derselbig frevel oder buss den dorfsjunkern zu und so sich begeben

uf des closters gutern felle, dass man bestheupt solt zihen, so sol dasselbig gescheen durch des closters schultessen und landsessen.

„Dorzu so das wasser geteilt sol werden zu wessern, sollen des closters gutern als vil der dorfsjunkern und vogtgutern geburt, zugeteilt werden.

„Und wie der junkern guter gebessert und gewessert werden, sollen derselbigen moss des apts guter auch gefreit sein und gehalten werden, alles ongeverde.“ (Bl. 19 v.)

Kaltenbrunn.

Am 29. Mai 1507 erschienen Konrad Funck, Kellner und Abgesanter des Abts von Amorbach, und Andreas Nagel von wegen Heinrichs von Riedern als der Dorfsherren mit dem Notar Johannes Cuntzing zu Kaltenbrunn, ließen das Gericht besetzen und behegen mit einheimischen und fremden Schöffen, „als wie dan von alter geübt und gehalten worden was, und begerten von einem behegten gericht von den schopfen, dass sie durch recht wolten bei iren gelubden und eiden, so sie dan in als dorfsher gethon hetten, ercloren und offenborn wolten, wess sie als vogt und dorfshern gerechtikeit, herlikeit und freiheit hetten in gedochtem dorf oder weiler Kaltenbron“. Nachdem sich die Schöffen mit der ganzen Gemeinde beraten „und lange wol undersprochen hetten, kamen sie, sprochen zu recht, veriohen und erclerten einmüdiklichen als wie hernoch volgt.

„Item erstlich sein unser gnediger her von Amorbach und Heinrich von Ridern hern und vogt in dorfe und felde, uber wunde, wasser und weide zu Kaltenbron, yedoch dass die inwoner in einer gemein sich der haben zu nissen und gebrauchen wie dan von alter uf sie komen ist.

„Und haben die zu gebiten und verbiten einmudiklichen oder iglicher insunder, und ist die busse, dorbei sie gebiten mogen, funfzehen tornis und vierzig heller.

„Item sol das gericht von beider hern wegen behegt werden.

„Item mogen egedochte hern und vogt zu dem jore haben dreue gericht, sollen alle guter dises orts in der gemeinschaft begriffen die dreue gericht gedochte hern und vogt verlegen und so ymants dornoch weiders gerichts bedorft, sol uf seinen costen dasselbig gehalten werden.

„Item sol solche gericht mit sieben schopfen besetzt und behegt werden und sollen die dorfshern uf allen gutern schoffen nemen.

Und so sie nit schopfen gnunk in gedochtem weiler mogen gehaben, so mogen sie fremde schopfen darbringen und setzen, die dan tuglich sein. Und sal alwegen ein heimrich von der gerichtshern wegen das gericht gebiten. Und ob einer einen zu recht hemmen oder verbiten wolt, sol der heimrich das zu recht zu thon schuldig sein. Und umb ein sulch verbot und hemmung sol ein inheimischer im geben ein pfennig und ein fremder oder auslendischer zwen pfennig.

„Item so einer zu Dhurn uf der zent verfelt und kompt umb die höchsten buss, sol derselbig den dorfshern auch verfallen und XV turnis zu geben schuldig sein, ye zwolf pfennig vor ein turnis gerechnet.

„Item so einer kompt und verfelt an gedochter zent umb einen frevel, sol er geben vierzig heller.

„Item nochdem die junkern von Dhurn auch guter haben in disem weiler Kaltenbron, so sich dan ein zank erhebt uf iren gutern, wolcher zu buss reicht und an gedochtem gericht gerechtfertig[t] wurd, so ist dieselbig buss der heubt sach der junkern von Dhurn, und ob ein buss um dem gericht verredt wurd der gedochten vogt und dorfshern.

„Item wo sich aber sunst ein zank erhebt in dorfe oder velde, an welchen enden er sich begeben mage, es sei wo es wol, so ist dieselbig buss der egedochten dorfshern und vogt, sol auch ine zugesprochen werden, so oft es sich begeben mage.

„Item wo einer aus der gemein horet scheldwort oder wurt geware onrechts oder misshandelung von dem andern, sol derselbig bei gelubden und eiden an dem gedochten dorfsgericht rugen und furbringen, desgleichen mord und dipegeschrei, so oft es noit geschigt. Und sol nichts an die zent brocht oder gerucht werden, sunder es sol vor an dem dorfsgericht gerugt und gehandelt werden. Und wess dan von dem gericht zentbar erkant wurd, sol alsdan und nit ehe uf der zent gerugt und furtgetragen werden.

„Item es hot ein iglicher vogt uf seinen gutern, so oft er oder die sein komen und ine noit ist, atzung, fron und dinst.

„Item sollen alle inwoner zu Kaltenbron gedochten vogten und gerichtshern an das gericht geloben und schweren, in getreue, hold und gewertig zu sein, iren schaden zu warnen und bestes zu werben, iren geboten und verboten gehorsam zu sein und das thun, das arme leut irem herrn von rechts wegen oder gewonheit wegen zu thun schuldig sein.“

(Bl. 16 v, 40 u. 58 v.)

Neubrunn-Ernstthal.

Am 10. Juli 1503 ließ Abt Petrus mit etlichen Herren seines Klosters die Gemeinde Neubrunn unter der Linde des Dorfes versammeln und sich von ihr in althergebrachter Weise huldigen. Er legte dabei ein von seinem Vorgänger, Abt Johannes, am 25. September 1484 bei dessen Huldigung aufgenommenes gerichtliches Protokoll zu Grunde, wodurch sämtliche Dorfbewohner, „nochdem sie alter gewonheit noch alle schopfen sint", in behegtem Gericht des Klosters Gerechtsame in Neubrunn rechtlich eröffnet hatten, „als hernocher volget.

„Nemlich haben sie einmutiglich mit wolbedachter betrachtung und aus guter vernunft zu einem rechten urkunde, kuntschaft und urteil eroffent und zu recht gewesen uf ire eide, das ein iglicher abt und sein closter zu Amorbach sein rechte faud und hern in und uber dasselbe weiler zu Neunbron in velde, in dorf und in der mark doselbst, sein auch erleuber, gebieter und verbieter am gericht und allenthalb und niemant anders, ausgeschiden zentrecht." (Bl. 6.)

Oberneudorf.

Aehnlich wie in Neubrunn und andern Orten erfolgte die Huldigung zu Oberneudorf am 5. Juli 1503. Auch hier hatte Abt Johann unterm 23. September 1484 die Rechte und Freiheiten des Klosters in der hergebrachten Weise durch die Schöffen eröffnen und durch den Notar festlegen lassen.

„Ame ersten haben sie einmudiglich mit wolebedochtem mute zu einem rechten urkunde und kuntschaft und urteil eroffent und zu recht gewisen uf ire eide, das ein abt und sein closter zu Amorbach sein recht faut und hern in dem obgenanten dorf und in felde, welde und holz und niemant anders ausgeschiden zentrecht.

„Und wan ein neuer abt wirt, so sollen die armen leude des gemelten dorfs alle gemeinglich ime und seinem closter geloben und zu den helgen schweren in der moss als sie dan, wie obgeschreben, gethan haben.

„Auch so haben sie gewisen, das ein iglicher abt zu Amorbach sei ein herre über das gericht in dem obgeschriben dorf oder weiler, sei auch des gerichts ein gebieter und verbieter, besetzer und entsetzer und niemant anders und das gericht sei ganz eins abts zu Amorbach und seines closters.

„Meher haben sie gewisen, das ein abt und sein closter zu Amorbach haben die recht, das sie mochten ein siebenden halten in dem genanten weiler oder dorf, wan es inen noit ist, und ein abt habe den zu hegen und zu gebieten und niemant anders.

„Auch so sei ein abt ein gebieter, die gut zu bebauen bei der buss als dick des noit ist und ein besetzer und entsetzer und lehenherre aller gut doselbst.

„Auch so sei ein abt zu Amorbach ein verbieter und erleuber uber strohe und heue von den guten zu furen in dem obgenanten weiler und niemant anders.

„Meher haben sie gewiesen, das ein iglicher abt zu Amorbach und die seinen jeger und hunde haben atzung uf allen guten in dem obgenanten dorf oder weiler als dick inen des not geschicht und fugsam ist.

„Und ein abt und sein closter nemen auch die fassnachthuner und hertrecht uf allen guten daselbst und gehen auch fur vor allen andern hern, wan die eigenschaft sei des closters."

Als Abt Jakob am 5. Oktober 1517 die Erbhuldigung begehrte zugleich mit den von Unterneudorf, taten sie dies bereitwillig in allen Stücken, ausgenommen die gemeine Fron, die sie ihm verweigerten und derentwegen sie mit ihm zu Aschaffenburg vor dem Stiftsdekan Ulrich Kemmerlein als Bevollmächtigten des Erzbischofs von Mainz in Rechtfertigung standen. Nach einigem Verhandeln und Verlesung der klösterlichen Handfesten standen sie auch davon ab, ließen, um weitere Kosten zu vermeiden, die Rechtfertigung fallen und schlossen mit dem Abt einen Vertrag über den Frondienst, dahin lautend:

„Dass hinfurt ydes jar und alle jare bestendig zu ewigen tagen bede dorfer Under und Obernneundorff geben sollen zu einem idem sanct Martins tag acht tag vor oder noch dem apt und seinem closter zu Amorbach achzehen turnis, ye zwolf pfening vor ein thurnis gerechent, der ydes dorf neu[n] turnis geben sol on ir des closters costen und schaden für den handfron, den apt und convent als di dorfshern vermeinten bei beden parteien zu haben und sollen die von Underneundorff dem obgenanten hern und closter alle jar auch geben IX turnis fur ein weinfuher und funf malter faudhabern, dorzu bede dorf alle jar ein wagen mit frucht holen zu Schefflentz dem obgemelten irem hern und closter uf iren der bauern costen und di gein Amorbach in das closter furen wi von alther

herkomen, also dess ider dorfer eins uber das ander jar gein Scheff-lentz fare. Und sollen hinfurt bede dorf weiters zu fronen nit be-lestiget werden." (Bl. 32.)

Reinhardsachsen.

Bei der Erbhuldigung dieses Dorfes am 4. Juli 1503 nahm Abt Petrus eine Urkunde zur Richtschnur, welche Abt Gottfried am 9. Mai 1366 durch den mainzischen Burggrafen zu Wildenberg, Ritter Konrad Rüdt, zu Reinhardsachsen „an der gemein strassen bei dem bronnen under der linden" in behegtem Gericht hatte auf-nehmen lassen und wodurch erklärt worden war,

„Das di vorgenanten hern [Abt, Prior und Keller] und ir closter von Amorbach weren faud und hern uber das vorgenant dorf Reynhartsassen, uber walt, velde, wasser und weide und strassen und gericht und was darzu gehort und das kein her kein teil an dem oberstem gericht hab dan di vorigen hern und ir closter.

„Auch sollen di vorige gebauer gemeinglich alle jare drei stund geen uf der obgnanten hern gericht und darnach als dick als man ir bedarf, wann man sol rechten umb erb und umb eigen.

„Auch welch her in dem obgenanten dorf wil gericht haben uf sein guten umb erb und umb eigen, dem soll der vorigen hern amptman, der zu den gezeiten ist, di lantsidel daruf leihen als dick des not geschicht.

„Auch ist der vorgnanten hern und irs closters aller frevel uf allen des vorgenanten dorfs strassen, es sei dann sonderlichen uf eins andern hern gut.

„Auch solle di vorgenanten hern oder ir amptman von iren wegen lantscheider kisen und setzen unter allen landsideln des ob-genanten dorfs und wer der bedarf, der sol der hern amptman darumb zusprechen und darumb biten, der sol es auch nimant ver-sagen ydem man zu seinem rechten.

„Auch alle gewicht, om, moss oder eich der man in dem vor-genantem dorf bedarf, die sol man in dem obgenanten closter zu Amerbach holen und ist das alles und iglichs besonder von alter her also bisher komen, das hat unter den vorgenanten schoffen oder landsideln nimants widersprochen oder widerredt."

(Bl. [3 und] 24ᵛ·)

Unterneudorf.

Ueber die Rechte und Gerechtigkeiten des Klosters Amorbach in Unterneudorf besagte die von Abt Johann am 23. September 1484

erforderte und von Abt Petrus am 5. Juli 1503 erneuerte Oeffnung der Gerichtsschöffen folgendes:

„Am ersten haben sie einmudiglichen mit wolbedochtem mute zu einem rechten urkunde, kuntschaft und urteil eroffent und zu recht gewesen uf ire eide, das ein iglicher abt und sein closter zu Amorbach hern und faud sein in dem obgeschriben dorf oder weiler uber wasser und uber weide, in dorf und in felde und aller gut doselbst mit atzunge und allen andern geboten und verboten besetzer und entsetzer sein.

„Meher haben sie gewisen, wan einer bussfellig wurde an der heinret, den mogen sie pfenden mit seinem vihe fur die buss und wan der schultheiss den gebauern zusamen gebeute, welcher dan sumig were und nit queme zu rechter zeit ongeverlich, der sall gebusset werden mit einem turnis. Denselben turnis sollen sie under einander verdrinken. Wolten sie ime aber den turnis schenken und nit verdrinken, so sall der schultheiss den turnis annemen und dem closter den verrechen als ander buss.

„Aber die buss und gewonheit andreffen[t] das gerichte, das sall bleiben in irem alten satze und wesen.“ (Bl. 9.)

Zum Begharden- und Beghinenstreite in Basel zu Beginn des 15. Jahrhunderts.

Von **Max Straganz**, Hall in Tirol.

Es ist bekannt, welch tiefgehende Bewegung zu Beginn des 15. Jahrhunderts die alte Baselstadt in Atem hielt. Unter Führung des einflussreichen und angesehenen Predigers Mülberg hatte die Säkulargeistlichkeit Stellung genommen gegen die zahlreichen Beghinen und Begharden, die — unter verschiedenen Titeln — sich in der Stadt aufhielten und die — wie einstimmige Ueberlieferung sagt — nicht immer ihrem Stande gerecht geworden sind[1]. Es ist eine weitere, ebenfalls bekannte Tatsache, dass die Angriffe bei diesem Kreise nicht stehen blieben, sondern dass auch die Mitglieder des III. Ordens des hl. Franziskus beiderlei Geschlechtes (auch des III. Ordens des hl. Dominikus?) mit den Begharden und Beghinen in einen und denselben Topf geworfen wurden, dass sich der Kampf schließlich auch gegen die Minderbrüder kehrte, da sich diese ihres III. Ordens angenommen hatten. Wurstisen hat in seiner „Basler Chronik"[2] des Streites mit der ihm eigenen Lebendigkeit ziemlich ausführlich gedacht. Wie es bei ähnlichen Fällen stets geschieht, suchte man auch hier gegen die zu bekämpfenden Personen und Institute ein möglichst umfangreiches Anklagematerial aufzuhäufen, um den beabsichtigten Schlag mit der nötigen Kraft und mit entsprechender Wirkung führen zu können. Mülberg hatte im Prior der Augustiner-Eremiten einen tätigen Kampfgenossen erhalten. Wurstisen bemerkt[3], dass auf beider Predigten hin „gemeine Rede entstund, wie mancherlay Secten

[1] Die (34) Beghinenhäuser und Samnungen der Mitglieder des III. Ordens des hl. Franziskus (und Dominikus) sind verzeichnet bei Fechter in „Basel im 14. Jahrhundert" 1856. S. 62².

[2] Ausg. 1580. S. 201 ff.

[3] 206, zum J. 1405.

und Ketzereien eingerissen, dass der Bischoff, Capitel und Rath zu Basel dem Official Befelch gaben, *Inquisition zu halten*. Diser citiert vil personen, jhr Wüssenheit anzuzeigen, under welchen Johannes Pastoris, der Schulmeister und Beichtvater, so den Beginen besonders gramm, der erste war. Als aber zwen fürneme von Beysitzern, einen von jhren Verwandten anziehen gehöret, traten sie zornig und mit tröuwung ab, das jhm der Official selbs schier entsasse. Aber Muelberg liess sichs solchs nicht jrren, sondern prediget auch wider die ernstlich, so die Inquisition verhindern wollten, sagt, er wölle nicht nachlassen: Köndt jrs nicht in der Statt, so wölt ers vor dem Bapst oder Römischen König thun, liess auch weiter an das Capitl langen, andere Beysitzer zu verordnen, die es mit willen annemen, dessgleichen an einen ersamen Rath, hiezu hilff zu thun. Also wurden Thumherren u. Räthen zu der Inquisition ettliche Comissarii verordnet, und offentlich gepoten diese weder mit Worten noch zu verletzen."

Wurstisen äußert sich über die Wirkung dieser Maßregel in folgenden Worten:

„Solcher ernst bewegt vil Beginen, dass sie selbs jhren Habit von sich legten; aber der mehrer theil, sonderlich von der dritten Regel S. Francisci, wollten sich des nicht begeben, sonder redten dem Prediger und ubrigen jhren missgönstigen ubel zu, darzu jhnen dann die Barfüsser halsstarck geben."

Zu diesem Prozesse gehören unzweifelhaft die unten mitgeteilten Fragmente eines Verhörprotokolls; darauf weisen besonders zwei Persönlichkeiten hin, deren Namen uns in den Stücken begegnen: der Lektor Rudolph Buchsmann und der zu Wien verbrannte Begharde Nikolaus v. Basel. Ersterer erscheint in seiner Eigenschaft als Lesemeister im Kloster der Minderbrüder zu Basel von 1401 bis 1408[1]); der letztere lebte nach Niders Formicarius[2]) kurz vor („paulo ante") dem Pisaner Konzil und entging ob seiner Schlauheit lange den Nachforschungen der Inquisitoren, bis er endlich seinem Schicksale anheimfiel. Haupt setzt für die Hinrichtung des Nikolaus von Basel als obere und untere Zeitgrenze die Jahre 1393 und 1397 fest[3]), ein Ansatz, der durch die hier mitgeteilten Aussagen einigermaßen noch bekräftigt wird.

---

[1]) Die Belege bei Wackernagel. Geschichte des Barfüßerkl. zu Basel, 215.

[2]) Lib. III, c. 2, p. 303 nach d. Ausg. v. de Haardt 1692.

[3]) Zeitschrift für Kirchengeschichte VII, 511.

Die (5) Fragmente — im Franziskanerkloster zu Hall — gehörten ursprünglich zu einem einzigen Pergamentstücke, das, auf einer Seite beschrieben, die Aussagen der zitirten Personen enthielt. Die Breite des Blatts ist, wie aus zweien der erhaltenen Stücke ersichtlich ist, 27 cm; zu beiden Seiten des beschriebenen Raumes ist ein leerer Rand — 25 mm breit — gelassen. Wol schon nach dem Erscheinen[1]) der Bulle „Regimini universalis ecclesiae" Sixtus IV. (Mare magnum), ist das Pergament zerschnitten und als Umhüllung der Urkunde benützt worden; darauf weist die Schrift der Notiz[2]) hin, die sich auf der Rückseite eines Fragments befindet. Als man das Pergament als Umhüllung verwante, wurde die Schriftseite einwärts gekehrt und mit Kleister überstrichen. Dies erklärt es, dass die Buchstaben stark verblasst, oft völlig unleserlich, ja teilweise geradezu zerstört sind. Soweit in solchen Fällen durch Buchstabenreste oder durch den Zusammenhang eine Lesung ermöglicht wurde, habe ich den Text hergestellt, diese Stellen aber in Klammern gesetzt.

. . . .

talium percepisset, dicit respondendo sibi nichil penitus de huiusmodi quesitis constare.

18. *Item Elsina dicta Hinpachin soror tercie regule sancti Francisci, habitans in domo sororum huius modi regule dicta ‚Byschoffinhuse'*[3]) Basilee citata et jurata, ut supra, ac requisita, an aliquem sciret in ciuitate uel dyocesi Basiliensi in fide katholica et eius articulis errantem seu deuiantem uel de heretici prauitate suspectum, uel de aliquo talium percepisset, dicit, sibi de talibus non constare et se esse filiam obedientem et velle obedire mandatis sancte matris ecclesie.

19. *Item Elsina relicta quondam Heimanni Sechsin*, soror tercie regule sancti Francisci domus sororum huiusmodi regule dicte *„ad lapides"* Bassilee[4]), citata et jurata, ut supra, ac requisita an aliquem sciret in ciuitate uel Dyocesi Basiliensi in fide katholica uel eius articulis errantem seu deuiantem uel herese suspectum dicit respon-

---

[1]) 1474 Aug. 31.

[2]) „Mare magnum Sixti 4."

[3]) Gründerin des Hauses war um 1320 Katharina Bischof. Fechter macht zwischen Beghinen und den weiblichen Mitgliedern des III. Ord. vom hl. Franziskus und des hl. Dominikus keinen Unterschied, was so ohne weiteres doch nicht angeht.

[4]) Wol identisch mit dem Kloster der „Reuerinnen" in der Steinen-Vorstadt. Vgl. Fechter 108 f. Nach Fechter freilich hätten sich diese Schwestern dem Predigerorden angeschlossen.

dendo, sibi nil aliud constare, quam quod *Johannes Rumer Beghardus de Muttentz*[1]) aliquociens consueuit ire et iuit ad domum congregacionis sororum tercie regule „*ad lapides*" prescriptam et ad sui loquentis et aliarum eiusdem domus sororum huiusmodi rogationem multociens dixit eis bona verba de deo et martirio xpi et quod ipse sorores debent bene facere et deo seruire et quod idem Beghardus interdum in ipsa domo consueuerit dormiendo pernoctare et pernoctauit, dicit eciam loquens se obedire velle mandatis et determinacioni sancte matris ecclesie et eius preceptis.

20. *Item Anna vxor legitima Wernlini Schilling*[2]) ciuis Basiliensis, citata et jurata, ut supra, necnon ut *accusata* ac requisita, an ipsa vnquam lauerit ex caritate pedes Beginarum domus concregacionis Beginarum, „*ad Nigrum Vrsum*"[3]) et eis lotis lintheo exterserit illos prout *Angnesa de Bysel*[4]) testis sedecima suprascripta Begina dicte domus de ea deposuit atque dixit; dicit respondendo, quod [non et] constanter negat, se vnquam pedes huiusmodi alicui lauisse aut hoc se vidisse nisi in die cene domini a presbyteris in Ecclesiis consecu . . .[5])

21. *Item Greda dicta de herten*[6]), Begina domus concregacionis Beginarum appellata ‚*in via*' wlgariter ‚*am Weg*'[7]), citata et jurata, ut supra, et requisita, an aliquem sciret in ciuitate uel dyocesi Basiliensi in fide katholica seu eius articulis errantem seu deuiantem uel de heresi suspectum, uel etiam de aliquo talium percepisset, dicit, se nil mali in hiis de quocumque scire uel percepisse.

22. *Item Angnesa de Wicliken*, soror tercie regule seu tercii ordinis sancti francisci, qui de penitencia nuncupatur, domus con-

---

[1]) Fleck im Kanton Baselland, am Fuße des Wartenberges, s.ö. von Basel.

[2]) Ein Geschlecht dieses Namens erscheint in Basel bereits in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. Vgl. Urkundenb. v. Basel II. 232 u. 401 u. ö.

[3]) Welches von den bei Fechter 62² angeführten Häusern diesen Beinamen trug, vermag ich nicht anzugeben.

[4]) Vielleicht das Dorf Bisel im oberels. Bez. Hirsingen.

[5]) Das Folgende (etwa zwei Worte) zerstört.

[6]) Wol Herten zwischen Rheinfelden und Basel.

[7]) Beim Kreuztore gelegen, 1329 zu diesem Zwecke eingerichtet. Nach Fechter 62² sollten die 12 Schwestern, für welche die Vergabung geschah, Predigerschwestern sein, d. h. wol dem III. Orden des hl. Dominikus angehören.

cregacionis huiusmodi sororum nuncupate *‚vetus hospitale‘*[1]), citata et jurata, ut supra, ac requisita, an aliquem sciret in ciuitate uel dyocesi Basiliensi in fide katholica seu eius articulis errantem seu deuiantem uel de heretica prauitate suspectum vel vtrum de aliquo talium percepisset, dicit respondendo, se nouiter percepisse et ad eius noticiam deuenisse, quod ipsa loquens ob id, quod ad mandatum sui plebani illi obediendo sua pre . . .[2]) pallia exposuerit, ex eo sit extra regulam predictam per alias eiusdem regule sorores eiecta et denunciata, wlgariter ‚vsser die [regel] verkündet‘ dicitque, quod quadam vice, dum conuocacio sororum dicte regule pociorum dictarum wlgariter ‚Rätsuesteren‘ in domo capelani conuentus fratrum minorum Basilee haberetur, ipsa et quedam alie dicte regule sorores, que suis plebanis obedierint sua p . . .[3]) exponendo, ad huiusmodi conuocacionem uocate et comparentes inter cetera eadem loquens ad huiusmodi sorores pociores hec pro[tulit uerba] vel similia in effectu: ‚Ego volo plebano meo obedire; qui est supremus iudex anime mee‘, wlgariter: ‚Ich wil minem lůt priester gehorsam sin, der ist min obrester her miner sele‘. Tunc frater *Rudolfus Buck　sman* tunc lector dicti conuentus fratrum minorum Basilee presens contra ipsam loquentem prorupit in hec verba: ‚Ipse‘, dominum plebanum notando, ‚est tuus diabolus, tu posses concremari seu oburi pro eo, quod ibi dixisti‘, wlgariter: ‚Er‘, ipsum plebanum notando, ‚ist din teufel, man mohte dich brennen darumb, daz du da geseit hast.‘ Tunc ipsa loquens illi responderit dicens: ‚Vos non debetis negare ista per vos dicta; si deo volenti comburi libet, volo pati.‘ Prefatus vero frater Rudolfus ad loquentem dixit: ‚Deus est supremus iudex anime.‘ Soror vero *Nesa de Arberg*[4]) *alias matzerin,* magistra sororum tercie regule in ciuitate Basiliensi existentium, uersus loquentem insultando incenso animo prorupit in hec verba: „Ego teneo te talem, quod tu sis vna illarum, que in se tenet articulos‘, notando octo articulos a jure reprobatos[5]) wlgariter: „Ich halte dich, daz du der eine siest, die

---

[1]) Das alte Spital zu St. Leonhard. Den „Sorores congregacionis conversarum“ in diesem Spital oblag die Obsorge über die dort untergebrachten Dürftigen. Fechter 62² u. 71.

[2]) Dies und das folgende Wort zerstört.

[3]) Das Wort zerstört; pallia?

[4]) Welches Arberg gemeint ist, vermag ich nicht zu bestimmen. Vielleicht Aarberg unweit von Bern, das im Urkundengebiete von Basel liegt.

[5]) Gemeint sind wol die durch das Konzil zu Vienne verurteilten 8 Sätze der Begharden. (Clement. *l. V. tit. 3. c. 3.*)

die artickl an ir hat.‘ Loquens vero eidem responderit dicens: ‚Quomodo potestis me pro tati habere? nescio tamen, qui sint illi articuli.‘ Dicit eciam loquens, quod sorores dicte tercie regule personam cum eis stare volentem talem et taliter teneant, quod si vult habere pacem, habeat confessorem vnum ordinis fratrum minorum et quamuis ex consuetudine hactenus inter et per ipsas sorores habita et obseruata seu tunc ipse sorores siue sepulturam suorum[1]) corporum ecclesiasticum eligant aput fratres minores siue alibi, seu non eligant, semper sepeliantur fratribus cum eisdem. Et premissa non parte precio. etc.

23. *Item Ruedinus Meiger de Baden*[2]), Constanciencis dyocesis famulus *Johannis Wernheri fröwelarii*[3]) ciuis Basiliensis, citatus et iuratus, ut supra, ac requisitus, an aliquem sciret in ciuitate uel dyocesi Basiliensi in fide katholica et eius articulis errantem seu deuiantem uel de heretica prauitate suspectum uel an de aliquo talium percepisset, dicit respondendo, quod ipse loquens fuerit ad quinque annorum proxime preteritorum spaciūm uel circa famulus Johannis Wernheri predicti et interdum *Johannes Myler alias Matzerer Beghardus in silua Birseck,* habitaret in domo dicti domini sui Johannis Wernheri et ad rogatum ipsius domini Johannis Wernheri illiusque vxoris domine sue Idem Beghardus aliqua bona verba dixit de deo, quorum formam minime nescit declarare. Quodque eciam *Ingnesa de sancto Albano, Martha* et dicta *hueterin* et dicta *Suntgowerin,* Begine domus congregacionis Beginarum *‚ad nigrum Vrsum‘* appellate, succesive fiant pluries in domo domini sui ante dicti. Item dicit loquens, quod idem Wernherus dominus suus retulit dicens, quod *Johannes Matzerer* Beghardus prefatus sibi quendam nomine *Jacobus* adiunxit, qui Jacobo[4]) eidem domino suo . . .[5]) vel faciat vnum puteum in sua inhabitatione et lapsis iam duobus annis uel circa in huiusmodi putei faccione stetit per sex septimanas uel circa et in eisdem sex septimanis puteum compleuit eundem. *Idem eciam Jacobus protunc alio nomine eciam nominabatur Nicolaus* et ex lingwa seu loquela eius loquenti apparuit, eundem *Jacobum fore natum de partibus in-*

[1]) Urk.: suarum.

[2]) Wol Baden im Aargau.

[3]) Ein Geschlecht dieses Namens erscheint in den Basler Urkunden. bereits 1291. Vgl. Urkundenb. v. Basel III, 28 (n. 51 u. f.). Das Wappen des Geschlechtes bei Wurstisen 186.

[4]) Wol Johanni richtiger.

[5]) Ein Wort zerstört. Fodiat?

ferioribus Reny; qui Jacobus sibi loquenti retulit, *quod ipse Jacobus olim fuit discipulus* cuiusdam *Beghardi nomine Nicolaus de Basilea et habuit quendam alium discipulum ipsius Nicolai, nomine Johannes, et quod ipse Nicolaus de Basilea Beghardus eor[um dicti Jacobi et Johannis]*[1]) *magister fuerit et sit Wyenne crematus seu combustus.* Idem dicit loquens, quod idem Jacobus detulerit seu portauerit vestes seculares diuersorum colorum et albos calcios et post peraccionem et complecionem putei predicti frequenter, multociens et sepissime ambulauerit in domum domini sui antefati ad dominum suum et dominam suam autescriptos, cum illis comedendo et bibendo et in ipsa domo pernoctando; ymmo tempore quadragesime proxime preterito aliquociens fuerit domo in eadem cum eisdem domino et domina suis comedendo et bibendo. Idem dicit, quod sibi non constet nec sciat, quod Johannes Matzerer Beghardus supradictus et Angnesa de sancto Albano, dicta hueterin et dicta Suntgowerin Begine prefate vnquam fiant coniunctim uel diuisim secrete abscondite in domo domini et domine loquentes et cum eisdem, nec loquens illorum secretarius fuit ad eos eundo uel recedendo ab eisdem nec eis cibaria ministrauit nec secrete inibi fuit predicatum, nec uidit uel audiuit, quod *Thina hegenlin*[2]), testis tricesima supradicta famula domini sui, dominam suam nudam cum virga verberauerit ex caritate, nec loquens idmet fecerit, ymmo talia ab eo nunquam fuerint [percepta]. Dicitque loquens, quod dum dictus Jacobus solarium[3]) domini sui intrauit, nullus hominum inibi existencium illi assurexit pro honore sibi exhibendo. Dicit tamen bene verum esse, quod dominus et domina sui antedicti eidem Jacobo delicacius cibaria ministrauerint quam sibi loquenti, ymmo de equalibus cibariis cum domino et domina suis ipse Jacobus epulabat. Item requisitus, si ne credat, quod primum juramentum, quod Beghardi solent sibi mutuo prestare de non pandendo seu reuelando modos, uitam et sectam eorum, si quid ipse presitit, sit obligatorium, dicit, se hoc non credere, ymmo negat, se aliquid tale juramentum vnquam prestitisse. Item requisitus eciam dicit, quod ante festum natiuitatis domini nostri — Jhu xpi nunc proxime preteritum Johannes Wernherus et eius vxor predicti scilicet dominus et domina sui, sibi loquenti retulerint, se bene scire et ipsis

[1]) Verletzt. Die eingeklammerten Worte sind aus den Buchstabenresten ergänzt.

[2]) Ein Geschlecht dieses Namens begegnet uns in den Basler Urkunden bereits im 13. Jahrh. Vgl. Urkundenb. v. Basel III, 30 n. 56.

[3]) „Cubiculum maius ac superius.“ Du-Cange-Favre VII, 511, s. v.

constar, quod dictus *Jacobus olim fuerit discipulus* Nicolai de Basilea dudum Wyenne combusti et cremati, et dicit quod . . . . . . stia[1]) non obstante idem Jacobus aliquociens fuerit in domo domini sui cum domino et domina suis comedendo et bibendo ac in ipsa domo dormiendo et pernoctando. Dicitque eciam loquens, se dictum Jacobum in silua Birseck uel eciam alibi nunquam vidisse in habitu Beghardorum, sed bene in habitu seculari. Item requisitus, vtrum ne dominus et domina sui loquentis, scilicet Johannes Wernherus et eius vxor, coniuges prefati, tenuerint dictum Jacobum in eorum domo secrete et absconderint illum ab vxore loquentis et *Johanne froewelarii filio* et Thina hegenlin famula ipsorum coniugum, ne ab illo videretur, Respondet dicendo, quod sic. Item requisitus, vtrum ne dictus Jacobus vnquam ab ipso loquente pecierit, quod loquens se illi dimittere debet ut suo ductori seu duci ad eternam beatitudinem, dicit, quod non. Item requisitus, an ipse Jacobus vnquam in domo dicti domini sui luserit taxillis, dicit, quod sic, quin eciam loquensmet (!) luserit taxillis cum eodem Jacobo pro precario prompto et paruo. [Et prem]issa non parte precio, odio, amore uel timore, sed causa mere veritatis et iustitie dicit se deposuisse.

. . . .

[2]) . . . . . pueu? id facere recusauit quare . . . . enam uel circa id illam conuersus nitebatur illam . . . . po[3]) virginale cognoscere, que tamen viribus suis adunatis restitit et reclamauit ac euasit illesa. Item dicit loquens, quod dum Idem Johannes Rumer[4]) secum teneret quendam dictum *Karlispach de Basilea,* quem fallaciis suis induxit ad dimittendum eius vxorem et pueros suos et assumendum sibi habitum Beghardorum. Loquens dixit ad eundem Johannem Rumer: „Johannes si dimitteres Beghardum illum‘, notans dictum Karlispach, ‚ego timeo, quod cadas in pressuram et passionem‘, wlgariter: ‚hinz lassest du den brueder gan, Ich vorcht, du villest in scult vnd in liden‘. Tunc ipse loquens Rumer Beghardus sibi responderit dicens: ‚Consulis michi, quod dimittam virum, qui puram, pauperem vitam vouit‘; wlgariter: ‚ratest du mir, daz ich entlasse, der luter, arm leben gelobt hat‘. Loquens vero illi ait: ‚Nonne prius vouit seu promisit ma[trimonium]‘? Idem autem Beghardus replicando

[1]) Zerstört.

[2]) Zahl nicht erhalten.

[3]) Zwischen illam . . und po sind die Buchstaben völlig vernichtet. Vor po glaube ich noch ein *l* enträtseln zu können.

[4]) Wol der Begharde, dessen in Nr. 19 Erwähnung geschieht.

dixit ad loquentem: ‚Et si totus mundus michi hoc consulet, ego hoc non faciam‘, notans, quod non dimitteret Karlispach prefatum, ‚et hoc est vnum signum, quod spiritus sanctus te possedit sicut granum synapis‘. wlgariter dicendo: ‚Vnd daz mir daz alle die welt riete, Ich tete daz nit, vnd es ist ein zeichen, das dich der heilig geist ale wegig besessen hat als ein senfkorn‘. Tunc loquens illi respondendo dixit: ‚tunc videas, quod te sanctus spiritus ipse multum possideat‘, wlgariter: ‚so wart, daz er dich vast besessen hab‘, et sic ab illo recessit. Et non parte precio, odio, timore etc.

Eine Teufelsaustreibung aus dem Jahr 1701.

Mitgeteilt von **Fridrich Pfaff**, Freiburg i. Br.

Die nachstehende Erzählung entnehme ich der Hs. 541 der Universitätsbibliothek zu Freiburg i. B. Ich habe diese Hs. gelegentlich als einem ihr inhaltlich nicht verwanten Buche beigebunden gefunden. Sie umfasst 18 beschriebene und 2 unbeschriebene Papierblätter von 20 cm Höhe und 16,5 cm Breite. Geschrieben ist sie um 1700.

Aus den Taufbüchern der Freiburger Münsterpfarrei hat mir Herr Geistl. Rat und Dompfarrer *F. Schober* folgende Mitteilungen zur Sache gemacht. *Erhard Loll,* der Vater der Besessenen, der 1673—1676 procurator, subprocurator und procurator substitutus fabricae, dann 1678 telonarius regius genannt wird, hatte acht Kinder von seiner Frau *Barbara Roderin*: Franz Joseph, getauft 28. August 1670; Karl Erhard, getauft 19. Oktober 1671; Johannes, getauft 3. Januar 1673; Rosina Barbara, getauft 26. Mai 1675; die Zwillinge Peter Friedrich und *Franziska Theresia*, getauft 6. Juli 1676; Johannes Jakob, getauft 18. Februar 1678; Johannes Kaspar, getauft 16. März 1679. Barbara Roderin war die Schwester des Freiburger Bürgers und Schmieds *Johann Martin Roder*, der am 10. Jenner 1688 einen gleichnamigen Sohn taufen ließ, welcher honestus juvenis Freiburgensis wieder am 11. Februar 1715 cum pudica virgine Maria Magdalena Kaisserin die Ehe schloss.

Der Vater der vom Teufel Töckeli besessenen Theresia war scheints schon vor 1677, also dem Jahr, da Freiburg französisch ward, neben seinem Amt als Münsterfabrikverwalter, Zollverwalter am Schwabentor, jenem gegen das Dreisamtal südöstlich gerichteten Tore, dessen prächtiger trotziger Turm trotz so vieler Anfeindungen durch kurzsichtige Freiburger heute noch steht. In der Zeit zwischen 1677—1697, während der französischen Herrschaft, ist er dann noch in seinem Amt als Zollverwalter geblieben. Wahrscheinlich ist Loll 1679 gestorben, denn im dritten Jahr ihres Alters ward Theresia mit

noch zwei kleinen Geschwistern von ihrer Mutter verlassen und in Rimsingen abgesetzt. Dieser Ort ist *Oberrimsingen*, am südlichen Ende des Tunibergs, westlich von Freiburg, zwischen dem Schwarzwald und dem Kaiserstuhl, im Breisgau. Oberrimsingen, im Banne der Stadt Altbreisach gelegen, war seit 1630 im Besitz der seit 1664 freiherrlichen Familie *von Falkenstein*, der — wenigstens einer an einen Grafen Helmstett verheirateten Erbtochter — auch heute noch das dortige Schloss gehört. Die „vornehme Edelfrau von Breisach", der zur Zeit, als die kleine Theresia dorthin zu ihrer Patin gebracht ward, Oberrimsingen gehörte, wird also wol aus dieser Familie gewesen sein. Nach drei Jahren, also 1682, kam Theresia zu ihrem Oheim, dem Schmied *Johann Martin Roder* nach *Freiburg*, später dann nach Straßburg, wo in ihrem dreizehnten Jahre, also 1689, die schreckliche Krankheit bei ihr ausbrach. In ihrem zwanzigsten Jahre, also 1696, wallfahrtete Theresia nach *Einsiedeln*. Auf dem Rückweg nach Strassburg gelangt sie zunächst nach Niederemms, d. h. wol *Niederenzen*, Kr. Gebweiler, Kt. Ensisheim im Oberelsass, und dann wieder nach Freiburg, wo leider der gute Pater Provinzial der Kapuziner durch die Besessene einen Teil seines „lieben Barts" verliert. 1699 unternimmt sie die Wallfahrt zu dem kurz vorher zu großem Ruhme gelangten Marienbild nach *Triberg* im Schwarzwald. Da ihr auch dort keine Hilfe wird, will sie sich nach dem hochberühmten Wallfahrtsort *Altötting* in Oberbayern, zu der Kapelle mit dem bekannten schwarzen Marienbild begeben; aber in der Nähe von *Ennetach*, einem Dorf im württembergischen Oberamt Saulgau, nächst *Mengen*, wo sich ein um 1330 von dem Grafen von Montfort gestiftetes Dominikanerfrauenklösterlein befand, überfiel sie die Krankheit aufs neue sehr stark und sie begab sich auf Rat des Ortspfarrers in die Klosterkirche, wo ein Splitter vom heiligen Kreuz aufbewahrt wurde. Als der böse Geist nicht weichen wollte, nahm der Geistliche die Austreibung vor, deren Verlauf unten geschildert ist. Der redende Teufel — im Gegensatz zu den vielen stummen Teufeln, die ihn begleiten — in der „Kreatur" nennt sich *Töckeli*. Man vergleiche hierzu *Stalder*, schweiz. Idiotikon I, 287, wonach *Toggeli*, *Doggeli*, *Doggi*, *Tocki* „Alp, incubus" bedeutet. Nach *Wuttke*, Volksaberglaube[3], 402, heißt auch im Elsass der Alp *Doggele*. Augenscheinlich gehört das Wort zu *Docke* (ebda 286) = niedlich aufgeputztes Mädchen. *Schmid* hat im Schwäb. Wörterbuch 130 *Dokke* = Puppe, sehr geputzt; *Dockeli* = Stutzer, der sich wie eine Zierpuppe kleidet. Die Bedeutung „Bild, Götzenbild" scheint den Uebergang zum

„bösen Geist" zu bilden. Hierzu ist besonders Schmid zu vergleichen. Beachtenswert ist, dass schweizerisch (Stalder 284) *Dogel*, *Nachtdoggel*, *Nachtdoggeli*, *Rosendoggel* „Schmetterling" bedeutet und nach *Grimm*, Deutsche Mythologie [4] I, 382 der Alp oft als Schmetterling erscheint. Vergleiche auch besonders Grimms Wörterbuch I, 1208 unter *Docke*.

An der Handschrift habe ich nur die Rechtschreibung in üblicher Weise vereinfacht, ohne aber etwas Mundartliches zu beseitigen mit Ausnahme des *h* in *kh*, z. B. *khommen*, *Töckheli*, und gleichmäßige Satzzeichen eingeführt. Die Schrift ist verhältnismäßig altertümlich: die Handschrift wird demnach nicht viel nach dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hergestellt sein. Sie ist nicht die in die Hand der geheilten Theresia gegebene Schrift, wie das *L. S.* am Schlusse beweist, wird auch wol nicht die Urschrift des Verfassers Konstantin Heudorf sein, da sie fast gar keine Besserungen aufweist.

Wahrhaffte gründliche doch kurze beschreibung etwelcher sachen so sich mit *Theresia Lollin* von Freyburg in der kürch *S. Maria Magdalena* bei dem gnadenvollen wunderwirkenden vnd hochheiligen creuzparticul zue *Enendach* bey den closterfrawen des heiligen predigerordens zugetragen vnd auch vorhero geschehen, ihre wundersame erlödigung betreffend vnd zwar alles offentlich.

Obbemelte Theresia, eine eheleibliche tochter h. Johann Ehrhard Loll, gewesten kay. hernach aber französ. zollers bey dem so genanten Schwabs-tor in Freyburg wurd nach dem zeitlichen hinscheiden jhres lieben vatters in dem 3ten jahr jhres kindischen alters sambt annoch 2 kleinen geschwistrigen von dero leiblichen muetter verlassen mit einem geschribenen zettel vnd halben creizer brot in dem händlein auf einen wagen gesetzt vnd einem gewissen fuehrmann anbefohlen, selbige an die (von besagter muetter nammens Maria Barbara Roderin) bestimpte verschidene örter abzufiehren mit vermelden, es wolle auch sie muetter denen lieben kindern ohnverzüglich nachkommen vnd folgen, so aber nit beschehen, massen die guete kinder von der selben stund an dero muetter niemahlen mehr ansichtig worden seind; wahrhaftig arme kinder, verlassene waislin!

Nun wurd obbesagte Theresia, als aus denen dreyen das jüngste vnd kleinste, auf Rimsingen, ein dorf so einer vornemmen edelfraw von Breysach zuegehörig gebracht, alda von dero fürmgöttin von dem wagen ab vnd in dero behausung mitleidentlich aufge-

nommen. Nach verflossenem einem jahr wurd dise von besagter edelfraw als einer mildherzigen muetter angenommen vnd wie ein ohnschuldiges töchterlein in der gottesforcht zue 3 jahren lang auferzogen, nach welcher zeit sie abermahlen nacher Freyburg in dero vatterlandt yberbracht, dero muetter brueder Martin Roder ybergeben ist worden.

Nachdeme sich nun Theresia [bey] vermeltem dero vöttern eine zeit lang aufgehalten, ist selbige von dar nacher Strasburg abgereiset vnd hat alda bey einem lutherischen wirtshaus sich in dienst begeben, allwo ohngefehr nach einem halben jahr in der fastenzeit an einem freytag abends vmb 6 uhr Theresia sich zu tisch gesetzt fleisch zu essen, da ihro dan von der schon vorhero sehr erzirnten f. würten dise aigentliche wort seind zugeruefen worden: „Friss, das du vill million teufel fressest!" Auf welches die vnglickselige Theresia ebenfahls mit grossem zorn geantwortet: „Ei! warumb frisse ich dan dise nit hinein, weilen man mir nit besser das essen gonnet." Isset zugleich mit disen worten ein oder anders brocklein fleisch hinein, worauf sie in dem augenblick solchen schmerzen vnd peinliches grimmen in dem leib empfunden, das sie ganz aufgeschwollen zu bett miessen getragen werden, hat auch von diser stund an 6 wochen lang einige speis zu sich nit nemmen können vnd ist alleinig von medicin vnd apothekern durch kröftige saft vnd wässer bey dem leben erhalten worden, zu mahlen ihro auch der mittlere finger an der linken hand sehr hoch aufgeschwollen, ohne das man die vrsach dessen hette iemahlen ergrinden, oder den yblen zustand diser persohn erkönnen mögen. Damahlens befande sich Theresia in dem 13ten jahr jhres alters vnd nachdeme dise von ermelter krankheit sich in etwas erholet, trittet sie aus disem in andere dienst, ware doch jmmer kränklich vnd walzet sich öfters 9, bisweilen auch 24 ganzer stund auf der erden vmb mit gröstem schmerzen, nit allein heulend vnd weinend, sondern auch tobend vnd wietend. Es beglaubten aber alle dises nichts anders, als die so genante bährmuetter zu sein, wolte aber aus villen angewenten einiger mittel wider solche nit erklecken.

Einsmahls beobachtete die fraw des hauses, welcher gestalten Theresia sehr kostbahre spitz an denen ermel des hembts tragte, strafte sie darumben sprechend: „Es ist nit möglich, du hast einen hoffärtigen teufel bey dir." Auf welche wort Theresia angefangen zu lachen vnd solches 2 stund lang ohnablöslich continuiert.

Bald hernach kombt sie zu dienen in dem haus eines catho-

lischen schneiders, hatte aber keine rueh darin, konte auch nit bleiben, weilen sie jmmer dar mehr suechte vnd verlangte bei den luterischen zu sein. Vnd weilen dan die hausfr. besagten schneiders auf ein zeit vngefehr die Theresia vor dem spiegel stehend, zu mahlen das haar pudernd ersechen, die selbe auch, wie billich mit worten hart vnd scharpf bestrafet, als hat die oftermelte Theresia alsobald trotzig den dienst aufgekündet vnd darzu abermahlen ein ganze stund lang nach einander gelachet. Indeme sie über von der ermelten schneiderin wohlmeinend ermant worden zu verbleiben vnd die luterische dienst forthin zu meiden, hat sie, als wäre sie einsmahl ganz erstumbt, geschwigen, endlich aber in folgendes wort ausbrechend: „Nein, sagt sie, ich bleibe nit, es ist vill besser bei den lutherischen fleisch essen, als bei den catholischen immer zu fasten“; worauf sie abermahl lange zeit gelacht. Begibet sich hierauf zu einem lutherischen nagelschmid, vnd obwohlen sie jmmerfort die mehriste zeit vnpässlich, mithin die farb in dem angesicht des tags öfters veränderte, hat doch niemand bishero einigen argwohn der besessenheit, zumahlen selbiger orten dises etwas seltzsames vnd so vill besessene persohnen wie leider diser ort, besonders dis jahr hero, nit zu ersechen oder anzutreffen seind. Bei erwehntem lutherischen nagelschmid hat Theresia wegen continuierlichen ohncräften vnd leibsschmerzen gahr kurzen dienst gehabt, kombt derohalben widerumb zu obbemelter schneiderin, bei welcher aber sie sich gahr ybel verhalten, massen selbige vill ohnanstendige ding verübet, besonders aber der kürchen wenig nachgefragt, vnd da man ofters vermeint, sie seie bei der heiligen mess vnd gottesdienst in der kürch, befande sich selbige bei dem danz oder andern verbottenen orten: wan sie aber von den frawen hieriber bestraffet wurde, fienge sie iedesmahl an zu lachen, brache letztlich aus in solchen zorn, das sie nit allein als vnsinnig in dem haus herumb laufend schüssel vnd häffen zerbrochen, sondern auch die guete fraw mit schlägen vnd reissen ybel zu tractieren sich erfrecht; sobald sye aber von dem vnsinnigen toben vnd wieten abgelassen, müeste sie sich halb dotter darnider legen.

Indessen vermehrte sich diser so yble zustand fast däglich, baumbte sich auff, wurde dick vnd geschwollen vnd dessentwegen bezwungen 6 wochen lang verschidener arzney, wiewohlen ohn allen effect, nit zu gebrauchen.

Endlich liesse es sich zur besserung an, dermalen sie in dem haus eines catholischen schneiders in den dienst getretten, aber gleich den andern dag, nachdeme sie in dises guet catholische haus ge-

kommen, ergriffe sie ein zumblich gross mit süedheisser laug angefiltes geschürr, schittet das selbig jhro yber das haubt ab mit grossem zorn vnd wieten, worauf sie alsobald dödlich erkranket, vnd mit allen heiligen sacramentis versechen worden. Nach verflossenen 8 dägen wurd Theresia in das hospital yberbracht, allwo jhro grosse blattern gleich einer grossen kugel ausgefahren auf dem haubt, hals vnd rucken, vnd schetzte man sie allda annoch alle augenblick des dods aigen zu sein.

Nach verflossener kurzer zeit gelanget sie zue bösserer gesundheit vnd nachdem sie bereits 7 jahr lang in disem betriebten zustand verzehret, bald krank, bald gesund, bald gedienet, bald vor sich selbs gehauset, komet sie eines dags zu obbemelter schneiderin, bittet in vorigen dienst aufgenommen zu werden; da aber solche disen versagt vorgebend: „Mein künd, du bist ia immerdar krank, ich kan dich nit haben", wurd yber dise wort Theresia ganz verwirret vnd tobend, sagte: „Ei! so will ich mir dan schon selbsten helfen", laufend also zornig zu dem stadttor hinaus, willens sich selbst zu vertrenken; wurdet aber jhro von der vorsichtigen frawen also bald eine persohn nachgeschickt, so die armseelige Theresiam errettet, welche dan gleich eines laufs nacher Einsidlen eilet, vmb die in letzter krankheit dahin versprochene walfart zu verrichten. Wurde von erst berierter persohn begleitet, welche dan bekönnet, das Theresia auf diser ganzen reis immerzue verstöllet vud ausser aller andacht gewessen seie.

Als sie nun jnnerhalb 8 tag zu Einsidlen angelangt, ware sie aldort einem halb verzweifleten menschen ganz öhnlich, hatte auch 3 tag nach einander kein brosemen genossen, gehet als dan zu einem priester, beichtet vnd eröffnet dem selben jhren yblen zustand, ohnwissend, ob sie von sinnen vnd verstand verlassen, oder etwan von dem bössen geist besessen ware. Der priester ratet, es solle Theresia abends vmb 5 vhr abermahlen bei jhm erscheinen, welches auch geschehen, vnd empfangt von jhme nebst etwelchen geweichten sachen die priesterliche benediction, wurde alsdan mit solcher in friden entlassen.

Sobald nun Theresia sich, so guet sie konte, von der gnadenvollen vnd liebreichisten muetter Maria beurlaubet, vnd dero müetterlichen schutz sich angelegenlich befohlen, begibet sie sich widerumb auf die reis nacher Strasburg zu widerkeren, da dan die zue Einsidlen empfangene vnd gebrachte benedicierte sachen schon zimbliche würkung bezeiget, indeme Theresia angefangen zu erspühren vnd

allgemach zu beglauben, dass sie wahrhaftig besessen seie, welches auch die begleitende person wohl erfahren, indeme sie auf dem weg zwei stund vor Nideremms, einem dorf im Sundtgoy oder Oberelsas gelegen, mit grosser furi von der besessenen angefallen, von sich gestossen vnd hinwegg geiagt worden.

Zu besagtem Nideremms wurde Theresia von dem pfarrherrn in das würtshaus yberschicket das öhl aus der ampel, so bestendig brinnet vor dem gnadenreichen bildnus der yberseeligsten jungfrau Maria zu Tryberg, da dan die besessene das geschirel ergreifend selbiges mit vngestimm nach dem boden geworfen vnd zu stück zertrimmeret. Nachdem sie aber ein anders empfangen, vnd dises von etwelchen starken männern mit grossen zwang vnd müeh jhro in den mund eingeschittet worden, hat sie darauf alle kleider des leibs zue stücken zerrissen vnd ist von dem leidigen Sathan an allen glidern solcher gestalten lahm vnd contract gemacht worden, dass sie auf einer barren von einem zu dem andern dorf hat miessen gefiehrt werden. Nach verflossenen 4 wochen gelangt die betriebte zu Freyburg wider an, konte in keinem zimmer bleiben, wo einige bildnus Christi oder deren lieben heiligen zu sehen war, ia vermöchte nit innerhalb 4 ganzer wochen ein einziges hl. vatter vnser zu betten. Vnd da sie auf einen tag von dem P. Provincial R.R. P.P. Capucinorum besuecht wurde, mieste sie von 6 starken männern gehalten werden; kostete gleichwohl dise mildherzige besuechung hochgedachten P. Provincial seinen lieben bart, welchen jhme die besessene nit völlig vnd auf einmahl hat aussgerissen, doch gueten teil desselben.

Einstens gienge ein gewisser geistlicher nach dem haus eines kranken, in den händen tragend das hochwirdigste guet des altars, welchen der boshafte gaist aus der besessenen person solcher gestalten erschröcket, das er darüber gefährlich erkranket.

Ein halbes jahr lang hat man durch keinen gewalt von dem besen geist einige red nit erzwingen können als dise allein: „O du, o du“, welches dan eine anlas gegeben, das abermahl sehr viel gezweiflet, ob Theresia wahrhaftig besessen seie oder nit. Etwelche sagten ohne schew vnd offentlich, sie seie ein hex, andere aber hielten darvor, sie were sinnlos vnd des verstands ganz beraubet. Nachdem nun die arme Theresia 7 jahr in so betriebtem stand wierklich zugebracht, wurd sie endlich A. 1699 nacher Tryberg, der new entstandenen vnd nunmehr weitberiembten wahlfahrt der muetter Gottes, yberfiehrt, allwo sie sich 2 jahr nach einander aufgehalten vnd von dem höllischen gast schier ohnglaubliche qualen

erlitten, deren vnder andern nit die geringste ist, dass gleich noch dero ankunft sie von dem Sathan auf den hohen berg getriben, gleichsamb in einem augenblick widerumb hinabgesprengt vnd in das wasser geworfen worden. Als sie aber herausgezogen vnd in das haus geschleipft worden, beglaubte man selbige dödlich krank zu sein, besonders weil sie 9 tag ohne alle speis gelegen ist; es ware aber dises nur ein anfang künftig teuflischer torturen, massen die elende creatur nachgehends obbesagte 2 jahr lang sowohl winter- als sommerzeit täglich je bisweilen eines tags gahr 2 oder 3 mahl solcher gestalten den berg auf- vnd abgesprengt, auch in das wasser vnd in dem winter vnder das eis geworfen worden, das sie iedesmohl des dods eigen gewest, wan nit selbige wunderbarlich von Gott were erhalten worden, als welcher solche qual yber dises mentsch verhänget vnd zugelossen, aus vrsach, welche hernach der bese geist in der stund seiner entweichung, von Gott bezwungen, selbst offenbahret, auch vnden soll verzeichnet vnd angezeiget werden.

Auf bemeltem gnadenreichen Tryberg ist durch angewandte vnd von einem frommen geistlichen öfters gebrauchte kröftige exorcismos nit allein vil malefiz als schwarz, griene, gelb gestockte stücker bluet, ganze bischel ohnerkentliches har vnd dergleichen von Theresia ausgeworfen, mithin sehr vil stumme teufel ausgetriben, sondern die ybrige annoch in dero leib wohnhafte, so gar auch dero oberste vnd alleinig sprechend solcher gestalten gestillet vnd getämmet worden, das von vilen auch den gueten geistlichen vnd Theresia selbsten ohngezweiflet beglaubet wurde, es seie nunmehr die arme creatur völlig von dem höllischen gast quittiert vnd ohnfehlbar erlediget, ohnerachtet Theresia in dem bein des linken fues ohnablösliche schmerzen empfunden, wohin nemblich die leidige gaister sich arglistiger weis verborgen haben, obwohlen solches die arme creatur nit vermeinte noch besorgte, dero aber solche freid, laider! bald ist in den brunen gefallen, indeme nemblichen kaum 3 wochen verflossen seind, vnd Theresia entschlossen von Tryberg nacher Einsidlen sich zu begeben, da erspiret sie von den inhabenden laidigen Sathan spöttlich betrogen zu sein, massen diser auf ein newes sich aufgelassen, vnd das arme mensch erschröcklich angefangen widerumben zu torquieren, also das sie mit entsötzlichen gebörden gleich einem kalb mit starker stimm geschrien vnd gebleret, der linke fuess hoch aufgeschwollen vnd hernach ein viertel jahr lang mit s. v. ohnfletiger materia geflossen, der geist sich aber vernemmen lassen, er miesse an anderem frembden ort ausweichen.

Diesen ort verstuend die betriebte Theresia darumben auf das gnadenvolle vnd weit beriembte Altötting, weilen der lugenhafte böswicht schon zuvor hat ausgesagt, es solle die creatur alda sich hinbegeben, vnd wofern derselben innerhalb 3 tägen nit geholfen werde, seie alsdan einige hoffnung der erledigung nit mehr ybrig.

Theresia nun von der liebreichsten muetter Gottes zu besagtem Tryberg sich herzlich zu beurlauben, begibet sich auf den weg in mainung nacher Altenötting zue verreisen, vnd siche die wunderliche anordnung des barmherzigsten Gott: da dise ohnweit Enendach sich befindet, wurd sie von dem geist hoch aufgeblosen, welcher sie auch auf der erden hin vnd wider geworfen auch also gequelet, das sie nebst der bei sich habenden weibsperson genzlich vermeinet ihnen ohnmöglich zu sein nach der statt Mengen, welche etwan ein bixenschutz weit von besagtem gottshaus vnd flecken Enendach liget, zu kommen, dessen sich beide nit wenig verwunderten, sprechend: „Es ist nit möglich, es mues ohnweit ein sehr gnadenreiches ort sich befinden, welches der bese geist vermerckend vnd wissend vns dorthin zu kommen verhindern will.“ Jhedoch liessen sich nit abhalten, gehen der benanten statt Mengen zue in dem geringsten nichts wissende von dem closter Enendach. Nachdeme sie aber beraits ersagte statt durchpassiert vnd von einem ohngefehr auf dem weg angetroffnen bettelweib sowol des in der pfarrkirchen zu Enendach stehenden gnadenreichen schmerzhaften muettergottesbild, als des in dem closter alda sich befindeten wundervollen heiligen creuzparticul verstendiget seind worden, haben dise ohneracht des grausamen heulen, toben vnd wieten des hellischen hunds mit grosser miehe vnd in zimblich langer zeit nacher besagten pfarrkirchen an einem freitag sich begeben, allwo die betriebte Theresia von dem wolehrwirdigen gaistlichen dises orts mitleidendlich erinneret ist worden, sich in die closterkirchen hinunder zu verfiegen, vmb allda den heiligen seegen von dem heiligen creuz bei dem priester zu erbitten vnd neben anderen besessenen, wie an solchen tägen zu geschehen pflege, disen andächtig vnd mit starkem glauben zu empfangen.

Es ist aber hier nit zu beschreiben die grosse gewalt, welche der verfluechte Sathan angewendet die arme Theresia von disem zu verhündern, als welcher sich öfters mit grossem geschrei vernemmen lassen, es solle die creatur zu ieder wahlfart hingehen, wo sie wolle, nur nit zu disem brinnheissen creiz. Jedoch hatte Theresia ihrem inhabenden gast dapferen widerstand getan vnd eben darumb grosses vertrawen zu dem heiligen creiz gefast, auch nit vmbsonst, den so

bald sie den ersten fues in die kirch gesetzt, erspiret sie nach eigner bekantnus schon an einem gnadenvollen ort zue sein. Kaum aber hat sie den heiligen seegen empfangen, da fanget sie alsobald ein heifiges malefiz ausszuwerfen, welches den ganzen dag in dieser kirch gewehret, das also Theresia entschlossen sich in diesem ort lenger aufzuhalten, besonders weilen folgenden dag noch eingenommen oehl, so ihro aus dem vor dem heiligen creiz brineten ampel ist zu trinken dargereicht worden, nit allein der leidige Sathan erschrecklich zue wüeten angefangen, sondern auch hierdurch bezwungen ist worden noch mehrer malefiz von sich zu lassen.

Als nun Theresia auf dero inständiges bitten öfters den heiligen segen erlanget, ist nit zu beschreiben, wie ybel sie iedesmahl, ia täglich seie von dem vermaladeiten Sathan in die 4 wochen lang tractiert vnd gequelet worden, also zwar, das solche höllische qualen ohne weinende augen von niemand konten angesehen werden, welches sie aber mit grosser gedult vnd bestendigem vertrauen zur[1]) ehre Gottes vnd des h: creizes erlitten vnd ybertragen, öfters durch die heilige sacramenta der beicht vnd communion hierzue gestoerket. Endlichen aus mitleiden bewegt, wolte derselbe geistliche vatter wider den verdambten höllhund eines grösseren ernst vnd gewalts sich gebrauchen, dessentwegen er den 7ten may mit gebührender vorberaitung vnd genawer beobachtung alles dessen was bei einem so gefehrlichen actu mit vnd wider den boshaft verschlagensten lügengeist beschehen soll, den anfang zu denen hernach folgenden exorcismis vnd beschwörungen gemacht, bei welchen dan der Sathan also gewietet, das die besessene von 5 vnd 6 starken personen kaum möchte auf den fiessen erhalten werden, schreie auch der geist vnder ander zu dem exorcista dises: „Noch 5 mahl, khomb noch 5 mahl wie dises mahl, alsdan wirst du sehen, was geschehen wird; o creiz! o brenendes creizparticul!“ Warf also dan aber mahl abscheuliches malefiz von sich mit den worten: „O cameraden, cameraden! o ihr arme cameraden!“

Nachmitags, als Theresia sich ganz allein in der kirchen vor vor dem h. creiz-altar knyend sich befande, ist heimlich vnd dero vnwissend[2]) beobachtet worden, dass der bei sich habende bese geist mit dem heiligen creuz gleichsam in einer disputation begriffen, als welcher sich gegen demselben gestöllet die händ aussströckend vnd mit zornigen augen ohnablöslich vnd starr anschawend öfters in

[1]) zur] vndt.

[2]) vnwissend] vorwissendt.

diese wort ist ausgebrochen: „Responde, cito, cito!“ vnd yber ein kleines: „Ita, ita, omnia maleficia“; alsdann: „Ich will ia, ich muess ia, ita, ita, cito, cito, omnia maleficia“, welche wort er auch folgende täg öfters widerholet mit dem zusatz: „O du heisses creuz; o du brennendes creuz! du verfluchte creatur, warumb bist du daher gangen, wart ich will es dir machen!“

Bei dem anderen exorcismo ist er befragt worden: Quod est nomen tuum? wie er heisse? Wollte aber durchaus solches nit anzeigen, also das eine zimbliche zeit verflossen, bis er endlichen gezwungener mit grossem zorn geantwortet: „Tockeli“, worauf er abermahl befragt: Was ist töckeli? wo ist töckeli? antwort: „Ich Töckeli: dis ist mein namm.“ Weilen aber der exorcista solches weder glauben noch hören wolte vnd eben darumb mit newem ernst den nammen zu erzwingen anfinge, bezeigte der geist es mit disen worten: „So wahr Gott Gott ist, so wahr Gott am creuz gestorben ist, so wahr ist es.“

Nach solchem ist er auch befragt worden, wie, wan, wo, warumben er diese person besessen habe? auf welches er dasjenige ganz ordentlich geantwortet, was oben schon ist verzeichnet worden, hat hernach immerzu geschryen: „O creuz! particul! particul! O ewig! O ewig! Ich armer teufel! Ewig, ewig in der brineten höll! O ewigkeit, o ewigkeit!

Indessen ist sich billich zu verwundern, dass der obgesagte seelenfeind eine gewisse person so damalen vnd vorhin schon eine geraume zeit bei der besessenen sich aufhalten vnd derselben gedient ohne einzige belestigung oder anfechtung dises leidigen Sathans, dieser tägen aber von dem selben öfters nit allein mit vilen schand- vnd schmächworten sondern auch mit harten schlägen, reissen, stossen, werfen, haarausraufen vnd desgleichen yber alle massen ybel tractiert worden, ohne dass man die wrsache dessen wissen kunte, bis endlich der geist sollige von dem heiligen creuz, wie er offendlich bekannte, bezwungen, in der kürchen vor dem heiligen creuz-altar selbsten geoffenbaret: es seie zu dem heil vnd seeligkeit dieser person ihme von dem grossen mann (also pflegte er ausser seinen bezeugen vnd becräftigungen Gott zu nennen) zugelassen dises mentsch zu plagen vnd zu bestrafen, weilen sie falsch gebeichtet vnd in der beicht grosse sünden verschwigen habe, auf welche sünden er Sathan mit wort genuegsame andeitung gethan, vnd die person solche sünden begangen zu haben, gleich selbigen augenblicklichen zumahlen in der beicht verschwigen zu haben nit geleugnet. Einsmahl geschahe, dass der grimmige lew dises arme mentsch bei den haaren

erschrecklich in der kürchen herumbgezogen das haubt mit grosser furi vnd höllischen wueten ihro auf die steuner stossend vnd mit faust hart traktierend, das dan der beichtvatter ohngesehn darzue kommen, welches mit grossem mittleiden ersechen, hinzue geloffen vnd mit ernstlichen worten dem zornigen und schaumenden Sathan abzulassen befohlen, ihme beschwöhrend, forthin das arme mentsch nit mehr zu beleidigen. Worauf der geist zwar alsobald von dem wieten vnd schlagen nachgelassen, zu dem priester aber sich wendent: „Du muset wissen, sagte, dass mir der grosse mann solches zu thuen gewalt geben.“ Alsdan mit dem finger auf den tabernacul des hochaltars deutend, sprach er: „O was ist es? Vnwirdig, vnwirdig, vnwirdig empfangen“; vnd die person sehr zornig anschawend, ich will, sprach er, ich will es ihro noch vill anders machen.“ Die person yber so hartes procedieren ganz erschrocken vnd zitternd bittend mit villen zecheren den beichtvatter ohnverzüglich ihr beicht anzuhören; so aber besser zu sein erachtet, solche auf ein als anderen tag zu verschieben vnd nach gegebener satsamer vnderweisung hierzue sich bestens vnd recht angelegendlich zu praeparieren, indessen ware rew vnd leid zu erwecken, alsdan vollkommendlich vnd wie es sein solle zu beichten. Welches so bald es geschehen ist, haben die teuflische plagen auf einmahl solchergestalten nachgelassen, dass auch der verfluchte Töckeli nachgehends besagte person nit mehr anschawen wolte, vnd da er befragt wurde, warumb er einsmals mit der person so wohl zufriden worden, vnd selbe nit mehr schlagen, antwortet er: „Schlag du, sie geht mich nichts an.“ Konte auch von diser beicht an mehrernante person wohl umb sich gedulden, da er doch zuvor bei dem exorcismo sie anredend schreie: „Gehe du fort, du sollst die creatur nit helfen halten, du hast kein kraft!“

Den 5ten may morgens nach der h. mess ist der dritte exorcismus mit beschehener gebührender vorbereitung bei dem h. creuzaltar vorgenommen worden, bei welchem sich der Töckeli mehrers als jemahls vorhero gespühret vnd widig erzeigt. Als ihm aber mit dem hl. creuzparticul vnd beschwöhrungen gleichfahls störker zugesetzt wurde, schreie er auf: „Gnad, gnad, closterherr! Gratia, gratia, gratia, geistlicher herr! Lass ab, gnad, gnad, es ist genueg.“ Diese wort widerholte er öfters vnder dem exorcismo mit sehr kläglicher stimme, also dass etwelche aus den gegenwertigen sollen gesprochen haben, wofern solches nit der teufel redet vnd derselbe betroffen wurde, sie ohnfehlbahr zu dem mitleiden vnd weinen weren bewegt worden. Indeme aber die exorcismi nach allem ernst pro-

sequiert vnd fortgesetzt wurden, sagte der Töckeli: „Nein, nein, du richtest nichts, ich gehe nit bis die 9 puncten gehalten seind.“ Worauf der exorcista ihne beschworen dise 9 puncta zu ehren Gottes vnd des heiligen creuzes zu offenbahren, welches er aber lang nit allein halsstarrig verwaigert, sondern auch erschrocklich sowohl in teutsch als französischer sprach angefangen zu fluchen, den exorcistam, das closter und alle dessen angehörige zu vermaledeien vnd den exorcistam alles ybel zu betrohen, yberdies villen s. v. speichel vnd unflat ihm aus dem mund der creatur in das angesicht zu werfen, ja einen warmen, stinkenden und gleichsam recht höllischen dampf under das gesicht zu blasen, mit denen worten: „Du muest mir doch den höllischen gestank auch schmecken!“ Als aber der exorcista hierauf antwortete: zue grösser ehr Gottes wolle er dieses vnd noch mehrers leiden, finge er annoch mehrers zu fluechen, zu toben, zu wieten, bis er endlich in dise wort ausgebrochen: „Nunmehr ist dises das tritt mahl, o wohin kombt es mit mir hollischem geist! Ita, ita, cito, cito, cito omnia maleficia.“ Weilen aber der exorcista die 9 puncta durchaus haben vnd wissen wolte, hat endlich der leidige Sathan durch die craft des heiligen creuzes, wie er selbsten bekönnent, gezwungener solche endecket vnd zu widerholten mahlen gesagt, es miessen zur erledigung der creatur 9 heilige Gottes besonders erbetten und eifrigisten geruefen werden, hat auch selbige dem exorcista zuem zweiten mahl ganz ordendlich und langsam dictirt mit dem anhang, solche den folgenden dag in der heiligen mess angelegentlich anzuruefen, als welche darumb vill bei Gott zu disem grossen werk vermögen: „weilen selbige, sprach er, von uns teufel in dero leben auf der welt sehr vnd vill angefochten worden vnd yberwunden haben.“ Da er nun solche zu benennen befelchet ist worden, sprach er: „Josephus, Antonius, Hyeronimus, Augustinus, Willhelmus, Dominicus, Bernardus, Ignatius, Xaverius.“ Nach disem wurde er befragt, wer ferners zur erledigung der creatur erforderet werde, wolte aber kein antwort geben als dises: „Morgen will ich dir alles sagen.“

Den 9ten mai nach vollendeter heiliger mess war der vierte (nach angebung aber des besen feinds der dritte) exorcismus vorgenommen, bei welchem der Töckeli alles was er in den vorhergehenden exorcismis ausgesagt haubtsächlich becreftiget sagend zu dem hl. creiz: „Ich will, ich will, ich muess, ich bin gezwungen.“ Wird ernstlich nach disem befragt, ob er die creatur entlossen werde vnd muesse? Antwortet: „Dass dich der doner in den boden hineinschlage usw. Hab ich es dir nöt schon genug gesagt? Botz million sacer! Mues ich

die wahrheit geredet habe, indem er gesagt, er habe bereits 150 stumme cammeraden von sich in die höllen geschickt, bewögte diejenige sowohl geistliche als weltliche leichtlich zu beglauben, welche glaubwirdig aussagten, kurz zuvor under dem exorcismo eine feurige flammen gesehen zu haben aufsteigend aus dem mund der besessenen, so aber im augenblick in dem luft verschwunden.

Einsmals war under dem exorcismo der geist ganz still vnd scheinte, als wolte die besessene einschlafen, wolt dem exorcistae auf kein frag mehr antworten und sagt allein: „Heut nit, heut nit, ich sag nichts mehr: mein zeit ist verflossen, ich muess bei der creatur schwizen und blasen.“ Und gleich darauf sprach er: „Ich will mich wöhren, ich will mich wöhren.“ Letstlich und vor beschluss des exorcismi sagte der exorcista: Hörest du es, du vermaladeiter deufel, du feind Gottes und verfiehrer der mentschen, du urheber aller bosheit usw., weilen ich nun versicheret bin und weiss, dass du aus befelch des ewigen, zu dessem heiligen namen alle knye auch in der höllen sollen und miessen gebogen werden, durch die craft seines heiligen creuzes bezwungen, entlichen dein bishero mit gröstem unrecht besessene hörberg quittieren vnd morgens von 5 bis 6 uhr die creatur ohnfehlbar verlassen muest, so befilch ich dir und beschwere dich hiemit, dass deine ausfahrt beschehe mit einem sichtbahrlichen zeichen, jedoch ohne wenigste verlötzung der creatur, meiner und meniglichen, und dises solle allein geschehen zu grösserer ehre gottes und des h. creuz Christi Jesu. Worauf der Sathan alsobald geantwortet: „Dises ist nit in meinem gewalt, du closterher, wan du wilst ein zeichen haben, so schlupf zu dem loch hinauf, halte an bei dem grossen mann; wan ers erlaubt, so will ich ein zeichen geben. Schlupf hinab zu denen, sötzt er gleich hinzue, zu denen, so unter der erden seind; dise vermögen gahr vill bei dem grossen mann. Und solle der heutige fastag auch vor sie aufgeopfret werden. Es werden fünf aus ihnen erquicket werden. Dises fasten solle geschehen zue ehren der g. chören der heiligen englen.“ Nach disem fangt er abermahl an zu toben, wüeten, stossen, schreien, fluechen und sacramentieren, bald teutscher, bald französischer sprach, und als der exorcista ihm zu schweigen befohlen, sprechend, es solle alles sein fluechen so vill sein vnd gelten, als wan er Gott loben und preisen wurde, sagte er: „Lob du, ich kan nit loben.“ Darauf vermaladeit er die creatur, vorgebend, wan sie nit were zu disem heussen creuz gekommen, hette er noch lang platz gehabt, aber ietzt miesse er den sitz verlassen; nunmehr seie es mit ihme höllischen teufl geschehen. Wie

wirst du dann, fragt der exorcista, die creatur verlassen? und wie könten wir versicheret wissen, dass du entwichen seiest? Hierauf gibt er zur antwort: „Hab ich es dan nit schon gesagt, man miesse den grossen mann anruefen; sonst trolle ich mich in der stille fort, dass man hernach zweifle.“ Nach erteilter benediction ward die besessene ganz schwach in dero zimmerle geführt. Disen abend hat der besessenen geist mit einer gewissen person sehr lang und vill französisch gesprochen, da doch die besessene solche sprach weder redet noch verstehet. Und weilen er der creatur zu widerholten mahlen ernstlich getrohet selbige die folgende nacht ohnsauber zu tractieren und braf in der cammer herumbzusprängen, mithin deroselben ein guete lötze zu hinderlassen, als hat sich der exorcista nachmahlen zu ihro begeben, selbige ermant dem leidigen feind dapfern widerstand zu tuen, auf die gnad Gottes und des heiligen creizes bestendig vertrawend und vöstiglich glaubend sich auf die stund der erledigung gebührend zu bereiten, sodan ihro erteilt die priesterliche benediction und alsdan dem höllischen Töckeli anbefohlen die creatur dise nacht nit zu mollestieren oder seiner betrohung gemess das wenigste leid nit zuzufiegen. Bei der creatur aber seind annoch 3 weibspersonen zu ybernachten und selbige fleissiglich zu beobachten verordnet worden.

Den 10ten maii morgens umb 3 uhr wurde von den closterfrowen die möttin gehalten, und nachdeme sie vollendet auch die heilige beicht und communion andechtig verrichtet, welches den vorgehenden tag von der besessenen Theresia ebenfahls eiferigst beschehen ist. Sobald das zeichen zu dem englischen gruess gehört und die liebreichiste muetter Maria mit gewohnlichem gebett gegruesst worden, verfiegt sich der exorcista zu Theresia und verstehet mit grossem trost, dass auf den gestrigen befelch der bese geist der gestalten durch die ganze nacht sich still und ruhig gehalten, dass ein solches zu villen wochen nit geschehen seie. Da man aber die besessene Theresiam in die kürchen führen wolte, hat der Sathan sich solcher gestalten gespörret, dass fast ohnmöglich scheinete die person weiter fort zu bringen; ist aber von dem yberkomenden exorcista zu dem gehorsam und in die kürch gebracht worden, bei dero erstem eintritt der leidige Sathan alsobald angefangen zu heilen und zu schreien: „Nunmehr, nunmehr ists mit mir armem teufel geschehen!“ Plagte und quälte darauf die betriebte Theresia erschröcklich, also dass solches von dem schon in grosser menge versamleten volk ohne schrecken, weinen und mitleiden nit könte angesehen werden. Sobald die fünfte stund von der uhr gehört worden, fangt der priester den

exorcismum ahn, da dan der Sathan gleich aufgeschryen: „O fünfte, o fünfte, o fünfte!“ Fanget ahn vill erschröcklicher zu toben und zu wueten als vormahlen bei allen exorcismis beschehen ist, also dass die person auch von denen störkisten männern, unter welchen auch h. Joann. Martin. Wild, der zeit hochfürstl. buechauischer ambtmann in der statt Mengen, so bei vorgehenden und disem actu die besessene in seinen armen haltend sich sehr mildherzig gegen deroselben erzeigt, mit grosser müehe kaum erhalten werden konte. Auf die in teutscher sprach getane, bei vorgehenden exorcismis mehristen teils beschehene, ietzund aber mit fleiss widerholte und etwelche beigesetzte fragen hat der Töckeli wie iedesmahl mit starker und langsamer stimm dem exorcista geantwortet und solches wie oben becräftiget; gleich darauf aber widerumb entsötzlich geflucht, dem exorcista in das angesicht gespyen, bald darauf aber mehrmahlen geschryen: „Gnad, gnad! Closterherr, gratias! Gedenke doch die ewigkeit, die ietzt anfangt mit mir teufel in der höllen und ewig, ewig wehret!“ Darauf erstillet er und hat das ansehen, als wolle die creatur einschlafen, wurd befragt, aus was ursachen dises geschehe? Antwortet er: „Ich muess weil ich kan, mein zeit ist kurz. Aber nein, ich gehe noch lang nit.“ Widerholet dise wort etlich mahlen nacheinander mit fröhlicher stimm, ohne alle zweifel darumb, dem exorcista sowol als der creatur nemblichen einen zweifel und misstrawen hierdurch zu verursachen. Indeme aber dem boshaften feind eben darumb mit noch gresserem ernst zugesetzt wurde, auch der exorcista mit etwen disen und dergleichen worten sich vernemmen liesse: Meinst dan, es werde der högste Gott dises sein allerheiligstes creiz durch dich schendlichen teufel lassen zu schanden werden? Meinst dan, es werde Gott zugeben, dass du verfluechte bestia mit seinem allerheiligsten nammen, durch die h. sacramenta, durch die allerseligste jungfrau Maria usw. deine lugen so oft und vil werdest becröftigen könen? Nein, fort muest du an dasjenige ort, so dir gehörig ist, in den abgrund der höllen, und solches wird geschehen noch in dieser stund. Wisse, dass ich dessen versicheret bin! Auf dises fangt der Sathan erbarmlich zu lamentieren, sagend: „Nur nit in die höll! nur nit in die höll! O ewig, ewig, ewig! O crucem, o creuz! o kraft des creuzes Christi, du zwingst mich in das höllische feur! Du stehest der creatur zu meinem verderben auf dem haubt!“ Und bald hernach schreiet er: „O creuz, o creuz! du bist bisher schlecht verehret worden! O ich elender teufel muess es sagen zu meinem spott! O wie wird mir ergehen!“ Darauf fangt er abermahl an zu fluechen.

Das anwesente volk aber ist ermanet worden zu ehren des heiligen creuzes 5 vatterunser und so vill ave Maria zu sprechen, und in solchem gebett schreiet der Sathan auf: „Die creatur wird von villen händen gehebet, man muess sie frei lassen.“ Bald darauf: „Die creatur muess geworfen werden.“ Darauf sagt exorcista: Sie muess nit geworfen werden. Hierauf mit erschröcklichem geschrei antwortet der höllische geist: „Sie muess aber geworfen werden, sonsten fahre ich in ewigkeit nit aus.“ Warumb dan, fragt der exorcista, soll sie geworfen werden? Antwort: „Weilen es gott haben will. Ich habe schon 2 mahl erlaubniss von Gott die creatur werfen, und dises wird das zeichen sein, so du begehrt hast.“ Weilen dan der exorcista nit ohne ursach beförchtet, es möchte sich der feind mit gewalt aufwenden und die arme creatur zu boden werfen, befahle er solche geschwind auf die erde niderzusötzen; da warfe sie aber der geist auf den ruggen, mit grossem zorn und geschrei sagend vnd bezeigend, er miesse ein zeichen geben. Auf welche wort er die armselige creatur wie ein leichte feder in gröster geschwindigkeit auf dem boden herumbgezogen, sich hoch aufgebäumet, als were die creatur sehr geschwollen, die zunge weit von dem mund herausgeströcket, die augen abscheulich verkehrt, das haubt hinder sich mit grossem gewalt auf den boden geschlagen, sich wie ein wurm gekrümmet in disen worten: „Dis ist ein zeichen, dass ich in die höll muess. O maledictio! in ewigkeit, in ewigkeit! o ewig! in ewigkeit nit mehr zu gnaden zu kommen!“ Alsdan liget die creatur annoch auf der erden, jedoch bestendig an einem ort auf dem ruggen, die haar stehen alle gehn berg und yber sich in die höhe, der kopf immerzue hart auf den boden geschlagen, der leib aber also hoch aufgeblasen, dass man vermeint, es werde solcher alle augenblick zerknöllen. Da fangt der teufel an zu predigen, sprechend dise aigentliche wort, wie solche von hierzu verordneten mit fleiss seind notiert und gezeichnet worden: „Hörst du, geistlicher closterherr, der du gegenwertig stehest, sambt deinen creaturen, die alle da stehen, dass dise creatur von mir vil mahl ist gepeiniget worden, hat mir zugelassen wegen ihrer eltern, weil sie in ybbigkeit, saufen und fressen, hueren und bueben gelebt. O ihr mentschen, alle junge und alte, geistliche und weltliche, oberkeit und underthanen, buesfertige und unbuesfertige, spieglet euch in disem, stehet ein mahl ab von sünden! Es seind einige gegenwertig hier, welche nit in der gnad Gottes seind, so ich mit der creatur finger zeigen konte und wolte; aber Gott last es nit zue; es seind vil, welche lasterhaft leben; du aber, o creatur, hast freitag

und sambstag auch die ganze fasten fleisch gessen, hast deine haar gepuderet und die händ mit mandlseifen gewaschen: darumb will Gott, dass du siben jahr lang am mittwoch, freitag und samstag fasten sollest und dich nit allein von fleischessen, sonder den ganzen dag von aller speis dich enthalten. Und du, mein creatur, lasse dir dises nit schwer fallen, gedenke dis seie zeitlich, ein kleine zeit; ich aber muess ewig, ewig brennen. Und du, closterherr, fahr fort mit deinen ermanungen und nimb die creatur wohl in acht, gib es ihro schriftlich mit, wie sie erlöst worden, ich will, wann ich schon muess in die hollische flamm weichen, niemahl underlassen die creatur anzufechten. Und du closterherr, ich teufel, Töckeli genant, will ietzt auch umb dich herumbgehen, gib acht, gib acht, gedenke an die creatur! O creatur, muess ich denn dich verlassen, muess ich dann dich verlassen! O ewigkeit, o ewigkeit! O creuz Christi, du zwingest mich! usw.“ Indeme nun der leidige Sathan solchergestalt erschröcklich heulende und weinende und lamentierend, ist die 6te stund bereits vorhanden, da dann gleich auf den ersten streich der gloggen der verfluechte Sathan die creatur im augenblick von dem opferstock bis zu dem beichtstuel hingeworfen, mit einem entsötzlichen geschrei, ausstreckung der zungen bis under das kün, mit ganz erbarmlichen verstölten augen und schwarzen nasslöchern ausgewichen und der hollen zu gefahren an der octava oder achten tag des erfundenen hochheiligen creuzes Christi Jesu, da an dessen hl. festtag selbst der vermaledeite höllenhund den exorcismum und h. benediction zu empfangen den ganzen tag mit grossem teuflischem gewalt die arme Theresiam hat abgehalten und dieselbe abends in gröstem sturmb und hagelwetter ein halbe stund weit, nemblich von Enendach bis nach dem stättlin Scheer ein- und ausgesprengt und also von dem friehen morgen bis auf den spaten abend disen tag, mehrers als einmahls zu andern tägen beschehen, erbärmlich und mit einem wort recht teuflisch gequellet hat. Bei welchem allem aber er nit vermögte Theresiam von der liebe, andacht, eifer und zu dem hochh. creuz bestendig tragend herzliches vertrawen im wenigsten abzuwenden, sonder sie nur desto mehr in disem zu bestörken. Nachdeme nun die hollische larven endlich, wie beschriben worden, entwichen, ware die person ganz entcräftet und redlos, und gleich einem wahrhaftig erstorbenen leichnamb, konte noch gehen noch stehen, hat sich doch auf zuruefen des exorcistae bald erholet und waren ihre erste wort dise: O du heiliges creuz! Darauf ist sie von der erden aufgehoben und in ein sessel gesetzt worden, dass sie von dem

versamleten volk möchte gesehen werden. Nach gesungenem tedeum und gehaltnen lobampt aber ist solche hinweggetragen worden und inner 3 oder 4 tag widerumb so zu kräften gelanget, dass sie widerumb gehen kunte; bishero aber, Gott, dem allerhögsten, dem wunderthätigen creuz Christi, der glorwirdigsten jungfraw Maria, den obbeschribenen nein heiligen patronen, ia dem ganzen himlischen heer seie ewiges lob, ehr und dank, hat sie sich ganz bestendig wohl befunden. —

Das alles was hievor beschriben der substanz und verstand nach, ausser dass nit alle wort bei, auch vileicht ein oder anderes nit in rechtem ort eingebracht, die lautere wahrheit und also beschehen seie, tue ich endsbenanter bei meinem gewissen und priesterlicher ehr versichernt attestieren, mithin die erfreute und befreute mit diser wahrhaft und gründlichen beschreibung in dem nammen Gottes und schutz des h. creuzes, der schmerzhaften muetter, ihres heiligen schutzengels und ihro heiligen patronen entlassend und begleitend, zumahlen mäniglich nach standesgebühr gezümmend ersueche, mehrberierter jungfer Lollin alle hilf und nötige befürderung nebst ihrer mitgefertin zu vollfuehrung der vorhabenden rais beliebig zu erteilen, welches der barmherzige gott mit ungezweifleten vätterlichen gnaden nit allein anzusehn, sonder auch mit andern wohltaten zu ersetzen, die person aber mit eiferigem gebet so fleissig als schuldig dankbarlich zu erkönnen und zu beschulden nit ermanglen wird.

Dessen allen was obbemelt zu wahrem uhrkund hab ich mich aigenhändig underschriben. Beschehen zue Enendach in dem gottshaus s. M. Magdalenne, ordinis s. Dominici, Costant. bistumbs, am 3 ten junii sibenzehenhundert und ersten jahrs.

D. Constantinus Hewdorff can. reg. s. ord. Praemon.
L. S. profess. Loreth. p. t. confessarius Enend . . .

Eine bisher unbekannte Schrift Daniel Zangenrieds.

Von **Otto Clemen**, Zwickau.

Als unter dem Eindrucke des großen Reichstags von 1521 in Worms die revolutionären Bestrebungen, die schon längst unter der heiß erregten Bevölkerung gärten, von neuem aufzuckten und auch der Gedanke an die bevorstehende große Pfaffenschlacht wieder auftauchte, da benutzte Ulrich von Hutten die Stimmung, um die Wormser gegen die Bischofsherrschaft aufzuwiegeln. Von Sickingens Feste Landstuhl erließ er am Sonntag nach Jacobi (27. Juli) 1522 seine „demütige Ermahnung an die Stadt Worms". Gleich zu Anfang dieser Schrift zieht er gegen einen Doctor Daniel als den Hauptgegner des reinen Evangeliums los; man müsse ihn wie einen reißenden Wolf aus der Stadt hetzen[1]).

Hutten meint den Domprediger Dr. Daniel Zangenried. Nur ein paar Einzelheiten aus dessen Leben sind bekannt geworden. Er stammte aus Memmingen, wurde am 5. September 1480 in Heidelberg immatrikulirt, erwarb sich regelrecht die akademischen Würden und wurde am 23. Juni 1496 als sacre theologie professor und Heydelbergensium praedicator zum Rector der Universität erwählt[2]). In seinen Predigten entrichtete er dem verderbten Geschmack der Zeit den Tribut. Man glaubte durch Anstachelung der Phantasie, durch Erregung heftiger Affekte, des Mitleids, der Furcht, angstvoller Spannung, auch der Sinnlichkeit die Zuhörer zu einer möglichst

---

[1]) Böcking, opera Hutteni II 126. F. Falk im Katholik 3. Folge X 27. Herman Haupt, Beiträge zur Reformationsgeschichte der Reichsstadt Worms, Gießen 1897, S. 21. — Die Anm. 2 zu Enders, Luthers Briefwechsel IV Nr. 701 ist demnach zu berichtigen.

[2]) Töpke, die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386 bis 1662, I 346, 421, II 415, 420, 421.

nervösen Andacht hinreißen zu sollen. So predigte denn Zangenried in der Passionszeit des Jahrs 1499, Christus sei durch die Geißelhiebe entsetzlich verunstaltet worden, auf dem Wege nach Golgatha sei er mehrmals hingestürzt, habe sich das Gesicht zerschunden, zwei Zähne ausgeschlagen, endlich sei er völlig nackt ans Kreuz gehängt worden. Der Humanist Wimpfeling war von dieser Gefühlsroheit verletzt und verwickelte Zangenried in eine langwierige Fehde[1]). Anderen freilich war diese Predigtart gerade recht; der Klostergeistliche Nicolaus Ellenbog, der während seiner Studienzeit zu Heidelberg in Zangenrieds Hause wohnte, lobt diese Predigten ungemein und wünscht ihren Druck[2]). 1510 begegnet uns Zangenried als Kanonikus und Domprediger zu Worms und als Verfasser einer kurzen Instruktion für Beichtiger de forma absolvendi[3]). November oder Anfang Dezember 1530 ist er gestorben[4]).

Nun ist uns aber noch eine Schrift von ihm erhalten, die bisher gänzlich unbekannt geblieben und von der, wie es scheint, nur *ein* Exemplar — in der Zwickauer Ratsschulbibliothek — erhalten ist[5]). Sie ist gedruckt bei Jakob Köbel in Oppenheim o. O. u. J. Ihrem ersten Teile nach gehört sie der um die Jahrhundertswende so üppig gedeihenden Kalenderliteratur an, in der sich die damals herrschende Stimmung allgemeinen unklaren Unbehagens, hastigen Vorwärtsdrängens, leidenschaftlichen Hoffens, verzagten Fürchtens, das Gefühl der Unhaltbarkeit der kirchlichen und sozialen Zustände Ausdruck verschafft und in der ebensoviel Klagen über

---

1) Gustav Knod, Jacob Wimpfeling und Daniel Zanckenried, ein Streit über die Passion Christi, Archiv für Litteraturgeschichte XIV 1—16.

2) L. Geiger in der Oesterreichischen Vierteljahrsschrift für katholische Theologie X 444. — ‚Nicolaus de Elenbog de Memingenn' in Heidelberg immatrikulirt 12. Juli 1497, bacc. art. 8. Nov. 1499 (Töpke I 425).

3) Serapeum XVII 27. Falk in den historisch-politischen Blättern für das katholische Deutschland LXXXI 45, LXXXVIII 82, derselbe im Archiv für Litteraturgeschichte XIV 442. F. W. E. Roth in den Mitteilungen des historischen Vereins der Pfalz XIX, S. 11, Nr. 5. Ein Exemplar in der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München (Mcr. 566, 4°). — Es handelt sich um den von Julius II. dem Deutschen Orden in Livland bewilligten Ablass (vgl. N. Paulus, Johann Tetzel der Ablassprediger, Mainz 1899, S. 6 ff., bes. S. 8 und 13).

4) Töpke II 615.

5) XVI, IX, 16_{14}.

die Schlechtigkeit der Welt als gutgemeinte Reformvorschläge vorgetragen werden.

Der Titel lautet:

Eyn New selig Jar
Bescheer vns Gott.

Eyn New Jar hat weylant geben
Den võ Heydelberg merckt eben
Doctor Daniel Zangenrydt,
Das lesst mit fleyss, vorschmacht es nydt,
Dann es helt inn viel guter leer,
Laster stell ab, die tugendt meer.
Ye eyner das dem anderñ schenck,
Darauss er leib vnd seel bedenck,
Vnd sich regier vff Erdtreich,
Das er bey Gott leb ewigklich.
Amen.

¶ Sechs laster werden hie gemeldt,
Dardurch zerstöret wirdt.die weldt
¶ Sechs leer werden dabey geben,
Wie man soll inn eren leben.
¶ Nach dem eyn anhang brüderlicher ermanung vnd warnung.

Oppenheym.

Titelbordüre. 6 Bl. 4°. 6ᵇ weiß. 6ᵃ (B ij) unten: Getruckt zu Oppenheym [1]).

Auf ein *Vorwort* Köbels an den Leser, in dem er wünscht, dass diese „heylsame, fruchtbare Vnderweysung, vnd Lere, des Hochgelerten Doctor Daniels Zangenriede võ Memmingen, dieser zeit iñ dem Königlichen Stifft zu Heydelbergk, zum Heyligen Geyst, Prediger“ von allen Königen, Fürsten, Herren, Regierern und Gemeinden beachtet und befolgt werden möchte, folgen einige Verse Zangenrieds, die so bezeichnend und charakteristisch sind, dass ich sie hier wiederholen möchte.

---

[1]) Herr Archivar a. D. F. W. E. Roth in Wiesbaden, der die Drucke des Jakob Köbel im IV. Beiheft zum Centralblatt für Bibliothekswesen (1889) zusammengestellt und sorgfältigst beschrieben hat, teilte mir freundlichst mit, dass der obige Druck gänzlich unbekannt sei.

Sechs Laster, dardurch (beynah) alle Oberkeit vnd Regierer jre vnderthan, Landt vnd Leüt übel regieren, derenhalbē auch viel trübsal vff erdtrich vn̄ straffung vō Gott verhengt werdē.

Das Erst, Die Fürweser schlaffen,
Seind vngelert, lasss, nichts straffen,
Suchen meer lust vnd eygen nutz
Dann der vnderthan heyl vnd schutz.
Das Ander, Gwalt, gunst herscht on recht,
Gelt, kunst bricht brieff, macht krump schlecht.
Die reichen ziehen auss dem Land,
Der arm mit seinen kyndern̄ leit schand.
Zum dritten, Clein ist gross worden,
Nyemandt dregt sich nach seim̄ orden,
Baur, Bürger, dem Adel gleich,
Hoffart vnd hochmut bricht die reich.
Das Fyerdt, Eyns offt zwey wirt gespürt,
Lyegen, tryegen, die leüt verfürt,
Der mundt spricht ja, das hertz meint neyn,
Soelchs praucht sich alt, jung, gross vnd cleyn.
Das Funfft, der freündt ist feindt bey dir,
Stedts dracht wie er dich faelschlich schmir,
Er lacht dich an vnd gibt dir hin,
Eyn schlang im schoss bringt cleyn gewin.
Das Sechst, Eygner will gert frey sein,
Nit volgen, vnd fürwitz bringt pein.
Freuel, mudtwill, vnd kindisch rat
Mit verachtung, offt geschadt hat.

Nun folgen sechs lere vnd vnderweysung, gezogen auss sechs eygenschafften der jungen kinder, dar durch, inn gleichnüss, alle Regierer vnnd Obrer jre vnderthan, Landt vnnd Leüt wol ordinieren, vnnd erlich, loblich vnd fridlich regieren moegen.

Das Erst, Sie lauffen seer on rug,
Also der Geystlich Prelat lug,
An̄ allen orten, zu spehen,
Was übels do moeg geschehen.
Die Ander Ist Gleichfoermigkeit,
Yderman gleich zu freiid bereit,
Also Koenig, Fürst, Amptman im Reich,
Helff, hoer, richt, voln̄streck dem volck gleich.
Die Dritt, Seind demütig vnd rein.

Also ich die Geystlichen mein,
Auch ander gelert, Hoffart schendt
Jungkfrawen, widtfrawen all genendt.
Die Vierdt ist, das sie sagen war.
Der Kauffmann schlecht inn die woll har
Kremer vnd ander Handwercks leüdt
Liegen viel seind schelck inn der heüdt.
Die Fünfft, Sie seind friedsam vnd trew.
Du Ehgemahel baldt hernew
Dein zaenckisch vnfridlich boess weyss,
Kryeg, hasss, tratz, schmach, rach, ich nit breyss.
Die sechst, Sie seind zu zemen gut
Gehorsam, halt gross kind inn̄ hut,
Welchs man auch das gesind soll lern̄,
So moegen sie kommen zu ern̄.

Der nun folgende „anhangk vnd zusatz Auss bewegenden Christlichen Vrsachen (aber nyemādt zu schmeh) brüderlicher warnung angehengt“ ist interessant, weil er eine treffende Kritik der damaligen Predigtweise enthält, die sich freilich im Munde Zangenrieds nach den Proben arger Geschmacklosigkeit, die Wimpfeling aus seinen Passionspredigten gibt, etwas seltsam ausnimmt. Der Inhalt ist kurz dieser:

Die Priester haben die Aufgabe, die Menschen um ihrer Unwissenheit willen zu lehren und um ihres sündlichen Lebens willen zu strafen. Dazu brauchen sie Weisheit, Demut und Geduld; mit kurzen, verständigen, fruchtbaren Worten sollen sie dem Volke die Tugenden und Laster, die zukünftige Glorie und Pein vorhalten und vor aller Maßlosigkeit in ihren Strafreden sich hüten. Lockt die Leute nicht in die Predigt mit törichtem Geschwätz und Spinnstubenmärlein! Etliche Prediger benutzen die Kanzel zu Geschrei und Geschimpfe, zu Spielereien und Tändeleien. Und wenn zu Zeiten ein armer Priester oder Laie ihrem Geschwätz und Ungestüm widersprechen, so haben sie ihre alten Weiber „vnd ander weibisch doerecht mern̄treger vn̄ schwetzer“, die sie in ihrem Gepolter und Gepoche nur bestärken, auch etwan gute Schwänke und Geschichtchen ihnen zu Ohren bringen, daraus sie dann Stoff zur nächsten Predigt, ja zu drei bis vier hinter einander schöpfen. Da merkt man, wie sie die Nachfolge Christi, das Exempel der Geduld und Gehorsamkeit, das er in seinem Leiden und Sterben gegeben hat, hintansetzen. Schlüg jemand so einen Prediger auf einen Backen, er würde ihn bald

wiederum an den Hals schlagen und nicht demütig den andern Backen hinhalten. Sie sprechen: ja, man sollte nicht ihren Werken, sondern ihren Worten folgen[9]). Wenn nur ihre Worte christlich, brüderlich und evangelisch und nicht so närrisch, üppig, freventlich und wider Gott und alle brüderliche Liebe wären! Sie verdächtigen auch von der Kanzel her, und mancher ist darum (wie auch oft aus der Beichte entstanden) um Gut, Ehre und Leben gekommen. Der rechte Same, das ist das Wort Gottes, die heiligen Evangelien und die wahre, christliche, heilige Schrift, soll in der Predigt ausgestreut werden, dass er in den Menschenherzen aufgehe, einwurzele und Frucht trage. Es soll nicht heißen: Ich will in die Predigt gehen, gute Schwänke zu lernen! Damit soll nicht ausgeschlossen sein, „das du nit zu bequemen zeyten eyn kurtzweiligē, laecherlichē, erliche bossen vn̄ schwāck, das volck vom schlaff zu erweckē, oder sunst jchts zubedeüten, froelich vsssprechē, vnd darnach in geystlich oder ander erlich gleichniss vn̄ bedeütniss verwandelū moegest". Endlich beteuert der Verfasser noch, dass er bei dieser Kritik nur die üppigen, unchristlichen Pfaffen im Auge gehabt habe, während er den frommen Priestern, „die brüderlich lern̄ vnd straffen sündtlich leben" Gottes Gnade und Frieden wünsche.

In der „Beschluss Rede" wendet sich Zangenried zuerst an die Priester: sie sollen Gott, „den gewalthaber des worts", inniglich bitten, ihre Zungen zu regiren und ihren Worten Nachdruck zu geben, — und dann an die Laien. Diesen Schluss, der mit einem bedeutsamen Gedanken (Koordination von Messe und Predigt) einsetzt, möchte ich noch wörtlich mitteilen:

O jr andechtigen Christlichen Brüder vnnd Schwester! Dieweil das wort Gottes nit minder ist dann der leichnam Christi, so betrachtendt, das der nit weniger schuldig ist, der das wort Gottes verseümlich hoert, dann der den leichnam Christi durch sein farlessigkeit auff die erden fallen lesst. Darumb seit sanfftmütig zu hoeren das wort Gottes, das jr die verstet, vnnd das jr fürpringt gewisss antwurt mit weissheit. . . Lass dich den Teufel nit zum schlaff bewegen, so ausgespreit werden die wort Gottes, vnd nit sey wacker, so man dir fabeln̄ vnd merlin sagt. Vnnd bit Gott je eyner vor den andern̄, das wir alle selig werden. Amen!

Die Flugschrift: Von den vier grössten Beschwernissen eines jeglichen Pfarrers (1521).

Von **Otto Clemen** in Zwickau.

Von den volkstümlichen Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation weisen sehr viele den Titel auf: Ein Dialogus, Gespräch, Gesprächbüchlein. Sie enthalten meist nur eine Szene: ein Vater unterhält sich mit seinem studirten Sohne, ein Pfarrer oder Bettelmönch mit einem Laien, zwei oder mehrere Bauern oder Handwerker disputiren mit einander. Bisweilen nähern sie sich der dramatischen Form, sofern das Gespräch von einer Prügelei unterbrochen wird oder in eine solche oder auch in eine Versöhnungsfeier ausgeht und eine oder die andere Nebenperson, die alsbald wieder verschwindet, in die Handlung eingreift. Einige dieser Flugschriften können wir indes geradezu als Dramen bezeichnen: die Handlung schreitet fort, der Schauplatz wechselt, und verschiedene Personen treten auf und ab. Zu diesen gehört z. B. Pirkheimers Eccius dedolatus, das „Kögelspiel"[1]) und anderes. Ein richtiges lebensvolles Drama, dem eben nur die förmliche Einteilung in Akte und Szenen fehlt, ist nun auch die Flugschrift, deren Originaldruck folgenden Titel zeigt: Ein schőner Dialogus / von den vier grősten beschwernüss / eins jeglichen pfarrers nach sag / eines sunderlichen verss her- / nach geschriben. /

Die vier wandel thun d' pfar wee. { Wssezig oder / Jud. (Malatz. / Juncker / Münich.

[1]) Holstein, die Reformation im Spiegelbilde der dramatischen Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts, Halle 1886, S. 175 ff., 179 ff. Auch die ergötzliche „Klagred eins jungen Münchs über sein Kutten" (Weller, Repertorium typographicum Nr. 1453, Ex. Zwickauer Ratsschulbibliothek XVII. IX. 2_{19}) gehört hierher.

Auf der Titelrückseite steht eine kurze Einleitung: Dieweil jetzt jedermann seinem eignen Kopf folgt und sich niemand mehr von seinem eignen Pfarrer weisen und lehren lassen will, so achtet man nicht mehr, was ein Pfarrer lehrt oder predigt, sagt oder straft, es gilt alles nichts mehr. Um deswillen will ich anzeigen die vier Beschwernisse eines jeden Pfarrers. Der Herr aber sende uns seine Gnade, dass wir im Christenglauben bestätigt und durch unsern Pfarrer und Seelsorger unterwiesen werden und mit ihnen in Tugenden wandeln und selig werden! Amen!

Bl. ij^a folgt ein lateinischer Vers, dann ein deutsches, den Inhalt der Schrift kurz zusammenfassendes Gedicht, Bl. ij^b beginnt das Drama mit einem Personenverzeichnis.

Der Pfarrer redet seine Gemeinde an: „Ihr seligen Untertanen! Nächsten Sonntag ist Kirchweihe, da begebt euch zur Kirche, Ablass, „verzihung der sünd", zu erlangen. Ich will euch einen geistlichen Vater bestellen; der wird euch die Schrift wohl erklären und liebliche und interessante Dinge predigen." Gerade zur rechten Zeit erscheint da der Gardian und begrüßt den Pfarrer: „Domine plebane, beneveneritis!" [2]) Dieser antwortet: „Sic, pater sancte, summe exoratum vos habeo atque invitatum, quatenus verbum Dei fructuosissime subditis meis praedicare velitis." Der Gardian versetzt: „Ja, lieber Pfarrer, ich tus gern, denn ihr setzt mich allezeit obenan bei Tisch und lasst uns viel Käse, Eier, Nüsse, Wein und was uns sonst not ist, sammeln. Es ist ein fein Volk bei euch, es gibt uns Brüdern gern." Drauf der Pfarrer: „Valete und studirt

[1]) 26 ff. 4to. Ex. Zw. R. S. B. IX. VI. 21_{27}. Panzer, Annalen Nr. 1227. Hagen, Deutschlands literarische u. religiöse Verhältnisse im Reformationszeitalter [2] II 198 ff. Dommer, Autotypen aus der Reformationszeit auf der Hamburger Stadtbibliothek I. (Hamburg 1881) Nr. 23, der auch bemerkt, dass dieselbe Titelbordüre auf folgendem Druck begegnet: Das ist der hochthu / ren Babel . . . (Ex. Zw. R. S. B. XVI. XI. 4_2. XXXI. II. 38_2. Panzer, Annalen Nr. 1175. Kuczynski, Thesaurus libellorum historiam reformationis illustrantium (Leipzig 1870) Nr. 1037. Dommer Nr. 6. Böcking, opera Hutteni index S. 13, Nr. 1Xc, III 349. Suppl. I. S. 84. Ueber diese gegen Aleander gerichtete, von dem Wormser Kaplan Johannes Rom am 14. Mai 1521 verfasste Flugschrift vgl. meinen in einem der nächsten Hefte der Zeitschrift für Kirchengeschichte erscheinenden Aufsatz.) — Wahrscheinlich stammen beide Drucke aus der Presse des Lazarus Schürer in Schlettstadt.

[2]) Vgl. Schade, Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit II S. 154, Z. 6. III S. 196, Z. 2.

etwas Gutes auf die Kirchweih, doch machts nicht lang, denn die Bauern hören ohnedies nicht gern lang predigen.“

Dem abgehenden Gardian begegnet der Junker; er lädt ihn für morgen früh zum Essen ein; der Pfarrer habe schon so viel Gäste. Aber der Mönch erwidert: „Nein, Junker, wir essen gern mit dem Pfarrer, er erweist uns Ehre. Ihr gebt uns so wie so allemal eine Malter Korn, und wenn wir etwas brauchen, holen wir es bei euch. Jetzt wollen wir euch nicht belästigen, der Pfarrer hat uns nun einmal eingeladen.“

Es folgt die höchst ergötzliche Kirchweihpredigt des dummdreisten Mönchs. „Tria vunt genera avium laudantium Deum: Nachtigall, Drossel, Krähe — ist das Thema. Die allersüßeste Nachtigall ist ein kleines hübsches Vöglein. Dasselbe vermischt sich seiner Natur nach mit den Spätzlein, hebt zu Mitternacht an und singt mit heller Stimme und innigem Geschrei bis in den Himmel hinein. Und so es bis Mittag ausgezwitschert hat, so sucht es sich zu essen und hat nichts, denn was ihm Gott beschert. Unter der süßesten Nachtigall sollt ihr uns arme geistliche Brüder und Väter verstehen. Wie jene kleinen grauen Vöglein, so sind wir andächtigen Herren auch und demütig dazu, obwol wir uns mit euch Menschen (da deutete er mit der Hand auf die Frauen) vermischen. Wir heben an zu Mitternacht, läuten dann die Messe, singen andächtig unsere Hora, loben Gott und suchen dann unser Essen und Trinken bei euch und haben nichts, denn was ihr und die guten Menschen uns geben. Was man uns gibt, ist gut angelegt, denn wir haben Gewalt vom Papste, jeden zu absolviren von allen Sünden, Beichte zu hören, und welche sich bei uns begraben lassen, für die singen und lesen wir. Darum müssen wir viel Nüsse haben in die Ampeln und Wachslichter. Darum seid willige Geber! Es ist auch noch ein anderer andächtiger Mönch hier, der will morgen, wie alljährlich, die Käse einsammeln. Liebe Frauchen, gebt ihm die besten und größten!“ hier unterbricht den Prediger eine vetula: „Ach, ihr lieben Leute, wie hat er eine so gute Predigt getan! Was für Heilige gibt es auf Erden! Gebt ihnen die Zehnten recht!“ Der Mönch fährt fort: „Ich wills kurz machen, es ist Kirchweihe. Der andere Vogel ist die leidige Drossel. Die singt nur, wenn es Tag ist, und weiß ihr Essen, dass sie voll wird, und gleicht nicht der Nachtigall, die da stets zwitschert zu Mitternacht. Die Stiftsherren meine ich damit; die singen ihre Messe am Tage, wenn sie ausgeschlafen haben. Der dritte schwarze hässliche Vogel, der steckt Sommer und Winter

in den wüsten stinkenden Dörfern, wartet, wo etwas stirbt, dass er ihm zernage sein Fleisch. Das sind die Dorfpfaffen, die singen selten, — nämlich nur dann, wenn einer ihrer Bauern stirbt, dass sie sein Schelmbein benagen!" Da aber fährt der Junker dazwischen: „Mönch, Wurstbub, Kuttelsack, heb dich flugs davon, sonst schmeiße ich dich zur Kanzel hinab! Komm dein Lebtag nimmer Käse sammeln! Heb dich weg, monachus in cappa, pirsa jacustappa!" [1])

Nur mit Mühe beschwichtigt der Pfarrer den wutentbrannten Junker; dieser meint, er wolle die Mönche alle verjagen, sie sollten in ihren Klöstern bleiben, und erkundigt sich dann nach ihren Regeln. Der Pfarrer erzählt, eine ihrer Regeln wäre z. B. die, gleich vorn an die Kellertür kleine Fässer mit schlechtem Wein zu legen; wenn nun die reichen Bürger kämen, sprächen sie: „Wir haben nicht mehr Wein denn den da liegen," während sie selbst aus den großen Fässern im Hintergrunde den besten Wein tränken. Ferner: die jungen Novizen versuchen sie auf die Weise, dass sie ihnen verbieten, ohne Erlaubnis Wasser aus dem Brunnen zu trinken. Wenn sie das Verbot übertreten, müssen sie während der Mittagsmahlzeit kreuzweise auf der Erde liegen und sich dann mit Wasser beschütten lassen. Wer das nicht leiden mag, den behalten sie nicht, denn sie meinen, er werde nicht schweigsam sein. „Wo einer zu gar mutwillig von jenen sagt jre herlicheit, so sollen sie einen wol sacrificieren." Der Pfarrer versichert, er habe es von einem Juden gehört, der in ihrem Orden gewesen: „wann sie ein in die gruben todtfallen oder mit eim bihel schlagen, so legen sie ein breiten stein druff, do müssen die iungen, die es nit wissen, mit dem rauchfaß darum steen vnd rauchen; das ist sacrificiert." [2]) Sie haben Gewalt vom Papste und eine Bulle mit Blei darüber, wie der Fischer St. Petrus Blei an seinem Fischernetze hatte, dass es auf dem Grunde einhergehe und die

---

[1]) Auch Herr Dr. John Meier, der mir freundlichst auf eine Anfrage antwortete, wusste diesen Ausdruck nicht zu deuten. („Flüchtig dachte ich an pirsa = βυρσα, pursa (crumena) und iacustappa = kirchenlateinische Form von Jacobstab, aber wie das letztere gewaltsam ist, so zeigt sich beim ersteren die Schwierigkeit, das ü [= i] zu erklären.") [Oder sollte ein Jagdausruf zu Grunde liegen? Also etwa mhd. birsâ! jagâ! stapfa! d. h. mach dich schnellstens davon! F. P.]

[2]) Vgl. Klagred eines jungen Mönchs (s. Anm. S. 56) Bl. 5b. Dialogus oder Gesprech zwischē / einem Prior, Layenbruder vñ Bettler dz wort Gottes belanget / gemacht durch Baltsar Stanberger . . . (Weller Nr. 2273. Vgl. über Stanberger meinen Aufsatz, Zeitschrift für Thüringische Geschichte und Altertumskunde XIX. S. 242—252, bes. 244 f.) Bl. 8a.

großen und kleinen Fische fange, so dass die andern, die hernach fahren, nicht viel fangen. Wenn ihnen ein Pfarrer (als der von Eßlingen)[1]) widerstehen will, so zitiren sie ihn gen Rom und treiben ihn zu großen Unkosten. Die Mönche sind Meister und Herren auf Erden, sie sind Beichtväter von Königen, Fürsten, Bischöfen und Vikarien; auch der Kaiser hat einen Mönch zum Beichtvater[2]). Sie gehen um von einem Meere zum andern und kleppern jedes Dorf und jeden Winkel ab. Sie nehmen Geld in Menge ein. Dem Papste haben sie jetzt bei 80000 Dukaten gegeben, dass er ihnen einen Kardinal kreirt hat[3]). Sie haben Korallenpaternoster und silberne Ohrlöffel. Ich habe das zu Oestreich gesehen, da gingen drei mit einander." Der Junker wendet hier ein: „Ich meinte, es gingen allemal nicht mehr denn zwei zusammen." Der Pfarrer antwortet: „Es gehen eben doch auch manchmal drei mit einander, den dritten nennen sie dann vicarium. Man sagt aber auch: Wo die Franziskaner gehn, so sind ihr allerwege zwen, und ist der dritte Bruder bei ihn, so mag es wol eine Hure sein. Auch getaufte Juden haben sie in ihrem Orden; der Papst hat sogar einen auf den Reichstag geschickt[4]). Ein getaufter Jude zu Bamberg, Lazarus genannt, hat sich als Hebamme verstellt, den kleinen Kindern von Herz und Nabel Blut abgezapft und es um Geld an die Prediger-mönche in Bern verkauft; die haben den Teufel beschworen und mit dem Blute gezaubert[5]). Die andern Mönche haben gefürchtet, wenn das erschreckliche Ding an den Tag komme, würde man ihnen nichts mehr geben. Darum haben sie den Papst bestochen, dass er die Sache heimlich untersuchen lasse. Das hat aber ein weiser Rat zu

---

[1]) Balthasar Sattler? Keim, Reformationsblätter der Reichsstadt Esslingen, 1860, S. 14.

[2]) Glapio.

[3]) Vgl. über dieses Gerücht N. Paulus, Kaspar Schatzgeyer (Straßburger Theologische Studien III. 1), Freiburg i. B. 1898, S. 43 und das Chronicon des Konrad Pellikan, herausgegeben durch B. Riggenbach, Basel 1877, S. 62. 74.

[4]) Aleander. Zu der Beschuldigung, dass er ein geborner Jude sei, vgl. Reichstagsakten unter Kaiser Karl V., II 506. Kalkoff, Briefe, Depeschen und Berichte über Luther vom Wormser Reichstage 1521, Halle 1898, S. 41.

[5]) Wol Lazarus von Andlau. Vgl. N. Paulus, Ein Justizmord an vier Dominikanern begangen. Aktenmäßige Revision des Berner Jetzerprozesses vom Jahre 1509, Frankfurt a. M. 1897, S. 103.

Bern nicht zugelassen. Was sie ferner mit den Schneider Jetzer gehandelt haben, das ist offenkundig. Weiter: Tag und Nacht haben sie in ihren Zellen bei Huren geprasst, etliche haben sich sogar dem Teufel ergeben, haben Gott und seine Mutter Maria verleugnet, wieder etliche sind drei Jahre lang nicht in die Messe gekommen, sind in Frauenkleidern umhergegangen und haben mit Zauberei eine jede Ehefrau gezwungen, ihnen zu Willen zu sein. Man sagt: „was ein münch gedenke, das darf er thon, ob es schon helisch oder teüfflisch oder fihisch were.“[1]) Wie denn der leidige Karmeliter und verfluchte Mönch, der zu Löwen vor aller Welt seine Scham sehen lässt, dem Legaten ins Feuer gepisst hat.“[2]) Der Junker erklärt daraufhin, er hätte Lust, auf Luthers Seite zu treten, wiewohl man sage, es habe ihm nicht gebührt, wider den Papst so zornig zu schreiben. Der Pfarrer erwidert: „Aber auch ihr Edelleute seid für den Pfarrer eine Beschwerde. Allzeit muss er mit der Messe warten, bis die gnädige Frau sich im Spiegel besehen hat. Auch solltet ihr den Schultheißen und Richtern mehr auf die Finger sehen. Die dritte Beschwerde sind die Juden; sie verführen Bürger und Bauern zu Wucher und Geldspekulationen. Die vierte sind die Bettler (die „Maltzen“)[3]); sie kommen nicht in die Predigt, und unter zehen ist kaum einer, der Gott dankbar ist. Aber ihr Edelleute macht so viel Maltzen; ihr treibt die Leute von Haus und Hof und schickt sie ins Land hinaus zu betteln.“

Die nächste Szene spielt in der Pfarrküche. Trotz der Bitte des Pfarrers ist der Mönch nicht mit in die Vesper gegangen, — er meint, man habe hier eine besondere Liturgie. Er hat sich in die Küche geschlichen und sucht die Gret durch ein Korallenpaternoster und ein schöngebundenes Johannesevangelium zu ködern, zu ihm ins Kloster zu kommen, — er wolle Eier für sie sammeln und Flachs, dass sie zu spinnen habe. Das zärtliche tête-à-tête stört

---

[1]) Vgl. die Weller Nr. 2692, Böcking I 446 angeführte Flugschrift (Ex. Zw. R. S. B. XVII. XII. 3_{13}).

[2]) Hier liegt sicher die (Enders, Dr. Martin Luthers Briefwechsel II 534 citierte) Stelle aus: Oecol padij iu- / diciū de doctore / Martino Lu- / thero. / Bl. A iiii[a] zu Grunde, wonach bei der Verbrennung von Luthers Büchern in Löwen am 8. Okt. 1520 folgendes passirt sein soll: Venit postremo Carmelita nequissimus et postposita verecundia, quo animum suum iniquissimum cunctis patefaceret, in ignem publice et cineres vrinam proiecit.

[3]) malazig, Schade III S. 47 Z. 20.

jedoch der aus der Kirche zurückkommende Pfarrer und schlägt dem Mönch das Pfeffertuch ums Maul und den Kübel mit dem Pfeffer auf dem Kopfe entzwei, dass er über und über schwarz durchs Dorf läuft und die Bauern meinen, er sei ein schwarzer Teufel.

Wie er im Dorfbach seine Kutte wäscht, trifft ihn ein Kurtisan und redet ihn an: „Avete, domine, seid Ihr in den Dreck gefallen? Ich komme eben aus Rom, habe gratias und bullas vom Papste erlangt. Wisst Ihr eine gute Pfründe, die ich anfallen könnte?" Der Mönch sieht hier eine Gelegenheit, sich an dem Pfarrer zu rächen, und meint: „Ja, der Pfarrer hier hat eine fette. Seht Euch aber vor, er ist wohl gelehrt und weiß auch, wie es in Rom zugeht." Der Romanist erwidert: „Nun, wenigstens will ich ihm doch eine Pension und die Kosten für Hin- und Rückreise abjagen." Der Mönch darauf: „Proficiat!"

Der Kurtisan begiebt sich sofort zum Pfarrer und fährt ihn an: „Domine pastor, ich habe eine Provision von Rom auf eure Kirche, darum zitire ich Euch gen Rom primo, secundo und tertio, und gebt mir Possess!" Der Pfarrer bittet um Einhändigung der Bulle und Bedenkzeit bis morgen.

Er geht zu seinem Junker und klagt dem sein Leid: „Es ist kommen ein Romanist und will mich von der Pfründe abschrecken, damit ihr mich begabt habt." Der Junker ruft seinen Schreiber, dass er die Zitation lese und prüfe. Der Skriptor erscheint, nimmt das Schriftstück und liest: „Jacobus . . . Symoneta . . . doctor . . . auditor causarum . . .[1]). Ja, Junker, es ist recht geschrieben, denn es steht da: de mandato. Auch die Supplikation ist einwandfrei,

---

[1]) Jacobus de Symoneta kommt in Hergenröthers Regesta Leonis X. unter Nr. 12 110 ff. und 12594 zu 1514 Oct. 5 bezw. 1514 Nov. 7 als clericus Mediolanensis, Utr. Jur. Dr., familiaris et capellanus Papae et causarum P. A. auditor vor; er erhält den Anspruch, bezw. Pension auf ein Kölner bezw. Mainzer Kanonikat bei B. M. V. ad Gradus; in Nr. 12 594 handelt es sich um italienische Pfründen. Und im Archivio storico Italiano III, Band XXVI, S. 196 beklagt sich 1519 März 30 der Erzbischof Hermann von Köln, dass der apostolische Auditor J. S. sich habe mit einem cancellariato (canonicato?) vom Papste beleihen lassen, das doch er zu vergeben habe. (Gütige Mitteilung von Herrn Prof. Kalkoff.) — Vgl. noch den Brief des ‚Jacobus Symoneta, Sa. Pa causarum Auditor et Referendarius' an Herzog Georg von Sachsen, Rom 1519 März 19 bei Seidemann, Erläuterungen zur Reformationsgeschichte, Dresden 1844, S. 84.

denn darunter steht: Concessum, ut petitur, datum Romae apud sanctum Petrum; es hangt auch Blei an des Henkers Riemen.“ Der Junker besinnt sich einen Augenblick und sagt dann dem Pfarrer, er solle den Kurtisan auf morgen vormittag in die Kirche bestellen, da wolle er ihn einsetzen. Pfarrer: „Ja, Junker, gute Nacht!“

Der Pfarrer geht ins Wirtshaus und richtet dem Kurtisan den Befehl seines Edelmanns aus. Der „Pfründenfresser“ triumphirt und lässt sich vom Wirt eine Flasche Wein und gebratene Hühner geben. Da tritt der Junker, der unterdes ein paar Knechte an die Kirche bestellt und eine Leiter hat anlegen lassen, ein, setzt sich zu dem Kurtisan und fragt ihn nach seinen übrigen Pfründen und ob er, wenn er hier Pfarrer würde, das Pfarramt selbst versehen würde. Dieser antwortet: „Nein, ich habe wol noch bessere und grössere Kirchen, deren ich dennoch keine selber versehe. Ich will auch gleich wieder nach Rom, um eine eben erledigte Pfründe zu erhaschen.“ Darauf führt ihn der Junker zur Kirche an die Leiter und befiehlt ihm, hinaufzusteigen. Romanist: „Ei, Junker, man setzt einen nicht also ein, sondern man führt ihn zum Altar.“ Junker: „Ich kanns nicht anders, flugs, Bösewicht, steig hinauf!“ Da schlagen ihn die Knechte um den Schädel. Dem Kurtisan bleibt nichts anderes übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen. Spät abends wird er heruntergeholt und soll er im Weiher ertränkt werden. Er weint und fleht, bis endlich der Junker sich erweichen lässt. Er muss Urfehde schwören, dass er niemanden gen Rom zitiren, auch nicht anderswo eine Pfründe anfallen wolle. Darauf flieht er.

Der letzte Akt spielt im Kloster. Zuerst tritt ein Bäuerlein auf und bittet den Mönch, seine Beichte zu hören; dieser aber weist es ab, da er erst essen, dann ins Dormitorium und dann in die Kirche gehen müsse. Darauf erscheint der Pfarrer und trägt dem Mönch die gleiche Bitte vor: „Religiose pater, supplico vobis, quatenus audire velitis meam confessionem causa Dei et saluberrimam penitentiam iniungere animae meae.“ Mönch: „Quis ego? Wisst Ihr nicht, dass ich Eures Bischofs Beichtvater bin? Euch Dorfpfaffen mag ich nicht anhören! Ich kann Euch auch nicht absolviren, da Ihr eine Konkubine habt.“ Pfarrer: „Ach, Herr, ich muss doch eine Magd haben, die mir kocht und den Haushalt führt.“ Monachus: „Ich werde Euch beim Bischof und Vikar verklagen; ihr sollt noch Eure Magd vertreiben müssen!“ Darauf kommen die Edelfrau und der Junker zur Beichte und werden zum Eintritt in die Klosterbruderschaft überredet. Endlich erscheint auch der Vikar,

und der Mönch benützt gleich die Gelegenheit, den Pfarrer zu verklagen: er habe eine Konkubine und lasse außerdem seine zwei Schäflein das Gras auf dem Kirchhof abfressen. Der Vikar lässt sogleich durch seinen Fiskal den Pfarrer herzitiren. Dieser bittet um Gnade, aber der Vikar verurteilt ihn zu harter Geldbuße, die er noch verschärft, als jener sich zu entschuldigen wagt. Da reißt dem Pfarrer die Geduld, und zornentflammt ruft er aus: „Ich will Euch gar nichts geben, sondern heimziehen. Greift mich einer an, so werde ich ihm den Schädel und Rücken zerhauen, und wenn Ihr mir eine Zitation nachschickt, so will ich verschaffen, dass mein Junker den Boten im Weiher ertränkt. ‚jr muessent recht mit mir vmb geen oder muessent den ritten mit mir hon'[1])." Da wird der Vikar auf einmal ganz kleinlaut und sagt leise zum Mönch: „Ich fürchte, da er so freventlich redet, er sei pfalzgräfisch und habe einen Rückhalt." Dieser antwortet: „Er hat einen Edelmann, der mich beinahe einmal ertränkt hätte, als ich von drei Arten Vögeln bei ihm predigte." Darauf nimmt der Vikar den Pfarrer beiseite und flüstert ihm zu: „Verzeiht, lieber Pfarrer, dass ich Euch zitirt habe! Der Mönch hats angezettelt, aber schweigt davon und zieht heim!"

Am Schluss stehen noch folgende Verse:

Es ist mein radt,
Welcher kein Bibel hat,
Das er eym überkum,
Er sey latinisch oder ein stum,
Vnnd teglich darin lese,
So gibt er den münichen nit kese
In jren betel sack,
Sie nemens am heyligen ostertag —
Ja Küe fladen, also warm!

Laus et honor tibi, Christe!

---

[1]) Grimm, Deutsches Wörterbuch VIII 1052f. Vgl. auch das von E. Müsebeck mitgeteilte „Schmähgedicht gegen die Bettelmönche aus der Reformationszeit", Zeitschrift f. Kirchengeschichte XIX S. 106 Z. 17.

Ein Brief über die Verhältnisse im Elsass von 1611.

Von **Ph. Ruppert**, Freiburg i. B.

Dem großen 30jährigen Krieg im weiten Deutschland war der kleine 30jährige Krieg im reichgesegneten Elsass vorausgegangen. Hier wie dort sammelten sich die wohlbekannten Streiter Gottes und Beschützer der wahren Religion, die deutschen Landsknechte und die welschen Horden, wie die biblischen Geier um das Aas. Mit Mord und Brand erfüllten sie die gesegneten Gauen, plünderten Kelter und Scheunen, vertilgten und verwüsteten, was sie nicht mit sich nehmen und forttreiben konnten und jammernd sah der roh misshandelte Bauer seine mühselig erworbene Habe in Rauch und Flammen aufgehen, natürlich alles zur größeren Ehre Gottes und zum Schutze der wahren Religion. Lange Zeit, 1500 Jahre hatten die Deutschen einträchtig ihren Gott verehrt, waren wohlhabend, stark und geachtet gewesen, jetzt erfüllte gegenseitiger Hass und Misstrauen die Herzen, jetzt vernichteten sie ihren Wolstand und ihre Macht selbst, zerfleischten sich gegenseitig und führten den fremden Feind selbst ins Land.

Am 2. Mai 1592 war Bischof Johann von Manderscheid in Zabern, wohin er sich, vertrieben aus Straßburg, mit seinen treu gebliebenen Domherren zurückgezogen hatte, gestorben. Am 10. Mai dieses Jahres beriefen die vier protestantischen, im Bruderhof zu Straßburg residirenden Domherren die anderen in Zabern zur Wahl eines neuen Bischofs nach Straßburg, und als diese nicht erschienen, wählten sie am 30. Mai Johann Georg von Brandenburg, den erst 14jährigen Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich, zum Bischof von Straßburg, der auch als postulirter Administrator am 2. Juni das Bistum in Besitz nahm und von der Stadt Straßburg als solcher

anerkannt und unterstützt wurde. Nun erhoben die sieben Domherren in Zabern Klage beim Kaiser und wählten am 10. Juni den Kardinal Karl Andreas von Lothringen ihrerseits zum Bischof von Straßburg. Von den beiden Erwählten erklärte sich jeder für den allein rechtmäßigen Bischof, suchte und fand Unterstützung bei seinen Verwandten und Freunden, der eine bei seinem Vater und den protestantischen Fürsten, der andere bei seinem Bruder, dem Herzog von Lothringen, und dem Kaiser.

Es begann der sogenannte Diebskrieg[1]); der Bauer, der bei keiner Wahl etwas zu tun hatte, oder befragt worden war, musste jahrelang dem Rauben und Morden zusehen und den Fürsten die Gelegenheit bieten, sich Ruhm und Ehre und reiche Beute zu erwerben. Bald fand man die Fürsten von Anhalt, Mansfeld, Baden-Durlach und Lothringen, die Bürger von Straßburg, Bern und Zürich mit ihren Scharen eifrig beschäftigt in den bischöflichen Dörfern und Städtchen des Elsasses. Nach vielen, langen Verhandlungen führte der Vertrag vom 27. Februar 1593 einen Waffenstillstand und eine Teilung des Bistums herbei.

Die Ruhe hatte bereits 10 Jahre gewährt, als gegenseitige Reibungen und Feindseligkeiten den Krieg wieder zu entflammen drohten. Da mischte sich König Heinrich IV. ein und vermittelte am 22. November 1604 einen Waffenstillstand auf 15 Jahre. Der Administrator von Brandenburg übergab seinen Teil des Bistums, das Amt Oberkirch und was sonst rechts des Rheines lag, für 130000 Gulden — zur Pachtung, wie das Geschäft heutzutage genannt wird, dem Herzog zu Wirtenberg, und verzichtete gegen einen jährlichen Gehalt von 9000 Gulden auf seine bischöfliche Würde. Man glaubte jetzt den Frieden für lange Zeit gesichert.

Da starb der Kardinal von Lothringen und das Kapitel in Zabern wählte am November 1607 den Erzherzog Leopold von Oesterreich zum Bischof von Straßburg. Als im Frühjahr 1609 der Herzog von Jülich, Cleve, Berg starb, ohne Kinder zu hinterlassen und unter den Erben ein Streit ausbrach, den der Kaiser als oberster Schiedsrichter schlichten wollte, belegte er das Herzogtum mit Sequester und beauftragte den Bischof von Straßburg mit dem Vollzug desselben. Das veranlasste aber die Bildung der protestantischen Union von Schwäbisch-Hall und der katholischen Liga zu Würzburg.

---

[1]) Die Beschreibung des bischöflichen Kriegs anno 1592. Herausgegeben von R. Reuß. Straßburg 1878.

Der Erzherzog Leopold wurde aus Jülich vertrieben und bald kam es auch im Elsass wieder zu einer Reihe kriegerischer Ereignisse. Im Frühjahr 1610 fing der Domdechant Franz von Kriechingen an, bei Zabern und im Breuschtal Musterplätze zu errichten und für den Bischof Truppen zu werben. Alsbald verbreitete sich das Gerücht, es gelte der Wiedererwerbung der vom Administrator veräußerten bischöflichen Besitzungen. Am meisten aber fühlten sich die Straßburger beunruhigt und ihre Boten brachten in aller Eile den ganzen Heilbronner Bund in Bewegung. Der Kurfürst von der Pfalz, der Herzog von Wirtenberg, der Markgraf von Ansbach, der von Baden-Durlach, der Herzog von Zweibrücken und andere schickten ihre Truppen in das Elsass, die sich in der Wanzenau lagerten und das Land ringsum plündernd und brennend durchstreiften. Die noch in der Sammlung begriffenen Truppen des Domdechanten von Kriechingen zogen sich in die festen Plätze zurück.

Dachstein und Molsheim, das schon im Jahre 1604 zur Leitung seiner Lateinschule einige Jesuiten berufen hatte, wurden zu gleicher Zeit belagert und beschossen. Am 4. Juni ging Molsheim, nachdem der Hauptturm zusammengeschossen war, durch Vertrag über, die Besatzung zog nach Zabern. Der Vermittlung des Herzogs von Lothringen, des Grafen von Hanau und der elsässischen Ritterschaft gelang es endlich, am 14. August zu Willstett den Frieden wieder herzustellen; doch dauerten die Unruhen und die Unsicherheit im Elsass noch lange Zeit fort. Das waren die Verhältnisse, als der nachstehende Brief geschrieben wurde. Er befindet sich in dem Generallandesarchiv zu Karlsruhe, Handschriften: Sammelband 393, S. 235—258.

Epistula continens processum belli proximi Alsatici conscripta ab Alexandro Battmanno ad amicum suum.

Ewer jüngstes Schreiben der Baß Elsa Bischofin, Herrn Episcopii hinterlassene Wittib[1]) betreffend verhalten sich die Sachen nachgeschriebener maßen.

Es ist gedachte Frauw vor etlichen Jaren nach Abgang ihres Herrn Johannis Episcopii durch Gottes Verhengnus in den leidigen Fall Bigamiae gerathen und also mit zween Ehmännern behaftet gewesen, dahero sie zur selben Zeit viel Widerwärtigkeit und Anfechtung nit ohne Schmelerung ihrs Wittumbs und Dotis erlitten.

[1]) Das Bistum Straßburg.

Nachmahlen ist die Sach dahin verhandlet worden, dass sie von dem einen ihrer Ehwirten Herrn Johann Agricola von Branden[1]) geschieden worden, darauf kürzer erfolgter Zeit der ander Mann Andreas Thürangel[2]) von Metz die Schuld der Natur bezahlt. Unangesehen der Geschiedene noch im Leben, hatte sie sich doch widerumb stattlich verheiratet mit Herrn Amando Oestreicher[3]) und zwar anfänglich in friedlichem Hausstand sich gar wohl mit ihr begangen.

Als aber ihr Ehwirt außer Lands sich in fremde Händel eingemischt, darüber ihme doch nit wohl gelungen, hat sich folgender Unfall mit ihr zugetragen, dass sie zu geschwellen angefangen und der Bauch sich geblähet; jedoch keinen Schmerzen dabei befunden, allein gar eckel und wundersinnig worden, auch etlich Personen nit umb sich leiden können, dadurch viel Leut gemuthmaßet, wie sie mit etwas schwanger gehen möchte.

Der gemein Mann hat es vor ein sondere versachtliche Seuch gehalten; etliche Hebammen haben vorgeben, sie trage ein Missgeburt, so man auf lateinisch molam, auf deutsch ein Mannskind nennet, dahero andere (weiß nit, ob aus Ernst oder Spott) gesagt, sie trage den Antichrist, dann sich nit solche Zeichen, wie bei anderen schwangeren Weibern, sondern ganz verschiedene erzeigen. Als ihr aber Doctor Suevus Salzer[4]) das Wasser besehen, auch den Puls gegriffen, hat er befunden, dass sich ein böses Geschmeiß und schädlich Gewürm in ihrem Leib versammlet, welches ein schädlich Gift hin und wieder in ihren Gliedmaßen eingelassen[5]).

Es hat auch gemelter Doctor aus allen Ursachen und Umständen soviel vermerkt, dass solche Krankheit und Seuch, wo ihr nit bei Zeiten gewehrt, sowohl alle ihre Glieder verzehren, dieselbig in ein Fäulung bringen, als auch andere Personen, so um sie her wohnen und demnach die ganze Nachbarschaft inficiren möchte, dann es gänzlich vor ein Erbkrankheit gehalten und derowegen auf Mittel zu denken gerathen, wie ihr möcht geholfen werden. Die Ursach solcher Krankheit, achtet der Doctor, seie daher kommen, dass sie sich bei einer Mahlzeit an alten Salmen[6]), so mit römischem Kümmel

---

[1]) Johann Georg von Brandenburg.

[2]) Kardinal Karl Andreas von Lothringen.

[3]) Erzherzog Leopold von Oesterreich.

[4]) Die protestantische Union von Schwäbisch-Hall.

[5]) Bischof Leopold sammelt Kriegsvolk im Bistum.

[6]) Der bischöfliche Kommandant zu Molsheim Graf Herman Adolf von Salm.

bereitet gewesen und darauf an eim Steinobs eins Pflaumengeschlechts, so man Kriechen[1]) nennt (wie Bock in seinem Kräuterbuch schreibt) und gemeinlich zu unterst umb den Kern schwarze viereckechte Köpflinen zu haben pflegen[2]), sich übergessen und zuviel eingenommen haben, welche nachmals solch Ungeziefer und Bauchgrimmen zuwege gebracht. Nun haben sich ihre Befreundte und Nachbarn aus wohlmeinendem Gemüth sich des Handels angenommen und ihr zu helfen unterwunden und anfangs gemeint ihr mit einem Bad zu helfen[3]), welches man auch in ziemlicher copia angossen, verhoffend, dass ihr dadurch wohl möcht geholfen werden, wie sich dann gleich das Ungeziefer angefangen zu regen und hin und her zu kriechen, als wolltens von ihr weichen. Aber weilen das Bad an ihr gar zu lind und senftiglich operirt, auch da man gesehen, dass sich Besserung erzeigt, das Bad zu bald wieder abgeschafft und unterlassen, ist das letzt ärger [denn] das erstere worden, dann sich Haupt, die Glieder und der Bauch mehr angehoben zu blähen und ist das Ungeziefer darüber aus dem Bauch ins Haupt, wie auch in rechten und linken Arm kommen und sich daselbsten klumpenweise zusammengerottet, also dass die Sach mehr als gefährlich gestanden; derowegen man notwendig verursacht worden, ein schärfer Arznei und dietam mit ihr vorzunehmen und hat man das Bad etwas steiffer angossen und neben demselbigen köstlichen Branntwein und Hirschhorn und ander Species darunter gethan[4]), auch allerdings notwendig befunden, dass man ihr in einem sonderbaren Pülverlin Pillelin eingeben[5]).

Es hat aber bald angefangen, solche Arznei ziembliche Haufen des Gewürms und Ungeziefers aus dem Leib zu treiben, die dann alsbald man ein Feuer gegen sie gehalten von Kraft des Pülverlins und Pillulen kraftlos worden und erlegen, wie dann im Gebrauch diese Pillulen dieselben am ersten am linken Arm ihre operation erzaigt, welcher davon letzlich gar kraftlos und lahm worden, als wann ihn der Schlag troffen hätte, also dass man mit den Pillulen hat müssen inhalten. Alsbald ist das Ungeziefer haufenweis herausgebrochen und also dieser Arm des Gewürms entlediget worden.

---

[1]) Der Domdechan Franz von Kriechingen.

[2]) Jesuiten in Molsheim.

[3]) Der erste Einfall des Markgrafen von Baden-Durlach.

[4]) Der zweite Einfall der Unirten: Baden, Brandenburg, Wirtenberg usw.

[5]) Pulver und Kugeln, Kartaunen und Kanonen vor Molsheim.

Man ist aber nit desto minder mit der Arznei fortgefahren und die Pillulen in mehrerer und größerer Anzahl eingeben, deren effectus am rechten Arm sich gewaltig erzeigt, dann darinen ziemblich große Löcher gefallen und hat man gesehen, wie das starke innerliche Gift sich der starken Arznei als ein Antipathia widersetze und dahero dieser Arm gewaltige paroxismos ausgestanden und erlitten. Als es aber endlich machtlos geworden, ist gleichergestalt wie aus dem linken Arm das Ungeziefer, doch in mehrer Anzahl und stärker, ausgebrochen, gleichwohl viel böser Humores darinnen blieben. Dann als ich verstanden, so hat sie an desselben Daumen, darin der Hand beste Stärke gelegen und sie auch ihren Pittschring zu tragen gepflegt, den Wurm oder Ungenanten gehabt, welcher aber, ehe man die Arznei adhibirt, plötzlich verschwunden, doch sein Gift darin gelassen[1]).

Es haben gleichwohl die Pillulen mit ihrer operation den Daumen gewaltig durchgangen, dass er jetzt ziemblich wüst aussiehet, wie auch der Zeigfinger so löcherig gemacht, dass man in die innerste Gleich siehet und man vermeint, er werde gar abfallen.

An dem rechten Arm hat diese Arznei, unangesehen, dass das Gewürm schon allbereit daraus gewesen, doch so stark operirt, dass ihm die Haut an vielen Orten ganz und stückweis abgangen und dahin gefallen, dass man schier bis aufs Mark und Bein hineinsihet und ist sehr zu beförchten gewesen, es möchte der Brand letzlich dazu schlagen, dann sich sonsten am Leib wohl in 2 oder 3 malen der Brand erzeigt[2]), ehe aber die Arznei adhibirt worden, wie auch bei Einnehmung der Pillulen und der ganzen Kur haben die guten Frawen die Ohren heftig geklingt, als wann man grosse Glocken läutet, aber es hat sich solches Getös und Geschell ziemlich gelegt, dass sie es nit mehr wie zuvor so stark höret und spüret[3]).

Es meinen auch viel, weil in der Arznei Electuarium de pulmone vulpis[4]), d. i. Fuchslunge admisirt gewesen, dasselb werd ihr Ohrenklingen vertrieben oder verwehrt haben; es hat gleichwohl diese species der Fuchslungen, so dem medicamento incorporirt worden, ihr das Mark ziemblich geschmolzen und entzogen und weil

---

[1]) Das feste Jesuitenhaus und der Turm über dem Stadttor in Molsheim.

[2]) Salheim, Geispolzheim, Ossenrot, St. Lienhard.

[3]) Die St. Johannglocken abgehoben und weggeführt.

[4]) Das Regiment des Obersten Fuchs.

auch die destillirte Wasser nit durch einen gläsernen, sondern durch einen ehernen und metallinen Helm gebranndt, hat dasselbe auch nit wenig darzu geholfen und hatte da nit viel gefehlt, diese beide species und ander simplicia, so dabei sind, hätten ihr das Humidum cordiale, den natürlichen Saft, Gliedwasser und endlich das Geblüt gar entzogen. Man hat sie auch etlich mal, und meines Bedünkens schier zu hart und viel, mit niederländischer Seifen, welche sie ein Zeit lang als ein amuletum am Hals getragen, ihr aber unversehens herabgefallen[1]), an den Gliedern gerieben, darvon sie sehr matt worden und also von Kräften kommen, dass etliche von ihren Nachbaren aus Mitleiden vor gut angesehen, mit dieser starken Arznei inzuhalten und ihr ein lenimentum zu geben, welches man auch höchstes Fleißes und sehr weislich mit gutem Willen an der statt zubereitet, ob man ihr dadurch noch Rath thun möchte, damit sie nit etwan dem Arzt unter den Händen vergehe, dann ihr albereit anfing ein Ohnmacht nach der anderen zuzustoßen. Also hat man demnach ein lenimentum bereitet, welches doch gleichwohl auch ein antidotum sein musste; derowegen man vor gut angesehen, dasjenig, daran sie vermeint, solche Krankheit, wie obgemeldt, gessen zu haben, auch darein zu misiren, also hat man genommen den eltesten Heidelbeersaft, edel Lorbeerblätter, den größeren Hahnenfuss, Weißlilien und gefüllte Rittersporlin, zu solchen speciebus hat man gemischt Salmherz und obgedacht Steinobs, Kriechen genannt, doch die schwarze Würmlin mit den viereckigten Köpflin davon gesäubert[2]). Daraus ist ihr ein herrlich Electuarium bereitet worden, welches sie ziemblich gesterkt und erquickt hat, wiewohl ihr nach gestalt der Sachen noch vast wehe ist, trägt den rechten Arm in der Schlinge, des linken aber kann sie sich nit gebrauchen, unangesehen, dass er fein stark und gesund und schier stärker zu sein scheint, dann zuvor.

Es ist vieler Meinung, wo sie dies Electuarium mit ihres Ehwirts gutem Willen gebrauchen und darbei verbleiben wird, so werde sie durch dasselbig wohl wieder mächtig werden, im widrigen Fall ist zu besorgen, es mocht die Sach sich zum ärgeren wenden, dass sie wieder lägerhaft werden müsst. Sollte man dann zu ihrer Besserung die Arznei und obgesetzt stark remedium wider vor die Hand nehmen und mit vorigen und vielen anderen Pillulen ihr das Haupt[3])

---

[1]) Graf Ernst von Mansfeld geht zu den Unirten über.

[2]) Die Verhandlung wegen des Waffenstillstands.

[3]) Zabern.

purgiren, so möcht es um ihr Leben vollends geschehen sein. Sie hat zwar in der ganzen Kur das Haupt sehr warm gehalten und mit ihren besten Schleiern umwickelt gehabt, damit also der calor nationis, die Stärke und Kräfte darin erhalten wurden; wo es aber länger hätte währen sollen, besorge ich, es würde nit viel geholfen haben, wenn sie auch gleich ein Schlafhaub darauf gesetzt hätte.

Es ist mir gestern von einem vertrauten Freund angedeutet worden, dass ihr Ehwirt wohl mit dem adhibirten Medicamento als auch mit dem letzten lenimento und Electuario, welches man ihr gebraucht, sehr übel zufrieden sei, und wisse des wenig danks, sondern sei gesinnt, selbsten zu schaffen, dass ihr durch ein probirtes Stücklein und Recept, welches man etwann anderswo mehr gebraucht und ziemblich just befunden, sollte geholfen werden. Solches wird gemacht von römischem Kümmel, welschen Bohnen, spanischen Mucken und bairischen Rüben[1]). Wiewohl nun diese materie oder species sehr kräftig und nur zu stark, auch ihr vielmehr schädlich als nützlich sein möcht, jedoch weiß ich nicht, ob man solches in der Eil werde zuwege bringen können oder mögen, wie es die Notturft erfordert; denn es muss solche Materie frisch sein und in einem silbernen Mörsel mit einem guldenen Stößel wohl temperirt werden. Es ist aber zu befürchten, es möcht an der Materie und Instrumenten zur Präparation gehörig Mangel erscheinen. Ich halte dafür, es wäre das beste Mittel, man ließe das gemeine Gebet für die gute Frauw thun, hieng ihr das Kräutlein Gottes Gnad an den Hals und ließ es den lieben Gott wallten, der ist der beste Arzt.

---

[1]) Papst, Kaiser, Spanien, Baiern.

Die Euphemismen und bildlichen Ausdrücke unserer Sprache über Sterben und Totsein und die ihnen zu Grunde liegenden Vorstellungen.

Von **Friedrich Wilhelm**, Jena.

Bei dem Eintritt ins Leben und bei dem Scheiden aus demselben ist es die Kirche, die uns den ersten und letzen Gruß gibt. Sie erteilt ihren Segen bei unserer Geburt, und bei unserem Ableben verspricht sie Trost und Hoffnung den am Grabe Trauernden. Die Kirche ist es daher auch in bevorzugtem Maße, von der eine große Reihe von Euphemismen und bildlichen Ausdrücken über Sterben und Totsein ausgeht.

Die Bilder, die dabei zur Verwendung kommen, gehen natürlich nicht über die Grenzen der Religion, d. h. der Kirche hinaus; sie sind aus ihrem Ideenkreis genommen und aus den wissenschaftlich-theologischen Anschauungsweisen der Zeit, in welcher sie entstanden. Diese wissenschaftlich-theologischen Anschauungsweisen zerfallen, soweit sie für die folgende Untersuchung in Betracht kommen, in zwei streng von einander geschiedene Teile:

1. *In die philosophisch-theologische Bibel- und Welterklärung,* die, bestrebt, die Richtigkeit des bestehenden Dogmas zu beweisen, ihren Höhepunkt in der *Scholastik* erreichte; sie wird vertreten durch die *katholische Kirche.*
2. *In die philologische Bibelauslegung*, das *Arbeitsfeld der Bibeltextkritiker und Bibelübersetzer*; diese Richtung wird der Hauptsache nach durch die *protestantische Kirche* vertreten, es beteiligt jedoch sich hieran auch die katholische Kirche, nur nicht in dem Umfange wie die protestantische.

Die Euphemismen, welche aus *scholastischen Anschauungen* flossen, sind die, die sich verhältnismäßig früh in unsere Sprache einge-

bürgert haben, während die, die dem philologischen Studium der Bibel ihre Uebernahme in unsere Sprache verdanken, eigentlich erst mit Luthers Bibelübersetzung und mit der Blüte des Kirchenlieds der Umgangssprache vollständig geläufig wurden. Ich beginne daher billig bei der Besprechung der einzelnen Euphemismen und Wendungen mit den ersteren.

Die Ausdrücke sind natürlich den Anschauungen der Scholastik über Sterben und Tod entsprechend. *Ihrer Auffassung nach ist das Verscheiden eine Trennung der geistigen Substanz, der Seele, von der körperlichen, dem Leib.* Sobald die Geistlichkeit, die doch in älterer Zeit meist aus Scholastikern bestand, die deutsche Literatur und Volksdichtung an sich gerissen hatte, versäumte sie natürlich nicht, diese durch eingehendes Studium der Bibel und der antiken Philosophen errungenen Wahrheiten auch in der deutschen Sprache zum Ausdruck zu bringen; und so tritt uns diese Auffassung vom Tod schon im Muspilli entgegen: „*uuanta sâr sô sih diu sêla in den sind arhevit, enti si den lîhhamun likkan lâzzit . . .*“ Ein schönes Beispiel für diese Anschauung findet sich bei Herbort 10085 fg.: „*Do er geklagete aller meist Do was margaritonis geist Vō dem libe gefarn.*“ Ferner Anno 763—66; Barl. 83, 33: „*lîp unde sêle scheident sich*,“ Berth. I 53, 10; 272, 30; Einleitung z. Herb. S. XXX V. 44 fg.

Diese Anschauung über den Prozess des Sterbens zieht sich durch die ganze geistliche Literatur des Mittelalters, wird von Luther in das Dogma, wenn auch in anderem Wortlaut, aufgenommen und ist auch unserer Sprache unbewusst erhalten geblieben. Noch heute sagen wir: „*seine Seele fliegt zum Himmel auf, zur Engelschar*“ und ähnliches, ohne uns weiter darüber klar zu werden, dass wir damit einen Lehrsatz einer Jahrhunderte alten Philosophie aussprechen[1]). Noch heute sagen wir von jemand, der ganz plötzlich gestorben ist: er fiel „*entseelt*“ zu Boden, und von einem Selbstmörder sagen wir:

---

[1]) Wobei ich übrigens die Vorstellungen, dass die Seele als geflügeltes Wesen zum Himmel auffliege, oder dass die Seele von den Engeln in Gestalt eines Kindes aus dem Munde der Toten gezogen wird (hierüber vgl. Goethe-Jahrb. 1886 Bd. VII Taf. I und S. 256), diesen Wendungen nicht abspreche. Ich halte diese Vorstellungen für aus der griechischen Philosophie übernommene (vgl. dazu die Beispiele aus Plato, Il., Od. in Grimms Mythol., 4. Ausg., III, S. 247) und möchte annehmen, dass der Glaube, die Seele steige als Taube oder als Lerche zum Himmel empor, erst von der Kirche dem Volke übermittelt wurde. Hier möge auch gleich noch eine Bemerkung zu dem Beispiel aus Claudian. de IV. cons.

er hat sich *„entleibt“*. Wir sprechen diese beiden Worte hin, ohne uns zu erinnern, dass auch in ihnen die Weisheit und Lehre der Scholastiker enthalten ist. Sprachlich an und für sich drücken die Worte *„entseelt“* und *„entleibt“* doch dasselbe aus, nur dass man bei dem ersteren die Wirkung auf den Körper mehr hervorhebt, bei dem letzteren die Wirkung auf die Seele; sie stehen also, wenn man sich eines mathematischen Begriffs bedienen wollte, gewissermaßen in einem reziproken Verhältnis zu einander. In dieser Reziprozität liegt eigentlich auch die scholastische Lehre: *die geistige Substanz darf sich wol von selbst der körperlichen entziehen, und es tritt dann der natürliche Tod ein, aber nie darf die körperliche Substanz sich der geistigen entziehen, ohne einen Selbstmord zu begehen und somit einen Fehltritt, für den die Seele, die einen Sieg des Leibs über sich nicht dulden darf, die Verantwortung zu tragen hat.* Vgl. Vrid. (2. A.) 17, 17—20; W. Gast. 9595 fg.

Auf sündige Weise wird natürlich bei jedem Totschlag die körperliche Substanz der geistigen entzogen. Das Mittelhochdeutsche konnte dies auch sprachlich zum Ausdruck bringen, indem es z. B. das Verbum *„scheiden“* als Transitivum gebraucht, vgl. Parz. 514, 6 fg.: *„mîn frouwe sî verwâzen, daz sie sô manegen werden man vonem lîbe scheiden kan.“* Aehnlich sind die Redensarten *„vonme lîbe tuon“* und *„einen lîplôs tuon“*, mhd. Wb. I 1003b, 31; 1004b, 36 fg. Schon nicht mehr so deutlich ist es, wenn es z. B. im Alexander des Ulrich v. Eschenbach V. 2042 heißt: *„den künec er von dem leben schiet“*. Vgl. die aus der Kriegssprache genommenen Wendungen, über die ich weiter unten handle.

Ebenso drückt das Wort *„abgeschieden“* das Ergebnis des Sterbeprozesses aus (auch *„verschieden“* von *„verschîde“* = *„schîde“* mit verstärkendem *„ver-“*; s. Graff VI, 433). Es heißt also: *„er ist abgeschieden“* nicht etwa: er hat der Welt Lebewol gesagt, dies drückt das Verbum *„hinscheiden“* aus[1]), sondern: *„die Trennung zwischen*

Honor. 228—235, bei Grimm Mythol. III, S. 245 unten, Platz finden. Eine Dreiteilung der anima findet sich nämlich auch bei Thomas von Aquino, der eine anima vegetativa, sensitiva und intellectiva annimmt. (Vgl. Wilh. Molsdorf „Die Idee des Schönen in der Weltgestaltung bei Thomas von Aquino. 1891.“ Jenaer Dissertation, S. 16 fg.)

[1]) Ueber *„hinscheiden“* siehe die Beispiele im mhd. Wb. II b 107a, 3 fg., besonders Pass. K. 7, 68. Ueber *hina* s. Graff. IV 697—700; das Wort *„hinscheiden“* scheint dem Mittelalter im Sinne von *„sterben“* nicht

Körper und Seele hat sich vollzogen, die Seele ist ledig alles crêatûrlîchen.“ Heutzutage liegt uns diese Auffasung des Wortes ganz und gar fern, jedoch *die Mystiker des Mittelalters*, bei denen es uns zuerst häufiger, und zwar im Sinne von *„losgetrennt“*, entgegentritt, scheinen den Anlass gegeben zu haben, dass das Wort nach und nach in die Bedeutung von *„gestorben“* überging. Der Zustand der *„abgescheidenheit“*, das Ideal, nach dem alle Mystiker strebten, konnte für den Menschen sich erst nach dem Tode ganz erfüllen, wenn *„daz fleisch“* nicht mehr *„begert wider den geist unde der geist“* nicht mehr *„begert wider daz fleisch“* (Myst. II 492, 7 fg.), wenn also die Seele, die an und für sich *„unmaterielîchiu substancie oder gesundertiu forme ist“* (Myst. II 634, 18), mit Gott und den Engeln, die *„abgescheidene substancie“* (vgl. Myst. I 144, 27; 124, 3) sind, als auf ewig *„abegescheiden“* vereint. Zu *„abscheiden“* s. mhd. Wb. II^b 98^a, 2; 99^b, 14 fg.; 44 fg.; 100^a, 9 fg.

Die Mystiker haben überhaupt viel und fruchtbar für die Ausbildung und Einbürgerung von Euphemismen über Sterben und Tod gewirkt. Ihre Lehre: *lerne alles verachten, lerne der Welt absterben, denn auch dir wird einst das letzte Stündlein schlagen,* gab Anlass genug zu trüben Betrachtungen über das eitle Dichten und Denken der Menschheit. *„swie hôch an guote wirt dîn name, dir volget niht wan alsô vil, ein lînîn tuoch vür dîne schame“* sagt im Winsbeke 3, 8 fg. der „wîse man“ zu seinem Sohn (ähnl. Vrid. 2. Ausg. 177, 1—4) und noch im 19. Jahrhundert finden wir in katholischen Gegenden die Periphrase *„Leichentuch“*, *„Sarg“* und ähnliches für Tod auf den Grabtafeln und sogenannten „Marterln“, z. B.:

„Hier Mensch, hier lerne, was du bist,
Lerne hier, was unser Leben ist:
Ein Sarg nur und ein Leichenkleid,
Bleibt dir von aller Herrlichkeit.
Wer weiſs wie bald auch dich zur dunklen Gruft
Der Herr des Todes und des Lebens ruft,
Drum halte dich zu jeder Zeit
Auf einen guten Tod bereit.“ [1])

---

so geläufig gewesen zu sein, wie es uns jetzt ist, und mehr die Bedeutung *„von hier nach dort, hinweggehen“* gehabt zu haben. Vgl. Herb. 10323; 10345. Frauend. 512, 18. Nibl. (B.) 310, 1; König Tirol hg. v. A. Leitzmann, 24, 1: *„Wan dâ got von dirre werlte schiet“*; Ulr. 1501.

[1]) Der Spruch findet sich auf einer Grabtafel auf dem Friedhof von Mieders im Stubai und stammt aus dem Jahre 1855.

Solchen bitteren Lehren verdanken wol auch die Euphemismen *„den Weg alles Fleisches gehen“* (vgl. 1. Kön. 2, 2) und *„durch den Tod erlöst werden“* (Vgl. Strassb. Alex. 7242 fg.) ihre Verbreitung.

Wir haben aus dem bisher Gesagten gesehen, dass die Wendungen über Sterben und Tod, die wir der katholischen Kirche verdanken, meist aus gewissen theologischen Anschauungen flossen. Dabei sind Euphemismen, wie sie die Bibel in großer Menge aufweist, fast gar nicht zur Verwendung gekommen. Es sind in der Tat auch wenige Ausdrücke, die man als biblische bezeichnen könnte, in älterer Zeit zu finden. Gewiss würden sich ja Beispiele aus Otfrid und aus den übrigen Evangelienbüchern des Mittelalters bringen lassen, aber ihre Zahl ist doch gering im Verhältnis zu der überaus reichen Menge von *biblischen Euphemismen* über Sterben und Tod, die wir in der Literatur nach Luthers Auftreten finden.

Diese Erscheinung hat ihre ganz natürlichen Gründe. Bei dem so wechselnden Geschmack im Mittelalter war ein Buch, das ohnehin nur mit großen Geldkosten und für einen verhältnismäßig kleinen Leserkreis hergestellt werden konnte, viel mehr den Zufälligkeiten des jeweiligen literarischen Geschmacks und dem Totschweigen ausgesetzt als nach der Erfindung der Buchdruckerkunst. Schien selbst der Erfolg eines gedruckten Buchs für die Zukunft kein großer zu werden, so war ihm derselbe doch durch die Wirkung der Masse für den Augenblick gesicherter als früher. Die Kritik war nicht mehr bloß in den Händen namhafter Persönlichkeiten, sondern gab auch weniger bekannten Männern Gelegenheit, sich an einem freien Meinungsaustausch zu beteiligen. Zudem fehlte es im Mittelalter an einem theologisch gebildeten Talent — ausgenommen vielleicht jener Bertholdus von Regensburg —, das vermöge seiner Persönlichkeit und seiner Geistesgaben ein Werk von so durchgreifendem Erfolg, wie es Luthers Bibelübersetzung war, zu schaffen vermochte und so für die Uebernahme euphemistischer Ausdrücke aus der Bibel in die deutsche Sprache wirken konnte. *Wir haben daher die Einbürgerung biblischer Euphemismen in unsere Sprache hauptsächlich Luther und den Männern zu verdanken, die mit seinem Werke bekannt, von denselben Idealen wie er beseelt, eine weitreichende literarische Wirksamkeit entfalteten.*

Vor allem sind es die Wendungen, die aus der Uebersetzung des *„vocare in vitam aeternam, in coelum“* und ähnlichem entstanden sind, wie: *„Gott ruft jemand in die Ewigkeit, zu seinen Engeln, in die dunkle Gruft, in ein besseres Jenseits, in die ewige Heimat“* usf.

Auf einzelne Bibelstellen (1. Mos. 3, 17—21) beziehen sich die bildlichen Ausdrücke *„zu Staub, zu Erde werden“*, Wendungen, die sich schon in älteren Denkmälern unserer Literatur finden, z. B. Tod. gehüg. 457 fg. *„E. dich div zeit bevahe. daz dir dein vngemach nahe. Vnt ê. dein stoup werde. wider zů der erde.“*; ferner 464 fg.; Straßb. Alex. 7234 und mhd. Wb. II^{b} 648^{b}, 19 fg. Der Euphemismus *„in den Himmel eingehen“* lässt sich wol auf *„intrare in regnum coelorum“* zurückführen; vgl. die ähnliche Wendung *„in Abrahams Schoofs eingehen“* (s. Hel. 3351 fg. u. Tod. gehüg. 790; Glaube 2718.). *„Den Kampf der Leiden auskämpfen“* bezieht sich auf die Leidensgeschichte Christi, d. h. auf Marc. 14, 36; Math. 26, 36—46, u. Luc. 22, 44. *„Sein Stündlein ist nahe“* ist aus Math. 26, 18 genommen: *„tempus meum prope est.“* Vgl. Hel. 3354 fg. *„Thô quâmun ôk wurdhigiskapu them ôdagon man, orlaghwîla, that he thit lioht farlêt“* u. mhd. Wb. II^{b} 210^{a}, 28 fg. Die Wendungen *„in das Reich seiner Väter“* oder auch bloß *„zu seinen Vätern versammelt werden“* finden sich Richt. 2, 10: *„omnisque illa generatio congregata est ad patres suos“*; *„zu seinem Volke versammelt werden“* steht im 1. Mos. 25, 8; 49, 29. Es gibt natürlich noch eine Menge derartiger Wendungen; *die Vorstellungen, die ihnen zu Grunde liegen, sind eben dieselben wie die des alten und neuen Testaments.* Besonders fruchtbar für die Einbürgerung solcher biblischer Euphemismen in unsere Sprache hat ja auch das *evangelische Kirchenlied* gewirkt, indem es mehr an Bibelstellen sich anlehnt als unmittelbar entlehnt; ich will mich hier begnügen, die hauptsächlichsten Ausdrücke erwähnt und auf die Bedeutung des Kirchenlieds für sie hingewiesen zu haben.

Hand in Hand mit der Theologie geht *das Studium der antiken Schriftsteller* und dieses hat nicht das Wenigste zur Bereicherung unserer Sprache an Euphemismen und bildlichen Wendungen über den Tod beigetragen. Lessing war es, der zuerst wieder, durch seine bekannte Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet“ auf die antike *Vorstellung vom Tod, als Genius, der die Fackel des Lebens auslöscht*, hinwies und dieser Vorstellung von neuem den Weg in die deutsche Sprache bahnte. Ganz unter dem Einfluss der Lessingschen Abhandlung entstand wol folgender Vers bei Schiller, „Die Götter Griechenlands“:

„Damals trat kein grässliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuss
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius.“

Fast dieselbe Vorstellung vom Tod findet sich in den Wendungen *„das Lebenslicht ausblasen“* und *„sein Lebenslicht verlosch“* (über „das Lebenslicht“ vgl. Wackernagel in Haupts Zeitschr. Bd. VI, 280 bis 284). Dass der Tod das Lebenslicht auslöscht oder umdreht, belegt das Märchen „Vom Gevatter Tod“ (Grimm, Nr. 44.). Vergleicht man dazu die verschiedenen lateinischen Wendungen, in denen *„lux“*, *„lumen“* im Sinne von *„Lebenslicht“* vorkommen, wie *„lucem exhalare“* (s. Klotz, lat. Hdwb. I 1456 b; II 304; 309 a) u. ähnl.[1]), so glaube ich mich zur Annahme berechtigt, dass diese Vorstellung vom Auslöschen des Lichtes zweimal aus den antiken Schriftstellern in unsere Sprache herübergenommen wurde. Wann dies das erstemal geschah, wird schwer festzustellen sein, jedenfalls in sehr früher Zeit, denn schon in W's. Wh. 416, 14 und im Lohengr. 133 finden sich nach Wackernagel a. a. O. S. 283 ähnliche Wendungen vor[2]).

Die antike Vorstellung, dass der Tod der Bruder des Schlafs sei oder diesem wenigstens ganz und gar ähnlich, finden wir in dem Wort *„entschlafen“* (doch mit Einschränkung), wozu dann die Kirche

---

[1]) Wovon die Wendungen, in denen *„lux“* *„Tageslicht“* bedeutet, streng zu unterscheiden sind; vgl. *„lucem relinquere“* u. a. bei Klotz a. a. O. Aehnliche Wendungen finden sich Hel. 3356: *„that he thit lioht farlêt“* u. 4758: *„ni welda thit lioht âgebhan.“*

[2]) Ob diesen bei Wackernagel a. a. O. angeführten mhd. Beispielen die Vorstellung von einem brennenden Licht, als Symbol des Lebens, wie bei den beiden nhd. Phrasen, zu Grunde liegt, wage ich nicht bestimmt zu entscheiden. Es könnte nämlich *„lieht“* auch im Sinne von *„Augenlicht“* stehen (vgl. mhd. Wb. I 1029 a, 6 fg.; 38 fg.). Einen Beleg für diese Vorstellung finde ich bei Albr. 1, 1429 fg.: *„die liehte er sus erlaste, die ê brunnen vaste“*, wo direkte Entlehnung aus Ovid, Metam. 1. 717—720 vorliegt. Vgl. übrigens den Ausdruck in „Herrn Bodmers Elegie“, abgedruckt in Hallers Gedichten „Wien 1765 bey Edlen v. Trattnern“ auf S. 279: *„Wo du der Augen Feur sahst nach und nach verbleichen.“*

Die Vorstellung vom brennenden Licht als Symbol des Lebens findet sich Winsb. 3, 1 fg. und A. Heinr. 101 fg. (vgl. dazu die Anmerkung Grimms) deutlich ausgesprochen; vgl. Wackernagel a. a. O. S. 283. Verschiedene Vorstellungen scheinen also in einander geflossen zu sein und zur Bildung der beiden nhd. Wendungen beigetragen zu haben. Die Kirche und die gelehrten Scholastici, wie Albrecht, haben wol hier vermittelt. Wie und auf welche Weise wenigstens Entlehnungen aus lateinischen Schriftstellern stattfanden, das zeigt deutlich das aus Albr. oben angeführte Beispiel, wozu natürlich Wickram zu vergleichen ist.

später *„in Gott, in dem Herrn“* und ähnliches fügte, ebensowol in der Wendung *„sein Auge auf ewig schliefsen“*. Vielleicht entstand unter dem Einfluss der Lessingschen Abhandlung auch jener kühne Ausdruck in „Benjamin Schmolckens Morgen- und Abendandachten 1785“ S. 260: Soll heunte nun mein Schlaf sich mit dem Tode küssen . . = soll ich heute Nacht sterben[1]).

Phrasen wie *„den Geist aufgeben“*[2]), *„den Lebensfaden abschneiden“*, *„das Feuer der Augen verbleicht, erlischt“*, *„die Asche ruht“* (b. Uhland, „Auf Wilhelm Hauffs frühes Hinscheiden“), ergeben sich von selbst als Wendungen, die dem Lateinischen entnommen sind. Die Euphemismen, die Lessing anführt: *„er hat gelebt, er ist gewesen“*, sind bloß zum Teil den antiken Schriftstellern nachgeahmt, nämlich nur in der Sprache der Rhetorik und der Höflichkeit, aber in der Umgangssprache nicht. Hier kommt es ganz auf die Tonhöhe und den Tonfall an, mit welchen die betreffenden Worte gesprochen werden. Es kann also der Ausruf: *„er ist gewesen!“* unter Umständen die Empfindung tiefsten Schmerzes sein, tiefer als: *„er ist tot!“* Wir kämen so auf die subjektiven Ausdrücke des einzelnen menschlichen Individuums, die äußerst verschiedenartig, aber kein Gemeingut der Sprache sind und uns daher zu weit in Einzelheiten führen würden.

Alle diese Euphemismen, mit denen wir uns bis jetzt beschäftigt haben, finden wir in den Todesanzeigen, auf den Grabmälern und Gedenktafeln. Sie sind hier geradezu ständige Wendungen, denen man oft den Klang des Phrasenhaften nicht absprechen kann. Jeder, und hauptsächlich das ungebildete Publikum, sucht sich dabei

---

[1]) Der Titel dieses sprachlich und kulturgeschichtlich nicht uninteressanten Andachtsbuches lautet vollständig:

Der mit rechtschaffenem Hertzen Zu seinem JESU sich nahende Sünder, In auserlesenen Buß-, Beicht- und Communion-Andachten, derer sich dessen Bussfertige und nach JEsu Liebesmahl sich sehnende Seele so wohl zur Beichte, als auch zum Gebrauch des theuren Abend-mahls des HErrn bedienen kan; Benebst denen In gebundener Schreib-Art abgefassten GOTT-geheiligten alltäglichen Morgen- und Abend-Andachten. Benjamin Schmolkens. (Strich.) Neue, Und mit denen Sieben Buß-Psalmen Davids wie auch einigen geistreichen Gebeten und Liedern vermehrte Auflage. (Strich.) Mit Churfürstl. Sächssl. Gnädigsten PRIVILEGIO (Strich.) Chemnitz, 1785. bey Johann Christoph Stößel.

[2]) Vgl. Albr. 1, 1426: *„dô er sînen geist begap“* und mhd. Wb. I 503[b], 1—28.

möglichst gewählt, vornehm und feierlich auszudrücken; man zieht hochtrabende Phrasen einfachen Worten vor und wirkt dadurch oft lächerlich.

Dem gegenüber, zum Teil in bewusstem Gegensatze dazu, stehen *die Euphemismen, deren sich die Volkssprache bedient.* Sie sind meist witzelnd, oft parodirend. *Der Tod wird hier als etwas Unangenehmes, aber eben Unumgängliches angesehen.* Hierher gehören die Wendungen *„zur grofsen Armee abgerufen werden“* und *„die Reisestiefel anziehen“.* Dass beide Wendungen etwas Unangenehmes ausdrücken wollen, ist klar: ob man will oder nicht, man muss, wenn der Befehl gegeben wird, zur Armee abgehen und zur Reise wol oder übel Stiefel anziehen. In der zweiten Phrase findet sich sogar noch ein heidnischer Ueberrest, nämlich die Erinnerung an die *Fahrt zur Hellia,* zu welcher man dem Toten Schuhe mit auf den Weg gab und zum Teil auch noch heutzutage gibt, die sogenannten „Totenschuhe“. *„Abfahren“* und *„abreisen“* sind wol auch hier einzureihen. Es scheinen dies die einzigen gebräuchlicheren Wendungen zu sein, durch die noch altdeutsches Heidentum klingt.

Scheidet jemand plötzlich aus dem Leben, so sagt das Volk: *„er ist um die Ecke gegangen“*, und umschreibt so durch den Begriff des Verschwindens den des Sterbens. Das Mittelhochdeutsche ist reicher an solchen witzelnden Euphemismen; sie sind meist aus der *Kriegs- oder Rechtssprache* genommen. *„in wâren diu strîtes muoder mit swerten alze wît gesniten“* sagt Wolfram im Wh. 52, 6 fg.; aber auch außer solchen ganzen euphemistischen Sätzen werden Worte wie *„abestechen, erbeizen“* und ähnl. synonym für *„fallen, töten“* gesetzt. Das mittelhochdeutsche *„beize“* scheint uns noch in der volkstümlichen Wendung *„ins Gras beifsen“* erhalten zu sein (vgl. mhd. Wb. I 192[b], 21 fg.). Aus der Kriegs- und Rechtssprache des Mittelhochdeutschen sind uns ferner folgende Wendungen überkommen: *„das Leben lassen, verlieren“*, aus mhd. *„den lîp lân, verliesen“*; *„jemanden geht es an sein Leben“* aus mhd. *„an den lîp gân“* vgl. Iw. 4100 und *„es kostet jemanden sein Leben“* oder *„er bezahlt etwas mit seinem Leben“* aus mhd. *„ze suone geben das leben“* Iw. 5631 fg.; *„ein phant lâzen“* Flore 6441; Herb. 10294; *„dannoch sol er mir sîn leben vür mîn guot ze gelte geben“.* Ulr. v. Eschenb. Alex. 1381 fg. (Vgl. übrigens den jüdisch-jargonischen Ausdruck *„ums chajes bringen“* = töten; chajes aus hebr. חַיּוֹת = dem mhd. lîp.); Grimm Mythol. (1. A.) S. 492 Anm. **.

Es ist interessant zu beobachten, dass man, sobald man sich von den Euphemismen, die den Philologen ihre Einbürgerung in die deutsche Sprache zu verdanken haben, abwendet, immer wieder auf jene scholastische Teilung zwischen Körper und Seele stößt. Gerade in dieser Teilung zeigt sich, welchen gewaltigen Einfluss jene für gewöhnlich wegen ihrer Pedanterie so lächerlich gemachte Scholastik auf die Denkungsart und auf die Sprache unseres Volkes ausübte. Nie wird man im Deutschen eine dem griechischen θυμὸν ἀφελέσθαι ähnliche Wendung finden, man wird nie die Leute reden hören: *„er hat ihm die Seele genommen"*, sondern stets: *„er hat ihm das Leben genommen"*, das Leben als den Inbegriff und Ausdruck unseres Erdendaseins, mittelhochdeutsch; den lîp[1]); denn *niemand hat über die Seele Gewalt außer Gott, selbst der Tod, so wie er an den Sterbenden herantritt, kann vor dem jüngsten Gericht nur „ze gewinne" fordern „an disem lîbe unser leben"*. Ulr. v. Eschenb. Alex. 1991.

Besonders empfindlich ist man gegen Wörter, die das Sterben durch eine gewalttätige Handlung ausdrücken, wie *„erhängt, hingerichtet, ermordet werden"*. So umschreibt z. B. Wolfram den Begriff des Erdrosseltwerden Parz. 527, 21 fg. durch *„sterben âne bluotige hant"*. *„Dafür wurde gar mancher hingerichtet"* wendet eine Chronik des Pleißnerlandes, *„dar vor fiel ab gar mancher kop"*. Dieses Bestreben des Volkes, alles das, was den Begriff des Gewalttätigen, Blutigen an sich trägt, zu verschleiern, finden wir auch noch heutzutage. Man sagt so z. B. für *„er hat ihn ermordet"*, *„er hat ihn stille gemacht"*, man setzt also die Wirkung der Tat, um bei dem Hörenden den Begriff des Mordes zu erwecken.

Mit der Volkssprache steht in regem Verkehr *die Dichtersprache*. Sie schafft der Volkssprache neue Wendungen und nimmt dafür Phrasen und Bilder, die dieser ganz geläufig sind, in ihren Wortschatz auf, verarbeitet sie und gibt ihnen eine poetische Färbung. So gehören z. B. die Worte und Wendungen, die die äußeren Merkmale des Tods bezeichnen, wie *„verbleichen"*, *„kalt und starr werden"*, *„sein Herz schlägt nicht mehr"* u. a. der Volkssprache an, aber auch zugleich der Sprache der Poesie. Hierher gehört zum Teil auch das Wort *„entschlafen"*, nämlich sobald man damit sagen will, dass der Tod im Schlaf eintrat. Diese Ausdrücke sind in einer noch wenig entwickelten Sprache die natürlichsten, weil sie einfach

---

[1]) Vgl. Hildebrandslied V. 29: *„ni wâniu ih iû lîb habbe . ."* und Glaube 3691: *„so er sinen lib endet"*.

das, was bei einem Todesfall mit den Sinnen wahrzunehmen ist, bezeichnen, sie malen aber zugleich die Umstände, unter welchen sich der Tod vollzieht, viel mehr aus, als andere Euphemismen und müssen daher auch der Dichtersprache äußerst willkommen erscheinen.

Dichterisch und erst der neuhochdeutschen Sprache angehörig sind Wendungen wie: *„sein letztes Stündlein hat geschlagen"*, *„seine Uhr ist abgelaufen"*. Inwieweit die Totentänze auf die Bildung solcher Phrasen (vgl. z. B. die Sanduhr in der Hand des Tods auf Dürers Kupferstich „Ritter, Tod und Teufel"; ferner v. Reber, klass. Bildersch. No. 171) einwirkten, wird sich sehr schwer entscheiden lassen. Es müssten erst die Wechselbeziehungen zwischen den bildenden Künsten und der Poesie des 14., 15. und 16. Jahrhunderts näher untersucht werden.

Der Dichter, der doch alles, was das Menschenleben bewegt, künstlerisch darstellen soll, hat natürlich oft genug Gelegenheit, sich euphemistischer Ausdrücke für den Tod zu bedienen. Aber diese Wendungen sind eben auch mehr individuell und ihre Besprechung gehört daher nicht zu unserer Aufgabe.

Wir haben gesehen, es ist ein reicher Schatz von Euphemismen über Sterben und Totsein, aus alter und neuer Zeit, der das Eigentum unserer Sprache bildet. Aber wol kein Wort von den vielen Wendungen, die uns im Deutschen zu Gebote stehen, drückt alles, was mit dem Tode verbunden ist, so tief aus, wie das Wort *„hinscheiden"*, mit dem ich schließen will. Es liegt in ihm der Abschied des Sterbenden von der Welt mit ihren Freuden und Leiden, der Abschied von allem, was ihm lieb und teuer war, es drückt aber zugleich den tiefen Schmerz aus, den eine Menschenseele erfährt, wenn jenes Herz nicht mehr schlägt, dem ihre Liebe und Aufopferung galt; und dies alles verklärt durch die Hoffnung auf ein schöneres, rein geistiges Leben nach unserem Erdenwallen, frei von aller Sorge und Trübsal dieser Welt!

Dieses Wort zeigt den der „deutschen Art" so „angemessenen sinnigen Ernst", und es ist schwer zu sagen, unter welche Rubrik es einzureihen ist. Ich habe es deshalb für sich an den Schluss gestellt.

Mittwoch = Wodanstag.

Von **J. Miedel**, Memmingen.

Bekanntlich ist der Mittwoch in alter Zeit der Wodanstag. Daneben findet sich aber in schwäbisch-alamannischem Gebiet die Bezeichnung *Guotentag*, in Niederdeutschland *Gwdenstag*. Zwischen letzeren Bezeichnungen und der ersteren soll nach Professor Kluges Aufsatz im 8. Beiheft zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins (1895) S. 95 lautlich gar kein Zusammenhang bestehen. Nun bietet uns Kriegers topographisches Wörterbuch von Baden einen ähnlichen auffallenden Wechsel zwischen *w* und *g* bei folgenden Bachnamen:

Die Wilde Gutach heißt 1112 *Wůta*, erst im 16. Jahrhundert *Gutach*;

die Dörfer Gütenbach = 1360 *Wůtenbach*, 1483 *Wůttembach* und

Gutenbach = 793 *Botenbach*, 1068 *Buodenbach*, 1141 und 1299 *Budenbach* (eine auch sonst anzutreffende Verhärtung des *w* zu *b*); der Ausfluss des Titisees,

die Wutach, wird auch jetzt in einem Teil eines Laufs Gutach genannt und ist 1122 und später als *Vutahe*, *Wůota(ch)*, daneben 1323 und öfters im folgenden Jahrhundert als *Gůta(ch)* beurkundet, ihr Tal 1323 als *Gůtatal* und 1335 als *Wůtental*.

Doch auch anderwärts ist die gleiche Erscheinung zu finden. So heißt

die Guda (Nebenfluss der Fulda) 960 *Uuodaha*,

Godesberg (bei Bonn) 893 *Gudensberhg*, 947 und 974 *Wodenesberg*, .

die Stadt Gudensberg (in Niederhessen) *Gudensberg* 1131, *Uoůdenesberch* 1154, *Gůdenesberg* 1160, *Wutensberc* 1170,

G̊udenesberg 1182 und 1219, *Wödensberg* 1226; von da an *Gudensberg* neben *Godensberg*. Ferner ist

Gutmannshausen (nordwestl. von Weimar) bei Förstemann, Namenbuch II, 1638 sechsmal als *Wotaneshusen* (8. Jahrhundert) verzeichnet und

Gutenswegen (nordwestl. von Magdeburg) fünfmal als *Vodenesvege* aus dem 10. Jahrhundert.

Woher nun diese seltsame Vertauschung des *w* mit *g*? Man wäre versucht, an Wipfel und Gipfel zu denken, wenn von diesen beiden Wörtern nicht wahrscheinlich gemacht wäre, dass sie von zwei verschiedenen Stämmen herkommen. Oder sollte etwa romanischer Einfluss hier im Spiele sein? Also ähnlich wie *Guelphi* = *Welfen*, *Guido* = *Wido* u. dergl. Die Form *Quontag*, welche Birlinger in seinem Schwäb.-Augsb. Wörterbuch S. 208 nachweist, möchte dies fast vermuten lassen. Auch die Schreibweise *Lodhuuig* in den Straßburger Eidschwüren, und zwar im romanischen wie im deutschen Text, scheint einen schwach gutturalen Ansatz bei der Aussprache des *w* in den in Frage kommenden Gebieten anzudeuten. Einen Uebergang könnte ferner darstellen die Form *Gwillistete*, welche Förstemann, Namenbuch II, 684 für Killstett (nordöstl. von Straßburg) aus Schöpflins Alsatia diplom. ao 723 belegt. Als im Longobardischen vorkommend, ist in Schades Altdeutschem Wörterbuch die Form *Gwôdan* bei Paul. Diacon. nachgewiesen. Der Herzog Welf IX. heißt in den Necrolog. Germ. I, 230 *Welfo* und der 1191 verstorbene gleichnamige ebendort I, 37 *Gwelfo*. Aus dem weiteren Bereich unserer Sprache wüsste ich nur das Zeitwort *wabbeln* anzuführen, das Weigand als eins mit niederdeutschem *quabbeln* erklärt.

Sei dem nun, wie ihm wolle: darin stimmen die vorgebrachten Ortsnamen überein, dass in ihnen nach langem Schwanken zwischen *w* und *g* der Kehllaut durchweg den Sieg davongetragen hat. Und darum glaube ich, dass nach den obigen Belegen auch die lautliche Identität von *G̊udenstag* und *Wuotanstag* nicht mehr zu bestreiten sein dürfte.

Von dem leben, von dem tode vnd von der welt.

Herausgegeben von **Fridrich Pfaff**, Freiburg i. B.

(Bl. 31a) Dis gedicht hat gemacht ein wiser man
in andacht, so er aller beste kan,
goth zu lobe vnd siner heiligen ere,
dem menschen zu nutz vnd zu einer lere.
Ach die welt möchte billich truren
von dem tode der ellenden figuren,
in der do lendet vnser werben,
vnd bezeichnet daz künftige sterben,
daz wir alle mißent dulden,
yderman noch sinen schulden.
Wan aber kome die stunde
daz ist vnkunt vnserm munde:
der jung stirbt alß balde also der alt,
rich noch arm sich do von nit schalt.
Meniglich wache vnd si wol bereid
dag vnd nacht mit vorsichtikeit,
so der tod kome vnd aneklopfe,
daz ouch nichtz vnser herze bestopfe
besessenheit, kunst, ere oder zitlich gůt,
wollust des libes vnd der welte můt.
Ouch si yderman wolbehůt

---

7 lenden, landen, ans Ziel kommen, enden.

14 schalt zu schalten, eigtl. mit der Stange (schalte, jetzt noch rhfrk. Schallbaum) fortstoßen, dann entfernen.

18 bestopfe, Bedeutung wol „vollstopfe, anfülle“.

vnd erwele küschheit, gehorsam vnd armůt:
das ist die nützest fürsichtikeit in dem geist,
da zů ich dir raut allermeist.
Da zů gehört min vnd gůti zůversicht.
Gůt meinung im herzen vnd gerechte gericht
sind die festen fundament vnd starken muren
zů wider stand dem tüfel vnd siner naturen,
die alle vnser gůt begirde möchte zerstören.
Das gottes wort sullen wir dawider hören
vnd vnser leben selenclichen ernuwen
mit bicht, bessrung vnd gewaren ruwen.
Dis ouch nieman sparen sol bis an daz ende,
wan die bösen geist sind so behende
vnd tůnd vns dan also gedrenge,
das etlich verzagen möchten in bezwenge,
die alle ir lebtag hand der natur gelebet,
vnd begirlich nach ere vnd gůt strebent,
vnd daz mag nieman in die lenge gebruchen,
daz lot man di tufel vzbuchen,
das manger noch eren vnd gůt vast stellet,
der vor stirbet, e das es im gevellet.
Also wurt dick kost vnd erbeit verlorn,
das die sele erarnen müz vnd weger verboren.
Got hat vns alle begabet mit richen synnen,
da mit wir solten den ewigen schatz gewinnen,
den vns kein diep noch rouber mag zerstören:

---

[31] Hs. ernuwerē.

[32] gewaren, zu mhd. gewaere, wehrhaft.

[36] bezwenge, mhd. betwenge, Bedrängnis.

[37] gelebet, mhd. geleben, leben.

[40] vzbuchen, zu mhd. biuchen, bûchen, mit Lauge waschen, strafen.

[42] gevellet, mhd. gevallen, zuvallen, zukommen, zugeteilt werden.

[44] Nach weger (mhd. waeger, besser) fehlt wol waere; verboren, zu mhd. verbern, unterlassen.

[45] vns, Hs. vnd.

das gotes wort süllen wir gern leren.
Ach die selben sinne wir üppenclich verschlissen
vnd daz wurt vns von got billich verwissen.
Nieman versume dis gegenwertige zit,
er bekenne teglich disen gegenwertigen strit
vnd wie die tüfel vm die selen fechtend,
die fründe vm das gůt enander durechtend.
Der lip ist der wrm vnd ir teil,
der gar vil zů můtwillig ist vnd zů geil.
Die welt ist nun mit fremden fünden
tegelich sich v̊ben mit bösen sünden
wider alle bescheidenheit vnd vernunft,
gar wenig habend sü sorgen zů dez todes zukunft,
bis das sie es werden bevinden
mit grülicher geberde vnd mit halbwinden
von angestlichen liden vnd grossem we,
das sie nit von de leben wimssend me
vnd sich sumyg wissend aller gůter gedett,
den machend si erst ir selgerett,
so wellend es die frunde nit gestatten
vnd geschicht in zů aller wise als den ratten:
wan so die mus komet in die valle,
so fliehen von ir die andern alle.
Also endet sich ouch der welte trost
die frunde tragen gegen enander grossen plost
vmb der erbe, der man keis mit liebe teilt.
Kein vrbunst ward nie verheilet,
(Bl. 13b) sider Kaym sinen bruder Abel arschlůg:

[48] leren wol hier in der im Alemannischen noch erhaltenen Bedeutung „lernen".
[53] selen, hs. solen.
[54] durechten, mhd. durchaehten, verfolgen.
[62] halswinden?
[65] sumyg, mhd. sûmic, säumig.
[66] selgerett, Testament.
[72] plost, mhd. blâst, Schnauben, Feindschaft.
[73] keis, alem. keins.
[74] vrbunst, Missgunst, Neid.

des selben nides ist noch vff ertrich genůg
vnder geistlichen vnd weltlichen beiden,
an allen gerichten kriegen mit falschen eiden,
töben, schelten vnd mit übel sprechen,
enander wend si sich vmb daz gůt erstechen;
das schikend si den der sele noch zů stür,
dar vmb sich ir pin meret in dem fegfür.
Got lot sie fur war engelten,
trw nach dem tod komet gar selten.
Die welt git gůt red vnd bösen lon,
also vns geschicht, wir haben es vor geton.
Wer daz gerne fürkomen welle,
das er nit gediehe in die bitter helle,
der setze pine für dis wartenspiel,
wie balde sich verlöfend alle ziel
das wir ouch varen vnsern fordern noch,
die edelen fürsten alle von geburt hoch,
geburschaft, edel, arm vnd rich
sind in dem gerner al glich.
Wer graff fry oder stalkneht si,
das kan man merken niendert by:
in dem gerner sind si all gelich gestalt.
Kunst, herschaft, wisheit vnd gewalt
ist nun gewandelt in dottengebeine
vnd wider den lebenden gemeine,
do zů wir alle müssend werden,
das nit zů wenden ist mit listigen geberden.
Nůn mag aller herzen übermůt,
die do begerend lust ere vnd zitlich gůt,
by disem bilden vnd in dem gerner schöwen
die höflichen man vnd die clůgen fröwen
gecleidet mit allem lust adelich vnd fin,

---

[81] stür, mhd. stiure, Hilfe.
[87] fürkomen, verhindern.
[89] wartenspiel, mhd. wartespil, Schauspiel.
[94] gerner, carnarium, Beinhaus.

mit gold mit silber ein schöner schin
die liechten spilenden ŏgen clar,
die langen zöpf vnd daz gepflanz har
vnd die berlinschappel vnd guldin kron,
die adelichen schönen lustlich person,
die wangen rot, die stirne breit
vnd alles das der naturen lust intreit,
mit mangem wutendem ansturme
das nagen nun die wiesten wrme,
maden, erdfůlin, krötten vnd schlangen.
Die selen hand denne ieren lon empfangen
noch hie die lib hand geworben,
si sien ioch in gnaden oder in sünden gestorben,
das volget in noch nŭ vnd jemer me,
die verdampten in ewigem helschem we,
wan si hant selten die sünde vermitten.
Die vsserwelten hand die sünde überstritten
vnd sind nun in ewige fröude gesetzet
vnd alles lidens volkomenlich ergetzet,
ir wis, ir lŏf ieweder siten ist volbracht,
die bösen sünd gemitten vnd sich wol bedacht.
Der verdampten lust vnd alles ir vngelück,
der vsserwelten armůt vnd ir gedrük
ist zu beider siten gar kurz vnd klein gewesen
wider den besessen lon, in fröden besessen.
O alle lieben menschen in cristenlichem glŏben geborn
zu yemerwerender fröde erwelt vnd vsserkorn,
vwer wirdikeit allein an der sele lit,

---

[110] gepflanz zu mhd. phlanzen, schmücken.

[111] berlinschappel, Kranz aus Perlen.

[117] erdfůlin, wol zu mhd. viule, Fäule, Fäulnis, schweizerisch füli. Man erwartet jedoch einen Tiernamen. Es kann aber ebensowenig an mhd. vülin, vüle, vül, Füllen, wie an ful, Wildschwein (Schmeller, bayr. Wtb. 2. Ausg. I, 710) gedacht werden.

[127] Hs. volbrecht.

[130] Hs. usserwelten hand. Hand könnte auch Seite, Teil, Abteilung bedeuten.

keinen adel legend zů dem lib hie in zit,
wenne er ist ein vnreiner wiester sack,
vs dem do ruchet manger böser schmagk.
Wie kan ieman gelusten singen vnd seitenspiel,
tanzen vnd ippiger fröden vil,
wann er ist von natur treg vnd lass,
zerstörlicher in sinen kreften wen ein glas,
geschöpfet in der můter lib von wiester materien.
Wie mag vns dan fröwen pfiffen oder psalterien,
wir sint doch alle kumen von erden,
zů eschen müssen wir wider werden.
Frölichen erston an dem iungesten tag
die vsserwelten menschen an des richers clag.
Die bösen verflůchten kumend in die helle,
die vsserwelten zu gottes wolgevelle.
Nůn gun vns got vs siner gnad die wale,
das mir gemerket werden in der vsserwelten zale.
Amen sprechen begirlich alle
vnd das nieman zů den verloren menschen valle.
(Bl. 14 a) Amen amen amen si zů dri molen geseit
zů lobe vnd ere der heiligen drivaltikeit.
Vnd der dis mit fliss geschriben hat,
der ist gewesen sibenzig vnd eines iares alt,
bittend got vm in mit andacht, das ist min rat,
vnd hat das geschriben got zů lobe vnd zů ere,
vmb das sich der mensch zů sinen gnaden kere.
Der das důt das ist sinem lib vnd der selen gůt.
Vnd hüt sich vor sinden mit sinem můt.
Wer aber das lang verziehet
vnd von aller sund nit genzlich flihet,
der möcht vor sinem tode vallen in gottes zorn,

[144] psalterien, „Psalmen singen“ oder hier wol besser „auf der psalterje (einem Saiteninstrument) spielen.“

[147] Hs. Froelichen erston die ..... menschen, an dem .... tag an des richers clag. Richer zu mhd. rîchen, herrschen. Vielleicht besser recher, Vergelter, Strafer. Clag, Anklage.

[152] Hs. gemerckent.

vnd wer weger, er het alle sünde verborn.
Ich will dir ouch in truwen sagen:
du solt diner sünden nit verzagen,
vmb das got an sinem gericht müsse über dich clagen,
als man hört die wesen vnd die gelerten sagen,
vnd solt haben ein gůten getruwen zů got,
so wurdest nit der tüfel spot.
Also hat die geschrift eyn ende,
got der herre alles übel von vns wende. Amen.

Aus der Papierhandschrift Reichenau 36 der Karlsruher Hof- und Landesbibliothek. 219 Folioblätter theologischen, fast ganz lateinischen Inhalts. Wol von einer und derselben Hand des 15. Jahrhunderts. Das Gedicht wird erwähnt von Th. Längin, in dessen „Deutschen Handschriften der Gr. Bad. Hof- und Landesbibliothek“, Karlsruhe 1894, S. 87 unter Nr. 40. Es dürfte aus dem 14. Jahrhundert stammen.

---

169 diner, Hs. dinē. Verzagen verlangt Gen.

Altdeutsche Segen aus Heidelberger Handschriften.

Veröffentlicht von **Otto Heilig**, Kenzingen.

V[1]).

Segen für Feifel, Würmer, Tritt, das Vernageln der Pferde, Ellenbogenleist (Pferdekrankheit), Pfeil- Wund- und Hufsegen

nach Cod. Pal. Germ. 255 (XVI. Jh.).

Seite 48 a. u. b. fur die feyffel Sprich diese wort: Ich segen dich heunsch[2]) vnd feyffel[3]), das du dieses pferdt wollest meyden vnd hassen, Alls vnser frauw den Man der eyn falsche vrteyll spricht vnnd eyn bessers weyss. Vnnd gehe drew mal vmb das pferdt. Vnnd sprich es yedes mals dem pferde inn sein recht ore vnnd hawch im drew mal inn sein nassen. Vnnd allspalld du das gethust, So sprich funffzehen pȓ nȓ vnnd funffzehen aue maria; So geniesst das pferdt von stunden an.

S. 49 b. Item eyn segen fur die feyfel. Sprich allso: Stannd blut still durch gottes will, Verstand strodell vnnd blut, Alls das Hymellreich vor des pfaffen weyp. Das pferd stannd vff vnd geniesse, Das alles alls war sej alls alle Sambstag, eynem pfaffen weyb Des Dewffells reyt aus. Sprich

---

[1]) I, II: Alem. XXV, 262—68; III, IV: Alem. XXVI, 70—72.

[2]) Grimm Deutsches Wb. IV², Seite 1291 = heißhungrig (im bair. Wald); hier wol = Heißhunger.

[3]) Grimm III 4431 feibel feifel = morbus equorum (Entzündung der Ohrendrüsen).

funff pr̂ Nr̂ vnnd funff Aue Maria vnnd diese wort Sprich dem pferdt drew mal inn die Oren (verderbt).

S. 53a. fur alle wurm, Die eyn pferdt Inwendig oder avswendig hatt, So schreib diese wort, Vnd sprich dis dem pferdt drew mal inn das recht Ore vnnd mach Krewtz darvber alls sie gezeichent sein, Vnnd Zu yedem segen kere das pferdt zu hant vmb vnnd sprich allso: Inn dem Namen des Vatters † vnnd des sons † vnnd des heylligen geysts † Von dreyerley wurme leyde Sant Job not vnd schmertzen. Die eyn waren weysss, die ander schwartze vnnd die dritten rot, Allso sterben die wurme des viehs. Inn dem Namen des vatters † vnnd des sons † vnnd des heylligen geysts † Amen.

S. 55b. Item willtu eynem pferdt die wurme segen, Das sie sterben müssen, sie sein Inwendig oder avswendig, So sprich diese wort Von dem gewaltigen Gott: † Job[1]) lag vff dem myst, da rufft er dem heilligen Crist † Crist hatt mein vergessen † Mich wollen die wurme essen † Die wurme lagen alle dot, da der heyllig crist gebot † Der wurme waren drey Die Sannt Job byssen. Der eyn was weysss, Der ander was schwartz, Der dritt was rot † Her Sannt Job die wurme lygen dot † Job trayson(?) magulus † Job tormulus malagulus † Job zentobarbarus † In nomine pris † Et filij † Et spiritus sanctj † Amen.

S. 70b. Item aber vor den wurm. Lege die rechte hant vff den schaden vnd sprich aber: der wurm waren drej die sant Josephum[2]) assen. Der ein was[3]) weis, der ander was schwarcz, der dritt was rot. Her sant Joseph[2]) die wurm seint dot. Das sprich iij mol vnd kere als offt das pferdt vmb vnd thu das drej dag.

S. 70b. Item aber ein wurm segen. Diese wort sprich eim pfert in das linck ore vnd nim sein ware vnd mach ein

[1]) Vergl. zu diesem Segen Mones Anzeiger VI, 474.

[2]) Darüber steht „Job“.

[3]) Was sollen die unter den drei „was“ stehenden Punkte bedeuten? [Doch wol nur Tilgung der Worte.]

kreucz vber das pfert und sprich ein p̄r n̄r vnd kere es vmb wider sins vnd thu jglichs drew mol, ehe das die sun vff geth; die wurm sterben. Von dreierlej wurm leide sant Johannes schmerczen: die ersten weis, die andern schwartz, die dritten rot. Job die wurm die seind thode. Also müssens sterben die des schwarczen(s) ros. In dem namen des vatters, des Suns vnd des heiligen geists Amen.

S. 71. Ich begreiff dich wurm vnd wurmyn Inn dem heilligen Namen des Vatters, vnd inn dem heilligen namen des sons, vnd inn dem heilligen namen des lieben geists. Du seyest weys, du seyest rot, Zwej vnnd siebenczigér ley, Inn die heillig geistenliche gebott, Das du inn dem fleisch nitt geleben mogest, Nach inn dem blut nitt gesterben mögest, Das du als warlich mogest gesterben, Inn dem heilligen Alls mein frauw Sancta Maria, ein kewsche Jungfrauw, geboren wart, Vnnd wan der segen gesprochen ist, So nym das har vnd wind werck darumb, alls oben geschrieben stet, vnnd bind es vmb ein bugenbein oder ein buge koll [1]. So stirpt er palld.

S. 71b. Aber ein Segen fur den Wurm.

In nomine patris et filij et spiritus sanctj. Wurm Ich beschwer dich heynacht Bey der heilligen nacht, Hewt bey dem heilligen tag, Bey der heilligen gottes krafft vnd macht, Vnnd bey den heilligen funff stunden vnnd wunden, Vnd bei den heilligen drey Nagelln, das ein was ein sperstiche. Wurm Ich beschwer dich, du seyest schwarcze oder gelbe, weyss oder rot, Das du lygest dot. Das bewt ich bey dem lieben Herrn Sant Job, Inn nomine patris et filij et spiritus sancti Amen. Vnnd sprich drew p̄r n̄r, dreuw Aue Maria vnnd ein glauben.

S. 72b. Item fur den wurm ein segen.

Vnnser lieber her Jhesus cristus stund vnder der thur. Sant martin zog sein pferdt herfur. Sant martin, warvmb setzestu nit uff vnnd reytest? Her meinster, Ich wollt gern reitten. So wollen mir die Wurm meinem pferde das hertze

[1] Lies knoll. Mhd. knolle, wie alem. knode = Gelenkknopf.

ab beissen. Sant Martin, es wurt gut rat, So ferr du mir es gesagt[1]) hast. Heb vff die rechten hant, Streich dreuw mal vber die kontzen die Men, Vnnd slag dreuw mal vnden an den bawch. Sie sein weyss oder rot, so sollens all sein dot. Das sey die zubussen. In dem Namen des vatters, Vnd des sons, Vnnd des heilligen geists, Vnnd bet funff pr̃ nr̃ vnd funff Aue maria den funff heilligen wunden.

S. 72b. Item des bauwers segen von Oberckheim[2]) oder Dudesheim[3]) bey mosbach.

Der da fur den avswerffenden wurm gut vnnd bewert ist, Das wallt gott vnd Maria vnnd das heillig crewtz, Vnnd der heillig Sant peter. Du vngenanter, Ich verpiett dir des ross fleisch, Bey dem waren lebendigen gott, Das du dir es lassest als vnmer sein, Alls gott dem Herren der riechter ist, der ein falsche vrteill spricht Vnd wol ein rechte weyss. Inn dem Namen des Vatters vnnd des sons, vnd des heilligen geists vnd des heilligen Sant peters, Das werd war inn gottes Namen, Vnd des heilligen Sant peters Amen. Es gehort aber mer darzu.

S. 73a. Item wellches pferdt den reitenden Wurm hatt, So magstu mess horen, im kellch des heilligen Paternr̃ sehen, allspalld nach der messs gen, mit vngeweschenen Henden, Vnd Zu dem pferde diese wort sprechen: Alls war Ich gott hewt hab gesehen inn Wein vnnd inn brot, Alls war sterb der Wurm, du seyest weyss oder rot, Zu dot. Vnd streich dan mit der handt vber den schaden, darnach Er Ist vber ruck Zum schwantz hinawss, Oder hinab zu dem huff, Ann wellcher seytt er ist. Wo es aber ein priester will streichen, Das soll noch besser sein. Der sprech: Alls war ich hewt gesegent habe gott inn Wein vnnd brot, Alls war sterb du wurm an diesem N. pferd (hiemit so nenn des pferds Namen) dot. Item dies ist eyn gut stuck Graf gunther von Swartzburgs kunst. Thuws liebe Wyrtin †.

---

[1]) oder: gesegt? (= gesegnet).

[2]) jetzt Obrigheim.

[3]) jetzt Diedesheim.

S. 73b. Item aber vor den wurm. Du solt mit deiner rechten hant ein kreucz machen vber den schaden vnd sprich: Longinus heist der man, von dem vnser her die funfften wunden gewan. Do floss aus wasser vnd blut; die warent beidsam gut. Ich [am Rand: Gebeut dir] beschwer dich wurm bej dem wasser vnd bej dem heiligen blut vnd bej sant marien eren, Das du inn dieses rosses fleisch sterbet(!) Vnd nit mere kerest [am Rand: oder vnd wid kerest]. In kristus namen Amen. Vnd sprich das drew mol noch ein ander Vnd zu iglichem mol iij pater noster, vnd thu es drej dag all dage, iij mol zu morgen, zu mittag vnd zu obent [am Rand: so stirbt der vurm wund schir].

S. 73b. Item aber vor den wurm. Begreiff den wurm mit zugethoner hant [am Rand: oder zuthonen henden] ober den schaden hien vnd sprich: Ich begreiff dich wurm mit zugethoner hant [am Rand: oder nit mit zugethoner hand], ich beschwer dich wurm [am Rand: oder ich begreiff dich wurm vnd gebeut dir wurm] bei dem vatter vnd bej dem sun vnd bej dem heiligen geist, das du in dieses rosses fleisch nit[1]) mer bleibest noch gerugest[2]), ehe du mir gezelest vnd gesagest, Was sant peter vnd sant paulus zu samen rettent, do sie mit ein ander von rom gingen. Der wurm ist so rot; dieser[3]) wurm ist dot. In Kristus namen Amen. Das thu drej dag noch ein ander, all dag iij mol[4]) vnd zu eim Iglichen iij pr nr oder j pr nr, so stirbt der Wurm sicher.

S. 76a. Item das ist der segen vor die würm. Den soll man sprechen ehe die sun vff geth vnd nim(?) sein frawen oder man vnd sprich ein pr nr vnd ein aue mra vnd ker das pfert gegen der sunnen vnd mach ein kreucz vber das pfert vnd sprich also: † Jhesus kristus warde zu betlahem geboren † Jhesus kristus ward zu Jherusalem verloren † Jhesus kristus warde gefangen vnd gebunden, das die wunden nimermer

[1]) darüber: nirgens.
[2]) darüber: getarst.
[3]) darüber: der.
[4]) am Rande: Zu morgen, zu mittag vnd zu nacht.

geharend [1]), faulend, aiterent noch geschwerett. Also muss geschehen dieser wunden in gottes namen Amen.

S. 76a. Item ein segen vor den wurm. Sprich: Nun stirb wurm, wo du leist in dem fleisch vnd in dem gebein. Got leit durch vns den dot; der bringt dich auch in sölch not, das dich must niderlegen vnd sterben vnd nimermer must lebendig werden. Das gebeut dir heut der vatter, das gebeut dir der sun, das gebeut dir der heilig geist, wan du so recht vnrein bist. Das gebeut dir der viel heilig krist in gottes namen Amen.

S. 76a. Item ein segen vor den wurm. Nim ein silberen pfennig vnd bige in an der stirnen vnd nim das pfert vnd kers wider die sunnen vnd nim den pfennig vnnd mach im drew kreucz an der stirnen. In dem namen des vatters vnd des suns vnd des heiligen geists. Es lag Sant Job in eim stein vnd ossen im die wurm sein gebein. Do kam Sant Job gegangen. „Job! was leistu hie?“ „So langen ich lig hie in einem stein vnd essen mir die wurm mein gebein.“ „Stant vff Job vnd gehe hein; sie dir ersterben, ehe das sunnen schein vnd mon schein vff erden; sie seint weis oder gel oder rot, sie ligent alsament dot; in gottes namen amen.“

S. 76b. Item douon sterben die würm.

Sprich im in sein linck ore vnd zeuch es mit dem ore drew mol vnd sprich ein pr̄ nr̄ vnd j aue mra͡ Dornoch. Als lieb sej allen würmen dis pferts fleisch zu nagen, als lieb vnser fraw gottes mutter Sant marie an ir liebes kint Jhesum christum nie gelanden gewangen; in gottes namen amen.

S. 76b. Item ein gebet von dem wurm. Sprich: Ich knihe nider vff diesen stein vnd klag gott vnd dem heiligen gebein, das gottes erstarb vnd wider lebendig ward. Ich beschwer euch wurm all gemein, er sej weis oder rot, das sie alle ligen dot vnd numer lebendig werden, bis all glaubig selen ersterben. Sprich drew pr̄ nr̄ vnd drew aue mra͡.

S. 77b. Item wer der wurm. In dem namen des vatters

[1]) Vgl. Schmeller bair. hehren = brennend schmerzen von Wunden.

vnd des suns vnd des heiligen geist. Hörstus wol wurm du vnreiner; du seist gros oder klein, du seist weis oder schwarcz oder rot; dir gebeut Jhesuus Kristus, mein fraw Sant maria die rein magt ist, das du des pferts nit entbeist, nit me lost sein bein, nitt me schabst, das du sein nümer entbeist; nümerme beste, bis sun vnd mon vff ge, amen. Als wor als das was, das maria ein reine magt was, do sie Jhesus cristus genas, amen.

S. 78 b. Item ein segen vor den wurm. Sprich: Ich beschwer dich wurm bei meiner frawen sant maria vnd bej dem viel heiligen krist, bej dem guten hern Sant Jhohannes vnd bej den vier ewangelisten, das du in diesem dich kein fleisch gebrechst noch entbeist; das werd wor in gottes namen amen. Vnd solt vmb das pfert machen ein duch vnd ein firdung wachs kauffen; das solt geben gern das do das pfert ist vnd soll ein licht machen vnd soll brennen vmb aller heiligen willen.

S. 79 a. Item wan ein pfert den wurm hot, er sei wie er wöll, peissend oder auswerffend, so mach dem pfert an die stirn ein † vnd sprich: im namen des vatters; far im dornoch mit der hant von orn an bis an den schwancz vnd mach dornoch zwei † vff den schwancz sprechend: im namen des suns vnd des Heiligen geists; vnd so das geschehen ist, so sprich diesen hernoch geschriben segen: Ich gebeut euch[1]) wurme bei dem namen der heiligen dreifaltigkeit; das du ausgest von disem N, aus seinem kopff, aus seinem hals, aus seinem leib, aus seinen wampen, aus seinen dermen vnd aus allem seinem gebein, vnd lost dir diesen N. als vnmer sein, als vnmer der mensch got ist, der ein vngerechts recht vber ein gerechten menschen wissiglich spricht. In namen des vatters vnd des suns vnd des heiligen geists; sprich iij pȓ nȓ vnd iij aue mr̄a vnd j glauben in die er der heiligen dreifaltigkeit. Dornoch nim im aus dem wirbell in der stirn als viel hars du mit zweie spiczigen Fingern ergreiffen magst vnd gib im es in einer wucz[2]), wilder hirsen genant, zu essen; wo du aber die selb wurcz nit gehaben

[1]) Darüber steht: dir.

[2]) Schreibfehler für „wurcz“.

magst, So nim ein wenig brots vnd gib im das hor mit zu essen. eps freisingesis.

S. 128 a. Ein segen fur den tritte. Allso musss rein sein dieser tritte, als die statt, alls vnnser liebe frauw des heilligen Crewtzes vff genasss. Die truge weder eyter noch blut. Allso mus dieser tritt auch thun. Inn dem Namen des vatters vnnd des sons vnnd des heilligen geists. Vnnd Sprich drew pr nr vnnd drew Aue.

S. 128 a. Ein segen fur den dritt. Mach ein Crewtz mit dem dawmen, vnnd sprich: Longinus was ein heyd, das Ist ware; der stach vnnsern herren Jhesum cristum durch sein heillige seyten. Daravs ran wasser vnnd blut. Das sey mir hewt fur diesen tritt gut. Inn dem Namen des vatters vnnd des sons vnnd des heilligen geists, † vnnd drucke der erden des nehsten bey dem fus inn den tritt, so schatt es im nichts vnnd wurt nit hincken. Jorg Keisers kunst schreibers.

S. 129 a. Ein segen fur den tritte. Zieh den lincken schuh avs, vnnd greiff mit der grossen Zehen vff die erden, Vnd mach ein Crewtz vber den fus, Vnd sprich † Alls wenig schade dir der tritt † Alls thet der schnitt den † Eloyus † thet, Der schnitt Inn dem Namen des vatters, des sons, vnd des heylligen geists, Amen; das thu drew male.

S. 129 a. Ein segen fur den tritt durch den huffe. Knye nieder vnnd lege die dawmen Crewtz weisse vff ein ander vff den schaden vnnd sprich: Die nagell die gott giengent durch hend vnd durch fusse die müssen diesen schaden bussen. Inn gottes namen Amen. Das sprich drew mal, Vnd theil ein brot inn drew theil, Vnd gib es im inn dem Namen des Vatters, des Sons vnd des heilligen geists.

S. 129 b. Ein segen fur den dritt. Sprich Allso: Ich segen dich tritte Bey dem tritte, Den gott an das heillig Crewtz tratt, Vnnd bey den dreien heilligen nagelln, Die gott durch hennde vnd durch fusse wurden geslagen, Das kein vngluck zu diesem tritte schlage, Inn gottes Namen Amen. Vnnd sprich drew pr nr vnd Aue maria vnnd lege dein finger Crewtz weisse

uff die erde, So du es gesegenst; Vnd thu sunst gar nichts me darzu, noch.schewhe nitt.

S. 130a. Item ein segen vor den dritt oder in ein nagell getretten, So nim den rechten daumen vnd lege in kreucz weis vff den lincken daumen vnd lege sie kreucz weis vff den dritt oder wunden vnd sprich dorzu drew mol vff ein ander: Die heiligen drej nagell die vnserm herren waren durch sein hende vnd fus wurden geschlagen, die heiligen iiij wunden die heilen die fünfft. V p̑r n̑r Vnd v aue m̃ra.

S. 130b. Item welchs pfert sich getretten hot durch denn saum des fus, dem drette mit deinem rechten fus vff den dritt vnd halt dein beide daumen daruber vnd sprech diese wort drew mol: Gott fure zu himell vnd wart auch gewunt hie nieden; die wunden ensere noch schweren noch enschwellen noch dorzu enschluge all der übell noch der vngemach kein die do die Sunne ihr überschein. Also müs auch zu diesem dritt thun. In gottes namen amen. In dem namen sprich v p̑r n̑r vnd v aue m̃ra gott vnd vnser lieben frawen zu lobe vnd zu eren; So geniest es.

S. 131a. Item welches pfert sich getretten hot vnd im das sicher büssen wilt, So gesegen es mit diesem segen: Ich gesegen diesen dritt mit dem selben dritt den gott Jhesus Kristus an das Kreucz dratt; der enschwolle noch enschware. Also mus auch dieser dritt thun; das sej wor in gottes namen amen. Das gesegen drej werbe vnd alle mol mach ein Kreucz.

S. 131a. Item vor den dritt, wunden oder vernagelln So sprich diese nochgeschriben Wort vber den schaden vnd nim dein rechten daumen vnd den nechsten finger dobei vnnd mach ein † vber den schaden vnd sprich diese wort zu drewen molen Vnd hebe den munt nohe uff die wunden, das der otem doruff gehe. Sprich: Longinus der blind Jüde stach marien Kind in sein gebenedeit hercz; doraus ran wasser vnd blut; das sei dir für disen schaden gut. Got zu lobe vnd zu eren sprich v p̑r n̑r vnd v aue m̃ra.

S. 159a. Item wan ein pfert gebrochen, geschnitten oder sust wunt wirt So sprich die hienoch geschrie-

ben wort vnd leg die zwen daumen an beiden henden kreucz-weis vber ein ander vnd sprich: O du wor.er gott vnnd mensch; als du gehangen host an dem stam des heiligen Kreucz mit vffgethon wunden, die wunden schwuren nit vnd enhuren nit: also geschehen diesen wunden. In dem namen des vatters vnd des suns vnd des heiligen geists Amen. Dornoch sprich funff pater noster, funff aue maria vnd ein glauben vnserm lieben hern in sein funff wunden vnd sprich sölchen segen dreu mol; auch So nem rücken mel vnd allaun mit ein ander gebrent vnnd dorein gesent. michell sattelknechts kunst.

S. 173a. Vor vernageln So leg im vff den nagell vnd sprich: Das [folgt durchgestrichenes] der Gott dem herren geschlagen ist worden durch sein heilig füs, vnd zel im das zu bus in dem namen des vatters vnd des sons vnd des heiligen geists, vnd sprich die wort drewmol vff ein ander vnd dornoch bett iij pater noster vnd iij aue maria vnd ein glauben gott dem herren in sein heiligs leiden. So darffstu kein sorg haben, Das es ein hincken thu des vernegeln halb.

S. 173a². Vor vernageln, gehawen oder geschossen, die weil es blut oder dir desselben gleichen, So sprich du dorob, vnd lege dein finger doruff vnd sprich: Es wurden vnserm lieben herren iij nagell geschlagen durch sein hend vnd durch sein füs, vnd ran nichts doraus dan wasser vnd blutt, vnd schwur nichts, als wenig schwer der schaden nichts; vnd nen in mitt namen. Im namen des vatters vnd des suns vnd des heiligen geists, vnd bedenck dobej das leiden gots vnd sprich iij pater noster vnd iij aue maria.

S. 173b. Vor vernegeln So zihe im den nagell aus vnd leg den rechten daumen † weis vber den lincken vnd sprich: vnserm herren Jhesu cristo wurden geschlagen iij nagell; dovon wurden iiij wunden. Die heiligen iiij wunden heilent die fünfft in gottes namen amen.

S. 173b². Item ein pfert das vernagelt oder ver-

spissett ist oder in ein nagell gedretten hot, Das segen also: Die heiligen drej nagell die kristu Jhesu durch hend vnd füs wurden geschlagen, die wollen diesem pferts nagell stiches dis verspis den vnd dis vernagelten büssen. Das sej wor in Jhesus namen amen. Vnd wan du dise segnung gesegnett host, So solltu legen dein daumen beide vff den nagell stich kreucz weis vber ein vnd sprich dann diese segnung drej werbe; dornoch v p̂r n̂r vnd v aue m͡ra den heiligen funff wunden vnsers herren Jhesu cristj zu lobe vnd zu ere vnd los es dan furt gen, wohien es zu gen hot.

S. 194a. Vor elbogen So nim zwen silberen pfennig vnd fure das pfert zu einer grossen aspen vnd mach ein † vber den elbogen in dem namen des vatters .... vnd leg den pf. in die aspen vnd nem der erden vnder dem rechten fus vnd mach ein † in dem namen des vatters vnd des suns vnd des heiligen geists vber den elbogen vnd mach mit dem anderen pf. aber ein † also ehe vnd fur den mit im vnnd gib in dem ersten armen menschen der dir bekum oder eim brister vnd mach ein iglich † drew mol in dem namen des vatters vnd des suns vnd des heiligen geists.

S. 195b. Vor elbogen So für das pfert zu einer aspen vnd bind es doran vnd nim zwen silberen pfennig vnd steck den ein in die aspen vnd mit dem andern mach ein † dem pfert an die stirn vnd sprich also: do mit sej dir der elbogen bus; vnd far drew mol vmb die aspen † in dem nomen des vatters † vnd des Suns † vnd des heiligen geists. Es geniest.

S. 236b. Item ein pfeil aus zu segen. Sprich: ich gesegen vnd beschwern dich, pfeil, in blut vnd in fleisch vnd in gebein, das du aus gest on allen bejschmerczen. Als der gebenedeit gott thett aus vnser frawen santen marien von irem reinen keuschen herczen, also mussestu gegenwertig pfeil thun. Das werd wor; in gottes namen Amen. Vnd vff den samstag soll einer mit den frawen nit vnkeuscheit dreiben. Segen dich drew mol mit xv pater noster vnd xv aue maria.

S. 237a. Ein pfeil segen. Sprich: schafft vnd

eisen, ich greiff euch an in dem namen des vatters vnd des suns vnd des heiligen geists vnd gebeut euch bej der krafft des allmechtigen ewigen gots vnd bei der keuscheit der reinen magt Jungfrawen maria, das ir diesen leip raumen wölt on schmerczen vnd on we, als wor der brister fleisch vnd blut bringett in das brot in dem ampt der heiligen mes. Das helff mir gott der vatter vnd der Sun gott vnd gott der heilig geist Amen. Sprich xv p͡r n͡r vnd xv aue maria.

S. 237a. Item ein pfeil segen. Sprich also: Longinus der Jüd vnsern herren Jhesum kristum in sein recht seit stach. Er wust nit was er an im rach. Blut vnd wasser ging doraus; in dem namen zihe ich dich pfeil aus; in gottes namen amen. Vnd wie gros ein pfeil ist oder wie hart er steckt in dem menschen oder pfert, So zeuch in nit anders aus dan mit den fingern die dem klingell aller nest sten an ieder hant ein vnd segen drew mol doran vnd sprich zu idem segen ein p͡r n͡r vnd aue maria vnd hinden noch v p͡r n͡r vnd v aue m͞ra vnd seihe(?) sicher(?) (Lesung unsicher!): volget er dir nit zu dem ersten mol noch zu dem andern mol, er folgett dir zu dem dritten mol vnd lug, das du die all aus dreibst von dir, die do bej frawen am samstag schloffen oder aber fleisch doran essen, oder lug aber, das sie es verlebent oder aber das sie es vorhin haben verlebt vnd heis auch das mensch verleben, das du es segest, oder aber der pfeil folgt dir nitt.

S. 251b. Item ein segen. Wan ein pfert in ein nagell gedritt, Sprich also: Ich gesegen dich, stich, mit den heiligen nageln drei Jhesu cristj. Die selben stich sie enharen noch schwaren noch nie; also soll dieser stich thun in dem namen des vatters .... vnd sollt die daumen kreuczweis doruff legen. Zu iglichem wort so wechsell ie ein daumen vff den andern, So das iglicher daum all mal vff des andern nagell lieg, vnd darffst sust nichts dorzu thun, dan sauber halten.

S. 289. Ein guten wunt segen zu den woffen. Wan dir die woffen werden vnder neun stunden, So nim das woffen vnd hab Sant Katherina im sinne, vnd wo ein wagen sej der

vor dich gang, So nim der wagen schmer von dem rade zwischen die finger vnd bestreich das woff vber die schneide † in dem namen des vatters † vnd des suns † vnd des heiligen geists † amen. † V pr n̄r vnd v aue m̄ra gott zu lobe vnd der Jungfrawenn Sant Katherinen zu ere, Amen.

S. 290. Item ein wunt segen. Sprich: ich gebeut dir heut, vermaledeitt wund, bei den geschworen[1]) karitaten, das du lossest dein schwellen sein, das du lossest dein schweren sein, das du lossest dein riessen sein, dass du lossest dein faulen sein, das du lossest dein schmacken sein. All vnkeusch müssest du vermeiden, es sein spinnen oder fliegen oder ander vngenant würm; die müssen dir alle dot sein. Diese wort seint wore in gottes namen amen †. Nun geus drew mol das wasser in die wunden.

S. 290. Item ein ander wunt segen. Sprich: vnsers herren heiligen benedeiten wunden die heiltent zu grunt, sie schwullent, noch entschwurent, noch enfaultent, noch entschmacktent, noch entschlug kein vnglück dorzu. Also muss auch zu dir, wunden, thun in gottes namen amen †. Vnd geus aber drew mol wasser in die wunden.

S. 292 b. Item ein wunt segen. Sprich: Vnsers herren gebenedeiten wunden die heilt vff von grund. Die entschwerent noch enfaulent noch enhar noch enschwar noch enschosse noch enflos noch geschwall noch entschwall noch schlug kein vnglück dorzu; also müs es der wunden thun in gottes namen amen. Diesen segen sprich iij mol vnd dreuff als offt eins dropff wassers in die sere oder in die wunden vnd sprich fünff p̄r n̄r vnd fünff aue m̄ra, amen.

S. 338 a. Item wan ein pfert ein eisen hien würfft ein segen. Sprich: in dem namen des vatters, des suns, des heiligen geists amen; ein † non † dupor † et domosory † sancto loy † pofarde † ephor † Dis soltu darüber sprechen vnd v p̄r n̄r vnd v aue maria.

S. 338 a. Item vor eisen hinwerffen So nim den

[1]) am Rand: oder geworen.

fus mit deiner rechten hant. Do das eisen geschaiden hot, lege die hant also breit doruff vnd sprich diese wort: innopem doffe dor zappere donusser Sancte loi drew p̂r n̂r vnd ein aue maria. So nim ein messer, schneid seuberlich ein † vber den fus her wider ab bei der strol.

S. 338 a. Wan ein pfert ein eisen hien wirfft, So nim ein messer vnd beschneide den fus auswendig vmbher vnd mach ein † mitten vff den fus mit eim daumen vnd sprich: Huff du must als wenig brechen oder schliczen, als das heilig wort brach, das vnser her an dem heiligen † sprach; Amen. Sprich v p̂r n̂r vnd v aue mra. Wan du aber der weil nitt hettest, So los den mit dem pfert vor dich hien reiten, es sei in eim rennen oder sust; So sihe den fus an, doran das pfert das eisen verloren hot vnd mach ein † darüber vnd sprich die wort, als obgeschrieben stett vnd wan du vor ein dorff reitest, do ein schmit in ist, so los in beschlagen.

S. 338 b. Wan das pfert ein eisen hien würfft, dornoch das pfert ein farbe hot, dornoch nenne es mit der farbe, vnd ist es schwarcz, so sprich: schwarcz pfert, hallt dein fus zu samen als vnser liebe fraw thet ir Keuscheit vor allen mannen, vnd gibe iiij ₰ vmb gots willen dem nechsten armen der dir bekümpt denselben dag, vnd darffst nit absiczen, pbat est per me ipsum vere. her Jorg von ebeleben kunst.

S. 424 a. Das ein pfert nit lauffen möge. Ich gebeut dir, ros, bei dem vatter, bei dem Sun vnd bei dem heiligen geist, daz du weder lauffest noch inndert gest, als vnser lieber her Jhesus cristus still stund, do im die heiligen drei nagell durch hend vnd durch füs wurden geschlagen. Das sej war in des heiligen Kristus namen amen.

Nachtrag zu I. (Alem. XXV, 262—65.)

Segen für die Augen, für das bös Ding und die Pestilenz.

Aus Cod. Pal. Germ. 244.

S. 42 a ff. Ein bewerter gudter segen zu den augen.

Sprich: In nomine domini nostri Jhesu Cristi. All die[1]) sein zu lobe vnserm herrn Jhesu Cristo die gesungen oder gelesen werden. Die sein dir, Cristenman N., Also worhafft vnd als fest, Als daz hailig pater noster in der hailigen mes ist, Das dir alles das mus zergen. Du solt zergen heudt vnd vmmer mer durch deiner freuden ere. Kirieleison, Cristeeleison-Kirieleison; pa͡[2]) n͡r p. totum dicas. Tange terram et fac crucem Et dicas: p͡r n͡r, aue m͡ra ett credo. Ich bidt dich vnd mane dich, fraw here, durch der freuden ere die dir brocht sanctus gabrihel der erczengell, Wan er dir kundet, fraw, vnd brocht die bodtschafft vnd die geburt, Das du mutter sollest sein vnsers herren Jhesu Cristj, Das an dir erfült würden die hailigen Oracula vnd die prophezeien[3]); Vnd durch das here grüssen vnd durch die zukunfft vnsers Jhesu Cristj: das du, frawe here, durch deiner frauden ere diesen Cristen man N. erhörest an diesem liht, an diesen augen gefrewest vnd genösestt, Das alles das müs zergen Das diesem hirn vnd haupt vnd diesenn augen schade sei. Wie der man genent sei: du must zergen; du sollt zergen heudt vnd vmmermer durch deiner freuden ere. Tunc dicas: Aue maria, gracia plena; dominus tecum; benedicta tu in mulieribus et benedictus fructus ventris tui. Amen. † Jhesus, Sancta Maria, mater dei, ora pro nobis nunc et in hora mortis; amen. Et sic dicunt gallicanj: Ich bidt vnd man dich, fraw here, durch der freuden ere, Domit dein sele vnd dein leib ge-

[1]) die = Segen.

[2]) sonst p͡r.

[3]) ‚prophezeien‘ ist durchgestrichen und am Rande ersetzt durch ‚prophecien‘.

frawet vnd getröstet warde; Vnd durch desselben blickes ere, den du thattest, Do du dein kindt frölichen sahest ersten von dem grabe vnd vonn seinen nödten vnd von seinen engsten. Als dein sele vnd dein hertze do gefrawet vnd getröst warde, Also bidt ich dich vnd mane dich, fraw here, durch desselben blickes ere, das du diesen Cristenman N. erhörest an diesem liht, an diesen peidenen(!) augen gefrewest vnd getröstest, Das alles das mus zergen, das diesem hirn, diesem haupt, diesen baiden augen schade sei. Wie der man genant sei: Du must zergen; du solt zergen heudt vnd vmmermer durch deiner freuden ere. Tunc dicas aue mra p. totum. Ich man dich, fraw here, durch des herren auffart ere, Do du mit sele vnd mit leibe zu hiemel gefürt wurde zu dem obersten trone, Do du lebest fraw mit frauden vnd mit gnaden. Frawe, durch desselben blickes ere vnd durch der selben frauden ere bidt ich dich, Das du diesen Cristen man N. Erhörest an diesem liht, an diesen augen frawest vnd getröstest, Das alles mus zergen. Du solt zergen etc. (Wie oben!) Dicas aue mra p. totum. Do greiff die erden vnd mach ein †. Dicas nunc. (Folgen bekannte latein. Kirchengebete) .... Qualis pater, talis filius, talis spiritus sanctus. Do soll man blosen in die augen vnd mach drew † † †. Increatus pater, increatus filius, increatus spiritus sanctus. Do solthu plosen als ehe. Inmensus pater, inmensus filius, inmensus spiritus sanctus. Do blos als ehe in die augen. Eternus pater. (Folgen bekannte lat. Gebete.) Asperges me domine isopo et mundabor, lauabis me et super nivem dealbabor. Ein wasser das rinnet, Das iordan haisset; Do der hailig Crist innen gedaufft ist worden. Bistu gist, Bistu hiemel oder wasser, fell oder augenfell, prafell, auggeschwer, vngenant giht, schus, wetter, der herbrant, der nagell, das hippischert, das maslaid: du solt zergen, du must zergen heudt vnd immer durch deiner frauden ere. Cyrielaison, Cristeleiso, Cyrieleisen. Dic pr nr p. totum. Abstrahe, domine, maculam † — hanc, sicut abtraxisti maculamm sanctj † — h. Job. In nomine patris et filij et spiritus sancti, amen. Lon-

ginus, der ritter, stach vnsern herren durch sein recht seiten mit einem sper. Doraus ran wasser vnnd bluet durch desselben bluetes ere vnd der hailigen fünf wunden ere vnd durch die fraude die der blint man, herre, von deinen gnaden gewan. Die freude, die gnade, die gabe dein trost: Die mustu, Cristenman N., heudt emphohen, Das alles das mus zergen. Du solt zergen, Das diesem haubt, diesem hirn, diesen baiden augen schad sei; vt pr nr; herre Jhesu Criste! Godtes sune! Durch deiner engsten ere, Do dein hailiger leibe mit befangen was, do sich godthait vnd dein hailig menschhait an dem hailigen Kreutz doldet viel manig laidt; durch des weges ere vnd durch der engst ere, die dein liebe mutter vmb dich hedt, vnd durch ir bluetig zeher lacrimas vnd durch ir bidter klage vnd durch der drewen lacrimas: So bidt ich vnd man dich herre, das allas das müs zergen, das diesem hirn, diesem haupt, diesen baiden augen schade sei. In nomine Jhesu Cristi! Diese die ich dir Cristenman N. gesprochen han Die sein dir als wor vnd als fest, Als das hailig pater noster in der hailigen mes sei. Cyrieleison, Cristeleison, Cyrieleison; pr nr p. totum In nomine dominj nostri Jhesu Cristi, Das dir alles das müs zergen, das diesem hirn, diesem haupt, diesen baiden augen schad sei. Sicut ab initio. Tunc dic ewangelium: In principio erat verbum Et verbum erat apud deum etc., per totum ad finem. Dornoch sprich: In nomine † patris — dextera dominj fecit virtutem — † Et filij — dextera dominj exaltauit me — † Et spiritus sanctj — dextera domini fecit virtutem. — Adiuro te, macula, † In nomine patris et filij † Et spiritus † sanctj, vt exeas et recedas et delearis de oculis famuli tui N. Adiuro te, macula, per deum verum omnipotentem, factorem celi et terre, maris et omnium que in cis sunt, vt delearis de oculis famuli dei N., Vt sanus et incolumis maneat omnibus diebus vite sue. Dic pr nr cum aue mra. Ayos, Ayos, Ayos (?), Sanctus deus, Sanctus, fortis Sanctus et immortalis. Miserere famulo tuo vel famule tue N. Adiuro te, macula, per tronum, per ethera, per solem, p. lunam, per sidera et per novem ordines angelorum, Et per intercessionem

sancte Marie, per angelos et archangelos, per patriarchas et prophetas, per virgines, per omnes sanctos dei, ut exeas et recedas et delearis de oculis famulj tui N. † Increatus pater, † Increatus filius, † Increatus spiritus sanctus. † Eternus pater, † Eternus filius, † Eternus spiritus sanctus. † Abstrahe, domine, maculam istam, sicud abstraxistj maculam a beato viro thobia. Adiuro te, macula, per deum verum, per deum vnum, per deum sanctum, per trinitatem dei, scilicet, per patrem et filium et spiritum sanctum, vt non habeas potestatem hic manendi per benedictiones iam supra datas et dandas. Si es rubea, Cristus te deleat; si es alba vel nigra, Cristus te defendat. Spei an die erden vnd sprich also: Tutum fecit dominus ex sputo et liniuit oculos meos ex abij et laui et vidi et credidi. Tutum fecit ex sputo dominus et liniuit oculos cecinati et dixit: vade ad vacatoria siloe et laua. Et abijt et lauit et vidit et credidit deo. Cyrieleison, Cristileison, Cyrieleison; pr̂ nr̂, Amen. Diesen segen solthu sprechen all dage hienoch vber die augen, Bis im bas wirdt. Vnd wer den andern segen sprechen will vnd will das segen mit zwaien segen, Der soll das vor wissen sicherlich, das er vorhien beichten soll In aller weis, Als er wöll zu godtes disch gen. So hilfft es fur all gebrechen der augen. Es ist auch offt vnd dick versüecht; Auch durch mich selb. Man mus in auch gar andechticklich sprechen, Vnd wisse: es hilfft furwar. Durst.

S. 45a u. b. Dis ist der ander segen.

Sprich: Als ich diese augen bekuzzen[1]) han, So beschwer ich bei den nageln, Die Jhesu Cristo Durch sein hende vnd durch sein füs wurden geschlagen, Das das fell, noch der nebel, noch der nagel, noch der herbrodt, noch der zinck, noch der zamse, noch das geschos, noch das gehilb, noch das vberbluet, noch die bloter, noch das dobent gesüecht Nicht mer den augenn oder in den augen zu me nemen, oder schwellen,

[1]) bekuzzen ist ausgestrichen und von derselben Hand darübergesetzt „beguzet oder besen".

oder schweren oder aiter geberent, Dan die hailigen wunden thedten, die vnser her laidt vmb die menschhait. Vnd der segen der sei dir, N., als worhafft, als feste vnd als heffticklich, Als das hailig pr̂ nr̂ in der hailigen mess ist, domit man die mess beschleust. In Godtes namen, amen.

Adiuro † te, macula, per deum altissimum, per regem fortissimum, vnum deum, vunum et verum, omnipotentem Creatorem celi et terre, maris et omnia que in eis sunt. Et per filium eius et per spiritum sanctum te † Adiuro, ut exeas et recedas ab oculis famuli dei N. Dic pr̂ nr̂ cum aue mra. Adiuro te, macula, per tronum, per ethera, per solem et lunam et per omnia sidera celorum, per cherubin et seraphin; per milia milies et decies milia centena milia te † Adiuro, ut exeas et recedas ab oculis istius famulj dei N., pr̂ nr̂ etc. Adiuro te, maculam, per benedictionis patriarcharum, per suffragia prophetarum, per merita apostolorum, per victoriam martirum, per fidem confessorum; per intercessionem sancte Marie genitricis tue omniumque sanctarum virginum; te † Adiuro, ut exeas et recedas de oculis istius famuli dei N.; pr̂ nr̂. Deus, qui est vera salus et medicina, qui saluastj et illuminasti oculos cecinati ad vatoria siloe, Sana et illumina oculos istos, vt N. mereatur te laudare et benedicere in secula seculorum, Amen. † Lutum fecit dominus ex sputo et liniuit oculos meos et abij et laui et vidi et credidi deo. Gloria patri, filio et spiritui sancto. Sicut erat in principio et nunc et semper et in secula seculorum, amen. Spei an die erden vnd mach ein hörblen mit den fingern vnd streich es vber die augen vnd sprich ein aue mra. Noch dem das ewangelium ‚In principio erat verbum per totum', Als dan ‚Sanet te † pater, Sanet te † filius, Et illuminet te † spiritus sanctus. † Cristus vincit, † Cristus regnat, † Cristus imperat' amen. Sic est viuis. durst.

S. 93a. Ein segen für das bös ding.

Sprich: † Mit Godt dem hailigen vatter sich ich dich. † Mit Godt dem hailigen sune So finde ich dich. † Mit Godt dem hailigen gaist vertreibe ich dich, du seihest peste-

lentz, drües, bloter oder geschwer †. Ich beschwer dich bei dem hailigen sper, das Godt durch sein hailig seiten wandt, das du verschwindest vnd gebest weder aiter oder bluet. In Gottes namen, Amen. Bedt v pr̂ nr̂ vnd v aue mra in die hailigen v wunden Christi vnd j glauben. h. Steffen etc. (Gewährsmann Steffen v. Venningen ritter, Hirschhorn.)

S. 98b. Ein segen fur die Pestelenz.

Wan dich ein pestelencz ankümpt, Wo das sei, So gesegen vff der Pestelencz mit den kreuczen vnd sprich die wordt, Als hernoch geschrieben sten, So kümpt die pestelencz an ein ander stadt. Do werdt ein gros rödt. Doruff binde küekodt, mit küemilch wol gemischt. So zeucht es die pestelencz aus vnd wirst gesunt. Es ist offt probirt. Nun sprich also: † increatus pater, † increatus filius, † increatus spiritus sanctus, † aue Maria, † immensus pater, † immensus filius, † immensus spiritus sanctus, † aue Maria, † eternus pater, † eternus filius, † eternus spiritus sanctus, † aue Maria. † Singnat lebuste, sicut singnauit aqua in Cana gallilee. In nomine patris et filij et spiritus sanctj. Jilge (von Creuzenach).

S. 113a. Ein segen für die Pestelencz vnd drües.

Sprich: Seidt das cristus der her geboren warde, Do gewuchs niun (uinn[?]) berg oder stain. Verganck vnd haile! Verschwindt drüs! Als der man [verschwant am Rande], der die wiede dreet vnd bandt; Der die wiede hodt gewunden, Domit Jhesus Cristus ward gefangen vnd gebunden: Also mustu, drües, auch verschwinden. Vnd an mir nvmer entgen auswendig oder Inwendig, Bis als lang Das vnser liebe frawe ein liebern sune gewinne. Das helff mir der man, Der den dodt an dem kreucz nam. In nomine patris et filij et spiritus sanctj. Amen. Hensell.

S. 113a. Für die Pestelencz.

Sprich: In nomine domini, amen. Drües, als ich dich hie finde, Vnd also solthu verschwinden, Als der man verschwand, der die saile macht vnd wande, Domit man Godt

den herrenn finge vnd bande. Vnd mach mit der rechten handt Creutzweis, greiff vmb die drüsen; Bedt v p̂r n̂r vnd v aue m͡ra. Hensell.

S. 167 a. Ein segen fur fell vnd bloter in augen.

Sprich: † Ich beschwer dich, fell vnd bloter, in den augen — Bei des hailigen Cristenglauben vnd bei des hailigen Cristus macht, Das ir schwindt vnd dorret vnd wieder aus den augen gedt, Als die verschwunden, die vnsern herren Jhesum Christumm wolten haben gebunden. Das werde ware. In gottes namenn, Amen. Canczler.

Nachtrag zu II. und III. (Alem. XXV, 265—68, XXVI, 70. 71.)

Segen für das Kalt, gegen Fieber, Beinbruch, Gicht und Krampf.

Aus Cod. Pal. Germ. 267.

S. 11 a. Ein segen für das kalt.

Sprich: † Ortus † Mortuus † Cristus † Surrexit †. Diese wordt schreibe vff neun salbenn bletter. Wan dan ein mensch das kalt hodt, Soll er der bletter alle morgen drew essen, Drei dage noch ein ander Vnd v p̂r nr v aue M͡ra vnd ein glauben sprechen. Den dritten dage Soll er ein mess lossen lesen dem leiden Christi. Et sanabitur. p.

S. 11 a. Ein segen für das kalt.

Sprich, Wan der briester den hailigen fronleichnam vffhebt: Almechtiger Godt, Ich klage dir: der ridt irret mich; In dem namen des suns. Almechtiger Godt, ich klage dir: der ridt irret mich; In dem namen des hailigen gaists. Dornoch bedt v p̂r n̂r vnd v au M͡ra. Das erst solthu opffern dem almechtigen Godt vnd seiner hailigen wunden in der

seiten, Das ander in die recht handt, Das dritt in die linck handt, Das vierde in die wunden des rechten fus, Das fünfft in die wunden des lincken fus. Alsdan wan der briester Die kreutz mit dem hailigen fronleichnam vber den kelch macht, Sprich: Herr, ich danck dir, Der ridt ist mir worden bas. In dem namen des vatters, Herr ich danck dir, Der ridt ist mir worden bas. In dem namen des suns. Herr, der ridt ist mir worden bas. In dem namen des hailigen gaists. p.

S. 11b. Ein worer segen wieder das kalt.

Den soll sprechen der siech vff ein Sun obent, Wan die Sunne in Goldt ist gegangen vnd des Suntags dornoch, Ehe die Sunne vff gedt, vff seinen blossen knien, Jedes drew mole. Vnd mach ein kreutz vonn holtz; das lege dem siechen in sein lincken handt vnd los den siechen Mit seinen zwaien fördersten fingern seiner rechten handt legen vff das kreutz vnd sprich im vor: Ich, N., klage dem man, Der den dodt am kreutz nam, Das mir dis seuchten niemants gebüssen kan, dan der man Der den dodt am kreutz nam. Das werde ware; In Godtes namen, amen. Dic tribus vicibus quinque pr͡ nr͡ Et quinque missas de passione domine. M. w. Cal.

S. 12a. Eim das fieber zu büssen.

Schreibe diesen brieff vnd henck in dem siechen an sein hals: Egressus Jhesus de singnata, Intrauit in domum Simonis febrius Et rogauit illum pro ea, Et stans super illam Imperauit febri, Et misit eam sic Inperatio tibi, febris. In nomine patris Et filij Et spiritus sancti, Amen. h. J. T. etc.

S. 12a*. Für das fieber.

Schreibe an ein zettell diese wordt: † Aburacula † Buracula † Auracula † Racula † Acula † Cula † vla † la † a † Den solthu eim an sein hals hencken neun dage. Er soll auch den ersten dage neun pr͡ nr͡ vnd neun aue M͡ra bedten; Dornoch allen dage eins minder, Bis die neun dage vmb sein. Dan verbren den zettell. H. J. T. etc.

S. 12a*. Für den viertegigen ridten Man vnd frawen.

Los in oder sie gen zu eim fliessenden Wasser vnd habe die drei namen beschrieben an eim briefflen vnd gibs dem menschen in die linck handt vnd los sich weschen vber all. Im werdt on zweiffell bas. Das sein die wordt: Aros, tremos, hely. Vnd schreibe an ein wechsen Thaffell: Jhesus Christus, dominus noster! Alpha et o! Maximilianus, malchus, Constantinus, dionisius, Johannes, Seraphion, Maximianus. Dornoch wesch die buchstaben ab mit weiwasser. Misch dan vnder das wasser weissen mirren. Das gibe dem siechen zu drincken, Wan in der ridt schüdt. Er berüert in nümmer mere. Dorczu mach ein blaster. Stos weis eppau wurczeln vnder ein anderr; das im vff die brust; zu hant zeucht es den ridten aus seinem leibe. Alexander von riedern.

S. 13a. Contra febres secretissima benedictio.

Sprich: Longinus hies der erst man der Jhesu Cristo sein recht seiten vff gewan. † Doraus flos wasser vnd bluet. Diese word sein gudt Für den ritten vnd allen seinen sitten. Das werde wore In Godtes namen, amen. Ich beschwere dich, ridt; du seihest die Cotidian oder die Secundian oder die Tertian oder die Quartan, vff welcherlei seucht das du seihest, Das du nit enhinderst noch schadest diesem menschen N. an flaisch noch an bluet noch an bainen noch an allem seim leibe; das das also wore sei, Also ich heudt gesehen habe In des bristers henden gewar bluet vnd flaisch Jhesu Cristi. Das sei wore in Godtes namen, amen. Bedt v pr̂ nr̂ vnd v aue M̂ra. Hensell.

S. 13a. Für das febres.

Schneide ein apffell in drew thaile. Als dan schreibe mit dinten diese wordt: Der dage vnd das leiden Jhesu Cristi sei mein artzenei † † †. Das thu nüchtern. Das auch der siech bedt iij pr̂ nr̂ vnd iij aue M̂ra vnd das er es esse. Vnd vff den andern dage schreibe diese wordt an das anderr

thaile des apffells: Die hailigen fünff wunden Jhesu Christi sein mein artzenei † † † † †, vnd hais den siechen betten v pr̂ nr̂ vnd v aue Mrâ. An dem dritten dage schreibe an das dritthaile des apffels diese wordt: Hailige marther, kum mir zu hilffe † † †; vnd hais den siechenn bedten iij pr̂ nr̂ vnd iij aue Mrâ Vnd gibe im dan das zu essen. Es vergedt zu handt vnd berüert in nümmer mere. Hensell.

S. 18a. Für das Fieber. Es stedt auch lateinisch.

Schreibe vff ein oblaten blat Oder ein apffell diese wordt; † vatter fried † Sune leben † hailiger gaist artzenei; drew mole; im werdt bas. Dreutwein. Has.

S. 77a. Wan ein bain oder arm abgefallen hodt.

Den soll man wol schindelln vnd recht vff ein ander binden; Dorzu auch nemmen ein summer latten; die als dan von ein ander spalten, Vnd zwo person sollen die summer latten vber den schaden heben. Vnd wer den segen spricht der soll drew mol sprechen: In dem namen des vatters vnd des suns vnd des hailigen gaists. Auch als offt ein † machen vnd auch drew mol sprechen: Rack smack strack; Auch als oft kreucz machen. Vnd den ein dage soll man zwai mol segen vnd den andern morgen ein mol vnd ein iede person die dobei ist Soll v pr nr̂ vnd v aue mrâ sprechen. Jilge etc.

S. 82b. Ein bainbruch segen.

Gesegnet sei die stund vnd die zeit vnd der dage, Als was die stunde vnd die zeit vnd der dage, Do Godt der herr die helle zerbrach vnd adam vnd eua zu sammen schuff. In dem selben namen soll diesem menschen das bain vnd flaisch vnd das bluet zamen gan vnd zamen wachsen, werden gancz vnd gerecht, Als ichs heudt hie gesegnett han. Das helff mir Godt vnd die hailigen wordt die ich dorob gesprochen hon, vnd der lieb herr sant ambrosion, Das am dritten dage werde gancz vnd gerecht. Im nomen des vatters vnd des suns vnd des hailigen gaists. Diesenn segen soll man xv mol sprechen vnd xv pr̂ nr̂ vnd xv aue mrâ betten. Hensell.

S. 107a[1]). Ein segen für das gegicht vnd gesüecht.

Sprich: Ich beschwer dich, gegiecht vnd gesüecht, Bei dem aller jüngsten geriecht, Das du N. wöllest vermeiden, als lang als vnser liebe fraw magt will bleiben. Do Jesus an sein marter dratt, do bidet sich alles das dar was noch der menschait vnd nit noch der godthait. Do sprach sich der jüden richter einer: Jesus, ich main, du habst das gegiecht vnd gesüecht. Do sprach er: nain, ichs nit enhabe vnd nie gewan. — Der die wordt gesprechen kan, Es sei fraw oder man, das gegiecht vnd gesüecht kümpts nümmer an. Im namen godt des vatters vnd godt des suns vnd godt des hailigen gaists. Amen. Sprich xv pr n̑r vnd souiel aue m͡ra vnd j glauben. Sölchs soll man ix dage noch ein ander thun vnd segen all morgen, auch obents. Ist ij mol dags. Jilge etc.

S. 110a. Ein segen fur das gegiecht, gesüecht vnd gesch(?).

Sprich: † In dem namen des vatters vnd des suns vnd des hailigen gaists. † Ich beschwer dich gesüecht, gegiecht vnd gesch.[2]) Bei der hailigen sunnen, Bei dem mone vnd bei der hailigen wandlung vnsers herren Jhesu Christi vnd bei dem hailigen bluet das Godt durch sein hailigen fünff wunden raus flos, vnd bei dem erstenn menschen das Godt vff erden ie gemacht oder lies werden. † Ich beschwer dich, gesuecht, gegicht oder gesch.[2]) bei dem Jüngsten gericht das Godt vber all menschen will geben, das du mir, hansen Buhel, nit schadestt an allen meinen gliedern meins leibs. Amen. Ich beschwer dich, gesüecht, gegicht oder gesch.[2]) bei der hailigen Gottes krafft, die do im hiemmel vnd vff erden ist, das du mir H. B. nit schaden wöllest an meinem leibe, haupt, an oren, zen, am hals, an armen, an henden, an schultern, am rück, an rippen, an hüfften, an seiten, an füssen, an knien, an lungen, leber, an nieren, an adern, am miltz,

---

[1]) Von hier an von einer anderen Hand.

[2]) Nach gesch. jeweils Raum gelassen.

am hertzen vnd auch an allem meinen gebain vnd auch an allen meinen gliedern meines leibs, Inwendig vnd auswendig. Das helff mir H. B. die hailig Godtes kraft. Amen. †. Ich beschwer dich, gesücht, gegicht oder gesch., Bei aller der liebe Die Godt zu seiner mutter ihe gewan vnd sie auch im ihe gewan. † Ich beschwer dich, gesuecht, gegicht oder gesch., Bei dem hailigen dreien nageln die Godt durch sein hailig hende vnd füs würden geschlagen. Amenn. † Ich beschwer dich, gesücht, gegicht oder gesch., Bei der pein vnsers herren Jhesu Cristi † Ich beschwer dich, gesuech gegicht oder gesch., Bei den vieren menschen die vff iren füssen ihe gestanden. Das was Godtes mutter Maria vnd Jhesus Cristus vnnd Sant Elizabedt vnd Sant Jhohannes der daufferr. Die zwen sprochen zu ein ander aus zwaier mutter leibe. Hensell.

S. 112a. Ein segen für das giecht.

Sprich: In dem namen des vatters vnd des suns vnd des hailigen gaists Amen. Ich beschwer dich, ridtt, gesüecht, krampff vnd gegiecht † Bei dem mon vnd bei der sunnen † vnd bei der hailigen wandlung † Vnd bei dem hailigen bluet, das godt aus seinen hailigen † wunden flos, vnd bei dem ersten menschen, das godt ihe vff erden gemacht vnd lies werden. † Ich beschwer dich ridt, gesüecht, krampff vnd gegiecht † bei dem iungsten geriecht † vnd bei dem lebendigen vrtheil das godt vber dich vnd vber mich vnd vber all sünder vnd sünderin geben will vnd vber all kristenhait, Amen. † Ich beschwer dich, ridten, gesüecht, krampff vnd gegiecht † bei den hailigen dreien nageln die godt durch hende vnd füs wurden geschlagen, Amen. † Ich beschwer dich, ridt, gesüecht, krampff vnd gegiecht † bei der hailigen pein vnsers herren Jhesu Cristi, † bei der hailigen marter, Das ir mir nicht mer schadet an allem meinem leibe oder an allen meinen gliedern oder an allen mein odern. Amen. Ich beschwer dich ridt, gesüecht, krampff vnd gegiecht, † bei aller der liebe die godt ihe gewan zu seiner hailigen

liebenn mutter vnd sie zu im. Amen †. Ich beschwer dich, ridt, gesüecht krampff vnd gegiecht, † bei den vier hailigen menschen die vff vier füssen stunden, das maria gottes mutter vnd Jhesus Cristus vnd sant elizabedt vnd sanctus Johannes der dauffer die selben zwen sprochen zu sammen in zwaier mutter leibe. Wer sie bedt vnd alles das müglich wer, das soll er gewerdt sein †. Nun bidt ich N. dich, lieber herr Jhesu Crist, da du mich genissen lost der selbigen liebe, die du vnd sanctus Johannes zu ein ander hetten, Das du mich N. entbindest von meiner grossenn kranckhait durch der band willen, Als du vatter her Jhesu Crist gebunden wardest, gefangen warst, gegaiselt wurd, genagelt wurd vnd an das hailig fron kreucz gehangen wurd, vnd du, lieber her vatter Her Jhesu Christ, starbst an der menschait vnd nicht an der godthait für mich N. vnd für all kristenhait, amen. † Ich beschwer dich, ridt, gesüecht, krampff vnd gegiecht, † bei allem dem gödtlichen gewalt, krafft vnd macht die godt im hiemelreich vnd vff erdtrich hodt, das ir mir N. nicht mer schaden an allem meinem leibe, an haupt, an oren, an augen, an zen, am hals, an armen, an elbogen, an henden, an fingern, an bain, an schultern, an füssen, am rück, an lenden, am bauch, an knien, am geeder, an waden, an zehen, in keiner handt weis meins lebens, Amen †. Das mir N. das wieder fare, amen. † Das helff mir die hailig godtes krafft vnd daz hailig grabe, do godt selber innen lage, amen. † Do vnser liebe frawe vnd vnser lieber herr Jhesus Cristus stund für geriecht, do erbiedemt aller seiner leibe; do sprach pilatus mit grossem spodt zu dem almechtigen godt: Jesus, host du den ritten oder bricht dich das gesüecht, der krampff, die bermutter oder das gegiecht? Nain, sprach Jhesus Cristus; der ridt, das gesücht, den krampff, die bermutter oder das gegiecht enhon ich nit. † Es sei weib oder man, der diesen segen spricht oder bei im hodt geschrieben, den soll nümmer der ridt, das gesüecht, der krampff, die bermutter oder das gegiecht besten. Amen. Ich glaube auch, das mir mein gros kranckhait niemant gebüessen kan, dan der man der den sünder erlöst an dem hailigen Creucz. Diesen sundt vnd

diese gros kranckhait die ich N. hie an mir vnd müs mir verschwinden, als die handt die da wied wunden, domit vnser herr Jhesus Crist gebunden vnd für pilatum gefüert ward, amen †. Ich, N., beschwer, das euch mein leibe, mein flaisch vnd all mein glieder müs dir, ridt, gesüecht, krampff, bermutter vnd gegiecht als vnmer sein Vnd als laid, Als maria gottes mutter ires herczen lieben kindes dodt was, amen. Sprich das drei dage vnd allwegen v p͡r n͡r vnd v aue m͡ra dem leiden vnsern Herren Jhesu Cristi zu eren. Dreutwein.

S. 116b. Ein anderer gudter segen für das gegiecht.

Sprich: In Godtes namen, amen; vnser herr Jhesus Cristus. Ich verbeudt frawe v̑ sunne bei den hailigen fünff wunden vnd bei dem hailigen bluet, das Godt aus sein hailigenn fünff wunden wndt; Ich verbeut euch frawe v̑ sunne bei dem ersten menschen, das Godt ihe lisse werden oder ihe gemacht hodt auff erden; Ich verbeudt euch fraw ver sunne bei dem Jüngsten vrthaile, Das Godt über mich vnd über all Cristenhaidt soll besitzen vnd will besitzen. Ich verbeut euch frawe ver sunne Bei den nageln, die Godt durch sein hende vnd füs wurden geschlagen vnd bei den zehern, die Maria waindt, godtes mutter, do sie ir liebes kindt an der marter sach sten vnd sprach: kindt, erbarm dich über mich, — Vnd bei der selben marter verbeudt ich dir, fraw v̑ sunne, vnd bei aller der liebe, die Maria Godtes mutter zu ihrem kinde ihe gehedt vnd er zu ir, Vnd bei den vier hailigen, die vff zwaien füssen stunden; das was Maria Godtes mutter vnd Jhesus Cristus vnd mein frawe Sant Elizabedt vnd Sanctus Jhohannes baptista; die stunden vff zwaien füssen. Sie redten zu ein ander aus zwaier mutter leibe vnd gelobten das zu ein ander von rechter lieb, Wer sie bedte vmb das bedtloch; wer das sie im das geweren. Nun bidt ich dich, vatter Jhesus Cristus, das du mich der selben liebe lossest geniessen von dem gegiecht vnd von dem ridten vnd von dem bieffer durch der band willen, do du angebunden vnd gefangen wurdt, das

du entbindest von dem gegiecht vnd dem bieffer vnd von dem ridten. Ich verbeudt euch frawe v̑ sunne bei dem hailigen fronen creutz vnsers herren Jhesu Cristi, do er sein marter an laidt durch mich vnd durch all menschhait, das ir nümmer überscheinet weder weib noch man, weder laub noch gras, sei den des gegiechts vnd des ridten vnd des biefers worden bas in seinem haupt, in armen, in henden, in füssen, in allem seinem leibe vnd in allen seinen liedmossen fürbas behütest. Das helff mir die Godtes krafft, amen. Do Godt an die marter tradt, do erbiedemt alles das dar was; do erbiedemt die menschhaidt von der grossen marter die er laidt. Pilatus sprach: Jhesus, brichet dich das gegiecht oder hostu den ridten oder daz biefer? Jhesus sprach: der seuchten hon ich kain noch nümmer gewan weibe noch manne der diese wordt gesprechen kan oder glauben an diese wordt hodt. Wo der sieche nun glauben dorane hodt, Soll er sprechen: Ich glaub, das der artzt So gudt nie warde noch nümmer werde, der die gegiecht, den ritten vnd das biefer zu binden noch zu entbinden hodt, so Godt von hiemelreich. Ich glaub, das kain fraw noch man für das gegiecht vnd für den ridten vnd für das biefer bas gehelffen kan, dan der man der die marter vnd den dodt durch mich vnd durch alle sünder vnd alle Cristenhaidt erlitten hodt an seinen hailigen fronen Creutz. In Godtes namen, amen. Diesen segen solthu sprechen, wan die Sunne vndergedt zu mitternacht vnd des morgens früe für der Sunnen vffgang vnd irem schein. Dornoch soll der siech mensch geben fünff ₰ dem der in gesegen hodt. Derselb soll dan diese fünff ₰ fünff aussetzigen jhe eim aussetzigen j ₰. Der sich soll an der selben stadt geloben Der hailigen marter vnsers herren Jhesu Cristi vnd zu seinem leiden zu lobe vnd zu eren Zu fasten allen monadtt den nechsten dage; dornoch Wan er den mone des ersten ansiehet, Die weil er lebt für siechtagen vnd für aller macht, Vnd zu iedem segen soll der siech sprechen fünff p̑r n̑r vnd v aue m̑ra Dem leiden vnsers herren Jhesu Cristi, Seiner marter vnd seim dodt Zu lobe vnd eren vnd allem dem das Godt durch dich ihe gelaidt

vnd durch aller Cristenhaidt willen, vnd wisse fürwar, das der segen hilfft, Vnd ist versücht auch wore. Durst.

S. 118a. Ein gudter segen für das gegiecht.

Du solt bitten von dreien vnversprochen frawen drei bissen brodts Durch den lieben Godt vnd solt die bissen gleich viereckicht schneiden vnnd schneide ihe durch den bissen oben eine Creutze vnd mach ein Creutz oben über den bissen Mit der handt besunder vnd sprich: Ich mach ein kreutz das gemacht warde Noch dem aller liebsten Godt. Nun gesegen dich das brodt Noch dem brodt, dorein sich verwandeltt der almechtig Godt alle dage. Demnoch mach ein kreutz vber ein lebendige dauben; Die halt in deiner handt vnd sprich: Nun los mir, daube, das bluet durch das hailige bluet das Godt durch sein hochgelobt fünff wunden wnedt (?). Das sprich drew mole vnd schneide der dauben die zehen Innerhalb des rechten fus ab. Dornoch streich mit dem blutenden fus vff die vorgenanten bissen drew kreutz; vff den bissen Ein kreutz mit dem bluet Das aus der dauben fus gedt. Der siech soll knien für den der in gesegen soll. Nun hebe vff den ersten bissen brodts vnd scheube in dem siechen in den mundt vnd hais den siechen nennen seinen kristen namen, domit er gedaufft warde, vnd sprich den: Das bluet das Godt an seinem fronen kreutz vergossen hodt, das helff mir, das vrlaube haben die haussegen ochsen. Das sprich iedem bissen drew mole Ob seim haupt. Nun soll der siech sprechen drei wochen alle dage fünff pr̂ nr̂ vnd fünff aue mr̂a der hailigen marter vnd dem hailigen bluet vnd den hailigen fünff wunden vnd allem dem leide das Godt ihe gelaidt vff erden durch mich sunder vnd durch aller Sünder willen vnd durch aller Cristenhait vnd durch alles was wir genent haben vor an Godt, Vnd der siech soll fasten die weilen er lebt vnd von alter mage. Wan er der newen mone sicht, So solle er den nechsten dage hernoch fasten, Vnd sehe er in an eim suntage, Soll er den montag fasten vnd wisse, das fürware, Das es ein gudter segen ist. probatum Durst.

S. 140b. Für den krampff vff dem rist.

Sprich diesen segen: Es ginge Sant Peter vnd der hailant Mit ein ander wallen über landt. Do wuchs im der krampff; do bust im sein der hailandt mit seinen baiden daumen. Krampff, du must hie raumen. In dem namen des vatters, In dem namen des suns vnd im namen des hailigen gaists, amen. Wan du nun den krampff büssen willt, So lege im dein daumen über ein ander vff den krampff Vnd sprich diesen segen. Es hilfft. Durst.

Sprichwort und Lebensklugheit aus dem XVIII. Jahrhundert.

Mitgeteilt von **Carl Theodor Weiss**, Baden.

In seinen Sprüchen und Redensarten zeigt sich der Charakter des Volkes. In ihnen und den darin enthaltenen Lebensregeln spiegelt sich die Zeit wieder mit ihren sozialen, politischen und religiösen Verhältnissen. Sie geben ein Bild der wirtschaftlichen Lage und des sittlichen Empfindens derer, die sie anwanten. Manches davon überdauert die Jahrhunderte. Anderes stirbt in kürzerer oder längerer Zeit ab oder wandelt sich, ja verkehrt sich selbst in das Gegenteil, oder macht neuen Anschauungen Platz.

Die im Folgenden gegebenen Sprüche finden sich am Rande oder als Lückenbüſser in den Aufzeichnungen des Ettenheimer Stadtchronisten J. C. Machleid von Villingen aus der Zeit von 1730—1790. Besonders zahlreich sind die aus der Lehr- und Wanderzeit, wo sich die Freude an treffenden Redensarten besonders zeigt. Im Alter sind die Anschauungen andere und herber geworden. Nicht nur sprachlich interessante Wendungen finden sich, neben denen wol durch den Verkehr mit dem Kloster Ettenheim-Münster beeinflusste Mönchswitze und Klostersprüche stehen. Sondern aus dem gesamten Inhalt ersteigt ein anschauliches, wenn auch nicht immer sehr woltuendes Kultur- und Sittenbild über das Leben in dem kleinen fürstbischöflichen Oberamt.

Weggelassen wurde eine gröſsere Abteilung, die auf Auslese aus der in Straſsburg 1534 in Folio erschienenen Sammlung Heinr. v. Eppendorffs: Plutarchi von Chaeronea und Anderer kurtzweilige und höfliche Sprüche (192 S.) beruht.

Jugendliebe.

1) Falsche Herzen muss man henken
Die nichts als auf Untreu denken.
2) Lieber grob, ehrlich und redlich
Als falsch und höflich.
3) Alle Stund und Augenblick
Mein' Gedanken ich zu dir schick',
Das wär mein' Freud', die ich begehr,
Daß wir stets beisammen wären.
4) Nichts Schöners ist bei zwei
Als wahre Lieb und Treu.
5) Mir das Blümlein,
Dir, du Hur! das Kerblein.
6) Vor die Keuschheit ist die Kron' bereit
Aber vor die Huren nit und Luder.
7) 3 (Treu) nimm ich wohl in 8 (in acht)
3 (Treu) bei 2 Vergnügen macht
3 (Treu) im Herzen ich allzeit 4 (führ)
3 (Treu) vor 3 (Treu) versprich ich dir
3 (Treu) muß bei 2 3 Stück sein,
Sonst sag ich allzeit 9 (nein).
8) Im Sommer möcht' ich nix als ein Melkkübel sein
Und im Winter ein Stubenofen,
So käm' ich den Mädli zwischen die Füß
Und im Winter an den Bauch.

Abschied.

9) So reise denn in Gottes Namen fort,
Mein Herz verlaßt sich auf dein Wort,
So oft mir siehst ins Herz hinein,
So findst du nichts als Treu allein.
10) Ach ihr Seufzer gehet hin
An das Ort, wo ich nit bin,
Vergrab mich in das Herz hinein,
So wächst heraus Vergißnitmein.

Ich bleib halt auch getreu,
Ich mag sein, wo ich sei,
Falsche Lieb muss also prangen
Wie ein Dieb am Galgen hangen.
1727.

10a) Wann du meiner solltst vergessen,
So soll dich gleich der Wau-wau fressen.

Mädchen und Frauen.

11) Was mittelmäßig, ist am angenehmsten, auch die Jungfern.

11a) Diese ziert sich wie der Esel am Palmsonntag.

12) Diese giebt lieber eine Bettschwester,
Weil sie doch keine Betschwester oder Klosterfrau
Werden kann Mittel halber.

13) Wenn das wahr ist, so mache ich ein Kreuz, das größer ist als ein Fahnenstang, man hat deren auf den Kranz getreten.

14) Glück und Glas
Wie bald wird eine Jungfrau zu was?
Zu einer s. v. Huerin.

15) Es ist schon manches Sauzimmer zu einem Frauenzimmer durch Schönheit und Tugenden worden der Zeit.

16) Es wollt' ein Maiteli brinzlen, schiß es bis Burgermeisters Thüren, Herr Schulthiß.
(Sinn?)

17) Das ist wohl ein schriftgelehrter Weiberkopf, die ist ex communione virginum oder ein gar altbachene s. v. Hex.

18) Eine Frau von mittelmäßiger Schönheit ist die beste, wenn sie geratet.

Art der Weiber.

19) Naihen, spinnen, schwäzen, lüegen,
Ihre besten Freund betrüegen,
Das findt man an den Weibern viel,
Von allen ich nichts sagen will.

20) Kein Mann soll einem schlechten Weib nachziehen.

21) Lust und List haben einen Sitz auf der Weiber Mist.

22) Weiber, Wetter und Glück
Aendern sich alle Augenblick.

23) Wenn die Männer in die Weiberlieb fallen, und die Weiber in allem Meister lassen, so fallen sie ins Narrenhaus und gewiß in das Verderben.
(Von einem englischen Wahrsager aus Augsburg.)

23a) Sie hat die jungen Gesellen lieber als das Gebetbuch.

Hochzeit und Ehe.

24) Was Gott zusammen fügt, soll der Mensch nit scheiden.

25) G. S. M. R.
Das ist: Gottes Segen macht reich,
Zurück gelesen: Reiche Maitle sein gut
Boz saperment zum heiraten.

26) Geldshalber heiraten heißt nicht freundlich und recht zu der Ehe greifen, sondern es heißt dann, Geld, du bist mir lieb.

27) Keine Frau soll sich zum andern mal verheiraten ohne merkliche Ursache, denn die erste Ehe die beste Ehe ist.

Vorschrift wie man sich verhalten solle im Heiraten.

28) Nimm ich eine alte, so ist zu fürchten der Dodt,
" " " arme, so hab ich kein Brodt,
" " " junge, so muß ich wegen Kindern viel leiden,
" " " reiche, so muß ich viel schweigen,
" " " schöne, so hab ich sie nicht alleine,
" " " wieste, so graust es mir am Tisch,
Hab ich eine böse, so hab ich die Höll auf Erden,
Will ich eine gute, so ist keine mehr auf der Welt.
Also ist man geschlagen bis über das Haupt,
Man mag es machen, wie man will,
So kommt man ohnebetrogen nicht davon.

29) Es ist halt ein gefährliche Sach',
Es ist halt, als wenn man in ein Glückshafen greift,

Er weiß nicht, was er vor einen Zettel herauszieht,
Und der Freund, der zuspricht,
Und der andere gute Freund, der abwehrt,
So weißt einer (so) viel als der ander,
Ob es geratet oder fehlt,
Es weiß Niemand, was Gott verordnet.

30) An dem Hochzeitstag
Ist alles ohne Plag,
Da hanget der Himmel voller Geigen.

31) In dem Ehestand soll man freundlich leben,
Dieweil er nit zu umgehen noch zu ändern ist,
Wie auch friedlich und getreu.

32) Der Ehestand ist wie ein Hühnergatter,
Die in dem Gatter sein, wären vielmal
Lieber wieder daraus und können nicht,
Die wo heraus sein, wollen mit allem Gewalt darein
Und lassen nit nach, bis sie im Elend mitten darin sitzen;
Und das ist nur zu wahr,
Aber lieber Gott, die Jungfern wollen alle
Gar zu gern Mannen haben ohne End.

33) Ein eigner Herd ist allzeit Gold wert.

34) Wer kommen will zu Gut und Ehren,
Der soll sich keiner Arbeit beschweren,
Denn Keinem, der da träg und faul,
Flügt ein gebrattne Daub ins Maul.
Zur Nachricht allen jungen Eheleuthen.

35) Wer das Kleine wenig oder nicht achtet in seiner Haushaltung, der ist vieles nicht wert, ist ein altes Sprichwort bei allen gescheidten Männern.

Gehorsam der rechten Weiber.

36) Sei gehorsam deinem Ehemann im Haus,
Wo du hingehst, bleib' nicht lang aus,
Trag Sorg für Kuchel, Kind auch Vieh mit Will,
Nicht widerbell, sei sanft und still

Gegen dein Mann bei Dag und Nacht,
So hast du ihn ganz fromm gemacht.
Mit diesem Rat, liebe Weiber, hat Euch
Warnen wollen unser Stammenvatter Adam
Von Anfang der Welt.

37) Wenn ein Mann hat eine vertraute Frau, so Verstand hat, ist zu verstehn, und nicht geht weder zu Gericht und redt, hat kein verrechnetes Ambt, der weiß nicht, wie wohl sein Sach steht.
(Maria Ursula Toberin seeligen, mein Großmutter sagte es öfters.)

38) Ein braffe, haushaltische Frau erhaltet
Ein braffen Mann,
So es aber an der Frau in der Haushaltung fehlt,
So ist alles verloren.

39) So ein Weibsbild ihren Mann scheert,
So scheert sie sich selber.

40) Die ist ein tolles Weib,
Sie laßt alles liegen und stehn,
Sie tragt den Mist im Hemd herum,
So hauset sie.

41) Hier liegt mein böses Weib, Gott sei gedankt,
Die gar oft mit mir gezankt,
Guter Freund, geh nit zu nah zu ihr,
Sonst steht sie auf und zankt mit dir.

42) Ein jung Weib ohne Kind
Ist wie ein Blasbalg ohne Wind.

43) Wann ein Bieble auf die Welt geboren wird,
So hat man ein Freud, wie bei dem hl. Johannes Babtist;
So aber ein Maitele auf die Welt kommt, so heißt es:
Ist nur ein Matle, so braucht es keine Hosen.

44) Sieben Döchtern machen einen reichen Bauern arm, denn die Söhn kosten nicht halb so viel.

Vor die Jugend.

45) Nimb nit an böse Gesellschaft,
Und halt mit ihnen keine Gemeinschaft,

Wandle nit mit bösen Bueben,
Die nur auf dein Unglück luegen.

46) Vor aller Jugend soll man nichts Unehrbares reden.

47) Wenn in der Jugend man die Zeit nicht will erfassen,
Wird die Zeit im Alter sich nicht mehr ergreifen lassen,
Das ist so viel zu verstehen, was der Hensli nicht lehrt,
Wird der Hans nicht mehr wollen lehren.

48) Die Jugend soll man von aufgeblasenem Gemüte abziehen.

49) Der Burst muß einen besondern Trompeter han, der ihn zwei Tage voraus weckt, er kommt sonst nit zu hauf, so langsam ist er.

50) Es war ein reicher Bauernbub, dem nit gar viel um das Lernen war, dem gab sein Vogtmann einen Verweis, er solle auch etwas lernen. Dem gab er zur Antwort, sein Vater seelig habe ein schön Ross gehabt, welches er verkauft, es habe auch nix können und er habe doch viel Geld daraus gelöst: Wenn ich schon nix kann, so bin ich doch reich genug.

51) Wegen der Höflichkeit ist der Kerli noch nie gestraft worden oder im Thurn gewesen.

52) Ich bin ein Politicus,
Kenn den Roßdreck im Weg
Und kann Complimenten machen wie ein Esel.

53) Es bleibt ein Mancher nit so lang im Dienst,
Als der Kerli saufen kann.

54) Was die Augen sehen, muß das Maul gefressen han.

Obrigkeit.

Vom Respekt der Obrigkeit.

55) Wenn ein O., sei er wer er will, einen Bürger uezen (uzen) oder schelten thut mit frevelhaften Worten, so liegt sein Respekt schon unter seinen Füßen und kann der Bürger auch machen, was er will, indem die Obrigkeit sein Richter schon nicht mehr ist: denn strenge Regenten dauern selten lang. Man kann wohl die Leut zu diesem und jenem zwingen, aber es währt nicht ewig.

Doch aber, wenn eine O. Weisheit hat, so ist es eine große Gnade Gottes.

56) So man die Herrn Beamte nit braucht,
So sein alle guet.

57) Von dem Regierungsfiscal Gottlieb Mylius heißt es:
Der Gottlieb oder vielmehr Nirgendslieb,
Stadt- und Gemeindedieb,
Der Guetschick.

58) Einer Obrigkeit, so ihm gleich Böses geschieht, soll man nicht übel nachreden.
NB. Wenn sie lobenswert ist.

59) Zuspruch.

O Richter, richt recht,
Denn Gott ist der Richter,
Du bist nur der Knecht;
Wenn du, o Richter,
Nicht recht richtest mich,
So wird Gott wiederum
Richten gewiß dich.

60) Recht und nicht Gunst soll in allen Urteilen vorgehen.

61) Bei einem schweren Ding laß den urteilen, der des Handels keinen Bericht hat, oder Verstand und auch Wissenschaft der Sache hat.

62) Unrecht ist allezeit Unrecht,
In 100 Jahren, an allen Orten.

63) Ordnungen werden wohl gemacht, aber es seind wenig, die sie selbst halten, wo sie sie doch selbst gemacht haben.

64) Wo kein Regiment ist, da geht die Gmeindt und das Volk zugrund.

65) Alle Dag werden Menschen und Kinder geborn, aber nicht alle Dag Fürsten und gute Regenten oder Landtsmütter.

66) Von einem Fürsten:
Scharf und gerecht
Ist vor Gott und der Welt recht.

67) Herrendienst und Vogelsang
Lauten wohl und währn nit lang.

68) Die Herren müssen Schwätzer und Verräter haben.

69) So gehts hohen und großen Leuthen, stoßen bald mit dem Kopf an.

Geistlichkeit.

70) Vor Alters und vielen Jahren hat es guldene Geistliche geben und hilzene oder bleüene Kelch, jetzundter aber gibt es guldene Kelch und hilzene Geistliche, wenn sie nur den Lohn und „compedenz“ haben, die Gottesehr sei wo sie wolle (1757, vgl. Zimm. Chronik II, S. 560 der 2. Aufl.).

71) Mit den Herren Geistlichen ist nit gut vor den gemein Mann sich in ihre Händel zu legen, man muß zuweilen die Kösten bezahlen.

72) Hie bin ich Teufel abgemalt mit einer Kohlen
Wart auf euch und will euch Pfaffen alle holen.

73) Mit dem Maule Frater,
Mit dem Herzen Verräter,
Mercks Erzschelm, das ist ein Stich vor dich geminzt,
also mit der Zunge ave,
im Herzen aber cave,
äusserlich gotdienerlich mit holdt,
so machen es die Saxen und Franzosen.
(Geht auf den damaligen Apotheker Mylius, der ein Sachse war, und die franz. Beamten.)

74) Es giebt ein Theil Pfaffen,
Sein und machen Maulaffen,
Sie halten ihre Regel
Wie andre Pflegel —
Das ist Religiosen.

75) Der Pfaffen ihre Säck haben kein Boden.

Es war ein reicher alter Müller und Witmann, der hatte nur zwei Söhne; der eine war denn ein Müller und Hausbesitzer, der andere Bruder war ein Jesuwiter und Geistlicher. Nun kam es auch zum Theilen, der Müller sagte: „Herr Bruder, wir haben auch einen Mehlsack zu teilen, laß er mir denselben, er braucht ihn ja nicht“; der Jesuwiter wollte absoluten nicht. „Ich will den halben Sack auch haben“, und so ist halt der Sack verteilt worden und sie haben den Sack zerschnitten und zu einem Los gemacht, welcher das obere oder untere Theil solle haben; so ist das Los mit dem Boden dem Müller zugefallen; der andere Theil aber dem Jesuwiter, der unten und oben kein Boden hatte, derowegen pflegt man zu sagen, die Pfaffensäck haben kein Boden und kummen niemals genug über, ihr Lebtag, bei allen Geistlichen, Petriner oder Pfarrherren, Benedictiner, Capuziner, Franciscaner, auch Klosterfrauen und was Ordens sie sein, das ist so gewiß als Amen.

76) Zuchthuben von einer Pfaffenköchin:

„Kind, gang hinter den Stuhl,
Der Vater will wüst thun.“

77) Bei den Pfarrersköchinnen hängen die Windeln hinten raus.

78) Die Lutheraner Predikanten.

Denn wo nehmen solches und nicht stehlen die Praedicanten ihre Priesterweih als von ihren Weibern her.

79) Was einer aber selbsten nit hat,
Wie will oder kann ers einem andern geben,
Das ist die Priesterweih der Predicanten der Lutheraner.

Juden.

80) Drei Juden, vier Schelmen, heißt das alte Sprichwort.

81) Bruder, mit Juden und Pfaffen
Habe nix zu schaffen.

82) Des Juden seine Redlichkeit schaut zu den Augen heraus, wie des Schinders seine Barmherzigkeit.

83) Eine ordentliche Abbitt zu thun, wie der Judt einem alten Weib:

Ich hab euch Unrecht gethan, hab euch alte Hex gsagt, verzeihet mir, aber es ist wahr.

84) Der vornehmste Jud ist an dem katholischen Christen der grösste Schelm und Dieb, mehrer als der Türk, der doch ein Erbfeind ist.

85) Ein Jud ist dem Teufel gleich.

85a) Der Jud und der Teufel ist ein Ding, denn der Jud geht dem Christen, so lang er lebt, zu seinem Untergang um und der Teufel auf des Menschen arme Seel.

85b) Der vornehmste Jud ist nix wert,
und wenn der Christ drei Köpfe auf einander sitzen hätte, so ist er den Juden doch nicht gescheid genug, denn unbetrogen kommt man unmöglich bei ihnen davon.

85c) Das ist nichts als eine Judenpfeife, die immer falsch geht (von schwindelhaften Behauptungen).

Verschiedene Stände.

86) Gott hat gesetzt den Arzt auf Erden,
Damit den Kranken möcht geholfen werden.

87) Gott ist der Arzt und ich der Knecht,
Und wan Gott will, so kurier ich recht.
(Von Joh. Georg Conrad, Operateur in Oppenau.)

88) Es ist kein Kraut gewaxen im Garten, wo den Menschen vor dem Tod kann abhalten.

89) Gott schickt manchem Menschen eine Krankheit, oder Kreuz zur Straf, wo ihm von keim Arzt geholfen werden mag.

90) Es ist kein grösserer Reichtum und Freud
Als die liebe Gesundheit.

91) Duobus litigantibus tertius gaudet,
so zwei Streit miteinander haben, so freut sich der

dritte, eintweder die Obrigkeit, Admodierer, Procurator, Advocaten, Viscalen, Amtsbotten oder der Feind.

92) Es sagte einsmals ein Advokat zu Zabern zu Peter Eck von Kappel:

Wenn die Burger oder ein Gemeindt zusammen halten thäten, als wie s. v. die Schwein, so möcht der Teufel Herrschaft sein.

93) Predikanten, Kaufleut und Poeten
haben das s. v. Lügen vonnöten,
der von ihnen dies nit kann,
ist kein recht gelehrter Mann.

94) Es ist eine klein gspassige Frag unter den Spaßvögeln und Vexierer:

so man einen Miller, ein Beck, ein Wirt und einen Metzger thät zusammen binden und den Kirchberg thät hinunter walen,

Antwort: so käme halt allzeit s. v. ein Schelm oben.

Ich aber sag es nicht, sonder ich hab solches nur gehört von einem dergleichen Vogel von Rust.

94a) Die Müller und Bäcker sollte man hängen,
Die Brotschätzer auch dazu:
Sie kaufen die Frucht wohlfeil ein,
Und machen doch das Brot zu klein.

95) Ein nasser Jäger, ein feuchter Rebmann
und ein trockner Fischer schaffen wenig Nutzen;
denn der Jäger beim nassen Wetter im Wald bekommt nix,
alle Arbeit im Nassen schadet den Reben
und der trockne Fischer fangt nix im Grund, sondern im Wasser allein.

96) Betrachtung in dem Handel und Kauf:
der Judt betrachtet sein Sach vor dem Handel,
der Welsch oder Franzos in dem Handel,
der Teutsche erst nach dem Handel, welcher zu ehrlich ist.

Denn der Judt oder Franzos oder Welscher ist nur 2 Quintle schwer von einander im Gewissen, gleich den Pfaffen. Der Unterschied ist, daß die 3 letzten getauft sein, der Judt aber nicht.

97) Der beste Bauer ist den Galgen nicht wert.

98) Es ist alles aufgeschrieben, was die Bauern schuldig sein.

99) Was zu grob ist zu einem Bauern,
So macht man einen Metzger draus,
Und was zu grob an einem Metzger,
So macht man einen Sautrog draus.

100) Die Bauern sein säuberer als ein Edelmann, denn wenn sie die Nasen schnäuzen, so werfen sies hinweg, wo es der Herr in den Sack steckt.

101) Doch es sein die Bauern Bauern, so lang sie dauern.

102) Er ist ein Ackerstudent,
Mit Gunst ein Roßbub.

103) Der Plato sitzt ihm auf der Zung,
Der Aristoteles schaut ihm zu Fenster hinaus,
und der Diogenes hockt ihm auf der Achsel,
und die saubere Hoffart im Herzen,
der weise Seneca steckt ihm im Hosensack.

104) Künstler erkennen einander an der Arbeit am meisten.

105) Ein ungewanderter Handwerksmann ist wie eine ungeschmelzte Suppe.

106) Ein Handwerk, darzu man nit viel Werkzeugs braucht, ist fast zum besten.

Haussprüche.

107) Fluch nit und schwör nit in meinem Haus,
oder gehe bald zu Thür hinaus,
damit Gott vom Himmel nicht
Straf mich und dich noch ewiglich.

108) Wenn du in mein Haus gehst
Und dir der Sinn zu stehlen steht,
So bleib du nur lieber draußen,
Ich hab eine Katz, die kann selber mausen.

109) Wirtshausschild
an der Sonne in Triberg 1762.

Wer bei der Sonnen will einkehren,
Der kann herrlich gut und wohlfeil zehren,
Komm herein mein lieber Gast,
Wenn du brav Geld im Beutel hast,
Kom herein und setz dich nieder,
Hast aber keins, so gehe gleich wieder.

110) Hast du was, so setz dich nieder,
Hast du nix, so bin ich dir zuwider.
111) Hast du Geld, so komm sofort,
Hast du keins, so bleibe dort.

112) Aufschrift einer Feuerspritze 1728.

Man braucht mich in der Not,
Davor behüte euch Gott.
Amen.

113) Epitaphium eines verschlagenen Juristen.

Hier liegt Doctor Ziehnast,
der ganzen Welt ein Ueberlast,
Ein Doctor der Rechten
und keiner von den schlechten,
Drum Pudel kehr dich um und um
und sch . . . den Dominicanern ein Epitaphium.

Er war von Geburt ein Freyburger und auf den Tod krank, so kamen die Herren Dominikaner öfters zu ihm und thaten ihn heimsuchen und verlangten von dem kranken Herren, er solle ihnen von seinem Vermögen etwas vermachen, wo er aber nicht diesmal gestorben, so gab er ihnen dieses obengemelte Epitaphiumschrift.

Vor diesem zwischen den 30 und 40 Jahren war er unter dem Abt Babtist Eck Amtmann zu Ettenheim-Münster, ein guter Streiter und Proceßkrämer.

R. I. P.

114) Deo gratias, ut iterum facias,
das ist: Bedanke mich; mach es bald wiederum also.

115) Zuspruch eines Blutfreunds in äusserster Not.

Dein guter Freund bin ich,
Drei Stück dir ausding ich:
1) Ich gieb dir nichts,
2) Ich lehn dir nichts,
3) Ich borg dir nichts,
was ich hab, ist mein,
schonsten, mein lieber Vötter, begehr was du willst.

Das heisst: hinten und vornen nichts geholfen und bleibt beim alten Sprichwort:

Freunde in der Not gehn 99 auf ein Lot.

116) Thue nicht loben und thue nicht schelten,
so wirst du viel bei den Gescheiden gelten,
Also er hat nicht gelobt und hat nicht gescholten,
Drum hat er mehr als andre gegolten.

117) Wenn ein Bettelmann mit seinem Bettelstab vergnügt ist, so ist er schon reich genug.

118) Wer immer hier nur will borgen,
und nicht auf Zins oder Bezahlung thut sorgen,
Der wird endlich auf dieser Erden
zu einem s. v. Lumpen müssen werden.

119) Vorgethan und hernach betracht,
Hat manchen schon in grosses Kreuz gebracht.

120) Wo nix ist, so geht es auf lateinisch kühl oder kalt her.

121) Viel und allerhand lesen, tragt grossen Nutzen für einen Mann.

122) In keinem Ding soll man kärger sein und leben denn mit der edlen Zeit.

123) Ein verschwiegener Mund und eine treue Hand
So kommt man durch alle Land.

124) Nichts umsunst
Ist unser Kunst.

Das will sagen, man solle nicht umsonst oder mit Schaden arbeiten.

125) Das Sprichwort lautet wegen alten Dienern:

Alte Diener, Hund und Pferd
Sind bei Hof in einem Wert.

Das heißt: vorbeigegangne Dienst veralten und brauchen die Fürsten oder Herren ihre Diener wie die Handwerker ihr Handwerkszeug, das sie, wenn es abgenutzt ist, wegwerfen.

126) Honores mutant mores, sed raro meliores.
Ehren und Aembter verändern die Sitten, selten aber zum guten.

127) Schau auf dich und nicht auf mich,
Thu ich was Unrechts, so hüte dich,
Laß ein Jeder, was er ist,
So sagt man auch nicht, wer du bist.

128) Das allgemeine Gebet und der allgemeine Fluch gehen nit leer aus.

129) Es kommt fast nie aufs dritte Geschlecht,
Was man gewinnt mit keinem Recht.

130) Volenti non fit iniuria.
Was einer selbsten will, da geschieht ihm kein Unrecht, sondern eben recht.

131) Es ist kein Liedlein so heilig,
Es gehört auch ein Tänzlein darauf.

132) Es ist bei der verlogenen Welt gar keine Wahrheit mehr vom Tisch bis zu der Stubenthür.

133) Schwarze und rote Lumpen geben kein gut Papier.

134) Es muß ein Mensch mit andrer Menschen Lastern und Mängeln zufrieden sein.

135) Im Zorn soll niemand ein Kind strafen.

136) Zu großem Reichtum und gutem Namen
Kann niemand so schnell kommen.

137) Einer hat die Arbeit, der andere trägt den Lohn davon.

138) Viel Bücher machen nicht gelehrt, nur auf dem Schaft.

139) Was einer nicht weißt oder hört auch sieht, thut ihm desto weniger weh (vgl. 280).

140) Stillschweigen ist gut und bös, wenn einer reden soll und sagt nichts oder zu viel.

141) Gar zu viel
Ist allzeit ohne Ziel.

142) Niemand, Groß oder Klein, ist ohne Laster in der jetzigen Welt.

143) Wer sich aller Geschäfte will annehmen, macht sich feindselig.

144) Jungen Leuten steht es zu, daß sie stillschweigen sollen.

145) Ein Zuhörer soll fleißig allenthalben der Red in acht nehmen.

146) Scheltworte, wenn man sie verachten soll, nicht anhören, ist gut.

147) In allem Glück soll man Gott anrufen und danken.

148) Eine gute Ausred ziert den Redner allzeit selbst.

149) Verschwiegen sein ist ein Kleinod an einem Menschen.

150) Keiner ist zu alt, etwas Neues zu lehren.

151) Es soll sich niemand seines Lobes überheben.

152) Mancher bringt mit seinem Ungestüm mehr zuwege, daß man ihn hören muß, als ein andrer mit Güte.

153) Tugendsame Leut finden allzeit ihren Handhaber.

154) Nicht geweiht sein, sondern recht leben, erlangt die ewige Seligkeit.

155) Viel zu verschlafen sein, ist auch ein groß Laster.

156) Es soll einer lieber mit Steinen, als mit bösen Worten nach ihm werfen lassen.

157) Man solle nicht allein aus den Büchern gelehrt sein, sonder aus dem Gedächtnis und öftern lesen.

158) Wer viel von sich selbst hält,
ist nicht gut unterwiesen.

159) Ein ehrlicher Mann läßt sich allenthalben kennen und sehen.

160) Eine thorhafte Sach ist einen kleinen Schaden klagen und einen grossen Schaden gedulden.

161) Die Schwätzer sind verdriesslich zu hören.
162) Eine Hantierung ohne Lügen gehet nit in dieser Zeit.
163) Ein junger Schlemmer, ein alter Bettler allzeit.
164) Es soll keiner seins guten Freunds vergessen.
165) Man soll nicht alle Ding offen lehren oder darnach fragen.
166) Ein grober hoffährtiger Mann kann sein Art nit verbergen.
167) Darnach die Zeit, darnach auch die Kleidung.
168) In eines andern Haus soll sich keiner nichts lassen anfechten.
169) Ein jeder soll dem Zorn weichen, oder im Zorn nichts handeln, wandeln, weder essen noch trinken.
170) Der Kerli ist von dem Zeug, wo der Spatz auf dem Dach schreit: Zwilch, Zwilch.
171) Der Mann ist von bösem Zeug gemacht.
Antwort: „Es ist doch kein Galgenzeug an mir!"
172) Der Kerl ist carmesinrot oder von Gott gezeichnet, eintweders krummen Fuß, einäugig, bucklet; und dergleichen Leut solle man fliehen.
173) Es ist nit gut, wenn einem der Fuchsschwanz um das Maul wachst und der Krap (Rabe) auf dem Dach sitzt; das ist, der hat einen roten Bart und schwarze Haar auf dem Kopf.
174) „Guten Tag, ihr Herren."
„„Groß Dank, wenn wirs dafür wären.""
175) Diesmal will ich dirs noch glauben.
Aber ich sag dirs, ein andermal lüg nit mehr so.

176) Beim Zutrinken.

Ich wills euch bringen, bringet mirs bald wieder.

177) Wenn man einen fragt, ob er auch in dieser oder jener Stadt gewesen sei, gib ihm zur Antwort, ja wenn ich nahe dabei gewesen wär, so hätte ich nimmer weit gehabt.

178) Wann man vor einem den Hut abzieht von weitem, so ist es so viel als man thue ihn grüßen, merks grober Zipfel, das ist ein Stück vor dich gemeint.

179) Weib, Würfel und Wein
Bringen manchen um das Sein.

180) Der sitzet mit dem Leib darauf,
Wo die Bergknappen das Schurzfell haben.
(Von einem sehr dicken Mann?)

181) Wer reich will werden, der nehm sich der Armen an.

182) Setze dich nieder, so wirst nit müd.

183) Im Evangelio steht nix vom nehmen, sondern nur vom geben.

184) Das weiße Silber gemeiniglich schwarze Gewissen macht.

185) Kreuz und Leiden auf dieser Erden
Ist ein Zeichen, seelig zu werden.

186) Der ist gesparsam,
Aber nur in Tugenden.

187) Es traut halt kein Schelm dem andern mehr.

188) Es giebt wenig Profeten mehr,
Aber Brotfresser ender.

189) Der ist ein Futteral über alle Holzschlegel in der Welt.

190) Das sind Brotfreund, aber nit Notfreund,
Mein Interessefreund aber nit Prodessefreund.

191) Wir sind alle gute Freund unter einander,
Aber die Seckel oder Mittel sind unterschieden.

192) Schmeichler billigen alle Ding den Herrn und Beamten.

193) Ein ehrlicher Mann schmeichelt gar nicht.

194) In Gastereien ißt man oft ungleich,
So einer ißt, der andere zuschauen mußt.

195) Gar zu sorgfältig sein, ist auch sträflich.

196) Ein jeder soll willig sein, einem andern so mehr ist als er, zu weichen — wenn ers meritiert.

197) Ein ehrlicher frommer Biedermann haßt die bösen Leut, so sie ihn auch nit verletzen oder etwas angehen.

198) Gäst, die nit geladen sind, pflegt man nit gut Wort zu geben, denn man heißt sie Schmarotzer.

199) Wenn mans dem Dieb auf den Eid gäbe, so würde keiner gehenkt.

200) Reichtum bringet Gewalt, Hoffahrt und Trutz.

201) Uebel Nachredens halber soll keiner unterlassen den nemlichen Leuten Gutes zu thun.

202) Ein Mannes Red ist nur ein halbe Red,
Man muß die Parteien verhören bed!

203) Ehrlich hebt zum längsten
Und aufrecht hinket nicht.

204) Man sagt: Der Mann ist grau;
Antwort: Der Esel graut im Mutterleib,
oder bei den Herren bleibt der Esel im Kopf,
bei mir aber kommt der Esel heraus.

205) Ein andersmal übernimm dich nit im Hochmut.

206) Es ist so bald ein Sach gemacht,
Wird sie von einigen Beschnarchern veracht,
Und zwar nur von denen gemeiniglich,
Welche gar nicht viel kennen.

207) Das sein von den rechten Katzen,
Die Zucker im Mund und Pfeffer im Herzen (haben).

208) Est Deus in Israeli,
Holla, es ist ein Gott im Himmel.

209) Der ist scheinheilig, er wird ietz bald in die Allerheiligen Litanei kommen.

210) Freche Steiger fallen bald gemeiniglich herunter.

211) Die Arbeit geht vor dem Lohn bei braven Männern.

212) Die Sach ist im Gleißnermodel gossen,
Merks, Tölpel, das geht dich an.

213) Der Stein, so ihr auf andere werft,
Wird euch selbsten auf den Kopf fallen.

214) Die Hausthüren, Kisten und Kästen allzeit wohl zugeschlossen, erhaltet frommes Gesind.
Jedem zur Nachricht.

215) Mit einem Löffel voll Honig will ich mehr Mucken fangen, als mit einem Faß voll des säuristen Essig.

216) Ein gut Wort findt ein gut Ort:
Das ist, wie man in den Wald schreüet, so tönt es heraus.

217) Es ist besser ein Spatz in der Hand,
Als ein Sperber auf dem Dach.

218) Wilt du haben, daß die Sach gelinge,
So schaue selber zu deinen Dingen.

219) Wenn das Vorroß nit gut ist, so ist der ganze Zug verderbt.

220) Quod tibi non vis fieri, alteri non feceris.
Was du nicht gern hast, daß man dir thue, so thue du einem andern auch nicht.

Oder:

Du kanst tadlen ein jeden Mann,
Dem steht dies, jenem das nicht an;
Wenn du dich zupfest selbst bei der Nasen,
So wurdest du andere wohl bleiben lassen.

221) Thue, was Recht ist, so ist es wohl gethan,
Ob dich schon nicht lobt Jedermann,
Es kanns keiner machen so gut
Daß 's jedermann gefallen thut.

222) Wer giebt gut Geld und Gaben,
Der kann Alles haben.

223) Spitzkopf — Witzkopf.
Holla still — das ist zu viel,
Kehr das Blättlein umb.

224) Der Kerl ist ein Windmacher, auf deutsch ein Lügner.

225) Und wenn du so alt wirst als ein Kuh,
So mußt du lernen immerzu (vgl. 150).

226) Die Not macht spitzfindige Leut.

227) Wo das Geld redet, schweigt die ganze Welt.

228) Pauper ubique jacet.
Der Arme muß halt allenthalben unterliegen.

229) Ein kurzer Zorn ist erträglich (vgl. 279).

230) Verschwendung bringt Armut im Alter.

231) Die kleinen Dieb schleppt man in Eisenband,
Die großen Schelmen gehn in Gold und Silber herum.

232) Die Schelmendieb muß man mit Schelmen fangen.
233) Voll oder trunken gestohlen,
Nüchtern s. v. gehenkt.
234) Schuldigsein und lügen sind gemeiniglich bei einander.
235) Unverschämt sein und kein Gewissen haben,
Da ist gut reich werden.
236) Es soll sich keiner selbst zuviel zumessen.
237) Es soll einer seine eigene Mengel selbst wohl erkennen.
238) Köstliche Kleidung macht keinen gescheidter.
239) Das Alter bringet viel Schwachheit und Uebels nach sich.
240) Antwort wie die Frag ist allzeit lächerlich.
241) Es ist eine alte Sach,
Es kommt selten was Bessers nach.
242) Es hatte ein gewisser Herr zu Freiburg junge Kanarienvögel in der Brut in einem großen Käfig, so kamen ihm Mäus herein und thäten ihm die Eilein fressen. Zu Nacht nun thäte er ein Katz ins Zimmer und ließ das Käfig offen, so that die Katz die Kanarienvögel samt den Eilein fressen.
Da heißt es: a e i o u,
Ein einfältiger großer Herr bist du.
243) Gar zu gut ist nicht gut,
Gar zu böse ist auch nit gut,
Sondern es verderbt den Mann,
Der Mittelpunkt ist das Beste (vgl. 141 u. 195).
244) Merkwürdig ist, daß unrecht Gut auf dieser Welt noch wenig reich gemacht.
245) Es heißt: Wäre der Heller (Hehler) nit,
Wäre der Stehler nit.
246) Redlich handeln macht reich.
247) Referata refero,
an sit verum, aut non, nescio.
248) Die Verschwendung hat niemals einen Boden.
249) Das höchste Amt ist in der Welt, ein ehrlicher Mann zu sein, aber es gehört viel dazu und man muß es sehr genau zemen (zusammen) rechnen.

250) Feg ein Jeder vor seiner Thüren, so wird es allenthalben sauber werden.

251) Einige Reden von einem Spaßvogel, Herrn Hauptmann Schneidenwind von Straßburg 1757 in der Schaffnei:

a) der Kamerad hat die Dumherrnart an sich, er betet gern in der Kirche, wenn es nicht lang währt.

b) An dem Tisch ist er gehorsam, er kommt gleich, wenn man ihn nur einmal einladet und frißt gern etwas guts und zwar viel.

c) Im Handel und Wandel kann er die Leut mit s. v. niehterem Fidlen betrügen, mit Gewicht, Maß und Ellen; er braucht kein Licht noch Tag derzu.

d) In dem Bett ist er die Keuschheit selbsten, er packt den Jungfern nichts an als das Hemet.

e) Wie man einem Menschen eine Gotteshilfe wünschet, also dankt man ihm wieder.

252) Wenn einer stark trinkt und hitzig drein sauft,
So hat man gleich einen Rausch.

253) Von außen ein schönes Haus
Und innen kein Brot.

254) Drei Stund hinter Gott,
Erbarm das Dorf.

255) Der Schmalhans ist Kuchimeister
Und der Gotterbarm schaut zu allen Fenstern raus.

256) Der ist ein Edelmann!
Sein Vater ist unter dem Bettelhaufen
Schier gar verdruckt worden zu Basel.

257) Wenn einer was verbricht,
Dem geht ein Sack Woll aus den Händen.

258) Der Kamerad macht Gesichter
Wie der Teufel in der heiligen Weihnachtsnacht.

259) Non omnis qui dicit, domine, domine, intrabit in regnum coelorum.

Goldeier und dürre Biren haben die hl. 3 Könige gepfeffert.

260) Am Hunger hat er keinen Mangel,
man futtert ihn zu tot.

261) Wer das nit glaubt und betet nit,
der ist des Teufels mit Haut und Haar.

262) Was macht deine Mutter, Teufelskind, Bettjesulein?

263) O du grosser Gott, du weißt, wer die Suppe versalzen hat.

264) Mit dem Kameraden wär gut Füchs fangen, er verreißte keinen Balg, denn er hat keine Zähne mehr, er ist wie ein ausbrennt Dorf, hat keine Zähn mehr im Maul.

265) Wenn der Neid brennte wie das Feür,
So wär das Holz nit halb so teuer.

266) Ich bin Kapitalist und leb von meinen Zinsen, ein Edelherr von schlechten Mitteln, und reite auf Schusters Rappen in der Rubenkalesche.

267) Man soll im hohen Zorn den Kindern nit fluchen, zumalen sollen sich die Eltern hüten, ihren Kindern kein üble Schwür und Flüch, ja üble Wort auf den Hals laden, es ist schon oft geschehen, daß sie den Kindern angangen sein.

268) Zeit bringt Rosen, dennoch kommen zuerst die Knöpf.

269) Was man mit List thut erwerben,
Kommt nit zum dritten Erben.

270) Wer sich über eines Andern Unglück erfreut, der wird nicht ungestraft bleiben.

271) Ein Neidiger ist des Teufels Tochtermann.

272) Ein Gewissen pur und rein
Ist über Gold und Edelgestein.

273) Wenn du dein Sach willst haben recht,
so sei du selbst dein eigner Knecht.

274) Wenn wir wären ohne Mengel,
so wären wir keine Menschen, sondern lauter Engel.

275) Aber und wann verderbet bei der schlechten Zeit schier jedermann.

276) Jahresspruch.

Wie die Leut, also ist die Zeit, gut und schlimm.

277) Ein frommes Herz
ein getreue Hand
und ein verschwiegener Mund
kommen durch das ganze Land

das heißt: fromm, froelich und fleißig passiert in der ganzen Welt (vgl. 123).

278) Si nisi non esset, perfectus quilibet esset,
Wenn dieses nicht wäre, so wäre das auch nicht.

279) Viel Hühner und wenig Eier,
Viel Reben und wenig Wein,
Allda mag der Teufel Schuldmann sein.

280) Was ich nit weiß, macht mir nit heiß;
wenn man schon nit von allem weist,
so kann man doch in Himmel kommen (vgl. 119).

281) Etwas lernen seie niemand Schand,
wohl aber ist es Schand nichts wissen.
Socrates dixit.

282) Es soll sich keiner gescheid schätzen noch schelten.

283) Die Gaben der Natur sind nit um Geld zu kaufen.

284) An den groben Köpfen ist Kosten und Arbeit verloren.

285) Was die Augen sehen, das betrügt nicht bald das Herz, denn die Wahrheit geht nicht weiter bei dieser Zeit als von den Augen bis zu den Ohren.

286) Wenn du einen Menschen undankbar oder gitzig unerkenntlich nennst, so ist es so viel, als wenn er mit allen Lastern behaftet wäre, denn der Undank und Grobheit sein auf der Welt die größten Laster, habe es mein Tag des Lebens gehört, denn die gesunde Vernunft bringt es auf dem Rücken mit; aus der Höflich-

keit entspringt die Dankbarkeit, und wird beliebt bei Gott und den Menschen.

Herr Rector Brenni hoc predicavit in 1755.

287) Ein Rebstock hat 14 Feind bis er im Faß ist.

288) Des Lügners sein Gewinn ist, daß man ihm auch nichts mehr glaubt, wenn er schon gleichwohl die Wahrheit sagt.

289) Im Zorn redet und thut man nicht viel Gescheidtes.

290) Grobe Leut, grobe Antwort.

291) Einem Schwätzer muß man seines Vielredens abmahnen.

292) Gute Abwartung bringt ein langwierig Alter.

293) Unschuld bleibt unversehrt und unangetastet allzeit.

294) Es ist kein unweise Lehre, daß einer gedenke, daß er ein Mensch sei.

295) Ursach aller Zwietracht ist der Ueberfluß.

296) Die Armut thut viel in allen Dingen, bös und gut.

297) Ein mäßig Leben behält ein kräftig Alter.

298) Gott dienen und selig werden
Ist mein Ziel und End auf dieser Erden.

299) Was Gott will, das will ich auch und sollt ich müssen sterben.

300) Was nützet es mich, wenn ich reich bin und alle Ehr auf der Welt habe und wir (werde) nach dem Tod in die Höll begraben?

Was schadt es mich, wenn ich arm und veracht bin auf dieser Welt und komme alsdann nach meinem Hinscheiden in den Himmel!

301) Besser ists neunmal verdorben als nur einmal gestorben.

302) Es seie kein Mensch für glückselig zu achten vor seinem End oder Tod, denn so lang er lebt, so ist der Mensch allem Unglück unterworfen, sagt der Weltweise Solon, einer von den sieben Weltweisen in Griechenland. Diese Sieben waren berühmt 3400 anno mundi.

303) Es ist eine schlechte Kunst, den Verstorbenen Uebles nachreden.

304) De mortuis nil nisi bonum,
von den Verstorbenen soll man nichts Uebels schreiben noch lesen auch reden.

305) Alles was du thust,
Gedenke, daß du sterben mußt.

306) Zu Gott hoff ich allein,
Der Menschen Hilf ist klein,
Weil uns Gott thut begnaden,
So kann uns niemand schaden.

307) Wer am frühen Morgen blüht,
Der ist, ob er den Abend suchte,
Der Sache so versichert nicht,
Weil schnell der Lebensfaden bricht.

308) Geistliche Richtschnur des Lebens und Sterbens.
Wie du glaubst, so lebst du,
Wie du lebst, so stirbst du,
Wie du stirbst, so fahrst du,
Wie du fahrst, so bleibst du!
Im Himmel zur Freud,
In der Hellen zum ewigen Leid,
An beiden Orten in Ewigkeit.
Deßwegen
Glaub nicht alles, was du hörst.
Thu nicht alles, was du magst oder willst,
Sage nicht alles, was du weißt,
Begehre nicht alles, was du siehst,
Brauche nicht alles, was du hast,
Zeig nicht alles, was du kannst,
Richt nicht mich und die Meinigen,
Sorg vor dich und die Deinigen,
Sehe auf dich und nicht auf mich,
Thue ich was Unrechtes, so hüte dich.
Empfangen von Ettenheim-Münster
den 20. Mai 1757.

309) O Mensch gedenk lebendig dran
Was nach dem Tod gethan wollst han,
Denn dort würd dir kein Zeit mehr sein,
Drumb, weil sie hast, so schick dich drein.

310) Allhier bleibt es beim alten Sprichwort:
Ein Alter ist gleich gestorben, und ein Junger hat keine Hoffnung.

311) Bei einem ehrlichen Manne heißt es:
Einfältig glauben und glückselig sterben.

312) Grabschrift eines Reichen.

Hier liegt einer in der Ruhe,
Der niemal hat bekommen können gnueg,
Das war ein sauberer Gesell,
Drum sitzt er in der Hell.
Requiescat in pice.

313) Grabschrift aller Menschen.

In der Stadt Villingen in dem Gottesacker ist eine schöne Tafel an dem Portal angemacht, zwei schön gemalte Totenköpf mit beigesetzten Versen:
Hier ligt der Herr und auch der Knecht
Ihr weltlichen Menschen betracht uns recht,
Was wir jez sein gewest auf Erden,
Das werdet ihr mit der Zeit auch gewiss werden.
R. I. P. nämlich ein Totenkopf, Amen.

314) Wie die Glocken also der Ton,
Wie der Vater also der Sohn.

Wetterregeln.

315) Georg und Marx Machen viel Args.

316) Wenn die Reben sein am Görgentag blind,
So soll sich freuen Weib und Kind.

Von Ortschaften.

317) In Villingen gibt es brave Leut,
Gott weiß es, trinket brav und bringet einander um.

318) Ein Ettemer Gebot halt nit bis Mittag.

319) Wer zu Ettenheim sich will ernähren, der muß brav schaffen, seiner Profession nachgehen und wenig zehren.

320) Nur diejenigen verachten einen alten ehrlichen Mann, die kaum Hundshaar ums Maul haben.

321) Weit vom Geschütz gibt alte Soldaten.

322) Geduld
zahlt manchesmal auch eine Schuld.

323) Die Alten waren keine Narren,
aber jetzunder wollen die jungen Herren gescheidter sein.

Lebensregeln aus dem Jahre 1541.

Mitgeteilt von A. Cartellieri, Heidelberg.

Im Generallandesarchive zu Karlsruhe fand ich schon vor längeren Jahren nachstehende gereimte Lebensregeln unter Akten. Der Abdruck an dieser Stelle dürfte sich lohnen, obwohl aus der Unterschrift nicht sicher hervorgeht, dass Sebastian von der Breiten-Landenberg auch der Verfasser, nicht bloss der Abschreiber war. Ueber die Persönlichkeit des Sebastian ist es mir nicht möglich, ganz sichere Angaben zu machen. E. Diener[1]) führt in seiner auf reichem Materiale beruhenden Arbeit über das Haus Landenberg (S. 104 und gegenüberstehende Stammtafel) einen Sebastian zum Jahre 1559 an, aber dieser gehörte nicht zu den Breiten-Landenberg, sondern zu den Hohen-Landenberg. Vermählt war er mit Magdalene Blarer.

Die Buchstaben unter der Jahreszahl am Schluss der Verse vermag ich nicht zu deuten. Das Blatt, auf dem die Lebensregeln stehen, beruht jetzt in der Hs.Nr. 1532 Miscellanea. Für die Erlaubnis zum Abdruck sage ich der Direktion des Generallandesarchives verbindlichen Dank.

1) Wer nit mit hertzen ist ain fründt
Sunder mit gleichs wort dir erschindt
Tue du im auch des gleich all frist
So wurt betrogen list mit list.

---

[1]) E. Diener, Das Haus Landenberg im Mittelalter. Mit besonderer Berücksichtigung des 14. Jahrhunderts. Diss. Zürich 1898.

2) Deiner frauen wort zu khainer frist
Solt furchten wan sy zornig ist
Dan wen ain fraw betriegen will
So khan sy wainen offt und vill.

3) Gedenkh huet dich gleich als vor aim mort
Vor suesser red und schmaichel wort
Ainfalt ain fründ ist der warhait
Der suecht beschis der lugen trait.

4) Lueg eben was nach volgen mag
Das khunfftig das versiech alltag
Du solt nach volgen deinem Got
Der baid tail ansiecht frue und spat.

15 A. 41

L. H. B-S.

Sebastian v. B. Landenberg m. pp. ss.

Die Allgäuer Alpen in den ersten Stadien ihrer Erforschung.

Von **Paul Beck**, Ravensburg.

Die Alpenkunde (Alpinistik) ist neueren Datums. Obwol auch in früheren Jahrhunderten die nicht wenigen Fußwanderer aus dem Norden und der Mitte von Europa, insbesondere aus Deutschland, ihr Weg nach Rom stets mitten durch die Alpen führte, so ging man doch den eigentlichen Bergbesteigungen möglichst aus dem Wege und suchte tunlichst rasch an den Bergen vorüberzukommen. Wer nicht Berufs halber, wie Sennen, Jäger, Holzhauer, in die Berge zu steigen hatte, blieb meist in respektvoller Entfernung von denselben; was überhaupt in früheren Jahrhunderten an Bergen erstiegen wurde, waren nur Vorberge oder niedrigere kleinere Höhen; an die höheren Berge und die Riesen der Alpenwelt wagte man sich damals gar nicht; es fehlte noch aller und jeder Sinn für die Schönheit eines Berglands. Jahrhunderte lang überwog das Grauen vor den Schrecken und Schauern der Alpennatur das Entzücken und die Bewunderung; ja man fürchtete sich geradezu vor den Bergen, denn dort oben walteten ja allerhand böse Geister, Teufel und Dämonen und Gespenster und Unholde, welche dem unberufenen Eindringling nur Unheil brachten und denselben in die Tiefe stürzten; ein ganzer Kranz von abergläubischen Sagen und Mythen hatte sich um einzelne Berge, wie z. B. den Pilatus, gewunden. So kam es, dass fast alle höheren Gebirgsketten bis in unser Jahrhundert herein noch so gut

wie unerforscht waren! Erst im Laufe des 16. Jahrhunderts wagten sich selbst in der Schweiz nur einzelne Männer der Wissenschaft, so der bekannte Vadianus (d. i. Joachim von Watt, Bürgermeister von St. Gallen), August Tschudi und namentlich der noch bekanntere Züricher Gelehrte Konr. Gessner auf den einen und andern Berg. Von Schwaben wäre u. A. aus dem 16. Jahrhundert der Kaufbeurer Arzt Schlick (Baumann, „Gesch. des Allgäus“ III, S. 632) zu nennen, welcher Studien halber die rhätischen Alpen bereiste. In der Hauptsache waren aber die wenigen, welche in früheren Jahrhunderten auf höhere Berge stiegen, fast nur Jäger, wie z. B. im 17. Jahrhundert der Augsburger Fürstbischof Sigmund Franz von Oesterreich-Tirol, ein leidenschaftlicher Gemsenjäger, welcher sich auf der Seealpe im Algäu eine eigene Jagdhütte erbauen liess. Aber erst der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts war es vorbehalten, auf alpinem Gebiete Wandel zu schaffen, mit den bisherigen Anschauungen und Vorurteilen zu brechen und der Alpinistik und Turistik die Wege zu eröffnen und zu bahnen, auf welchen dieselben — in noch vor r. 30 Jahren ungeahnter Höhe — am Ende des 19. Jahrhunderts angelangt sind; unvergessen sind namentlich die Verdienste der Alpenpioniere de Saussure, Alex. v. Humboldt usw. Ebenso bescheiden, wie die Alpinistik selbst, war bis dahin natürlich auch die alpine Literatur; von süddeutschen alpinen Schriftstellern wüssten wir bloß ein paar, wie Stumpf, Franz Schrank usw. zu nennen; die Nachrichten über die Allgäuer Alpen in Seb. Münsters Kosmographie, in Merians Topographia Sueviae usw. sind ganz kurz. Um diese Zeit machte man sich auch daran, die uns nächst gelegenen Alpen, die Allgäuer Berge, einer genaueren Begehung und Durchsuchung zu unterziehen; einer der ersten unter diesen verdienten Männern ist Physikus Dr. Frölich in Sonthofen gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, welcher indes die Allgäuer Berge seiner naturwissenschaftlichen Studien wegen bestieg. Da ist es nun von Interesse, dass wir aus dieser Zeit in der jetzt ungemein selten

gewordenen, seiner Zeit zu Kempten in der typographischen Gesellschaft erschienenen Zeitschrift „Deutschlands 18. Jahrhundert“ (III. Bd. 3. Heft 1784 S. 3—64) eine Beschreibung über „die Alpen im Algöw“ besitzen, welche selbst einem so umsichtigen Registrator seiner Heimat wie Dr. Baumann in seiner Geschichte, bzw. Geographie des Allgäus entgangen zu sein scheint; wenigstens führt er in seiner Literaturübersicht von etwa einschlägigen Veröffentlichungen bloß die „Geschichte vom Algäu“ (Gemeinnützige Unterhaltungen für meine Mitbürger im Stifte Kempten 1795) an. Der betreffende (anonyme) Reiseschilderer findet „unsere Alpen, an deren Fuß wir wohnen und welche die Natur enthüllen und die Gottheit zeigen, noch bei keinem Schriftsteller beschrieben“ und meint deshalb, es lohne der Mühe, ihrer wenigstens im 18. Jahrhundert zu gedenken. Es lohnt auch heute noch — schon um sich einen Begriff von dem Abstand zwischen der alpinen Literatur vom vorigen und heutigen Jahrhundert zu machen — der Mühe, diese im Original kaum mehr erhältliche, originelle und naive, natürlich im Geschmack der damaligen Zeit gehaltene Bergbeschreibung wiederzugeben; und wir lassen dem Turisten daher auf seiner Alpenwanderung selbst das Wort. Welcher Berg im Allgäu — ob etwa der Grünten, auf welchen sich der Kurfürst Clemens Wenzeslaus, Bischof von Augsburg, am 12. Juli 1782 in einer Sänfte tragen ließ — erstiegen wurde, ist weder gesagt, noch zweifellos erkenntlich.

Der Morgenstern war noch nicht aufgegangen und die kleine Lerche sass noch ruhig im Feld — so hebt unser Turist an — als wir abfuhren, noch an den Fersen der eilenden Nacht. Wir hatten keine vergoldeten Kutschen, noch ausgezierten Pferde; allen diesen lächerlichen Tand hatten wir zu Haus gelassen; wir sassen auf Leiterwägen, über welche eine kleine Hülle von Tannreisern gebogen war; die Damen hatten reinliche Gewänder, und einige aus ihnen waren in Hirtenmädchen verkleidet. Der Baron machte den Alpenmeister: wir übrigen Mannspersonen waren Schwarzwälder; auch die Bedienten hatten

den Glanz abgelegt. . . . Vier lange Stunden hatten wir bis an das hohe Gebirge zu fahren; der königliche Weg führt nicht dahin; nur wilde Holzwege krümmen sich durch das engere Thal, der willige Landmann hat sie mit Aechzen ausgehauen, und der gute Hirt wandelt sie oft: jener sorgt für die Bequemlichkeit seiner Brüder, dieser bringt uns die nahrhaftesten Speisen. . . . Nun wurde also die Heerstraße verlassen, die liebreiche Natur verbarg sich hinter einem dicken Buchwald und hatte vor unsern Augen eine große Einöde hingepflanzt. Die Weichlinge, welche nur auf Blumen schlafen, werden hier vom Schauer ergriffen und wimmern zurück in ihre schattigen Lauben, aber das Herz des denkenden Weisen wird von Pracht und Hoheit erfüllt; er empfindet, dass er im Vorhof des Tempels stehe, wo die Natur thront. Die hohen Gebirge, welche an beiden Seiten von der Erde zum Himmel steigen, schließen sich in einen halben Bogen und bilden eine Mondsichel: einige aus ihnen sind steile Felsen und verbergen ihre grauen Häupter meistens unter den Wolken; andere sind mit schwarzen Tannenhainen bewachsen und gleichen ungeheuren Grabmälern; zwischen ihnen erheben sich mit einer herrlichen Mannigfaltigkeit viele grünende Hügel, auf denen fruchtbare Bäume und hohes Gras wachsen. Die blaue Iller reißt sich hier von ihrem Ursprung los: sie wird von zwei rauschenden Bergwassern geboren und wälzt sich mit Ungestüm über tönende Kieselsteine fort. An ihrem ungewissen Ufer ziehen sich ungeordnete Gebüsche wie losgewundene Kränze hinab, und zwischen ihnen stehen wieder dicke Tannen empor, die großen Spitzsäulen nicht unähnlich sind. Dort am Ende des Tals, wo sich die Berge in eine Muschel verbreiten — stürzt von dem obersten Gipfel bis zur liegenden Wurzel des Felsens ein Wasserstrom, stürzt in Wolken des Wasserstaubs und gießt sich dann oft in klare Spiegel aus, welche heller blitzen als reine Kristalle. An diesem hohen Wasserfall steigt man in die hohen Alpen auf. . . . Bald hatte die Morgenröte den Himmel und die höchste Spitze der Felsen gemalt — und

man hielt still am Fuße des Berges. Man war genötigt, hier Pferde und Wagen abzudanken, und die Reise mit dem Stock in der Hand fortzusetzen. Die Natur hat den Eingang in die wirtschaftlichen Alpen mit furchtsamen Steinklippen verwahrt. Wie sie alle ihre Aeste und kostbarsten Produkte bis auf den funkelnden Edelstein in rauhe Schalen verschließt; immer türmt sich ein Felsen dicht über dem andern hinauf und droht dem Einsturz, und immer steigt ein schwarzer Tannenhain wild über den andern hinauf und bedeckt dem forschenden Auge die engen steilen Wege, welche sich schlangenweise zwischen den Felsen hinaufwinden, der unbekannte Wanderer wird von der Ferne schon geschreckt, aber im Herannahen ergreift ihn Schauer, denn er vernimmt das Säuseln der gegenwärtigen Gottheit, und er eilt ehrfurchtsvoll mit oft weggewanten Blicken an dem Throne der bewölkten Natur vorüber. — Die Hirten, welche unsere Ankunft schon erwartet, hieben jetzt mit Wucht die braune Haselnussstaude um, und schnitten für uns bequeme Stäbe. . . . Jedes nahm einen solchen in die Hand; die Hirten stiegen voran, wir ihnen nach, und hinter uns stieg ein dampfender Nebel auf, der bald darauf ein Morgengewölbe gebar. Die Brust hob sich mit jedem Schritt empor und das Herz schlug stärker; der Geist entschwebte flüchtiger dem Tal, den Wunderwerken dieser neuen Schöpfung entgegen. Da stand man bei der ungeheuren Felsenwand, und erstaunte, einen Pfeiler des Himmels zu sehen. Die Baukunst stand auch einstens da, sah hinauf, und wurde begeistert, den ersten majestätischen Tempel der Gottheit aufzubauen; an ihrer Seite stand die Dichtkunst, ergriff im Feuer die mächtige Harfe, und der epische Gesang flog von der schwirrenden Saite; auch ihre jüngere Schwester, die Malerei, nahm ihre glänzende Palette, mischte unter die Farben gebrochene Sonnenstrahlen und erfand die göttliche Harmonie. Aber nicht nur die hohen Felsenwände hielten einen aufmerksam, und die erstaunlichen Felsen, welche darüber hinauslagen, auch auf das kleine unbemerkte Ewiggrün hatte man acht,

das kleiner als alle Kräuter über jede Steile hinaufkriecht; ... dort sah man ein zahmes Berghuhn, das sorglos mit seinem Korallenschnabel den Felsensand aufpickte und der giftigen Viper nicht achtete, welche sich in wunderlichen Kreisen wand und mit dem Pfeil ihrer Zunge schrecklich herumdrohte; mit Beben gewahrte man die dunkeln Höhlen, in welchen der grausame Jochgeier wohnt und den Herden elendiglich zusetzt. Das Geraffel der Tierschädel, in dem sich der Räuber verschüttelt, wird oft schon von fern gehört: dann stoßt er vorwärts, breitet Nacht mit seinen Flügeln aus und rudert schrecklich nach der blumenreichen Alpe, wo er so manches spielende Lamm von der blöckenden Mutter hinwegreißt, eilt dann zurück in seine Höhle und weidet die Beute am hohen Felsen aus. Wir kamen zu einem Wäldchen, das in einem kleinen Kessel lag, gingen hinein und setzten uns auf das weiche Moos nieder, ein wenig auszuruhen. Die Morgenluft atmete stark und die Tannenwipfel rauschten, worauf wir horchten; auf einmal rauschten sie nicht mehr, und wir behorchten die kleinen beflügelten Sänger, welche so fröhlich über uns hinhüpften, und auf lieblich silberbetauten Aesten ihr Morgenlied sangen; wir sahen citronenfarbige Zeisige und vielfarbige Distelvögel, eine Menge purpurroter „Gollen“ und auch eine Goldamsel schlüpfte durchs nahe Gebüsch; die Aeste zitterten und die Tautropfen funkelten, wie herabhangende Edelsteine, indem die Sonne ihre Strahlen durchschoss; wir erinnerten uns hier unserer Stammväter, der alten Deutschen, welche ihre gottesdienstlichen Handlungen nicht ohne Ursach' in dunkeln Hainen verrichteten; es durchfuhr uns der hl. Schauer, den diese Orte erwecken; wir fühlten die hohen Begriffe der Ehrfurcht und Andacht. ... Man zeigte uns einen wilden Holzschlag, wo des Nachts die Uhus recht fürchterlich pfeifen und die guten Hirten manchmal irreführen; dort kämpfen oft die Berghirsche in ihrer Brunst; gleich da drunten hat ein solcher von 18 Enden sein Lager und dort gleich hinter selbem Rücken am Saume des Waldes unweit von weiten Heidelbeerstauden,

wo die Riese hinabzieht, falzen die Auer- und Spielhahnen mit ihren scharlachenen Kämmen. Immer höher und höher stieg man und die Sonne mit uns. Die Täler sanken immer tiefer hinab und wir kamen schon ganz nahe an die Gipfel der Berge, denen ihr frühes Rauchwerk entstieg; diese sind ebensoviele Altäre des Tempels, auf denen die besten hohen Priester in der göttlichen Natur dem Schöpfer täglich ihre Opfer entrichten. . . . Jetzt hörten wir den Wasserfall schon mächtig tosen und sahen seinen aufwallenden Nebel wieder in glänzenden Morgenstrahlen niedersinken; zu unsern Füssen wälzte sich eine kleine Quelle fort, sie plätscherte langsam die Felsen hinab und klagte über den unbeweglichen Stein hin; wir hörten ihr alle nach. Ein unvergleichliches Sinnbild des menschlichen Lebens: dort stürzt der Bergstrom, da seufzt eine Quelle, beide kommen in eine Rinnsal, gießen sich in die Iller, dann in die Donau, dann ins schwarze, das mittelländische und endlich in das Weltmeer aus. Einem solchen Strom gleicht das Leben des Menschen. Einige rollen mit Pracht fort, die Welt gafft sie an und vergisst den Redlichen, der im Einsamen sein Leben verseufzt; einige werden fortgerissen, fortgeschleudert durch die Gewalt der Mächtigeren und ihre Klagen bleiben ungehört; nur wenigen ist's vergönnt, den Stärkeren auszuweichen und still, wie eine Grundquelle, unter dem schiffreichen Tagus durchzufließen, aber endlich werden wir nach verschiedenen Schicksalen doch alle versammelt und ausgegossen am Ufer der Ewigkeit. — Jetzt kam man zu einem großen Felsenstück, das mit altem Moos bewachsen war und wie ein Ungeheuer auf der Erde dalag; ein heulender Sturmwind oder eine Erderschütterung mag es einst in den Tagen der Vorwelt von der Stirn des Berges losgerissen und hier auf die Viehweide niedergeworfen haben. . . . Von dem, was weiter zu sehen war, lässt sich nur ein schwaches Bild entwerfen, denn was ist wol aller Reichtum der Sprache, wenn sie die Wunder der Natur beschreibt? Man stelle sich einen Berg vor: seine Höhe ist eine Meile, eine Stunde sein Durchschnitt, ganz aus Felsen

gebaut, am Rand nur von wilden Gesträuchen und einschichten Tannen bekleidet, sonst bloßer nackter Fels, bald in unergründliche Tiefen ausgehüllt, bald in furchtsame Spitzen bis zum Himmel aufgetürmt, wie versteinerte Wogen des tobenden Meeres. Gleich unter der obersten Spitze entspringen drei Quellen und schießen wie breite Bäche über die Steinwände heraus; sie verteilen sich dann in viele schimmernde Arme und strömen verwirrt hinab; eine weite Felsenschoß sammelt sie beide auf und gießt sie in einen Fluss aus; jetzt stürzt der Strom über schlimme Klippen hinab, diese schlagen die Wasserperlen zum milchweißen Schaum und die Quellen wälzen sich zwischen den Klippen wie flüssiges Silber fort, bis sie eine benachbarte ungeheure Schale auffasst und alle schwesterlich ausgießt. So stürzt der Strom viele Türme hoch immer stufenweis hinunter; endlich prellt er an die letzte Felsensteile auf — schießt vorwärts, stürzt senkrecht im Wasserdampf, brüllt und donnert die Felsen hinunter, dass alle Berge ringsum wiederhallen, als wenn Felsen auf Felsen krachend einstürzen, in unermessliche Tiefe hinabschmetterten und dort zermalmt würden. Zu dieser Pracht dürfte man sich nur noch Schilfgötter hinzudenken, wie sie unter dunkeln Grotten mit Seeblumen gekrönt waren und blaue Bärte über ihren weitgeöffneten Urnen hervorlagen; man glaubte Najaden zu sehen, welche ihre langen Haare austrocknen, und glänzende Nymphen tauchten aus der Tiefe herauf und schienen die roten Korallen emporzuhalten; man hörte die Tritonen in ihre krummen Schnecken blasen; oben über der Spitze aber ließ sich der Neptun mit dem Dreizack sehen, wie er die wasserausströmenden Pferde bändigte, und sah man die huldreiche Thetis mit dem fliegenden Schleier aus der vielfarbigen Muschel herablächeln. Aber auch die Tonkunst hob ihre punktirte Rolle in die Höhe; sie hatte in dieser Gegend gelernt, die Töne nach dem Gesang der Vögel und der klagenden Quelle zu stimmen; sie mass die Zeiten ab nach dem Plätschern der Quelle über die Felsenstufen und erfand den Takt; dann behorchte sie auch das vielstimmige Echo,

die Töne zu begleiten; als sie aber das Getöne der stürzenden Wässer näher vernommen, wagte sie einen Versuch, ihrer erhabenen Mutter glücklicher nachzuahmen, und schrieb die erste majestätische Symphonie hin. Noch versammeln sich hier öfters an diesem Wasserfall die gesellschaftlichen Künste, dann lassen sie aber ihren schöpferischen Arm niedersinken und erröten sanft. In diesen Alpen bewundert man mehrere Wasserfälle und vergisst alle Jeux d'eaux in den Lustgärten von Versailles; der berühmteste Wasserfall stürzt im Zwink, ein Dreiwinkel zwischen Kornach, Walsertal und Rohrmoos, und dieser Wasserfall ist eigentlich der Ursprung der Iller. — Die Schöpfung ist ein herrliches Gemälde, Schatten und Licht wechseln immer in der vollkommensten Uebereinstimmung ab. Der Uebergang von der brennenden Mittagssonne bis in die dicke Nacht ist mit so vielen abwechselnden Farben gemalt, dass das Auge des Zuschauers weder durch die Schärfe der Strahlen, noch durch ihren gänzlichen Mangel auf eine merkliche Weise beleidigt wird. . . . Wir kamen im Verlaufe zu Steinklippen und fanden auch große Ameisenhaufen; wir standen lange still und bewunderten die geschäftige kleine Republik, das Sinnbild des menschlichen Fleißes. . . . Wir gingen noch etliche Krümmungen und Klüfte durch, immer aufwärts; endlich hatten wir nicht ohne große Mühe die Höhe erstiegen, welche an der letzten Felsenkrone liegt, wo der sog. Alpsteig seinen Anfang nimmt, da rasteten wir und setzten uns unter dem Felsenhang nieder, — wir schöpften Atem und trockneten den Schweiß vom Gesicht, mit dem wir begossen waren. Dann schauten wir die Tiefen der Tiefen hinunter, denen wir entklettert waren, bis in das grüne Wassergewell, das sich im schwarzen Schatten der untersten Tiefe des Tales bewegte; man glaubte den Styx, Erebus und Acheron sich wälzen zu sehen, die grauenvollen Höhlen der Megärenfurien und den ganzen Eingang der virgilianischen Hölle; selbst den gewagtesten Bergmann ergreift hier Furcht und Entsetzen und er wendet schnell sein Angesicht um. Jenseits sah man durch geteilte Klippen hin, dorthin, wo

sich die Haine in der größten Entfernung verlieren und die Hügel in mannigfacher Pracht sich wie die Scenen eines entlegenen Schauspiels erheben. Ein Elysium eröffnet sich dem Auge; der blaue Morgennebel lag zwar noch über die reizende Erde ausgebreitet und verbarg ihre meisten Schönheiten, doch sahen wir schon Städte, Märkte, Dörfer und Schlösser wie durch einen durchsichtigen Schleier mächtig flimmern; die Flüsse bezeichneten mit glänzenden Zügen ihre Landschaften, und eine Zunge des Konstanzer Sees, welche sich gegen das Allgäu hinstreckt, war einem abgerissenen Spiegelstück nicht unähnlich. Jetzt vergass man auf alles, was noch zu überwinden war; mit schneller Sehnsucht ergriffen wir unsere Wanderstäbe und stiegen mit Freuden wieder aufwärts. Die Sonne glänzte hoch am wolkenlosen Himmel und neigte sich schon merklich gegen die Mittagslinie; wir hatten noch eine große Strecke des Wegs zu überwinden, mussten noch immer an glatten Felsen hinaufklimmen .... wir waren schon weit über die Gewitterhöhe hinaufgestiegen; dort oben waren wir schon, wo die Steinadler ihre Nester bauen und die Sonnenstrahlen auftrinken. Nun schien das Rätsel aufgelöst, warum die Dichter den Adler besingen, dass er ein Vogel Jupiters sei. Der unermüdete Alphirt weiß es zu erzählen, wenn er ein irrendes Lamm oder einen jungen mutigen Stier aufsucht, der sich von der Herde verloren hat; wie oft sieht er die schweren Gewitterwolken und die Finsternis unter sich herabsinken; er steht dann im heitern Tage und der blaue Blitz schlängelt sich durch die Nacht zu ihm herauf und unter seinen Füßen rollt der gewaltige Donner fort; er sieht es, wie der kalte Nordwind seine Kerker zerreißt, den alles verderbenden Hagel ausbrütet und ihn auf ehernen Flügeln des Sturms fortsendet, die goldenen Saaten niederzuschlagen und die Hoffnung des Weinstocks.... Wir fassten frischen Mut und kletterten weiter wieder Felsen an ... wir entdeckten noch eine Spanne Himmel und auch diese verschwand uns endlich, als wir tiefer unter die entblätterten Storren hineindrangen; wir rasteten, schöpften Atem und trockneten den

Schweiß von unsern Angesichtern, der herunter rieselte wie das Wasser vom benachbarten Felsen; dann kletterten wir wieder durch die Wildnis fort, rasteten noch oft, bis wir endlich der letzten Felsensteile entronnen. — Wir hatten ausgerungen und standen auf dem Gipfel des Berges. Ich lege meine Feder auf etwelche Augenblicke nieder und denke den Seligkeiten nach, die letzte Alpenhöhe überwunden zu haben, alle die Lieben wieder zu finden, in ihre Arme zu sinken, dann unter dem Fuß alle Mühseligkeiten zu sehen und wie einen hellen bunten Teppich ausgebreitet die halbe Erdkugel liegen. — So mag vielleicht das erste Gefühl des verstorbenen Gerechten sein, wenn er ausgekämpft hat, sich vor keinem Tod mehr fürchtet, die ganze Glückseligkeit ihm offen steht und aus der geliebten Umarmung, welche seiner schon lange wartet, in dieses traumvolle Leben erstaunend hinabsieht. — Die ersten Augenblicke, da wir uns wiederfanden, gehörten nun ganz der Freundschaft; jedes fragte das andere über 100 Dinge, wie sich Menschen fragen, welche viele Jahre sich getrennt haben, und jedes hatte dem andern 100 Sachen zu erzählen, wie sich Menschen erzählen, welche sich nach langen Entfernungen das erstemal wieder sehen. Unsere erste Beschäftigung war, das große mitgebrachte Seherohr zurechtzubringen, dann einen Quadranten aufzustellen, die Höhe der Berge zu messen. Auf die Kräuter vergassen wir fast ganz, welche die Oberfläche bedeckten; auf den Gipfeln dieser Berge wird die Goldwurzel gefunden, auch die Berg- oder Meisterwurze, Allermansharnischwurzel, Enzian, schwarze und weiße Nieswurz; auch wächst hier das Rhododendron ferrugineum et hirsutum. — Um der Einbildung der Leser nachzuhelfen, so lege man eine große, schön beleuchtete Karte vor sich hin, setze sich an ihren Rand und sehe auf die Kunst des Feldmessers nieder; bemerke jede Stadt, jeden Flecken, jeden Fluss, jeden Berg, jede Landschaft, jede Gegend. Man nehme noch das Vergrößerungsglas und breche die Sonnenstrahlen und lasse jeden Zug des Grabstichels, jeden Pinselstrich bestimmter

erscheinen; das wäre nur eine geringe Kopie von dem, was in der göttlichen Natur selber zu sehen ist. So war eine halbe Weltkugel zu den Füßen der Alpenwanderer niedergebreitet mit allen ihren Bestimmungen, und ein ungemessener Gesichtskreis. Die große Wasserfläche des Bodensees, welche in viele Meilen ausgegossen, wie ein klarer Spiegel unter uns lag, riss vor allen die begierigen Augen an sich: Pracht und Schönheit umarmten sich da, und was der Ocean in vier Weltteilen verrichtet, das wird hier in einem Ufer von 40 Stunden eingeschlossen. Man sieht Inseln und Halbinseln; die Reichsstadt Lindau ist ganz von Wasser umflossen und wird nicht ohne Ursache das Deutsche Venedig genannt; sie hat zwei Leuchttürme vor sich stehen; gegenüber liegt die Festung Bregenz und jenseits ergießt sich die Argen aus einer Erdzunge. Sonst ist alles mit fruchtbaren Bäumen bewachsen und dem erfreulichen Weinstock, und eine Menge Schlösser und Sommersitze unterscheiden mit vielen Farben das Erdreich. Wir gleiteten das gebogene Ufer weiter fort, welches die schöne Grenze des schwäbischen Bodens ist; dort sahen wir das artige Buchhorn hell im Sonnenschein glänzen und das Kloster Hofen sich von einer Halbinsel mit seinen zwei Kuppeltürmen aus dem Schatten heraufheben; weiter hinab leuchtete der bischöfliche Sitz Meersburg über seinen gefährlichen Port hinaus, und da beobachteten wir des Deutschordens Insel Mainau, auch das hohe Münster der Reichsstadt Ueberlingen sah man als ein prächtiges Dunkel in der Ferne stehen. Ich wendete das Auge und nun war man im Land der freien Schweizer; die unersteiglichen Gebirge, welche eng zusammengekettet die festen Mauern ihres Staates ausmachen, geben diesem Volke ein furchtbares Ansehen, man bemerkt nicht ohne Erschütterung die ungeheuren Felsenmassen, wie sie aus dem ungebildeten Chaos losgerissen, hingeworfen, die Erde im Gleichgewicht erhalten; die erstaunlichen Appenzeller Berge und die Berge des reichen Kanton Glarus ragen über alle weit hinauf und ihre steilen

Häupter sind ewig mit jungfräulichem Schnee bedeckt: diese wilde Gegend erhöht unvergleichlich die fruchtbare Landschaft, welche unten lacht; sie sind der Gegenschatten der schönen Traubenhügel, welche zwischen Flecken, Dörfern und Klöstern sich mit vieler Mannigfaltigkeit die Seelänge hinaufstrecken, sind aber auch zugleich der Vorgrund des Rheinstroms. Romanshorn bildet ein grünendes Kap, welches sich gegen den weiten Hafen krümmet, in dessen Schoß das uralte Konstanz liegt; das angenehme Rheintal, wo die besten Weingewächse sind, öffnet sich weiter unten neben dem bekannten Schloss Hohenems und gießt den grünen Fluss in die weiße See aus; man sah es, wie der Strom sich der Länge nach durch die silbernen Fluten bis an die Rheinbrücke durcharbeitet, einem gefärbten Band nicht unähnlich, das sich durch den farbenlosen Wappenschild wälzt; wir begleiteten sein Rinnsal mit freiem Auge bis gegen Schaffhausen und durch die Gläser entdeckten wir die Höhen des berühmten Rheinfalls; wir bemerkten die Spitzwände des Schwarzwalds, dann die große Fläche des lieblichen Breisgaues und des paradiesischen Elsasses; wir sahen die hohen Lothringer Gebirge sich im falben Nebel verlieren, und wir erkannten auch ungefähr die Gegend, wo der Rhein nach Holland fließt. Jetzt drehten wir das Fernrohr und unser l. Schwabenland lag vor uns, das Land des edlen und unüberwindlichen Volkes, wie es Julius Cäsar nennt, welches aber jetzt tief niedergebeugt, hie und da noch ein Schatten der römischen Freiheit, aber noch öfters das entstellte Bild des römischen Triumphes ist. Dort sah man die Hauptstadt Augsburg im Schimmer liegen, prächtig und ihres Stifters würdig, welcher der erste unsere Krone trug; und da erhob sich an der Donau aus ihrem großen Gebiet das alte Ulm empor und mit Würde sein herrlicher gotischer Dom; wir bestrichen die Grenzen des fruchttragenden Württembergs, sahen Nellenburg und Fürstenberg von der Höhe blinken; auch Donaueschingen ließ sich noch unterscheiden, wo der schiffreiche Fluss unbewundert aus der Erde

heraufquillt; wir irrten lange in dem Fürstenbergschen Bezirke herum, das Schloss Heiligenberg war unser Wegweiser; dann machte uns der Federsee auf Buchau aufmerksam und weiter unten blitzte das hohe Schloss Zeil über die Truchsessschen Häuser von seinem Berg herab; Waldburg ließ uns die Landvogtei Schwaben betrachten und das hingezerrte Montfort; und an die beiderseitigen Marken sah man die Reichsgrafschaften der vornehmen Königsegg anstoßen. Das wonnevolle Illertal breitete sich hell vor uns hin; nur etliche Klafter tief schien Kempten unter uns zu liegen und sein woleingerichtetes Fürstentum; den Strom hinab zogen sich die vortrefflichen Rechbergschen Güter; zur Linken glänzte das freudige Memmingen zwischen seinen Hopfengärten herauf und weiter hinab war das Land der edlen Fugger und Burgau; noch ein Strich der Mindelheimschen Herrschaft zeigte sich und ein Arm der alles fortreißenden Wertach. Aber das getreidereiche Bayern, Landsberg ausgenommen, und alles übrige hatten die Tirolergebirge gänzlich zugedeckt. Sieht man von diesen himmlischen Gegenden in die Werkstatt der Cyklopen hinüber, so steht ein Berg über dem andern und ein Felsen ist über den andern aufgetürmt, eine einzige Kette von den äußersten Grenzen der Schweiz bis in das hitzige Italien; doch jene übertrafen diese an Höhe, wiewol diese sie an Wildnis weit überbieten; einige mit dem Quadranten angestellte Versuche ergaben, dass der grosse Säuling der Markstein zwischen Bayern und Tirol, sich um vieles vor dem Schneeberg niederbucke; die ersten Schweizergebirge verlieren sich in sehr anmutige Täler, nur von Hirten bewohnt und dem glücklicken Landmann; ihre Oberfläche bedecken die kostbarsten Alpen. Ein besonders fürchterliches Ansehen haben die sog. Gottesackerwände: sie erheben sich gerade über das Rohrmoos, in der Form einer ungeheuren Festung, welche zerstört ist, umgestürzten Türmen, umgeworfenen Palästen und zerspaltenen Mauern vollkommen ähnlich. Der Eingang ins Tirol ist bloßer Felsen, vom Vulkan allein

beherrscht und von Bergleuten bewohnt: zwischen jeder Klippe flammt eine rote Feueresse herauf und schmelzt aus den toten Klumpen die Schätze aus, welche der willige Erzknappe aus dem Eingeweide der Felsen herausgrabt. Es wurden einige Täler mit besonderen Merkwürdigkeiten aufgenommen, so das reinliche Walsertal und das Tal, wo sich die Berge spalten und der Weg in den Bregenzer Wald leitet; weiter die Spitze des Arlberges, in dessen Nachbarschaft der Lechfluss aus lebendigen Felsen entspringt und das Tal mit seinem Namen tauft. Um des Näheren auf diese Alpengegenden einzugehen, so verliert sich bei dem grossen Wasserfall, der „Zweng" gen., die benachbarte Grenzlinie mit dem Hochstift Augsburg und der Reichsgrafschaft Königsegg. Es fängt die Grenzlinie an (die sich gegen Niedergang erstreckt) zwischen den k. k. Vorarlbergschen Herrschaften und ist die Grafschaft Königsegg dieser Grenzlinie Nachbar; auf der Mittagseite erstreckt sich das wolbewohnte Walsertal; auf der gräflichen Seite erscheint gleich die sehr schöne Alpe Rohrmoos, welche den reichsgräflichen Herrschaften Wolfegg und Waldsee gehörig ist; die hohe Gerichtsbarkeit über dieselbe steht aber der Reichsgrafschaft zu Königsegg zu; diese Alpe allein erträgt 700 Stück Vieh Sommerung und 100 Stück Winterung. Die Anzahl der Stücke Vieh, welche man im Allgäuer Gebirge über den Sommer und Winter erhalten könne, wird überhaupt auf 44000 Stück geschätzt, wonach der Ertrag der Alpenweiden berechnet werden kann. Die Angrenzungsalpe an das schöne Rohrmoos ist die Alp Eubell, welche ein besonders merkwürdiges Naturstück in sich hält, die schöne Wasserstube, durch welchen Aufschluss das Holz bis in den Bregenzer See geflößt wird. Ueber die Gottesackerwände erhebt sich der große Berg, der Hohenifer, auf welchem eine hohe Landmark steht, wo das k. kgl. und das reichsgräfliche Gebiet anstößt; dieser Hohenifer, der Thannberg und der Arlberg, liegen mit der Mittaglinie in einem Diagonaldurchschnitt. Im Tal herunter liegt die

strahl. Die mutigen Stiere waren unten in ein Gehäge eingeschlossen, kämpften und tummelten auf ihren Gefilden herum. Zum Mahle stießen die Hirten mächtig in ihr schwankendes Büffelhorn; all das steife Wesen, mit dem die Menschen in den Städten, besonders die Damen, so überziert sind, wurde hier abgelegt, wollten wir doch durch fremde Gebräuche das unschuldige Schäferleben nicht entweihen lassen. Vom Fleisch, dem mächtigen Ueberbleibsel der Barbarei, welches den Protestanten so sehr reizt, auf unsere Fasten zu schmähen, wurde hier gar nichts aufgetischt; wir verabscheuten, bei dem Mahl der Unschuld die Totenschädel armer erwürgter Tiere zu sehen, das Bild des Todes und der Verwesung beim Mahle der Freude; wir wollten unsere Zähne nicht mit Blut färben, noch unsere Körper mit dem füttern, aus was er selbst besteht. Alpnocken und Reis, einige Gerichte von gesunden Eiern und wohlriechenden Kräutern, geschlagene Milch wie Schnee, frische Butter, Honigseim, die vortrefflichsten Käse und dann Früchte, so um diese Zeit die Muttererde uns gab, rosenrote Erdbeeren und kohlschwarze Kirschen — mit dergl. Speisen wurde die Tafel versehen. Man sprach vieles über das patriarchalische Leben und die glücklichen Menschen, als sie noch unter keinem Scepter seufzten, der Hirtenstab ihnen die Freiheit erhielt und der Gebrauch des Schwertes dem Pflüger noch ganz unbekannt war; damals mag jener ätherische Weg, der vom Himmel zum Paradiese führt, noch nicht abgesondert gewesen sein, die Engel wandelten noch oft zu unserer Erde herab, mischten sich unter die Sterblichen und trockneten ihnen die Träne ab, welche das Elend der Sünde entlockte. In diesen glücklichen Alpen entdeckt man noch Spuren von diesem glücklichen Zustand; sie sind von der Gemeinschaft der Menschen ganz abgeschnitten, die Natur ist hier die unmittelbare Lehrmeisterin und ersetzt mehr, als eine verkünstelte Erziehung uns gab. Man ging näher auf die Sitten, das Genie, die Kleidung, Lebensart und den Handlungszustand des Landes ein und da ergötzte einen zunächst schon der Anblick

dieser lieben Leute ungemein; sie hatten gesunde unverdorbene Körper, runde volle Backen und Nervensaft in den Gliedern; sie waren nicht roh, wie man von Menschen glauben sollte, denen an künstlicher Erziehung mangelt, über welche jetzt ganze Bände geschrieben werden. Sie standen in Demut um unsere Tafel und assen, als man sie auch einlud, so getrost mit unter Dank in ihren Augen und vieler Eingezogenheit und beschämten die Schnapphahnerei der Städtler; sie sprachen bloß, wenn man sie fragte, und dann mit großer Bescheidenheit. Das kleine Käthchen von ihnen unterhielt uns allerliebst; sie war witzig ohne Verstellung und ihre Einfälle waren alle ungekünstelt. Ein Schmetterling flog über die Tafel und das Kind sang:

Du Sommervögelein,
Du Königlein unter den Vögelein,
Deine Flügelein sind eingetaucht
In das Himmelsschüsselein [1])
Und ein rotes Röselein
Ist dein schönes Hütelein etc. —

Gleichwie die Alpen von der zahlreichen menschlichen Gesellschaft entfernt sind, so sind es auch die Sitten und Bräuche der Einwohner: das Gezierte, mit dem die an den Luxus gewöhnten Menschen ihre Fehler bedecken, findet man hier selten; eine gewisse natürliche Redlichkeit ist den meisten, wie die Gesundheit, angeboren; sie erhalten die kräftigsten Nahrungsmittel und der ungeheuchelte Umgang ihrer Landsleute macht sie auf jede Lüge aufmerksam; Verstellung und Ränke sind unbekannte Laster; süße Worte eines falschen Herzens werden nie gehört; schadenfrohes Wesen, die Menschheit erniedrigende Tücke sind Fremdlinge in dieser Landschaft; Treue und Glauben und die einfachste Lebensart empfehlen am meisten; und wenn je die Tugend Bewunderer findet, so findet sie selbe in diesem Land, denn weder zu

---

[1]) Der Volksmund nennt so die eingebildete Schale am Fuß des Regenbogens.

starke Schwärmerei ist hier eingerissen, ... noch die sogenannte Freigeisterei, über welche die Jesuiten so aller Orten ins Feuerhorn blasen.... An Genie mangelt's den Allgäuern auch nicht wie den meisten Gebirgsvölkern: durch die stärkere Luft sind ihre Nerven gehärtet und werden bei jeder Gewitterveränderung nicht so leicht schlapp, wie jene der Weinländer; ein gewisser röscher, dauerhafter Ton macht sie zu allen Arbeiten fähig, und weil sie nicht so leicht ermüdet werden, so arbeiten sie mutig fort, ohne sich irgend von einer Beschwerlichkeit schrecken zu lassen, und schwingen sich zu Wissenschaften und Künsten, wenn sie angewendet werden, weit schneller empor, als der Zärtling der warmen Länder, welcher bei jeder Unbequemlichkeit den Schweiss von der Stirne schon trocknet, noch ehe er Hand angelegt hat. Daher ziehen sie gerne außer Land und das Land hat einen Mangel der Bevölkerung; sie reisen bis in die entferntesten Provinzen Deutschlands, sind aller Orten willkommen, weil sie (schon dazu gewöhnt) mit Herzensfreude die Arbeit übernehmen, welche zu verrichten die Einwohner der meisten grossen Städte zu faul sind. Daher geschieht es nicht selten, dass sie Jakobs Segen erhalten: mit dem Wanderstab in der Hand ziehen sie aus und werden oft schnell Herren eines grossen Vermögens; so manche Kaufleute werden schon mit dem Geldbeutel am Hals geboren, wie die Adeligen mit dem Diplom ihrer Voreltern, diese aber erwerben sich's, werden Gelehrte, Künstler, Edelleute, Besitzer großer Reichtümer, da ihnen doch die Natur weiter nichts als die Möglichkeit gab. — Ihre Kleidung ist sehr einfach, gleichwie auch ihre Lebensart: Manns- und Frauenskleider sind meist am Leibe gemacht; man sieht hier weder die ungeheuren Pomphosen, auf welche die Schweizer so stolz sind, noch die abgeschmackten unförmigen Leibstücke, welche die bayerischen Bäuerinnen tragen. Ein Junggesell im Allgäu und ein Mädchen aus dem Allgäu sind wirklich niedliche Dinger[1]),

[1]) Anmerkung des Setzers. Nicht umsonst heißt denn auch das famose Lied: „Und im Allgäu waren zwei Liebchen etc."

und was besonders zu loben ist, so ist alles an die Reinlichkeit gewöhnt, die besonders in Oesterreich so sehr vermisst wird. — Ihre Nahrung besteht, trotzdem das Hornvieh hier eigentlich seine Heimat hat, am allerwenigsten aus Fleisch; vielmehr sind Butter und Milch, Käse und Erdäpfel, Bohnen, gutes Steinobst, besonders Kirschen, kräftiges Bier, auch hie und da ein gutes Gläschen Wein, das die Allgäuer gar nicht verschmähen und eben auch nicht zu teuer ist, sind die Mittel, womit sie sich nähren und alles dabei gesund, stark und fett ist. Eine gelblich abgestandene Gesichtsfarbe, wie man sie anderwärts zum Teil sieht, wäre in diesem Lande eine ganz ungewöhnliche Erscheinung: ihre Angesichter gleichen schönen Herbstabenden, wenn die Sonne untergeht und Rosenröte unter die leichtgelben Sonnenstrahlen mischt. — Das Land ist freilich an ganz zarten Erdgewächsen nicht fruchtbar, noch hat es die Lage, Fabriken ausländischer Waren zu unterhalten, allein, da die Viehzucht ein Haupthandlungszweig ist, sehr guter Flachs wächst und zu Winterszeit sich fast alles auf die Weberei legt, wodurch ein großer Leinwandhandel, besonders mit den Schweizern getrieben wird, auch aus Tirol und Bayern eine starke Salzdurchfuhr geht, noch mit starken Abgaben für den Landesherrn beschwert ist, so nährt sich der Untertan ganz vortrefflich, besonders, da Butter und Schmalz, die nahrhaftesten Lebensmittel des Menschen, beständig mit seinem Vieh zu Hause sind. Die Lage des Landes ist weder zu flach noch gar zu bergig; eine Abwechslung von beidem: getreidereiche Felder, fruchttragende grüne Gebirge und steile Felsen. Das ist die Ursache, dass man auch in einem Monat alle vier Jahreszeiten vor sich sehen kann. — Gegen Mittag stieg auf einmal ein starkes Gewölk am benachbarten Himmel vorüber; die Schatten flohen schneller die Hügel hinauf und herab; die Hirten weissagten ein Hochwetter. Sie betrogen sich auch nicht; der flüchtige Zeiger rückte keinen Finger breit an der Sonnenuhr; wir hörten schon in der Ferne donnern, jeder Donner war einer Erderschütterung gleich, welche gelöste

Kanonen verursachen, und das Echo hatte jeden Knall durch alle Bergtäler wiedergedonnert. Jetzt heulten die Sturmwinde fürchterlich und trieben schnell eine ungeheure Wolkenmasse vor sich her; wir wurden in Nacht, Nebel, Schwefel und Dampf eingehüllt. Das Feuer strömte uns ins Angesicht; es hagelte, der Donner schlug zweimal und Himmel und Erde schienen einzustürzen. Im Moment war aber das Ungewitter hinüber geflogen und die helle Sonne leuchtete, wol etwas verräterisch, über uns; der Sturm fuhr einem entfernten Tal zu, war der Scene eines Schauspielhauses nicht unähnlich, hinter welcher die Lichter nach und nach ausgelöscht werden; die Gegenstände verloren sich wechselweise im Dunkeln, nur auf Augenblicke durch rote Blitze durchschlängelt; auf einmal drehte ein Wirbelwind die Wolken; sie sanken unter die Spitze der Berge hinab und entzogen unserem Auge das ganze Tal, das jetzt einer dunkeln Höhle glich. Die Hirten versicherten uns, dass das Unwetter nun seinen ganzen Grimm ausgießen werde; wir sahen auch bald die Bergwässer von allen Seiten aus der Nacht strömen; die Wolken rissen und das Tal war eine Ueberschwemmung — ein nicht entferntes Bild der Sündflut. Die Furcht hatte uns alle eingewurzelt. In einer Gebirgsschoß unter einem Ungewitter stehen, das heißt die ganze Wut der Natur über sich herstürzen lassen. Die Alpleute konnten wol Mut einsprechen; ihnen sind dergl. Schauspiele eben nichts Ungewöhnliches, aber Menschen aus den Städten, welche mit diesem fürchterlichen Auftreten der Natur so genau nicht bekannt sind, werden öfters ihr ganzes Leben weggeschreckt. . . . . Auf einmal stießen die Hirten ins Horn, Berge und Täler wiederhallten, und das Freudengetöse ward feierlich; die Abendsonne schien auf einer glänzenden Säule über dem Konstanzer See zu stehen; das Wasser war flüssiges Gold, der Himmel Flammen und alles übrige war in rötliche Schimmer gekleidet. Die Bewohner der Städte sind bedauernswerte Geschöpfe, Sklaven der lächerlichen Gewohnheit; die Närrin Ceremoniell hält sie immer zurück, das zu genießen, wovon

ihre Opern doch nur elende Kopieen sind. Man hat zwar der Weisheit in den Städten hohe Tempel aufgerichtet und an ihren Toren prangen viele Gelehrte mit langen Dr.-Strümpfen behängt, aber die holdselige Göttin hat sie längst verlassen; sie hat sich zu ihrer Mutter, der Natur, geflüchtet, um nicht entehrt zu werden. Der Anblick des Sonnenunterganges war entzückend: die liebe Sonne vergoldete alles so schön, die niedrige verachtete Hütte des armen Landmanns, wie die hohen Paläste der Reichen und die prächtigsten Türme der Städte! Der Himmel weiß von keinem Unterschied zwischen den großen und geringen Sterblichen. Die Sonne erschien als eine grosse, feurige Kugel; an ihrer Stirne glänzte ein vorübergehendes Tauwölkchen; das nähere Gewölke war Purpur mit goldenem Saum und die entfernten Wolken violenfarbig mit purpurnen Säumen; so verloren sich die Farben von Süden nach Norden mit entzückender Mannigfaltigkeit, alle nach Ordnung des Regenbogens; jetzt küsste die Sonne ihren schimmernden Gatten, die Erde, und sank schnell den weiten Gesichtskreis hinab, den Gegenfüsslern zu leuchten. Der Himmel war jetzt eine Waise und die Erde eine reiche Witwe. . . . Noch ein Denkmal wollten wir zurücklassen; wir fügten acht Felsenstücke zusammen und errichteten über dem Hügel einen Altar; auf einer Schieferplatte wurden die Worte eingeätzt: „Dem Urheber der schönen Natur!“ Der Stein wurde mit wohlriechenden Kräutern bestreut und eine Blumenkette wurde um den Altar gehängt; die Alpleute versprachen täglich, solang die Weidgänge dauern, an diesem Ort ihr Morgen- und Abendgebet zu verrichten. Dann schieden wir, nachdem wir uns noch gesegnet. . . . Auf unserer Heimreise hatten wir noch eine Merkwürdigkeit entdeckt, welche die Beobachtung eines Weltweisen verdient: wir kamen zu einem Bauernhof; er wird von zwei Bächen umflossen; ein Bach wälzt sich gegen Aufgang und stürzt sich in die Iller; der andere fließt gegen Niedergang und vermischt sich mit der Argen, welche sich in den Rhein ausgießt; über jeden Bach ist eine Dachrinne

angebracht, von denen die eine in die Nordsee, die andere in das schwarze Meer abfließt. Noch in mancherlei Gespräche von den himmlischen Alpen verwickelten wir uns; der Verstand hat zwar hier vieles zu denken, doch ist das meiste fürs Herz; der Weltweise sollte öfters dahin kommen, die Natur in ihren geheimen Werkstätten erforschen und seine Kenntnisse bereichern; auch der Sittenlehrer, der Moralist, sollte sie öfters besuchen. Heil den Alpen und den unverdorbenen Menschen, die in denselben wohnen!

Ein kaum mehr bekanntes Gedicht des Sigwart-Miller.

Mitgeteilt von **Paul Beck**, Ravensburg.

Der (i. J. 1750 zu Ulm geb., 1814 das. †) Dichter Johann Martin Miller besass eine einzige jüngere Schwester Anna Maria Miller, verehelichte Mündlerin (Gatte vielleicht Steuerschreiber bezw. Salzkassier Johs. Mündler in Ulm?), welche er i. J. 1791 durch den Tod verlor und welcher er folgendes tiefempfundene, heutzutage wol kaum mehr gekannte, in keine seiner Gedichtsammlungen übergegangene Trauergedicht unter dem Titel widmete: „Empfindungen der brüderlichsten Zärtlichkeit bei dem Tode meiner einzigen geliebtesten Schwester, Anna Maria Mündlerin, geb. Millerin, die am 20. August 1791 im 38. Jahr Ihres frommen Lebens seelig allhier verschied, und am 23. darauf beerdigt wurde, ausgedrückt von Johann Martin Miller, Prediger und Professor. Ulm, den 23. Aug. 1791, das. gedruckt bei Christian Ulrich Wagner dem ä.“ (1 Bogen, gr. Fol., unpag., auf dem Titelblatt unten eine Urne, auf Bl. 1b oben Grabdenkmal mit Trauerweiden, bei Beginn des Gedichtes 1 Vignette: Tod mit Sense, am Schlusse wieder eine solche mit Sarg, Urne, Uhr, Todesengel, Sense usw.)

Freud und Jubel erschallt im hohen Himmel.
Alle, die einst hier rein und göttlich lebten,
Drängen in dichte Reihn sich, zu empfangen
Eine Seele, die rein, wie sie, hier lebte.

Heil und Segen dir! schallt's. Komm Schwesterseele!
Laß umwinden dich mit dem düftereichen
Ewigblühenden Kranz! Ihn flechten Engel
Dir, weil drunten so göttlich du gelebt hast.

Wie voll Wonne Sie lebt, die Neuverklärte!
Sieh, und plötzlich entreißt den dichten Reihen
Sich ein glänzender Geist, der Gottesweisheit*)
Drunten einst lehrte. Fest drückt er an's Herz Sie.

Ach, der glänzende Geist, einst nannt er Tochter
Sie im Erdenleben; ich nannt ihn Vater.
Und Du, Lieblichbekränzte, ach, Du warst ja
Hier auf Erden noch kurzerst meine Schwester!

Ja! Dein innigst geliebter Bruder war ich.
Meines liebenden Herzens Wonne warst Du.
Jauchzend grüßen jetzt Engel Dich als Schwester,
Und Dein Jubelgesang grüßt sie als Brüder.

Aber ach, hier, wo Du noch kurz erst walltest,
Ach, in Deiner Geliebten Kreis, o Beste,
Schallt der bangesten Wehmuth dumpfes Klagelied,
Oft von stürmendem Schluchzen unterbrochen.

Starrend blicken wir nieder auf die Hülle,
Die Dein liebender Geist noch jüngst belebt hat.
Ach, ich ruf', und Du hörst nicht; Lieb und Leben
Stralt mir nicht mehr aus Deinem Aug' entgegen.

Und Du warest so fromm, das Muster jeder
Weiblichen Tugend, unsrer Mutter Wonne,
Deines liebenden Gatten treuste Stütze,
Alles den fünf nun, ach, verwaisten Kleinen.

---

*) Der Vater des Dichters, Münsterprediger Joh. Michael Miller war schon i. J. 1774 in Ulm †; dessen Wittwe lebte i. J. 1791 noch.

Lauter und schöner, als mein schwaches Lied kann,
Preisen Dich tausend Stimmen. Nah und Ferne,
Fließen aus aller Augen, die Dich kannten,
Thränen der Wehmuth und des reinsten Mitleids.

Dieses Mitleid, ach, uns weyht es die Thräne,
Uns, ach, die wir Sie Tochter, Gattin, Mutter,
Freundin nannten, die, ach, ich mit so heißer,
Unaussprechlicher Liebe Schwester nannte.

Und entflohn ist Sie uns! — O Gott des Trostes,
Sende Balsam herab, daß nicht der Trennung
Brennendes Gift des Gatten Herz durchfresse,
Dem Sie so Alles, der so Alles Ihr war!

Träufle Balsam, o Gott, in's Herz der besten,
Frömmsten Mutter, die hingebeugt von Jammer,
Auf die Hülle der Tochter blickt, die nie Ihr
Thränen des Grams, als nun am Grab, entlockte!

Träufle Balsam in's Herz, ach, meiner Gattin!
Weinend steht sie, an mich gelehnt, die Treue,
Die so schwesterlich Dich, o Schwester, liebte,
Die so schwesterlich Du, o Beste, liebtest!

Und der schluchzenden, ach, so früh verwaisten
Armen Kleinen erbarm dich, Gott des Trostes!
Vater bist du ja Allen, die im Elend
Kindlich zu Dir herauf um Hilfe weinen!

Und, o Vater des Trostes, solltest meiner
Wohl vergessen Du können? Nein, Du kannst's nicht.
Denn du siehst ja des Jammers tiefe Tiefen,
In die hinab der Schwester Tod mich stürzte. — —

Oeffnet das Grab nun, daß im Frieden ruhe,
Die so unendlich viel des Guten hier that! —

Tausend Dank dir, Geliebteste, bis nun bald auch
Mich mit Deinem Gebein der Tod vereinigt!

Einst gehn freudig, und Hand in Hand, wir Beyde,
Schwester und Bruder, aus dem düstern Grabe.
Dann, o Wonne! sehn Alle die wir wieder,
Die Du, mit mir, so zärtlich hier geliebt hast.

Blumen streu' ich indeß — Du Gute, liebtest
Hier auch Blumen so sehr — auf Deinen Hügel.
Ach, sie welken wie Du, doch droben blühst Du
Ewig, und ewig blühn auch wir einst droben.

Anzeigen und Nachrichten.

Herm. Schweitzer. **Die mittelalterlichen Grabdenkmäler mit figürlichen Darstellungen in den Neckargegenden von Heidelberg bis Heilbronn.** (Studien zur deutschen Kunstgeschichte. 14. Heft.) Straßburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz u. Mündel), 1899. 8°. 72 S. mit 21 Autotypien und 6 Lichtdrucktafeln. Preis Mk. 4.—

Die von Heidelberg ostwärts sich erstreckenden Landesteile Badens sind bekanntlich von der einheimischen Geschichtsforschung in alter Gewohnheit sehr stiefmütterlich behandelt, nicht etwa, weil hier nicht genügend geschichtlicher Boden wäre, sondern einfach deshalb, weil der Selbstzweck, zumal heutzutage, nicht mehr als hinreichender Lohn für die Arbeit gilt. Im Gegensatz zur Geschichtswissenschaft im allgemeinen hat die kunstgeschichtliche Studienrichtung diesen Gegenden seit einigen Jahren erhöhte Aufmerksamkeit zugewendet und als neueste Frucht die vorliegende Abhandlung Hermann Schweitzers gezeitigt, der zu dem für manche Kreise vielleicht überraschenden Ergebnis gelangt, „dass — ohne Uebertreibung, wie er versichert — die noch erhaltenen Werke der Plastik in den Neckargegenden zu den besten gehören, die auf uns gekommen sind.“ Doppelt gewertet aber müssen nach ihm diese Denkmäler auch deswegen werden, „da sie die fast einzigen Zeugnisse einer grossen selbständigen mittelalterlichen Kunstblüte dieser Gegenden sind“. Den Verfasser von der Unrichtigkeit dieser letzteren Anschauung zu überzeugen, sei der amtlichen Inventarisirung der Kunstdenkmäler Badens überlassen. „Von Malerei ist aus diesen Gegenden,“ klagt er, „fast soviel wie nichts bekannt, außer den Fresken in der kleinen Schlosskapelle zu Zwingenberg.“ Hoffentlich sind von den Fachgenossen die Wandmalereien im Kloster Lobenfeld und auf dem Schlosse zu Hirschhorn besser gekannt.

Wir wollen hier jedoch mehr die geschichtliche Seite der Schweitzerschen Studie betrachten, die nach einer Einleitung über die Entwicklung des Grabdenkmals im allgemeinen (S. 5—16) sich zu den Grabdenkmälern des Neckartals wendet, wo viele Umstände zusammenwirkten, um diesem Zweig der Plastik zu besonderer Blüte zu verhelfen. In der vom Verf. befolgten chronologischen Ordnung kommt zuerst der bekannte Notburgadenkstein zu Hochhausen a. N. zur Sprache, dessen Entstehungszeit im Gegensatz zu allen bisherigen Ansichten in die Mitte des 12. Jahrhunderts gesetzt wird. Von den einschlägigen Darstellungen ist ihm offenbar die neueste von M. Huffschmid in der Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F., Bd. 1 (1886) S. 385—401 entgangen. Gerade die Form der Krone, welche Schweitzer romanisch findet, hat mit andern Merkmalen den großen Kunstarchäologen Otte bestimmt, den Stein der Mitte des 14. Jahrhunderts zuzuweisen. Man kann Huffschmid nur beipflichten, wenn er sagt: „Jeder Beschauer des Denkmals wird bei auch nur geringen kunstgeschichtlichen Kenntnissen alsbald die Ueberzeugung gewinnen, dass dasselbe nur der sog. gotischen Periode angehören kann.“ Erzeugnisse der gotischen Kunst sind überhaupt alle die von Schweitzer behandelten Denkmäler, wovon nur die paar letzten Züge der Renaissance an sich tragen, oder, wie der Verf. sich blumenreich ausdrückt, „die Herbstflora der sinkenden Epoche mit den Frühlingsblüten einer neuen Zeit vereinen“. Bedauerlich ist dabei die Willkür des Verf., der eine Reihe zeitlich und örtlich hierher gehöriger Werke unbeachtet lässt, wie das Bronzegrabmal der Pfalzgräfin Amalie († 1483) und den berühmten, bisher fast allgemein dem Dill Riemenschneider zugeschriebenen Grabstein ihrer Tochter, der Dorothea von Rieneck († 1503) in der Pfarrkirche zu Grünsfeld, die Grabsteine mehrerer in der Johanniterkirche zu Wölchingen ruhender, um die Mitte des 15. Jahrhunderts verstorbener Herren von Rosenberg und viele andere. Da er den ursprünglich, wie es scheint, allein auf das Neckartal und seine nächste Nachbarschaft berechneten Rahmen seiner Schrift schon einmal überschreitet, um sich mit Grabsteinen in Uissigheim, Bronnbach und Wertheim zu beschäftigen, durfte er die genannten und manche andere keinesfalls übergehen.

Ebenso bedauerlich ist das Stillschweigen, in das der Verf. die Geschichte der Inhaber der einzelnen Grabmäler hüllt, als ob es unbedeutende Menschen gewesen wären. Es seien z. B. nur die verschiedenen Herren von Hirschhorn erwähnt, Engelhard († 1361), Melchior († 1456?) und Hans VIII. († 1505), an deren Taten er

mit wenigen Worten das Geschick und den Glanz des ganzen Geschlechtes hätte aufrollen können. Hans „der Hofrichter“ (1368 bis 1430) errichtete das Karmeliterkloster und die Kapelle am Burgberg zu Hirschhorn, sein Vater Engelhard II. (1347—1383) hatte die Kapelle auf der Burg daselbst und sein Großvater Engelhard I. (1336—1360) die Karthäuserkirche zu Würzburg gebaut. Gleichermaßen verhält es sich mit den Landschad von Steinach, den von Adelsheim u. s. w. u. s. w. Nicht minder schlecht fühlt sich der Geschichtsfreund mit der Wiedergabe der Grabinschriften abgefunden, die von Lesefehlern und Entstellungen strotzen; kaum ein einziges ist korrekt gelesen. Dass die Bildhauer und Steinmetzen meist keine Meister der Schrift waren, ist ja bekannt, kann aber schwerlich einem Archäologen am Ende des 19. Jahrhunderts zur Entschuldigung oder gar zur Nachahmung dienen. Aber in dieser Hinsicht, wie überhaupt in Sachen der Sprache ließ sich der Verf. manche Nachlässigkeit zu Schulden kommen. Man liest da z. B. **der** Wappen (S. 71), **die** Gurt (S. 32) und an fünf Stellen (S. 10, 22, 46, 63, 64) die Zinier statt die Zimier (mhd. zimier, zimiere, zimierde, der Helmschmuck) und Druckfehler wie Rottingen (S. 20) statt Röttingen, Waldhausen (S. 29) statt Waldenhausen, Kunigunde von Oberntraut (S. 49) statt von Oberstein u. dgl. mehr.

Trotz dieser Ausstellungen sei das hübsch ausgestattete und reich illustrirte Büchlein als Beitrag zur Geschichte der so sehr vernachlässigten Geschichte der mittelalterlichen deutschen Grabskulptur willkommen geheissen! Erst durch zahlreiche Einzeluntersuchungen dieser Art können unsere einheimischen Künstler der Plastik zu Blut und Leben gebracht werden. So ist die Entdeckung und Charakterisirung des Meisters von St. Jakob in Adelsheim, aus dessen Hand der Verf. sieben Werke von steigender künstlerischer Bedeutung hervorgehen lässt, kein gering zu schätzendes Verdienst. Wol ist der Name des Künstlers noch nicht gefunden, aber vielleicht lässt sich der Verf. die Mühe nicht verdrießen und durchforscht einmal die (in den „Mitteil. der bad. histor. Kommission“ Nr. 3 [1884], S. 81—86 verzeichneten) Archivalien der Grundherrschaft Adelsheim. Solche und ähnliche Vervollständigungen würden den Wert seiner Arbeit, wodurch er uns auf diesem verhältnismäßig kleinen Gebiet eine Fülle künstlerischen Schaffens erschlossen hat, wesentlich erhöhen. Schon jetzt kann seine Behauptung, „es müsse im Neckartale ein eigenes reiches Kunstleben geblüht haben“, als bewiesene Tatsache gelten, die, wie er richtig bemerkt, „doppelt

groß erscheinen muss, wenn man bedenkt, dass es meist biedere Handwerksmeister gewesen sind, die diese Werke, die mit Recht als Kunstwerke angesehen werden, geschaffen haben".

Freiburg i. Br. P. Albert.

Ph. Lenz. Vergleichendes Wörterbuch der Neuhochdeutschen Sprache und des Handschuhsheimer Dialekts. Baden-Baden 1898. Selbstverl. des Verf. 81 Seiten. 2 Mk.

Schon mehrfach ist von den Sprachforschern — so von K. Weinhold in seiner Schrift über die „deutsche Dialektforschung", von L. Tobler in den „lexikalischen Unterschieden der deutschen Dialekte", von Wegener in Pauls Grundriss — eine Vergleichung des Wortschatzes der deutschen Schriftsprache mit dem unserer Dialekte angeregt worden.

Ph. Lenz ist der erste, der die Aufgabe für seine rheinfränkische Heimatsmundart von Handschuhsheim (bei Heidelberg) löst, mit der er uns schon durch mehrere Programmbeilagen lexikalisch-grammatikalischen Inhalts bekannt gemacht hat.

Man könnte darüber rechten, ob das der Untersuchung zu Grunde gelegte deutsche Wörterbuch von Kluge (5. Aufl.) mit seinem immerhin etwas spärlichen Wortvorrat die geeignete Grundlage für eine solche Arbeit sei, ob nicht eher Grimm, Sanders, Sachs u.s.w. vorzuziehen seien. Jedenfalls würde Verf. bei einer Neubearbeitung des Werkchens, die schon durch die mittlerweile erschienene 6. Aufl. von Kluge geboten sein dürfte, gut daran tun, auch das Paulsche Wörterbuch zur Ergänzung heranzuziehen.

Lenz schwebt im Geiste schon ein Atlas des gesamten deutschen Wortschatzes und ein synonymisches Wörterbuch der deutschen Sprache vor. Er hofft (vgl. Vorrede) auf das Gelingen eines derartigen Unternehmens, wenn die Regirungen Deutschlands, der Schweiz und Oesterreichs jenem ihre mächtige Hilfe leihen wollten. Dabei wäre nach Lenz etwa auf folgende Weise zu verfahren: Zunächst wäre ein Verzeichnis ausgewählter schriftdeutscher Wörter (und der wichtigeren Dialektwörter) mit kurzer Angabe der Bedeutungen zu entwerfen und auf Staatskosten in soviel Exemplaren zu

drucken, dass auf jede fünfte oder zehnte Ortschaft des deutschen Sprachgebietes ein Stück käme. Dieses Wörterverzeichnis wäre von geeigneten Personen (in erster Linie von Germanisten) in ähnlicher Weise zu bearbeiten, wie er es in vorliegendem Werkchen getan hat. Die Manuskripte der einzelnen Mitarbeiter wären an eine Zentralstelle einzusenden, wo sie von einem Stab von Germanisten unter der Oberleitung eines anerkannten deutschen Lexikographen verarbeitet würden.

Wir lassen die Frage, ob diese gewiss von großem Idealismus und Optimismus zeugende Idee des Verfassers als durchführbar angesehen werden kann, vorerst dahingestellt; wir meinen, dass schon dadurch viel Nutzen gestiftet werden könnte, dass in den einzelnen Ländern ähnliche Arbeiten wie die Lenzische von tüchtigen Germanisten gefertigt würden. Nur müssten letztere nicht — wie ja auch Lenz leider — an der Scholle eines einzigen Ortes kleben, sondern auch nähere und weiter entfernt liegendere Orte ihres Dialektbezirks ins Bereich ihrer Studien ziehen. Mit einem Wort: es müssten nicht vergleichende Wörterbücher der nhd. Sprache und einer einzelnen Mundart, sondern eines ganzen Mundartenkomplexes geliefert werden.

Vor allen Dingen aber glauben wir davor warnen zu sollen, an der Hand des Wörterbuchs von Kluge oder der Lenzischen Arbeit einzelne Mundarten „abgrasen" zu lassen. Eine Arbeit wie die vorliegende setzt tatsächlich eine ganz genaue Bekanntschaft mit der Mundart und eine nachhaltige Beschäftigung mit mundartlichen Fragen voraus (vgl. nur z. B. die phonetische Seite der Arbeit).

Das Verfahren Lenzens war folgendes: Hinter jedem von Kluge behandelten schriftdeutschen Wort ist entweder die dialektische Form desselben verzeichnet, oder wenn das nhd. Wort in der Mundart nicht vorkommt, ersteres mit einem * versehen und dahinter gewöhnlich das mundartliche Synonym angegeben. Letzteres war dann nicht möglich, wenn es dem Handschuhsheimer Dialekt an den betreffenden Begriffen fehlte. Dies ist besonders der Fall bei den Abstrakten, den nautischen Ausdrücken, vielen Namen von Tieren (Fischen) und Pflanzen und anderen Begriffskategorien.

Hie und da ist Lenz in der ihm eigentümlichen Weise von dem Plan seiner Arbeit abgewichen und hat eigene Ableitungen zu einzelnen Worten gegeben. Sehr ansprechend sind z. B. die Etymologien von a u s m e r z e n (< * ausmerkzen), von B e m m e (= türing.

Bähe, Nebenform Bêwe, Bêwen, also Ableitung des nhd. bähen), von geheuer (Ableitung von der vorgerm. Wurzel sku, ku = schützen, decken), von helligen, behelligen (Ableitung von Hall = Ohrenklingen), von kotzen (= angels. cohhettan, husten, kichern), von Krawall (= bair. grewéll, d. h. gerebell), von Meerrettich (zu Mähre, Pferd), von Scharteke (= ital. cartaccia, Makulatur), von Schleier (afrz. * celoir < celatorium), von schmarotzen (< schmerotzen zu Schmer = Fett), von Stroh (Bedeutung: „das zum Dreschen ausgebreitete") u. a. m. Verfehlt dürften sein die Ableitungen von Salamander (= das Allemanderreiben), von Silber (von lat sulphur), von Zeter (< mhd. ze ëtere „zur Dorfmark"). — Schwierigkeit macht Habergeiß (bei Kluge = Vogel, bei Lenz = Ziege; in meiner ostfränk. Mundart = Spinne mit langen Beinen). Ich vermisse in der Arbeit u. a. das wichtige Wort „neu".

Die von Lenz angewendete phonetische Schreibung stört selbst den Fachmann mit der dem „f" sehr ähnlichen Type für „sch", ferner mit ihrem p, t, k (stimm- und aspirationslose Lenes expl.) gegenüber ph, th, kh (deren Aspiration). Könnte sich Verfasser nicht — wie neuerdings die namhaftesten Phonetiker und Dialektforscher zu den mit der Schriftsprache übereinstimmenden Zeichen b d g — p, t, k bequemen?

Kenzingen. Otto Heilig.

O. Heilig. **Grammatik der Mundart des Taubergrunds und der Nachbarmundarten.** Band 5 der Sammlung kurzer Grammatiken deutscher Mundarten, hg. v. O. Bremer. Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1898. XIII u. 239 S. m. e. Karte. 7,50 Mk.

O. Bremers verdienstliche Sammlung hat bereits in 5 Bänden einen reichen Stoff geliefert. Auf die Phonetik mit ihrem kürzlich erschienenen Anhang „Zur Lautschrift" von Bremer selbst, folgte die Bibliographie der deutschen Mundartenforschung von Mentz, wozu ein bis 1899 geführter Anhang in Arbeit ist, dann Beiträge zur Geographie der deutschen Mundarten von Bremer, ferner die Grammatik von Mühlheim a. d. Ruhr von Maurmann und nun Heiligs Grammatik des Taubergrunds. In Vorbereitung sind: Turgau von Bachmann, Sieben Gemeinden von Gartner, Nürnberg von Geb-

hardt, Vogtland von Gerbet, Brüx von Hausenblas, Westtüringen von Hertel, Oestl. Odenwald von Horn, Nösnische Mundarten Siebenbürgens von Keintzel, Prignitz von Mackel, Neunkirchen (Niederöstreich) von Nagl, Altenburg von Weise. Wir Badener sehen Heiligs Taubergrundgrammatik als eine Tat an. Niemals hat man bei uns die Mundart einer ganzen Gegend bearbeitet. Wol fehlte es nicht an beachtenswerten Versuchen, jedoch alle beschränkten sich auf ein kleineres Gebiet. Durch die wertvollen Arbeiten von Lenz, Sütterlin, Breunig, Heimburger konnten wir uns belehren lassen, wie viel auch unsere fränkischen wie alemannischen Mundarten zur Geschichte der deutschen Sprache beizutragen vermögen. Mir selbst, der ich seit langen Jahren in Rhein- und Südfranken sammle und manches beisteuern könnte, fehlt leider die Zeit zu einer zusammenhängenden Darstellung. Mit Freuden sehe ich, dass ein Jüngerer auf der Bahn, die ich auch gern als die meine ansehen möchte, vorausgegangen ist, und ich kann nur wünschen und hoffen, dass er weitere Nachfolger finden werde.

Heiligs Grammatik beschränkt sich auf die Lautlehre. Ich will gleich den Wunsch aussprechen, dass auch eine Formenlehre und womöglich auch eine Satzfügungslehre folgen möge. Sollte es nicht auch im Taubergrund Erzähler und Erzählerinnen geben, wie ich sie in der Neckarlandschaft gefunden habe? Und mag es auch scheinen, als ob ich pro domo rede, so muss ich es doch unbedingt für verdienstlich, ja notwendig erklären, mundartliche Textstücke genau nach dem Wortlaut der Erzählung allgemein zugänglich zu machen. Der Satzbau des von der Schriftsprache nicht beeinflussten Erzählers lehrt mehr als alle Dichterwerke der Schriftsprache und der von ihr angekränkelten Mundart.

Heilig hebt eingangs hervor, dass die Mundart seiner Gegend streng von der Schriftsprache getrennt sei und dass auch kein wesentlicher Unterschied zwischen der Sprache der Alten und der Jungen stattfinde. Mit Ausnahme von Buchen und dessen Umgegend hat die Mundart durchweg verschobenes p. Der Vokalismus ist ganz mitteldeutsch. Wie die meisten fränkischen Mundarten hat der Taubergrund scharfgeschnittenen Akzent. Die Zungenartikulation ist kräftig, die der Lippen gering. Sehr erfreulich sind Heiligs Versuche die Tonhöhe musikalisch darzustellen. Größte Sorgfalt ist auf die Phonetik gelegt. An die Darstellung der Lautverhältnisse selbst schließt sich eine geschichtliche Darstellung der Laute und eine eingehende Besprechung der Lautwandelungen und Lautver-

änderungen. Besonders wertvoll scheint mir die Uebersicht der mundartlichen Unterschiede, die Rheinfränkisch, Ostfränkisch und Hohenlohisch einander gegenüberstellt. Am angrifflichsten sind wol „die in mhd. Zeit anzusetzenden Lautwerte und Wortformen". Die Textproben möchte man ausgedehnter wünschen, doch mag der beschränkte Raum einer Grammatik nicht dazu genügen. Mit dem gleichen Fleiß wie das ganze Werk ist das Wörterverzeichnis gearbeitet. Im Namen der Badischen Volkskunde wünsche ich dem Verf. Glück zur Vollendung seiner nützlichen Arbeit und freue mich, dass die fränkische Landschaft, zu deren Söhnen auch ich zähle, in Bremers Mundartengrammatiken schon so bald eine so tüchtige Darstellung eines ihrer bis in die neueste Zeit, bis auf Oechelhäusers Bearbeitung der dortigen Kunstdenkmäler, wenigst bekannten und doch so inhaltreichen Gebiete gefunden hat.

Freiburg i. B. F. Pfaff.

G. M. Küffner. Die Deutschen im Sprichwort. Heidelberg, Winter, 1899. IV u. 93 S. 8°. 1,20 Mk.

Der Gedanke zu einer solchen Zusammenstellung ist gut. Es muss kulturgeschichtlich wertvoll sein zu sehen, auf welche Weise ein Volk von so sonderbaren und wechselvollen Geschicken wie das Deutsche sich im Spiegel des Sprichworts zeigt. Es muss auch für den nichtwissenschaftlichen Beobachter lehrreich sein, denn was das Volk spricht ist wahr, enthält wenigstens immer einen Kern von Wahrheit. Wenn uns also das Sprichwort schwerfällig, kleinlich, trinklustig, streitsüchtig darstellt, so wird wol etwas dran sein, ebensowol wie wenn es uns als fleißig, ausdauernd, genügsam und aufrichtig schildert. Nach allem diesem kann ein Buch, wie das Küffners auf einen großen und dankbaren Leserkreis rechnen. Eine solche Aufgabe ist einiges Schweißes schon wert. In der Tat zeugt auch Küffners Quellenverzeichnis S. 87—93 von vergossenem Schweiße. Die herangezogenen Zeitschriften und Bücher werden außerordentlich gewissenhaft mitgeteilt. Wir werden belehrt, dass die von dem *δικηγορος Βενιςελος* herausgegebenen *Παροιμιαι δημοδεις* „*συλλεγεισαι και ἑρμηνευδεισαι*" und „*Ἐν Ἑρμουπολει ἐκ του τυπογραφειου της Πατριδος*" stammen. Wir erfahren, dass die Alemannia begründet ist von

Anton Birlinger und fortgeführt von mir, die Germania begründet von Franz Pfeiffer und herausgegeben war von Karl Bartsch, dass der Verlag der „Gegenwart“ sich in Berlin W. 57 befindet, dass Charles Schmidts Wörterbuch der Straßburger Mundart aus dessen Nachlasse herausgegeben und mit einem Porträt des Verfassers versehen ist, dass Dr. D. Behrens, Leiter der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, als Professor an der Universität zu Gießen wirkt. — — — Benützen wir Küffners Büchlein doch gleich einmal! Fällt dieser genaue Quellennachweis etwa unter I A 3, wo die Treue, oder unter 4, wo die Geduld, oder 6, wo die Arbeitsamkeit der Deutschen gepriesen wird? Oder gehört das unter I B 3 Unbeholfenheit? Küffners Quellen sind doch meist allbekannt oder können doch auch mit weniger Uebergenauheit von eigentlichen Forschern leicht aufgedeckt werden. Nicht ganz im Einklang mit dieser Genauheit der Quellenangabe steht eine nicht unerhebliche Lückenhaftigkeit des Stoffs. Zuzugeben ist dem Verfasser allerdings, dass Kaiserslautern und Ludwigshafen, dass überhaupt die eines geistigen Mittelpunkts entbehrende Pfalz kaum der Ort ist um literarische Untersuchungen anzustellen. Immerhin dürfte aber der wichtige Aufsatz von F. Lauchert „Aussprüche der Zimmerischen Chronik zur Kennzeichnung der Deutschen und einzelner deutscher Stämme“ Alemannia XXI, 186—91, neben den übrigen 8 angezogenen Bänden der Alemannia nicht übergangen werden. Und so gut mitgeteilt wird, dass die Elsässer die Altdeutschen Schwowe heißen (213 a), dürfte auch nicht fehlen, dass die Elsässer Wackes genannt werden. Was Baden angeht, so bezieht sich auch 232 auf die Stadt Baden: vgl. Baader, Volkssagen a. d. Lande Baden Nr. 146. Warum der harmlose Spottvers „Hellblau ist bairisch und grün sch . . . . n die Gäns“ unter 248 nur halb mitgeteilt wird, während doch wahre Unflätereien unter 253 und 352 zu lesen sind, fragt man umsonst. Die Erklärung des Spottspruchs auf die Holsteiner: „Juchhe, Lebensort, Hemd ut de Büx! seggen de Holsteiner“ dürfte doch unschwer sein, wenn man annimmt, dass die Holsteiner angeblich ihre feine Lebensart dadurch beweisen, dass sie das Hemd aus den Hosen hängen lassen. Und dass bei den Pfälzern der Ehrentitel Pälzer Krischer fehlt, ist dem pfälzischen Verfasser anzukreiden. Die Schwaben heißen auch Blitzschwaben. Zu 382: wo werden die Sträuble (alem. Strüble) „jetzt Straubizen genannt?“ — Leider muss gesagt sein, dass das Buch trotz unzweifelhaften Fleißes des Verfassers Ungenügendes leistet. Der Verfasser

sollte alles daransetzen, sein Buch für eine neue Auflage, die hoffentlich nicht ausbleiben wird, aufs gründlichste durchzuarbeiten. Sehr wol würde eine Zeitschrift, wie die des allg. D. Sprachvereins sich zu einer Umfrage nach lebenden Sprichwörtern benutzen lassen. Als einzige Zusammenstellung ihrer Art kann das Buch aber doch zur Anschaffung empfohlen werden. Die Ausstattung ist ausgezeichnet schön.

Freiburg i. B. F. Pfaff.

Anton Renk. Von der Feirtigschuel bis zur Hoachzetroas. Innsbruck, Wagner 1899. 43 S. 8°. 0,60 Mk.

Das schmucke Büchlein stellt die Erlebnisse des „Waldhansailenz“ dar und besteht aus sehr geschickt zu einem kleinen kulturgeschichtlichen Gemälde zusammengestellten Tiroler „Schnadahüpfln“. Da es sich nicht um selbstgedichtete, sondern um fleißig gesammelte urwüchsige Gsetzln handelt, kann das Büchlein jedem Freund der Volkskunde aufs wärmste empfohlen werden. Hoffentlich wandeln des Verfassers in Aussicht stehende „Tiroler Geschichten“ dieselben Bahnen.

Freiburg i. B. F. Pfaff.

ALEMANNIA

Zeitschrift

für

Sprache, Kunst und Altertum

besonders des

alemannisch-schwäbischen Gebiets

begründet

von

† Anton Birlinger

fortgeführt

von

Fridrich Pfaff

27. Jahrgang

3. Heft

Freiburg i/B. 1900

Verlag von Fr. Ernst Fehsenfeld

3 Hefte bilden einen Band (Jahrgang). Preis 6 Mk.

Inhalt.

Anzeigen und Nachrichten.

Volkskunde von Mückenloch bei Neckargemünd.

Nach den Fragebogen zur Badischen Volkskunde bearbeitet

von **K. Arnold**, Wiesloch.

1. Ortsnamen. Der Ort, von dem im Folgenden die Rede ist, wird geschrieben Mückenloch, ausgesprochen Mickloch. Und so wie er ausgesprochen wird, ist er früher auch geschrieben worden. Die Leute im Ort heißen demnach die Micklöcher.

Ich vermute: die Form Mückenloch ist eine bürokratische Erfindung. Mit Mickloch werden die „Herren“ nichts haben anfangen können. Sie werden gedacht haben: weil der Ort in einem von drei Seiten eingeschlossenen Grunde liegt, liegt er in einem Loch, und weil es da auch Mücken geben wird, verdient er keinen besseren Namen als Mückenloch. Ohne Zweifel enthält aber die Form Mickloch die Erinnerung an einen Eigennamen: Mick (Nepomuk? Michel?) und an einen Wald (mhd. lôch), der dem Betreffenden gehört hat.

Politisch gehört der Ort zum Amtsbezirk Heidelberg, kirchlich — für die Evangelischen — zur Diözese Neckargemünd, — für die Katholischen — zum Landkapitel Heidelberg. Der katholische Kirchenpatron ist der heilige Cyriacus; der Ziriax — wie sie sagen.

Einwohnerzahl etwa 600, davon $^2/_3$ evangelisch, $^1/_3$ katholisch. Juden gibts keine. Die kommen alle Montag von allen vier Windrichtungen und machen ihre Geschäfte.

Der Marktverkehr geht teils nach Neckargemünd, teils nach Neckarsteinach.

2. **Flurnamen.** Unterer Augustenberg; Balthasaräcker; Bahnholz; Brunnengasse; Buchklinge; Dilsbergerweg; Epfenberg (Volksm: Epfelberg); Gänsbrünnel; Gässel; Gereut; Gern; Grasloch; Haagerfeld; Haberberg; Heiligenwald (kath. Pfarrgut); Himmelreich (beim Friedhof); Hofacker; Hofwald; Hofwiesen; Hoherd (Hohenerd); Höllenbergweg; Hummelwiese (Hummel = Stier); Jungklinge; Kansel; Kirchberg; Kirchbergrot; Kirchbergwald; Kleimen (lehmig); Krautgärten; Kreuzbaum; Kümmeläcker; Langenacker; Lautenbach; Lautenberg; Lindengärten; Linsenäcker; Neckarhalden; Neckarhäuserhof; Neckarwiesen; Neuroth; Pfarrwald; Plum; Pfütze (Pitsch); Pflaster; Pfriemenäcker (Pfriemen = Ginster); Rösrain; Ruth; Ruthberg; Schützengräben; Sotten; Stockäcker; Sträßel; Vogelherd; Weichel; Wettem; Alte Wiese.

3. **Familien- und Taufnamen.** Es gibt folgende Familiennamen: Allespach, Bruder, Herbold, Linnebach, Kühner, Götz, Kohl, Lehr, Leh, Kappes, Schmitt, Heck, Hunger, Breitenbach, Wieder, Ebert, Gruber, Hoffmann, Brüderle, Gallian, Germann, Steiger, Kirchner, Schlecht, Scholl, Haaf, Halter, Moser, Bender, Ulrich, Gehrig, Stöckinger, Schnaitz (Schnäutz, Schnaatz), Lotz. (Die gesperrten Namen sind die geläufigsten.)

Die gebräuchlichsten Taufnamen sind bei den Jungen: Adam, Jakob, Peter, Josef, Fritz, Philipp, Karl, Georg (Schorsch), Christian, Christoph, Johann, Martin; bei den Mädchen: Katharina, Elisabetha, Karolina in vielen Varianten: Käthl, Käthche, Kathl, Kathrine, Karline, Lina; Lisbeth, Elis, Elise, Lisette, Lisettel, — sonst Eva, Maria, Martha, Susanna, Barbara, Frieda, Sophie, — etwas altertümlich: Jakobine, Philippine, Christine, Rosine, Juliane.

Früher waren die zusammengesetzten Namen fast ausschließlich im Gebrauch. Im alten Kirchenbuch sind fast alle männlichen Vornamen mit Johann oder Georg zusammen-

gesetzt: Johann Georg (Hanjörg), Johann Philipp (Hanphilp), Johann Adam (Hanadem, Hansadel), Johann Jakob (Hanjokeb), Johann Martin (Hammartin), Georg Adam (Jörgadel), Georg Philipp (Jörgphilp), Georg Jakob (Jörgjokeb). Nicht so zahlreich sind die zusammengesetzten weiblichen Vornamen: Kathrinlisbeth, Evlies, Annev, Marianne, Annemarie. — Neuerdings empfindet der Bauer diese zusammengesetzten Namen selber als altmodisch; er giebt einfache, möglichst kurze Namen: Karl, Schorsch, Fritz; öfters ohne Rücksicht auf den Namen der Eltern und der Paten. Man fragt sich, wie eine Frau nur dazu kommt, ihrer Tochter den Namen Olga oder Ida oder Elsa zu geben, und kommt auf den Gedanken: sie tuts dem schönen Namen zu lieb. Besonders Elsa klingt gar zu schön. So hat ein Mann seine drei Töchter folgendermaßen benamst: die erste Lisett, die zweite Elis, die dritte Elsa. Das Gegenstück dazu eine Familie, wo von den Kindern eins Karl, eins Karline, ein drittes Lina heißt. — Im allgemeinen aber gilt doch noch die Regel, dass das Kind den Namen des Petterichs oder der Gödel bekommt.

Bei Katholiken war es f r ü h e r üblich, dass ein uneheliches Kind ohne weiteres den Namen des Geburtstagsheiligen bekam. Jetzt lassen sie sichs nicht mehr gefallen.

4. Hausbau- und Dorfanlage. Die Lage des Orts gestattet eine planvolle Dorfanlage nicht. Indessen ist nicht einmal im Hausbau eine Regel wahrnehmbar.

Man baut einstöckig und zweistöckig und anderthalbstöckig, den Giebel nach der Straße und nach dem Hofe, die Scheuer am Hause und getrennt davon, den Stall unter und neben dem Wohnhaus, meist aber so mit der Scheuer verbunden, dass man von der Tenne den Kühen das Futter durch eine Oeffnung in die Raufe werfen kann. Man baut ausschließlich nach praktischen und nicht nach ästhetischen Gesichtspunkten. Daher ist der Eindruck des Dorfes etwas kahl. Da und dort ein Weinstock am Hause, oder ein Gärtchen davor. Im allgemeinen wenig Sinn für architektonischen

Schmuck. Im ganzen Oertchen nicht eine einzige Inschrift, nicht ein einziges Sinnbild, Wappen u. dergl.

Die Wohnungen sind vielfach (natürlich nicht überall) nicht ganz sauber gehalten. Gut, dass alle Jahr die Kirchweih zu gründlicher Reinigung und zum Neuanstrich nötigt. — Altertümliches Hausgerät habe ich nirgends gefunden. Dagegen dringt mit Macht die moderne glänzende aber unsolide Ware ins Haus.

Kanapees („Kannbetter") sind selten. Vorhänge kommen nach und nach in Gebrauch. Die Leute sollen einem nicht ins Zimmer sehen. Der alte Bauer will aber von dem Zeug nichts wissen. — Blumen finden sich an jedem, auch am ärmsten Hause: Geranien, Georginen, Fuchsien, Schiefblatt (Begonie), Frauenhaar, Meerzwiebel, Silberronikum, Roseronikum (Ronikum = Geranium?), Rosmarin, Kaktus und ähnliche.

Die Dorflinde ist neu, spendet aber schon freundlichen Schatten und vereinigt am Sonntag Mittag und Nachmittag und Abend Junge und Alte, würdige „Gerichtsherren" (Gemeinderäte) und andere Bürger, ehrbare Weiber und lediges, lustiges, übermütiges Volk zu ernstem Gespräch oder zu schelmischer Neckerei.

5. Volkstracht. Die älteren Leute wissen wol noch vom „Dreispitz", von ledernen Hosen und langem Rock. Aber man findet kaum noch eine Spur von der alten Tracht.

Am Sonntag geht alles schwarz; der Bäcker hellgrau. Die Männer ziehen zur Kirche gern einen Schößerock (Hochzeitsrock) an. Die Burschen tragen kurze Jacken mit ausgesprochener geschweifter Taille und straffe „Wadenhosen", im Gegensatz zu den „geraden Hosen", wie sie die Stadtleut alleweil tragen. Bei der Beerdigung trägt der verheiratete Mann den Cylinder, den er sich zur Hochzeit angeschafft hat. Der Cylinder muss natürlich so lange halten, als der Mann lebt. Man kann darum bei den Cylindern der Bauern die Entwicklungsgeschichte dieses Möbels während der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts studiren. — Uebrigens trägt der

Mann, der sich mehr zum Bauernstande bekennt, eine schwarze Kappe mit Schild; so ist es sittlich. Die von dem Geiste der Zeit Berührten tragen aber Hüte. — So raucht auch der erste seine Pfeife; die andern rauchen Cigarren.

Die Frauenzimmer unterliegen dem Einfluss der Mode noch leichter. Das Mädchen, von 15 Jahren an, trägt sich am Sonntag ganz städtisch: helle Bluse, Hut mit grellen, knallenden Farben; Krappenfedern zu Straußenfedern hergerichtet. Vor den Augen des Zuschauers vollzieht sich der Modewechsel. Während vor zehn Jahren die Mädchen zum Tanze gingen in ihren soliden, etwas dunkel gehaltenen Kleidern und zum Sinnbild der Festesfreude einen hellen Schurz anzogen, haben die aus der Stadt eingeführten luftigen hellen Gewänder nach und nach die unbestrittene Herrschaft erlangt. Es ist mir noch wie heute, welches Aufsehen es bei Alt und Jung erregte, als ein Mädel aus M., das in der Stadt diente, zur Kirchweih kam mit einem ganz weißen Kleide. Wie um sich den Hinterwäldlern so recht deutlich zu präsentiren, fuhr sie den ganzen Mittag Reitschule, in ihrem weißen Kleide hingegossen auf dem edlen hölzernen Gaule. Da schüttelte man doch den Kopf: „Das ist aber unverschämt von dem Madl.“ — Sie hat denn auch nicht wieder ein weißes Kleid auf einer Kirchweih getragen.

Die Weiber lassen sich von der Mode doch noch nicht so unterjochen, wie die Mädle. Von „Kursetten“ wollen sie nichts wissen. Die Hüte setzen sie nicht auf, weil sie am Ende fühlen, dass sie ihnen nicht stehen. — Zur Kirche setzen sie die schwarze Haube auf, die sie, ähnlich wie der Mann seinen Cylinder, zu ihrer Hochzeit gekauft haben. — Uebrigens gehen sie barhäuptig, oder mit einem Tuch auf dem Kopfe. — Am Sonntag Nachmittag, gegen das Abendessen hin, machen sie sichs bequem und gehen im Unterrock. Wenn so ein paar Weiber am Brunnen stehen und putzen Salat fürs Nachtessen, sieht man alle Farben und Muster: rote Unterröcke, blaue, rot und schwarze, blau und schwarze, braun karrirte, gestreifte, alle aber schön, sauber und solid.

Die ordentlichen Mädle machens ebenso. Die schlampigen aber schleifen ihre schönen, luftigen, hellen Kleider im Schmutz herum, bis sie nach kurzer Zeit ihren Staat zum alten Plunder werfen.

6. Nahrung. Die Nahrung ist natürlich verschieden nach dem Wolstand der einzelnen Familien. Ein Haus, wo jährlich ein paarmal gemetzelt wird, und wo Geld eingeht, ist nie übel daran, was gekocht werden soll. Da gibts Derrflaasch, Schunkeflaasch und Werscht; da sind Ständer mit Boune, mit Sauerkraut, der Kaschte mit Mehl, im Garten allerlei Gutes, dazu gedörrtes Obst, Ketoffel bis dortnaus, Eier u. s. f. Da kann man denn am Donnerstag und Sonntag (Fleischtage) Sauerkraut mit Schweineflaasch, Rindflaasch (gekauft in der Stadt) zu Grünkraut essen, sonst alle Arten von Kartoffelspeisen, z. B. Stupfnudle, Kettoffelknöpp, Stopper, gebrädelte Ketoffel, Ketoffelschnitz, Ketoffelzelät — und alle möglichen Mehlspeisen, Kichle, Pfannekuche, Spätzle, Nudel, Dampfnudel (Ofeknöpp), Schneckenudel u. s. f. An gewissen Tagen hat man ganz bestimmte Gerichte. Am Neujahrsabend gibts Hering und gesottene Kartoffel. Am Fastnachtsdienstag gibts immer und überall Sauerkraut mit Dürrfleisch, tags darauf Fastnachtsküchle mit Kaffee zum Mittagessen; zur Konfirmation (Lätare) Nudel, am Gründonnerstag Spinat, am Karfreitag wieder Nudel. Uff Kerwe (1. Sonntag im Mai) Sauerkraut und Brotworscht, abends: Sauerflaasch mit Kettoffelzelät.

Was arme Leut sind, leben — bei Licht besehen — herzlich schlecht: einmal Kaffee und Kartoffel, das anderemal Kartoffel und Kaffee. Aber es schmeckt ihnen. Most und Kartoffel, weißen Käse oder Milch und Kartoffel essen auch die Wolhabenderen oft genug.

Im Orte ist ein Metzger, der das ganze Jahr hindurch aanmol in dr Woch e Säule metzelt, uff Kerwe aach e Rind un e Kälbl. Uff Kerwe kriegt mr, was mr will. — Alleweil kann mr bei de Krämer aach Erbse, Linse un so Sach kaafe; aach Makrone un Grinkern. Es is eppes for d' faule

Weibsleut. Do koche se hortig um elf Uhr Makrone un Zelät. Is des aa was for e Staanbreeher, wo de ganze Tag schaffe muuß?

Der „Mexter“, der im Hause schlachtet, kriegt für den Tag 45 Kreuzer = 1 Mark 27 Pfennig und isst mit. Etliche Wochen lang isst der treffliche Mann beinah täglich zu Mittag: Wellfleisch und Sauerkraut, zu Abend: frische Wurst und Kartoffelsalat. Und er hats noch nicht „laadig“, trotz vierzigjähriger Praxis. — Ueberhaupt kriegt der Bauer nicht so leicht ein Gericht laadig.

Was meiner Meinung nach des Bauern nahrhafteste und schmackhafteste Speise ist, ist das Brot. Der Städter, der einmal einen Spaziergang aufs Land macht, lässt sich wol auch gut ausgebackenes Bauernbrot geben; es schmeckt ihm, gar wenn er frische Butter dazu bekommt, und er lobt es. Aber um es tägtäglich zu essen, dazu ist der Magen des Städters zu geschwächt, zu sehr an reizende Speisen gewöhnt. Bauernbrot will „verschafft“ sein, es ist nur für den von Segen, der sich den Segen im Schweiße seines Angesichts verdient. Das mag auch bei manchem armen, geplagten, fleißigen Menschenkind in dem kleinen Odenwälder Dorfe zutreffen, und die Verwunderung darüber, wie ein — nach städtischen Begriffen — schlecht genährter Mensch körperlich so viel leisten und tragen kann, weicht allmählich einer stillen Bewunderung, einer ehrlichen Achtung vor den „kleinen Leuten“.

Den Durst löscht der Mückenlocher immer noch am liebsten mit Most, d. i. mit Apfel- und Birnenwein. Sie haben sehr viel Obstbäume; es wachsen alle Sorten von Aepfeln und Birnen. Das Beste sind aber doch die Mostäpfel und die Mostbirnen: die Kumpfenäpfel, die Weiningsäpfel, die Backäpfel, die Säurüssel (Sairiesel), die Schafsnase (Schofsnase), dann die Schweizer Wasserbirnen, die Rummelter und wie die Aepfel und Birnen heißen mögen, geben einen Most, der an Güte — bei guten Jahrgängen — den landläufigen Wein übertrifft. Das ist eine helle Lust, wenn

der Mann in den wolbesetzten Keller hinabsteigt und dort das steinerne Krügel mit dem frischen Trunk heraufholt und seinem Gast mit einem Laib Schwarzbrot vorsetzt. Und was ist das wert, wenn die ganze Familie draußen im Sonnenbrand schneidet oder mäht, und um 9 Uhr oder 4 Uhr setzt man sich im Schatten eines Baumes hin und lässt sichs bei Most und weißem Käse wol sein! Das ist doch noch ein anderes Ding, als das schale, abgestandene Bier, das noch dazu viel Geld kostet, während der Most nichts kostet, außer der Mühe des Mahlens, des Kelterns und Ein- und Abfüllens. — Wie schmerzlich empfindet es darum der Mann, wenn ein Jahr, zwei Jahre nach einander kein Obst gewachsen ist. Mancher verlegt sich dann wol auf den Rosinen- (Roseine-) wein. Aber er versteht sich nicht recht darauf, und dann kommt eine fade süßliche Brüh zum Vorschein, die kein Mensch mag, die auch den Wettbewerb des Biers nicht aushält.

Wenns aber ein gutes Obstjahr gibt, da freut sich Jung und Alt. Da ist in dem Orte ein Leben wie in der Pfalz. Tag und Nacht wird „gewergelt“ in den großen, runden, steinernen Trögen, und gekeltert, und alsfort süßer Most getrunken, und zum Nachtessen gibts heiße Kartoffel und süßen Most, und das ist etwas Feines. (Meine Nachbarin konnte das freilich nicht vertragen und ass zu den heißen Kartoffeln ein paar recht gute Aepfel.)

Hat der Mückenlocher vielen und guten Most im Keller, bringt ers leichter übers Herz, am Wirtshause vorbeizugehen. Das spürt der Wirt, und darum ist es ihm nicht so ganz recht, wenn einmal ein rechtes Obstjahr einschlägt. Hat der Bauer daheim Most getrunken, so ist ja sein Durst gelöscht, und Bier mag er hinterdrein keins.

Es ist mir bei alle dem immer merkwürdig vorgekommen, welchen Respekt der gemeine Mann vor Bier und Wein hat. Bier und Wein haben halt „Kraft“, und Kraft hat der Most nicht, oder nicht so sehr. Diese „Kraft“ spukt den Leuten merkwürdig im Kopfe herum. Den und den „hebe die Schoppe“ — „hebe die Vertelcher“. Wenn einen aber die

Schoppen gar zu sehr gehoben haben, dann heißt es: „Der hot sich die Gorjel abgesoffe.“ Die Leute haben tatsächlich keinen Begriff davon, dass die gerühmte „Kraft“ nur die erregende und abstumpfende Wirkung des Alkohols ist. — Leichtes Bier ist nicht sonderlich geachtet. Da heißt es z. B. von dem Biere aus einer gewissen Brauerei: „Das ist kein Bier. Wann mr aan Schoppe an die Wand gießt, — was dran hänge bleibt, ist Bier; s Annere is Wasser.“ — Oder: „Es is nix mit dem Bier. Schwetzinger Bier misst ihr trinke. Des hot aan Prozent — jo, was sag i — zwaa Prozent mehner Kraft wie dem sein Bier.“ (Der Sinn ist: hundert Prozent; aber weil man gelehrt tun will, redet man Unsinn.)

Von vielem Bier- und Weintrinken ist der richtige Bauer kein Freund; wol aber mancher Steinbrecher. Leider! Und wenn die Folgen des übermäßigen Trinkens nur auf die Person des Betreffenden beschränkt blieben! Aber da ist die Frau, da sind die Kinder, da ist die öffentliche Meinung, der gute Name des Dorfs — alles leidet Schaden. Wie manches Mal habe ich am helllichten Tage wirklich ärgerliche Auftritte gesehen! — Ist einer durch übermäßiges Trinken ein „Trinker“ geworden, dann hat er halt „die Trunksucht“. Moralisch ist ein solcher aber erst dann gerichtet, wenn er sein Hab und Gut „verliddert“. Uebrigens kann ja jeder machen, was er will; es geht niemand was an. „Der und der hot emol des Schenie. Es hot jeder Mensch seine Sucht — es ist alles Sucht: der aant hot die Rauchsucht, der anner die Spielsucht, der dritt die Trunksucht. Do is nix zmache.“ Diese Denkweise erbt sich fort von Geschlecht zu Geschlecht. Alle Freude an dem natürlichen Wesen des Odenwälders hindert nicht einzugestehen, dass in dem übermäßigen Trinken einer der Gründe des wirtschaftlichen und sittlichen Stillstands (oder auch Niedergangs) zu suchen ist.

7. **Gewerbe.** Ein gründlicher Kenner der Leute im Orte pflegte zu sagen: Die Mückenlocher sind ein fleißiges, aber rauf- und sauflustiges Völkchen. Daran ist das Erste

ohne Einschränkung wahr. Ich habe dort Proben eines staunenswerten Fleißes sehen dürfen. — Durchschnittlich versteht sich der Mückenlocher auf dreierlei Arbeit: auf Feld- und Wald- und Steinbrucharbeit.

Der im kräftigen Alter Stehende — sei er Bursch oder Mann — geht in den Steinbruch. Er muss manchmal eine Stunde weit laufen, ehe er an Ort und Stelle ankommt. Dann gehts die harte Arbeit an. Alles ist schwer, womit und woran er schafft: die eiserne Bohrstange, die Hebeisen, die Zweispitz, der beladene Schubkarren, der Schutt, die Steine — doppelt schwer, wenn der volle Sonnenbrand gegen die Felswand prallt; — peinigend, lähmend, aufreibend die Arbeit dann, wenn schon der Keim einer schleichenden, zehrenden Krankheit sich in der Brust festgesetzt hat und nicht mehr vertreiben lässt. Der Steinbrecher ist indessen immer noch besser daran als der Steinhauer. Menschenfreundliche Vorsicht empfiehlt den Steinhauern eine Schutzvorrichtung vor Mund und Nase, die den feinen Steinstaub vor dem Eindringen in Hals und Lunge zurückhalten soll. Aber sie ist unbequem. Darum fort damit! Und nun atmet der Mann Tag für Tag Stunden lang den Staub ein, der sich trotz allem Besprengen des Steins nicht beseitigen lassen will. Wie viele junge Männer in den dreißiger und vierziger Jahren sterben dahin! — Mancher trägt im Steinbruch — nicht immer durch eigene Schuld — einen Schaden am Leibe davon: drückt einen Finger ab, bricht das Bein, zieht sich durch Heben eine innerliche Verletzung zu. Er könnte wol vorsichtiger sein. Aber lieber dreist als verzagt — so hälts ein rechter Schäffer. Am Abend aber gehts von Mund zu Mund: „Habt ihrs schon gehört? Der Martin ist im Steinbruch weddergange; sie haben ihn gleich nach Neckargemünd ins Spital geschafft.“

Gefährlich ist der Steinbruch besonders im Frühjahr. Da ist die Felswand tückisch. Das Wasser ist bei dem vielen Regen im Spätjahr durch Spalten in den Fels eingedrungen, dort im Winter gefroren, und hat den Fels gelockert.

Da heißt es Vorsicht beim Schaffen. Wehe dem, der von herabstürzendem Schutt und Steinen getroffen oder gar verschüttet wird!

Trotz allem ist die Arbeit im Steinbruch gesucht. Sie bringt bei regelmäßigem Fleiße doch ein gutes Stück Geld ein. Die Löhne steigen — drei und vier Mark und mehr kann man heutzutage bei dem unaufhaltsam aufstrebenden Baugeschäft in den Städten verdienen. Man mag aber nicht ausdenken, wie es wird, wenn das Baugeschäft in Mannheim, Heidelberg, Worms, Mainz einmal stillsteht. — Es geschieht wol auch, dass der Neckar durch niedrigen Wasserstand den Schiffsverkehr, der die Zufuhr der Steine vermittelt, unmöglich macht. Da rückt auch die Arbeit im Steinbruch gar langsam vom Fleck.

Nun tritt ja jedes Jahr der Frost ein. Da lässt sich der Stein nicht so brechen, wie man will. Da geht der Steinbruch zu. Aber unser Mückenlocher ist darum nicht ratlos: Er weiß, den andern Tag schon kann er in den Wald. Da gibt es genug Arbeit. Der Staat lässt jeden Winter tausend und noch mehr Ster Holz aufbereiten, dazu zehn-, zwanzig-, dreißigtausend Wellen. Bis diese Arbeit geschafft ist, ist es wieder Zeit, in den Steinbruch zu gehen. Jeden Morgen — noch bei Nacht — ziehen Trupps von fünf oder mehr Mann in den Wald, manchmal eine halbe Stunde, manchmal aber auch anderthalb und mehr Stunden weit, zur Arbeitsstelle. Je härter der Frost, je lieber die Arbeit. Kalt bekommt man nicht. Wenn so zwei in regelmäßigem Takte mit ihrem langen Beil an einer Riesenbuche hinschlagen, da wirds ihnen warm, und ziehen sie den Ueberrock aus und schaffen im Kittel. Ist die Arbeitsstelle nicht gar zu weit vom Orte, dann bringen ihnen die Mädle oder die Kinder das Essen — noch ganz schön warm — in den Wald, gerade so wie in den Steinbruch. — Ist der Weg aber zu weit, nun so nimmt man mit dem Eingesteckten vorlieb, mit Brot, Wurst und den am Feuer gebratenen Kartoffeln. Da tut dann auch der Schnaps seine Dienste. Und darüber ist nichts zu

sagen. Denn sonst wird Gott sei Dank in Mückenloch sehr wenig Schnaps getrunken.

Man sieht, die beste und die meiste Arbeitskraft in Mückenloch nimmt der Steinbruch und der Wald in Anspruch. Darüber kommt — wenigstens nach dem Urteil eines genauen Kenners der Verhältnisse — die Landwirtschaft zu kurz. Man kanns auch hören, sogar von Leuten im Orte, dass in der Landwirtschaft nicht viel steckt. Aber das Feld muss doch bebaut werden. Was ist das für eine Schande, wenn es heißt: der und der lässt seine Aecker unbebaut. Nach dem Gesagten wird es aber nicht überraschen, dass die Weiber den größten Teil der Landwirtschaft besorgen. Weiber können freilich das Reff nicht schwingen — wenn sie nicht sehr „kraftvoll" sind — aber sie schneiden und mähen nicht bloß, sie eggen auch und zackern, von den kleineren Arbeiten ganz zu schweigen. Das Zackern ist freilich danach. Der Boden wird nicht luck, sagte jener sachkundige Landwirt; wenn man den Pflug an einem Ende des Ackers hineinstößt, wackelt der Boden am ganzen Acker. Daher viel Unkraut unter der Frucht. Ungern bleibt mancher Mann vom Steinbruch weg. Natürlich. Denn jeder Tag im Steinbruch bringt ihm drei bis vier Mark bar Geld ein; und für den mühsam gewonnenen Zentner Korn bekommt er — wer weiß wann — sieben Mark, manchmal nicht einmal so viel. In den Hauptarbeitszeiten, in der Heu- und Getreideernte, müssen alle — ausnahmslos — auf die Wiese und aufs Feld. Da wird dann „auf Mut und Blut" geschafft. Es kommt vor, dass — was ein fleißiger Mann ist — der geht nachts um 2 Uhr bei Mondschein auf die Wiese, mäht frisch drauf los bis 6, 7 Uhr, geht dann noch in den Steinbruch bis spät Abend, und ruht auch dann noch nicht, weil es allerlei herzurichten gibt für den andern Tag, und nach paar Stunden Schlafs geht der achzehnstündige Arbeitstag wieder von vorne an. Wenn dann so ein Mann am Sonntag in der Kirche gleich nach den ersten Worten der Predigt einschläft, so nimmt kein verständiger Pfarrer den Schlaf übel; er macht die Predigt

kurz, dass es den Zuhörern nicht zu schwer wird, ihren übermüdeten Leib aufrecht zu erhalten. Nach dem Essen legt sich aber so ein wackerer Knecht Gottes ins Bett und schläft seine vier bis fünf Stunden. An solchen Sonntagen in der Ernte ists am Nachmittage im Dörfchen so still, dass man die Hähne hören kann, wie sie rufen und antworten.

Das Nötigste, was ein Mückenlocher für sein Geschäft braucht, findet er im Orte. Ein Wirt hat eine Agentur für landwirtschaftliche Maschinen. Dann sind die Handwerker da, der Schmied, der Wagner, der Schreiner, der Küfer, drei Krämer mit ihren Lädchen aus dem Zwergenland. Ferner Bäcker, Mehlhändler, Metzger. Einer versteht sich aufs Säuschneiden; ein anderer aufs Kuriren des Viehs. Der Hechler ist nicht mehr angestrengt, seitdem nur noch ein paar Weiber aus Anhänglichkeit ans Hergebrachte die Hanfzucht betreiben. Wie lange wirds noch dauern, und die Kinder wissen nicht mehr, wie Hanf aussieht, und das Brechloch kennt man nur vom Hörensagen. Und doch ists schade, dass all die mannigfaltige und anregende Beschäftigung, die man an das Gewinnen der Leinwand wendet, nach und nach verschwindet. Die jungen Mädle lernen das Spinnen nicht mehr. Warum auch? Der Jud bringt einem die feinsten Waren ins Haus, und sie kosten ja gar wenig. Sie sind freilich nichts nutz. Aber man hat's halt bequem, „kummod“. Dass die Spinnstuben aufgehört haben, habe ich noch niemand bedauern hören. Sonderbar, dass die Leute diese uralte Arbeit und Sitte des Spinnens so leichten Herzens fahren lassen!

In jedem Orte gibt es einige wenige Leute, die nicht auf landläufige Art ihr täglich Brot verdienen, sondern ihre eigenen Wege gehen, abseits von der Straße. Da war in M. einer — die ordentlichen Leute sagen: es ist gut, dass er nicht mehr da ist; wer aber das Volksleben bis in seine heimlichen Schlupflöcher immer noch mit Teilnahme verfolgt, sagt: Schad um den schnurrigen Kauz! — Der hieß der „Jagdphilp“, und trug seinen Namen mit Recht. Er ging auf die Jagd, aber nicht mit Gewehr und Jagdpass, sondern heimlich

mit Schlingen und Fallen, auch wol mit der Angel und einem Netze. Der kannte jeden Baum im Walde. Aber niemals wurde er ertappt. In seiner armseligen Bude war es lebendig mit Vögeln und Hunden. Die Vögel fing er und lehrte sie pfeifen, die Hunde dressirte er für Jagdherren gegen ein Billiges; oder er zog selber Hunde groß und brachte sie irgendwo unter. Kam einmal die Jagdgesellschaft von Neckargemünd, so musste er dabei sein. Da trug er Hasen und Feldhühner und abends bekam er zu trinken und zu essen, und er ass und trank sich wieder einmal satt, und konnte sich wieder Tabak kaufen. Nie habe ich gehört, dass er jemand etwas zu leide getan hätte. Er ging nie zur Kirche, aber auch nie aufs Rathaus, um Gesuche oder Beschwerden vorzubringen. Er bettelte niemals. Er war immer freundlich. Aber er passte nicht mehr in die heutige Zeit. Er hätte einige Jahrhunderte früher leben sollen. Er starb an einer innerlichen Krankheit, der Folge seiner ganz unzureichenden Ernährung.

Ein anderer, verwandt mit dem Jagdphilp, war der bestellte Maulwurfsfänger. Aber die Maulwürfe haben es unter seinem Regiment gut gehabt. Das ganze Jahr hörten die Klagen nicht auf. Aber man hat ihn beibehalten, man gab ihm sogar den Gehalt im voraus. „Er hots nit annerscht getaun.“ Nebenher flocht er Besen und Körbe und verdiente immer so viel, dass er grad noch zu leben hatte. —

Eine lebendige Erinnerung an die Zeiten, wo die Mückenlocher weit und breit berühmt waren wegen ihrer Kunst im „Buscheln“, war der „Philipp“. Der Philipp — der Buschelphilipp — war ein kleines Kerlchen, wenn er aber seinen Mund auftat, hörte mans im halben Dorf. Der buschelte jahraus jahrein, für jedes Büschelin bekam er einen Pfennig. Wenn er sich daran hielt, konnte er hundert Büschelin am Tage machen. Und war immer fidel. Nur auf die Waldhüter und den Oberförster war er nicht gut zu sprechen. Denn die wollten es partout nicht leiden, dass er Wied im Walde holte, und — „was des for Leit sinn! ich

kann doch kaa[n] Büschelin mache, wann ich kaa[n] Wied hab!" — Der Philipp ist wol der letzte der „Micklöcher Büschelböck".

8 a. Volkslieder. Im allgemeinen singen sie in M. nicht viel. Zur Arbeit habe ich nicht singen hören. Dagegen regelmäßig Sonntags in der Wirtschaft. Bursche und Mädle singen wol auch draußen vor dem Dorf. — Schön klingt der Gesang der Schnitter und Schnitterinnen, die abends von Langenzell her, wo sie für den Prinzen Löwenstein arbeiten, den Berg herunter ins Dorf ziehen. —

Die beliebtesten Lieder in Mückenloch sind, so viel ich erkundet habe, folgende:

1. Ich liebte einst ein Mädchen —
2. Ritter Ewald — seine Mina —
3. Zu Baden ein Städtchen, ein stilles Haus —
4. Still ruht der See —

5. Meister Müller, der wollte sich umsehen:
„Es muss was in der Mühle geschehen;
Denn das Mühlrad bleibt freiwillig stehen;
Es muss was zu Grunde gehen."

Meister Müller, der bat um Gottes willen:
„Lasst den Herrn seinen Willen erfüllen.
Denn was Gott tut, das ist wolgetan.
Wir habens keine Schuld daran."

Meister Müller, der sprang in seine Kammer,
Schlug die Hände aufm Kopf zusammen.
„Haben wir das einzige Töchterlein;
Soll es heut ertrunken sein?"

* * *

„Liebe Eltern, das will ich euch noch sagen:
Lasst mich von sechs Knaben austragen,
Tragt mich zum Friedhof zu;
Legt mich in die ewige Ruh.
Ziert mein Grab mit Rosmarin,
Weil ich noch Braut und Jungfrau bin."

6. Zu Oesterreich stand ein schönes Schloss,
Ein wunderschönes Gebäude,
Von Silber und von Edelstein,
Von Marmor ausgehauen.

Darinnen lag ein stolzer Knab
Von zweiundzwanzig Jahren
Zwölf Klafter tief wol unter der Erd
Bei Kröten und bei Schlangen.

Sein Vater, der kam gleich vors Gericht,
Bat um seinem Sohn sein Leben:
Mein Sohn, mein Sohn, mein lieber Sohn,
Mein Sohn, du musst jetzt sterben.

Wol tausend Dukaten geb ich euch,
Schenkt meinem Sohn das Leben.
„Wol tausend Dukaten, die nützen uns nichts.
Euer Sohn, der muss jetzt sterben.“

Er trägt ja auch eine goldene Kett,
Er hat sie ja nicht gestohlen.
Sein Liebchen hat sie ihm verehrt
Und dabei Treu geschworen.

Sie führten ihn vor die Stadt hinaus,
Seine Augen wurden ihm verbunden.
„Verbindet mirs mein Auge nicht;
Ich will die Stadt anschauen.“

Und als er zu der Rechten sah,
Sah er sein Vater stehen.
„Mein Sohn, mein Sohn, mein geliebter Sohn,
Muss ich dich sterben sehen.“

Und als er zu der Linken sah,
Sah er sein Liebchen stehen.
Sie reicht ihm ihre schneeweiße Hand,
„Jetzt will ich gerne sterben.“

7. Mein schönster Schatz ist bös auf mich;
Ich weiß ja nicht warum.
Ich hab ihm ja nichts Leids getan.
Was scher ich mich darum?

Was scher ich mich darum?
Was mach ich mir daraus?
Denn er ist ja der Schönste nicht
Und hat ja auch kein Haus.

Zu mir ist er gekommen,
Zu mir, aber nur zur Freud.
Aber jetzt, jetzt kommt er nicht mehr;
Der Weg ist ihm zu weit.

Der Weg ist ihm zu weit,
Der Steg ist ihm zu hoch.
Da kann ich mir gleich gedenken auch,
Dass er mich nimmer mag.

Der Abschied ist geschrieben,
Das Körbl ist gemacht.
Und so zieh nach deinem Belieben
Nach einer andern ab.

Hier nimm das Körbl hübsch und fein
Und tu den Abschied hinein.
Die Zeit, wo du mich geliebet hast,
Bedank ich mich recht fein.

8. Einst lebte ich im deutschen Vaterlande (Dilsberg).

9. Jetzt ist Zeit und Stunde da (Dilsberg).

10. Es war einmal ein junger Husar,
Der liebt sein Mädchen ein ganzes Jahr;
Ein ganzes Jahr und noch viel mehr;
Ihre Liebe nahms kein Ende mehr.

Als der Husar in fremde Lande zog,
Da war sein Liebchen krank und schwach.

Krank und schwach bis in den Tod,
Drei Tag, drei Nacht sprach sie kein Wort.

Als der Husar die Botschaft erhielt,
Dass sein fein Liebchen im Sterben liegt,
Da verließ er all sein Hab, sein Gut,
Zu sehen, was sein feins Liebchen tut.

Und als der Husar zum Liebchen kam,
Nahm er sie gleich in seinen Arm.
„Ei Mutter, zünd mir an ein Licht,
Mein Liebchen stirbt, ich seh es nicht.

Nun hab ichs getragen ein Waffenrock,
Jetzt muss ichs tragen ein schwarzes Kleid.
Ein schwarzes Kleid, einen weißen Hut (!);
Da kann man sehen, was Lieben tut. (Dilsberg).

11. Fahr mich hinüber, du schöner Schiffer (Dilsberg).

12. Jetzt reisen wir, Burschen, wol alle zugleich (Dilsberg).

13. Brüder, tut euch wol besinnen,
Jetzund fängt das Frühjahr an.
Da wird man zusammenbringen
Mehr als hunderttausend Mann.
Da wird man ins Feld ziehen,
Viele tausend Länder sehen.
Nimm die Waffen in die Hand;
Streitet für das Vaterland.

Württemberg, Baden, Hessen und Sachsen
Stellen hunderttausend Mann,
Die sind all zu Grund gegangen,
Teils erfroren, teils gefangen.
Sie sind erfroren in dem Schnee,
Ach, für Deutschland großes Weh.

Kaum als wir den Winter erwarten,
Gänzlich war die Kälte groß,
Und das freuet die Kosacken,
Sie reiten auf uns Deutschen los.

Sie trieben uns ins weite Feld,
Wo wir müssen Hungers sterben.
Und verfrieren in dem Schnee,
Ach, für Deutschland großes Weh (Dilsberg).

14. Wär ich ein Vögelein (Mückl.)
15. Köln am Rhein, du schönes Städtchen (M.)
16. Schatz, mein Schatz, reis nicht so weit von mir (M.)
17. Einst stand ich am Ufer des Rheins (M.)
18. Und es blüht ja keine Rosen ohne Dornen (M.)
19. Ich stand auf hohen Bergen (M.)
20. Bei Sedan wol auf den Höhen (M.)

8b. Kinderreime.

I. Ringeltänze.

1. Ringel Ringel Reihe,
Sind der Kinder dreie,
Sitzen in dem Hollerbusch,
Machen alle husch husch husch.

2. Ringel Ringel Reihe,
Die Katz sitzt auf der Steije,
Der Gickler sitzt uffm Mischt,
Schreit: Kikerikik.

3. Ringel Ringel Rose,
Bube hewwe Hose,
Mädle hewwe Röck
Fallen all in de Dreck.

4. Ringel Ringel Rose,
Schöne Aprikose,
Veilchen und Vergissmeinnicht,
Alle Kinder setzen sich.

5. Ringel Ringel Taleringel,
Wer sitzt in diesem Ringelein?
Kaisers, Königs Töchterlein.

Kann man sie auch sehen?
Nein — nein — nein.
Der Turm ist viel zu hoch.
Es muss ein Stein abgehauen sein.

II. Kinderspiele.

1. Ri — ra — rutsch —
Wir fahren in der Kutsch
Mit Erbsen und mit Bohnen
Kartoffeln und Kanonen.
Ri — ra — rutsch
Wir fahren in der Kutsch;
Wir fahren in der Extrapost,
Wo es nur drei Batzen kost.

2. Wir treten auf die Kette,
Dass die Kette klingt.
Wir haben einen Vogel,
Der schön singt.
Er hat gesungen sieben Jahre,
Sieben Jahr sind nun herum.
Fräulein N.N. dreht sich rum.
Fräulein N.N. hat sich gedreht,
Sie hat ein neues Kleid genäht.
Pfui schäm dich, pfui schäm dich,
Dass alles rasseln tut.

4. Kohlräberchen, Kohlräberchen —
(Var: Kohlrebeschenker, Kohlrebeschenker!)
Wer hat die schönsten Pflanzen?
Wenn mein Vatter Hochzeit hat,
Fange mer an zu tanzen.
Weißer Wein, roter Wein —
Morgen soll die Hochzeit sein.

5. In Polen steht ein Haus,
In Polen steht ein Dingelingela hopsasa,
In Polen steht ein Haus.
Darinnen wohnt ein Wirt,

Darinnen wohnt ein Dingelingela hopsasa,
Drinnen wohnt ein Wirt.
Der Wirt der hat e Mahd.
Die Mahd kriegt einen Sohn.
Der Sohn geht in die Schul.
Da lernt ers ABC.
Der Sohn muss in den Krieg.
Da schießen sie ihn tot.
Da legt man ihn ins Grab.
Da schreibt man auf den Stein:
Hier liegt mein lieber Sohn.

6. Da drunten auf dem Kirchhof
Da lag ein blauer Stein.
Wer diesen Stein verloren hat,
Der kauf sich ein für ein.
Vidirallala, Vidirallala.
Jetzt geb ich dir die Hand
Zum Besten und zum Pfand;
Jetzt geb ich dir ein Kuss
Zum Besten und zum Schluss.
Vidirallala, Vidirallala, Vidirallalalala.

7. Hängt e Gickerle an der Wand,
Hat e Gakak in der Hand,
Wills gern esse,
Hat kein Messer,
Fällt das Messer obe rab,
Haut dem Gickerle s Köpfel ab.

8. Eins zwei drei vier fünf sechs sieben —
Helft mir doch mein Schubkarch schieben.
Wo denn hin? — Nach Berlin,
Wo die schönen Mädchen sin.
Mädchen tragen Lorbeerkränz,
Bube tragen Ratteschwänz.
Mädchen gehen auf den Ball,
Bube in den Schweinestall.
Mädchen sind dort wahre Engel,
Bube wahre Gassenbengel.
Mädchen essen Butterweck,

Buben essen Katzendreck.
Mädchen dürfen Chaise fahre,
Bube müsse Mist uflahre (aufladen).

9. Blauer, blauer Fingerhut,
Steht eim Mädchen gar zu gut.
Mädchen du musst tanzen
In dem schönen Kranze.
Mädchen du musst stille stehn,
Musst dich dreimal rumme drehn.
Mädchen du musst knieen,
Musst dir eine ziehen.

10. Mariechen war allein zu Haus — lein zu Haus.
Die Eltern waren beide aus — beide aus.
Da ging sie auf die Stra—a—ße — Stra—a—ße.
Sie setzte sich auf einen Stein —
Da fing sie an zu weinen —
Da kam ihr Bruder Karl heraus —
„Mariechen, warum weinest du?“
„Weil ich heut noch sterben muss.“
Da zog der Karl sein Messer heraus,
Und stach Mariechen in das Herz.
Mariechen fiel zu Boden.
Mariechen war ein Engelein.
Der Karl der war ein Bengelein.

11. Reje — Reje — Tropfe,
Alte Weiber hopfe,
Hopfen in de Neckar nein,
Könne nimmer raus und nein.

12. (Beim Ballspiel:) Anna — Maria — Margaretha,
Wasche deine Hände — trockne sie ab — steck
Sie in Sack — steck sie in d Seite — mach dreimal:
Wulle — Wulle — Weide.

13. Aane — Maane — Löffelstiel —
Alte Weiber fresse viel —
Die junge müsse faste —
Brot liegt im Kaste —

Messer liegt danebe —
Katz kehrt d Stubb aus —
Maus trägt d Dreck naus.

14. Es war einmal ein Mann,
Der hat einen Schwamm;
Der Schwamm war ihm zu nass,
Da ging er auf die Gass;
Die Gass war ihm zu kalt,
Da ging er in den Wald;
Der Wald war ihm zu grün,
Da ging er nach Berlin;
Berlin war ihm zu klein,
Da ging er wieder heim;
Und legte sich ins Bettelein,
Und schnarchte wie ein Eselein.

15. Eins — zwei — drei
Hicke — hacke — heu
Hicke — hacke — Pfefferstiel —
Alte Weiber fresse viel
— (weiter wie Nr. 13.)

16. Apfel — Birne — Zirkel — Topf —
Ente — Feige — Geige — Hopf —
Igel — Katze — Löwe — Maus —
Otter — Peter — kommt heraus.

17. Engelein auf der Wiese —
Zehn Jahr Schieße —
Zehn Jahr rumbidibum
Fräulein N. N. dreht sich rum —
(weiter wie Nr. 2.)

18. Tross tross trill,
Der Bauer hat e Füll,
Das Füll das will nit laufe,
Der Bauer wills verkaufe,*)
Das Füllche springt eweg,
Der Bauer liegt im Dreck.

---

*) Andere Fortsetzung siehe nächste Seite.

Verkaufe will's der Bauer,
Das Leben wird ihm sauer,
Sauer wird ihm s Leben,
Der Weinstock der hat Reben.
Reben hat der Weinstock;
Hörner hat der Gaisbock.
Der Gaisbock hat Hörner;
Im Walde wachsen Dörner.
Dörner wachsen im Wald:
Im Winter da ists kalt.
Kalt ists im Winter;
Die Kuh mächt Rinder.
Rinder mächt die Kuh,
Aus Leder mächt mr Schuh.
Schuh mächt mr aus Leder;
Die Gans hat Feder.
Feder hat die Gans.
Der Fuchs hat einen langen — langen Schwanz.

19. Kugel rumst ums Dach —
Wer schmelzt oder lacht —
Wer Zähn bleckt — wer Zung rausstreckt —
Muss e Pfand hergewwe.

20. Krapp, Krapp, dein Nest brennt.
s hocke siwwe Junge drin.
Der eint kreischt: Krapp,
Der anner mächt in de Hosesack.

21. Häslein in der Grube
Sah auf mich.
Armes Häslein, bist du krank,
Weil du nicht mehr hipfen kannst?
Häslein hip, Häslein hip,
Häslein, Häslein, hip, hip, hip.

22. A—B—C—
Katz lauft in de Schnee;
(Var.: Schnee geht weg,
Katz liegt im Dreck.)

Wann sie wieder rauskommt,
Tut ihrs Fußel weh.
Legt sie sich ins Bett,
Isst e Stickel Weck;
Isst e Stickel Schwarzbrot,
Morgen ist sie maustot.

23. Maikäfer, flieg!
Der Vater ist im Krieg.
Die Mutter geht ins Baierland,
Holt fürn Kreuzer Silbersand.

24. Heile — heile — Sege,
Drei Tag Rege,
Vier Tag Schnee,
Tut gar nimmi weh.
(Var.: Vier Tag Sonnenschein,
Wird glei wieder vorbei sein.)

25. Eia — popeia — schlags Kikerle tot,
Es legt mir keine Eier und fresst mir mein Brot.

9d. Sprichwörter. Jeder, der längere Zeit mit Bauern verkehrt hat, weiß, dass der Bauer ein Sprachmeister ersten Ranges ist. — Der Vorzug der Bauernsprache ist der sprichwörtliche Ausdruck. Hat er kein Sprichwort zur Hand, flugs macht er eins, und gibt ihm gleich das Gepräge des Kursfähigen. Die folgenden Sprichwörter sind teils allgemein üblich, teils — wie ich wenigstens annehme — bei passender Gelegenheit geschaffen. Die Zusammenstellung ist ganz willkürlich.

Wer Glück hat mit Bienen und Schaf,
leg sich hin und schlaf;
schlaf aber nit zu lang,
dass ihm das Glück nicht entgang. —

Wenn Neunundneunzig in die Heuernt gehen, und Einer (der liebe Gott) geht nicht mit, ists nichts. —

E Gaas hot neun Kränk,
e Weibsbild neunundneunzig. —

Arme Leut zahlen auch, wann sie Geld haben. —

Der Dreck vun feine Leit is besser wie vun geringe. —

Wer sich nit gtraut e Schoppe Bier z trinke, gtraut sich aa nit aan z verdiene. —

Ich bin verstoße wie die Sau im Juddestall. —

Wann mr lang Säuhirt gwest isch, waaß mr wo Brochfeld isch. —

Wann ich meinen Schorz nit na^{n}heb, kann mir Niemand eppes neinschmeisse. (Von Mädchen in puncto sexti.) —

Ein Kreuzerweck in der Hand is besser als e Simmer Schwingmehl in zehn Johr. —

Was batts mich, wann Aaner zum Teufel fährt, un ich muuß de Fuhrlaun zahle? —

Wann alle Leit so wäre, wie ich — sein sott! —

Wem mr nit hold isch, dem steckt mr kaan Maie. —

Ich hab kaa^{n} Hemd dodrin z wäsche. (Von einem Skandal, in den man nicht verwickelt ist.) —

Aaner, wo gar sich nit gekümmert hot, gibt de bescht Weibermann. (??) —

Do un do werd so viel gepappelt wie in der Kerch. —

Jeder Pattegraf (!) hot e Hinnertürle. —

Wann der un der Geld hot, is grad so wie wann der Wind Spreu hot. —

Fünf Zipf kann mr nit binne. —

Wer jede Sunntag in d Kerch springt, stiehlt nachtsig. —

Es waaß der Zehnscht nit, was dem Elfte fehlt. —

Der un der verkaaft s Himmelreich um en Schnaps. —

Es is bees, wann mr den Hund zum Jage treibe muuß. —

In Mückenloch erzählt man sich von einem Oberamtmann in Eberbach, der einmal einen Bescheid gegeben hat mit den Worten: Das Gesetz spricht so und so. Aber man kann auch vom Gesetz Umgang nehmen. Daher stammt die Redensart: Mr kann vum Gsetz aach Umgang nemme!

Und so weiter!

Erwähnt werden mag die einzige Inschrift im ganzen Kirchspiel. Sie steht über der Haustür eines alten Häuschens in Dilsberg:

Alles was wir sind und haben muss ja fallen und vergehn;
Aber wer Gott traut, der bleibt ewig stehn.

9f. Ortsneckereien. Schnurren. Mückenloch nennen die Stadtleut: Fliegenthal. Die Mückenlocher heißen: Buschelböck. (Der Grund ist oben S. 206 angegeben.)

In Wimmersbach utzen sie:

Die Mücklöcher Leit
Die sein so gescheit,
Die halte ihr Kerwe,
Wanns Buschelgeld geit.

Die Dilsberger ziehen die Mückenlocher wegen ihrer Kerwe (am 1. Sonntag im Mai) auf: sie täte Kartoffel reibe für Käskuchen, das gibt „wilde Käskuche"; die Gemaaⁿ versteigt s Kartoffelreibe. Sie fange d Mucke uf Käskuche. Sie koche derre Quekschte for Apfelkuche.

Die Mückenlocher sind aber auch nicht blöde und geben gehörig heraus. Den Dilsbergern, mit denen sie so wie so auf Kriegsfuß stehen, reiben sie unter die Nase, im August, wie die Dilsberger, könnt jeder Bettelbu Kerwe halte, aber nit im Frühjahr, wos Geld rar isch! Was wolle dann die „Ratze", die „Raadl"? könne nit emol R sage, sage alsfort Rh. Die wollen uns utze mit unserherh Kerhwe? Bei denen bleibe jo d Hase übernacht! Die un die Rohrbacher (Rainbach, Hof zu Dilsberg gehörig) des sin d Richtige. Mr seggt nit umsunscht: Rohrbacher Lumpekohr, Dilsberger Lumpezeig! — Darauf bleiben nun wieder die Dilsberger die Antwort nicht schuldig. Do sicht mr, was for Leit in dem Schnockeloch wohne! Es sin unkollevirte rauhbauzige Leit.

Anmerkung. In Schönau im Steinachthal heißen die Neckarsteinacher: „die Kropfjockel", die Wilhelmsfelder: „die Rauchschwalbe", z Darschberg wohnen „die Darschberger Angeh", z Schimmeltewoog: die „Schimmeltewöger Hupptich". Von den Neudörfern geht das Sprüchel:

Neudörfer Lickerlacker
esse die Eier ungebacke,
esse se samt de Schale
un könne se nit bezahle.

Grob sin se, und schnorrrre alle Leit an. Nit begrabe meegt ich sei^{n} in dem Loch do hinne!

Die Mückenlocher streuen ihre Lobreden in der ganzen Gegend. Die Wimmersbacher sind und bleibe halt die „Russe“. Die Lobenfelder trinken gern Schnaps. „Die Lofelder Narre habe kein Parrer, — habe kein Mann, — der predige kann.“ — Die Neckarhäuserhöfer sind die „Buffinke“ und wohnen „im Laternehöfel“.

Kropfhälse gibts ziemlich viel im Neckartal. Ein Schiffer brachte einmal folgende Schnurre über die Obrigheimer mit: Z Obringe henn alle Leit Kröpf. Do isch emol e Fremmer ins Ort kumme. Dem henn d Kinner nachgschraue: Glatthals, Glatthals! Do seggt e Fraa zu de Kinner: O lasst doch den arme Mensch gehn. Seid froh, dass dir alle Glieder gesund beisamme hebt. (Andere Schnurre von Obrigheim. „Das Kropfschneiden muss ich lernen, und wenn ganz Obringe druf gehn sollte,“ hat jener Mann gesagt.)

Von den Neckworten auf gewisse Gewerbe habe ich folgende bemerkt:

Der Metzger ist der Krottekiekser,
der Schneider der Gaasbock,
der Schuster der Pecharsch, Pechfarzer,
der Spengler der Kesselflicker,
der Maurer der Backofeschlupfer,
der Schreiner der Kutteletttschreiner (?!),
die Krämer sind halt nix wie Bettelleutskrämer.

Ein Metzger mit dem Vornamen Johann hat einen Radaubruder einmal mit Recht verklagt, weil er ihn einen „Knochehannes“ nannte. Das war gar zu sehr ad hominem.

Der Barbier — der Bartkratzer.

Vom Schornsteinfeger sagt man:

Schornsteinfeger Kreideweiß
hot sei^{n} Käppel voller Läus,
kann sie nit all trage,
schmeißt sie uf de Wage;

wann der Wage bricht,
schmeißt er sie uf de Mischt;
wann der Mischt verfault,
schmeißt er sie uf de Gaul;
wann der Gaul fallt,
schmeißt er se in de Wald.

Vom Kübelmann:

Hol—la—ho — der Kiwwelmann isch do.
Er geht s Gässel auf und ab:
Ihr Weiber kauft mr Kiwwelin ab.

Die Flößer auf dem Neckar werden geutzt:

Tanneflößer —
Häfelestößer —
Nackarsch —
Guguck — do — do!

Die Schiffer kriegen zu hören:

Schifflein, Schifflein — ruder,
der Daifel isch dein Bruder;
hot e rotes Käppel uff,
der Daifel hockt obe druff.

Spitznamen im Dorf.

Anfangs der fünfziger Jahre ist einmal eine lustige Kerwe gewesen. Man spielte die neunundvierziger Revolution. Da war einer der „Hecker", ein anderer der „Struve", ein dritter war der „Spitzer" (Spitzel), der dem „Amtmann" zu berichten hatte, der seinerseits es zu Protokoll nehmen ließ durch seinen „Schreiber". Es fehlte aber auch nicht an einem „Baron", noch an einem damals vielgenannten Freiherrn von „Babo". — Die Bezeichnungen, die sich damals die Bursche beilegten, sind ihnen geblieben und haben sich auf Weib und Kind fortgeerbt. Daher gibts noch heute nicht bloß einen „Amtmann", der einmal zum Herrn Stadtdirektor von Heidelberg bei einer Dorfbereisung sagte: Herr Stadtdirektor, wir sin Kollege — sondern auch eine „Amtmännin", und eine „Heckertin", eine „Spitzern", eine „Baboin",

und einen „kleinen Babo“ (jetzt 30 Jahre alt), eine „Baronin“ und einen „kleinen Baron“. —

Sonstige Spitznamen: die Atzel, die Amsel, der Aberle, der Bumpelrucker, der Häfele, der Herrle, der Radschuh, der Vikar, s Vikarle, der Saufkohl, der Hirsch, der Amerikaner, der Spannier, der Bloshannes, der Kater, der Lügedick, der Halleluja, s Mehlweib (männl.), der Kreuzkrawall, der Baschter, der Link, der taab Stoffel, der Kerchestoffel, der Glockerat, der Peter-Peter, der Baurepfarrer, der Ziriax (Cyriacus ist der kathol. Dorfheilige), der Heckebusch. — Von einigen Spitznamen wird auch die weibliche Form gebildet — ähnlich wie die Ludwigin, die Hansadlin, die Schorschin, die Niklausin, die Heinrichin.

11. Sagen. 1) Im Dilsberger Bahnholz steht ein Kreuz. Da soll ein Bruder den andern totgeschlagen haben. Der eine war verlumpt und lauerte auf der Straße, um dem ersten besten Wanderer das Geld abzunehmen. Der erste, den er trifft, ist sein Bruder, der vor vielen Jahren als Gesell auf die Wanderschaft gegangen war und sich schön Geld verdient hatte. Den schlägt er tot. Da sieht er aus den Papieren, dass er seinen Bruder totgeschlagen hat. —

2) Bei Neckarhausen — auf der hessischen Seite — stand einst die Burg Hundheim. Der Ritter war mit einem Kreuzzug ins gelobte Land gezogen und blieb lange aus. Derweil lässt sich die Rittersfrau mit einem Knecht ein und bekommt von ihm Zwillinge — zwei Buben. Bald darauf kehrt ihr Mann heim. Wie das die Frau erfährt, will sie die Kinder vorher noch geschwind aus dem Weg schaffen, steckt sie in einen Sack und heißt die. Magd den Sack in den Neckar schmeißen. Wie die Magd den Befehl ausrichten will, kommt gerade der Ritter und fragt, was sie da schafft. Die Magd sagt, wie sie hat sagen sollen: sie will Hunde ersäufen. Der Ritter glaubts nicht, öffnet den Sack und entdeckt den ganzen Handel. Die Kinder schafft er nach Schönau ins Kloster und lässt sie dort erziehen. Uebrigens gebietet er der Magd Schweigen gegenüber der

Herrin und lässt diese in dem Glauben, ihre Kinder seien längst beiseit geschafft. —

Wie die Buben zwanzig Jahre alt sind, lässt er sie auf die Burg kommen und stellt sie seiner Frau vor. Er fragt: Was verdient wol eine Mutter, die solche Kinder umbringt? Die Frau: So eine Mutter gehört von vier Stieren auseinandergerissen. Darauf der Ritter: Du hast dir selbst das Urteil gesprochen. Und er ließ sie von vier wilden Stieren vierteilen. — Die Burg hat aber den Namen „Hundheim“ bekommen.

3) Wie der Fürst Frehn (Wrede) den Mückenlochern ihre Aecker abgeluxt hat.

Die Bauern hatten auf einen gewissen Tag Punkt 12 Uhr Mittag ihren Zins zu zahlen beim Fürsten Frehn, und tummelten sich, dass sie zeitig kämen. Denn sie wussten, wenn sie nicht bis Punkt 12 Uhr Mittag den Zins bezahlt haben, so fallen die verpfändeten Aecker dem Fürsten Frehn als Eigentum zu. Der Fürst aber hatte einen Verwalter, und der sollte die Bauern betrügen. Also ließ der Verwalter die hungrigen und durstigen Bauern ordentlich essen und trinken — besonders trinken — und die Bauern merkten nicht, dass es darüber zwölfe geschlagen hatte. Mit einemmal fällts ihnen ein: der Zins! — Aber es war zu spät. Und die schönen Aecker fielen dem Fürsten zu. —

Dieselbe Geschichte erzählen die Dilsberger vom Freiherrn von Dorth in Neckarsteinach, der Aecker auf Dilsberger Gemarkung besitzt. Nur stellt dort der Verwalter die Uhr vor, begeht also noch ärgeren Betrug. —

Diese und ähnliche Geschichten werden als wirkliche Geschichte geglaubt.

4) Wie die Mückenlocher ihren schönen Wald eingebüßt haben.

Vor Zeite is e Schulz z Mickloch gwest, mr hot numme gsaat: der alt Schulz, der hot emol Streit ghatt mit de Borger. Un wie er im Zorn gwest isch, seggt er: „Ich will eich e Gstank na^{n} mache, dass Kind und Kindskind dran

schmacke solle.“ (Geflügeltes Wort in M.) Un do hot er die Papiere verbrennt, wo drin gstanne isch: dass der Epfelberger Wald de Micklöcher ghört. — Un sell isch wohr! Vun Rechts wege mießt der Staat den Wald herausgewwe. —

Früher henn die Weiber uf Fasnacht jedi im Epfelberger Wald an dem Baum, wo sie ausgesucht hot, e Schliwwer herausschlage derfe; und hernochding hot der Baum ihre geghört.

5) Wie der alte Schulz zur Kerch zammegelitte hot. Früher sind z Mickloch kaa Glocke gwest. In sellere Zeit isch dr „alt Schulz“ im Ort rumgange un hot zwaierlai Holztoffel anghatt: der aant war vun Bucheholz, der anner vun Aicheholz. s erscht Mol ist er rumgange un hot als mit dem büchene Toffel ufklopft und dodezu grufe: Büche, büche! — des isch s erscht Mol gelitte gwest. s zwatt Mol hot er mit dem Aichene geklopft: Aiche, aiche! Des hots zwatt Leite sei solle. Un wanns Zeit gewest isch zur Kerch, hot er mit alle beide Toffel geklopft: Büche, aiche; büche, aiche! Do hot er zammegelitte.

Dodeher schreibt sichs, was mr sich vum alte Schulz verzählt:

O Mickeloch, o Mickeloch,
hättscht du dein alte Schulze noch;
so wüsstescht du jederzeit,
wanns in die Kerch leit.

6) Ein anderes Reimchen vom alte Schulz:

O Mickeloch, o Mickeloch,
hättscht du dein alte Schulze noch;
un wär der alt Schulz nit gstorbe,
wär Mickeloch aa nit vrdorbe.

(Passt freilich nicht zu Nr. 4).

7) Der Geist des alten Schulz geht um. Mr seggt ihm numme: „dr Schlackel“. Die alt Julche Rifius hot als gsaat: der Schlackel käm als naachtsig zu er un plogt se. Un d Kinner hot mr bdräut: Wann d nit brav bisch, kümmt dr Schlackel un hölt dich.

8) Freimaurergeschichten.

Z Dilsberg isch e rauhbauziger Mann gwest, hot nor aan Kittel ghatt. Er hot dr Freimaurer ghaaße, weil er bei denne Diener gwest isch. Der hot als gsaat: „Und das ist meine Freude, dass ich in Gesellschaft bin und an des Herrn Tisch.“ Kaan Mensch hot gwisst, was er gmaant hot. — Mr heert jo allerlei vun de Freimaurer. Sie henn e große Saal; do sin die Portretter vun alle Freimaurer an de Wänd. Un wann aaner vun ne abfalle tut, so sticht der Oewerscht vun ne mit em Deje in dem seiⁿ Portrett, un der muuß aageblicks sterbe.

Seller Dilsberger Mann hot de Vertrag bei de Freimaurer mit Blut schreibe solle — mit — seim — Blut —. Do hot er gsaat: Sell tur i nit. Nochd henn se n laafe glosst.

Die Freimaurer stehn im Bund mitm Daifel; for was henn se aach e Hufeise uff dr Schwell? Der Daifel verschafft ne Geld so viel se wenn; drum sin se alle raich. Aber erscht müsse se de Heiland vrfluche.

9) Doktor Faust.

Vun dem steht gschriwwe: dr Daifel hot n in dr Welt rumgführt, un hot m z esse un z trinke gewwe, un was er numme gwott hot, alle Schlechtigkeit. Un wies so weit gwest isch, hot n dr Daifel gpackt un naⁿgschmisse, dass s Hern an d Deck gspritzt isch.

10) Aberglaube. — Mein Vorgänger, Pfarrer Jung, starb im März 1889. Ich zog im Juni desselben Jahrs auf. In der Zwischenzeit war das Pfarrhaus unbewohnt. Da wollen einige Kinder durchs Schlüsselloch der Haustüre den entschlafenen Pfarrer gesehen haben, wie er strümpfig im Hause herumgelaufen wäre, und habe an die Türen geklopft, und manche wollten wissen, er habe einen Hundertmarkschein gesucht. Dieses Gerücht erregte in Mückenloch großen Unwillen. Man sah darin ein dem entschlafenen trefflichen Manne zugefügtes bitteres Unrecht. — Man sagte nicht etwa: Die Kinder haben sich getäuscht, sondern fragte: Was hat

denn der Pfarrer Jung nur getan, dass ihr ihm so etwas nachsagt. — Die Kinder, die das Gerede verbreitet hatten, bekamen mit einemmal Angst und wollten von nichts mehr wissen.

Vor dem Pfarrhause liegt ein Schatz begraben. Meine frühere Haushälterin hat öfters nachts ein Licht vor dem Pfarrhause brennen sehen, wenns ganz still im Orte war. —

Von meinem alten Nachbar erzählte man, er habe einmal aus Furcht vor Diebstahl Geld im „Große Gaarte" vergraben; wie er später danach suchte, habe er es nicht mehr gefunden. —

Hexen gibt es nicht mehr so recht. Einmal kam eine — sonst sehr wackere, nur etwas zurückgezogene — Frau durch das alberne Gerede eines Schulkinds in den Ruf, eine Hexe zu sein: sie melke fremde Kühe, und andere Kühe gäben, durch sie verhext, keine Milch. Die Frau beschwerte sich bei mir, und ich tat das Meinige, um der für die Frau sehr peinlichen Nachrede ein Ende zu machen. — Der Spass hört eben sehr bald auf, wenn eine bestimmte Person als Hexe bezeichnet wird.

Am 1. Mai — der Walpurgisnacht — werden in nicht wenig Ställen an die innere Seite der Stalltür (oder auch der Haustür) drei Kreuze gemacht, mit Kreide oder mit Blut. Der Name: Walpurgisnacht ist mir nicht begegnet. —

Gegen Verhexung und Beschädigung des Viehs hilft auch — geradeso wie bei menschlicher Krankheit, das Brauchen. Ich habe einmal ein Brauchbuch in Händen gehabt und hätte es gern dem Besitzer abgekauft. Er gab es aber durchaus nicht her. — Der Titel ist mir nicht mehr erinnerlich. Aus dem Inhalt nur so viel, dass er ein schauderhaftes Sammelsurium von Aberglauben und Schwindel ist, alles in kabbalistische Formeln gehüllt, ohne die geringste Spur von Sinn und Verstand, ohne jede ästhetische oder gemütvolle Anregung. Aber so wie es ist, so wird es wol gerade recht sein. — Nicht alle Zauberformeln haben gleichen Wert und gleiche Wirkung. Eine Frau beklagte sich einmal über

ihren Nachbar: sie hätte ihm das Buch geliehen, er hätts for eppes nötig gehabt; und wie er es ihr später wieder gibt, sieht sie, dass die besten Seiten im Buch ausgerissen waren. —

Dieselbe Frau hat alle möglichen merkwürdigen Geschichten erlebt. Auf der Friedhofmauer hat sie einmal nachts eine Katze gesehen, so groß wie ein Hund, und glotzt sie mit feurigen Augen an „und hot mich nit vorbeiglosst: i hab n Umweg mache messe.“ Ein andermal hat sie nachts einen brennenden Strohbündel vom Himmel herunterfahren sehen auf den Platz vor dem Pfarrhause, wo der Schatz verborgen liegen soll: da soll man nachgraben. Aber sie hat doch nicht nachgegraben. — Auch hat sie ein Kornfeld brennen sehen; sie ist darauf los, und wie sie hinkommt, ists nichts. — Mit ihren Augen hat sie am Pfingstsonntag während der Kirche zwei Männer im Bahnholz hacken sehen. Das müssen die jährlich an Pfingsten tun, weil sie früher einmal am Pfingstsonntag geschafft haben.

(In Schönau geht einer im Pfarrhause um; der hat vor Zeiten die Akten verbrannt, worinnen stand, dass die Güter der Pflege Schönau früher der Gemeinde Schönau gehörten.) —

Am Wege nach Wimmersbach reitet einer ohne Kopf auf einem Schimmel.

Im Neckar ist der „Hokemann“, der die Kinder ins Wasser zieht. —

Im wilden Sturme naht „s wilde Heer“.

12. Sitten und Bräuche. a) Das Menschenleben. In Mückenloch ist es Sitte, dass die schwangere Frau vor der Niederkunft noch einmal mit der Gemeinde zum heiligen Abendmahle geht. Von Mitteln gegen das Versehen und zur Erleichterung der Geburt ist mir nichts bekannt.

Ist das Kind zur Welt gekommen (mr hot s Kind bei der Hebammbas kaaft), so lässt mans nicht gern lange ungetauft. Das Kind könnte sterben, und man müsste sich Vorwürfe machen. Man kann gleich nach der Geburt sehen,

ob das Kind lang lebt; man guckt auf die Haut des Kindes:

Bloo — bleibt do;
rot — werd tot.

So lange das Kind nicht getauft ist, muss nachts das Licht brennen. Auch geht in dieser Zeit die Mutter nicht aus dem Hause, wenigstens nicht über die Dachtraufe hinaus. Der erste Ausgang ist der Gang zur Kirche. Die jungen Weiber, die schon in die Welt geschmeckt haben, setzen sich wol auch über diese Sitte hinweg. — „Ausgesegnet“ wird nur noch bei den Katholiken.

Die Taufe des Kindes findet regelmäßig in der Kirche statt — auch Winters bei strenger Kälte. Wenns Vaterunser läutet, setzt sich der Taufzug in Bewegung. Beim Gesang des Schlussverses treten sie in die Kirche ein: die Gödel mit dem Kinde auf dem Arm, der Petterich und die Hebamme. Sie gehen vor an den Altar, und in Gegenwart der ganzen Gemeinde nimmt der Pfarrer die Taufe vor. Dann singt die Gemeinde den Vers: Hirte, nimm dein Schäflein an (Nr. 195, 3), und jetzt erst wird der ganze Gottesdienst mit dem Segen beschlossen. —

Man hats nicht gern, wenn zwei Kinder aus dem nämlichen Wasser getauft werden. Eins von ihnen muss dann sterben. —

Uneheliche Kinder werden nicht im öffentlichen Gottesdienste getauft, sondern meistens im Hause. Das Tauftuch der Hebamme ist bei den unehelichen Kindern ganz einfach, bei den ehelichen aber kostbar, von Damast mit Stickerei. — In das Tragkissen band die frühere Amme bei Buben ein Stück Brot, bei Mädchen einen Lappen Zeug mit einer Nähnadel.

Am Tauftage gibt es nachmittags guten Kaffee mit Kuchen, später Wein, Butterbrot und Limburger Käse. Die Kinder im Ort bekommen Brot mit weißem Käse. —

Wenn das Kind zum erstenmal in ein fremdes Haus getragen wird, bringt die Bäuerin alsbald ein „Plaudergackele“, ein frisches, womöglich aus dem Neste geholtes Ei,

reibt es dem Kinde vor dem Munde hin und her und übergibt es dem Angehörigen des Kindes, dass mans backen und dem Kinde zu essen geben soll, damit es bald plaudern lernt.

Dieser Zug freundlicher Teilnahme an dem Wolergehen kleiner Kinder begegnet uns noch öfters. Meine Nachbarin z. B. hat jedesmal das erste Ei eines jungen Huhnes meinen Kindern geschickt; auch den ersten Hafen guter Milch von einer Kuh, die gekalbt hatte. Dieselbe Frau pflegte dem niesenden kleinen Kinde zuzurufen: „Helf dir Gott in Himmel nein, und wieder raus, wanns Kersche geit!" —

Die Weiber im Dorfe sind begreiflicherweise gleich bei der Hand mit guten Ratschlägen für das Kind. Man soll ein Kind nicht zum Fenster hinausheben, sonst wächst es nicht; auch soll mans nicht unter etwas durchschlüpfen lassen, sonst wächst es auch nicht. Unter einem Jahre soll man den Kindern die Haare nicht schneiden, sonst werden sie dumm. In dieser Zeit soll man die Nägel des Kindes abbeißen, nicht abschneiden, sonst kriegen sie lange Finger. Kinder unter einem Jahre schlage man nicht, sonst werden sie hartschlägig. Wenn ein Kind die zwei vorderen Zähnchen zuerst oben kriegt, dann zahnt das Kind unter dem Boden, d. h. es stirbt unter dem Zahnen. Ist das Kind „angewachsen", dann muss man ihm brauchen — nebenher aber es tüchtig mit heißem Fett einreiben. Und nur dreimal brauchen! viermal nützt nichts. — Hat ein Kind die Gichter, so soll man „unbeschraue" den linken Fensterflügel aushängen und übers Kind legen. — .Soll ein Kind laufen lernen, so muss man auf den Tag, wo es ein halb Jahr alt ist, — den Sonntag darauf — das Kind während dem Zusammenläuten auf einer Diele „an und her" führen. Die erste Laus an einem Kinde muss man auf dem Gesangbuch knicken. Dann lernt das Kind recht singen. — Die Läuse sind übrigens ein gutes Zeichen. Kranke Kinder haben keine Läuse; nur Kinder mit gesundem Blut.

Das Kind, das noch nicht laufen kann oder eben erst laufen lernt, wird meistens von einem älteren Kind gehütet;

der Altersunterschied zwischen dem gehüteten und dem hütenden Kinde ist oft sehr gering. Stadtleuten würde es leichtsinnig vorkommen, ein kleines Kind in eine so unsichere Hut zu geben. Aber auf dem Lande weiß mans nicht anders. Und es kommt nichts vor. Höchst selten — etwa alle fünf oder zehn Jahre — fällt einmal ein Kind in ein „Puhlloch"; einmal — lange vor meiner Zeit — ist ein Kind derart ertrunken; sonst wirds immer herausgeholt. Und hat man nicht auf der „Mischtsutt" allerlei Holzwerk schwimmen? Da kann sich ja ein Kind ganz gut heben, bis jemand kommt.

Frühzeitig fängt auch bei Kindern die Arbeit an. Die Schule ist darum oft hinderlich. „Das ist dumm, dass der Adam in die Schule muss. Der könnte jetzt so schön beim Zackern vorgehen!" Daher gibts allerlei Reibereien zwischen einem strengen Lehrer und den Bauern. Die Interessen an dem Kinde sind eben verschieden. Manchmal hört man recht abschätzige Urteile über die Schule, aber doch mehr von unverständigen Leuten, und auch nicht überall, sondern vorwiegend in der Wirtschaft, wenns an ein allgemeines Schelten geht. Da heißt es z. B.: „Ach was, der Krom mit der Schul! Ich bin doch aach in Schul gange, un hab des Zeigs nit glernt, wo se allweil lerne messe, und bin aach noch do! — For was so viel lerne? s is doch numme zum Vergesse!" u. s. f. Da ist aber in der Regel einer da, der dem Scheltenden den Kopf zurechtsetzt. Ich hörte einmal, wie einer großtat: „Ich bin in dr Schul faul gwest und hab die annere lerne losse, und bin doch . . . . ." „Bisch doch e Lottel worre!" fiel ihm ein anderer sofort in die Rede, und hatte die Lacher auf seiner Seite.

Zur Erziehung der Kinder sind Schläge unbedingt nötig; wenigstens nach vorherrschender Ansicht. Darum ists vielen Eltern ganz recht, wenn Lehrer und Pfarrer ihr Kind in der Schule „abstrofe". — Ob die Betreffenden freilich daheim ihre Kinder ebenso streng halten, wie sie sie in der Schule gehalten haben möchten, ist fraglich. Ich vermute, dass die

meisten Eltern mit Schlägen nicht schnell bei der Hand sind. Kleine Kinder darf man so wie so nicht schlagen. Und große — möchte man hinzufügen — lassen sichs nicht mehr gefallen. Empfindenden Eltern ist der Gedanke, ihr Kind geschlagen zu haben, peinlich, wenn ihr Kind frühzeitig stirbt. Meine Nachbarin erzählte einmal folgendes: „Es isch emol e Fraa gwest, die hot e Kind ghatt, un dem hot se nie Schläg gewwe, wanns Kind emol sterbt, dass se sich nit Vorwerf mache z braucht. s Kind isch gstorwe. No isch d Fraa emol uf de Kerchhof kumme, un do sieht se, s Kind streckt s Händel zum Grab naus — grad s Händel. No isch se haam un hots de Leit gsaat. No henn se gsaat: des wär, weil se dem Kind nie kä Schläg gewwe häät; se soll e Rut nemme un soll fescht ufs Händel schlage. Un so hot ses gmacht. Un s Händel hot sich wieder neingzoge. Un deswege muuß mr de Kinner schlage, auch wann mr denkt, se kehnte eim sterwe."

Die Schulentlassung fällt mit der Konfirmation zusammen. „Do werre die Kinner der Gmaan vorgstellt." Die Konfirmation heißt die „Vorstelling in der Kerch". — Das ist ein wichtiges und heiliges Fest; „des isch doch s Schenscht im ganze Johr!" Vom Schulhause geht der Zug mit den Konfirmanden, den Kirchenvorstehern, dem Lehrer und Pfarrer unter Glockengeläute zur Kirche. Die Konfirmanden sind von oben bis unten ganz neu ausstaffirt, die Mädel das Sacktüchel auf dem Gesangbuch, die Buben lassen es etwas zum Brusttäschel herausgucken. In der Kirche ist kein Platz frei. Mit Spannung wartet man auf die Prüfung der Kinder, wer am lautesten, am sichersten seinen Spruch sagen kann. Nach den ersten Fragen und Antworten löst sich die Spannung bei Kindern und Eltern und macht einer ruhigen und freundlichen Stimmung Platz. Kein Kind ist beschämt, und alle sind zufrieden, wol auch stolz. Dann kommt das Feierlichste: die Einsegnung. Unter Glockengeläute treten die Kinder paarweise vor den Altar, der Pfarrer ruft laut ihre Namen und ihre Denksprüche in die Gemeinde hinein;

die Kinder knieen nieder und werden eingesegnet. Dann geben sie allen Kirchenvorstehern die Hand. — Da gehen mancher Mutter die Augen über, und auch mancher Vater verdrückt die Träne. Es ist doch eine „bedenkliche“ Sache. „Mein Kind soll bei seinem Glauben bleiben und rechtschaffen sein.“ — Innig und aufrichtig ist diese Rührung. Ist ein Kind gar Doppelwaise, so fehlt es gewiss nicht an warmem Mitleid. Dann dringt wol der Spruch: „Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf“ ganz besonders zu Herzen. — Zum Schlusse der Feier gehen Kinder, Eltern und Paten gemeinsam zum „Nachtmahl“.

Am Nachmittage trinken die Kinder den Kaffee im Pfarrhause und machen unter der Führung des Pfarrers und des Lehrers einen Spaziergang in den Wald oder auf ein Dorf. Da singen sie noch ein paarmal das schöne Konfirmationslied, das sie der Lehrer gelehrt hat, sind aber übrigens ganz vergnügt, und bei manchem Bübchen entdeckt man schon die Spuren künftiger Lebensart oder Lebensunart.

Nach der Konfirmation ist der Bub ein „Börschtel“ und will bald auch ein „Borsch“ sein, kanns nicht erwarten, bis auch er mit der Cigarre im Mund im Haufen der eigentlichen „Borscht“ sich zeigen kann. Sehr bald fangen schon die Bekanntschaften an. In der ersten Zeit werden die Mädele bloß geutzt und erschreckt. Dann aber hat der Bursch in der Regel seine „Bekanntschaft“, mit der er „geht“, tanzt, auch isst und trinkt.

Ernsthaft wird das Verhältnis in der Regel erst, wenn der Bursch vom Militär zurückkommt. Eine Verlobung, nach städtischen Begriffen, gibt es nicht. Daher kommts wol vor, dass es von einem Bursch und einem Mädel heißt: „Emol wars was, emol wars nix.“ Haben sich die beiden aber recht gern, dann kann man ja ans Heiraten denken. Es muss aber alles seine „Richtigkeit“ haben. Ist das der Fall und haben die beiderseitigen Eltern Einsicht in die Wohnungs- und Vermögensverhältnisse genommen und ihre Einwilligung zur Heirat gegeben, dann gehen die Verlobten

zum Notar und lassen einen Ehevertrag aufsetzen. Dann sind sie „Hochzeiter“ und „Hochzeitern“. Es steht dann der Beiwohnung eigentlich nichts im Wege. Die Volksanschauung findet es sogar ganz in der Ordnung, jedenfalls durchaus nicht anstößig, wenn jetzt schon die Beiwohnung vollzogen wird. Das geht ja übrigens niemand was an. — Ist aber die Heirat nicht gehörig vorbereitet, gibt es immer noch Fragen, über die man nicht ganz einig ist, dann empfiehlt sich Vorsicht. Man „hält sich“, dass man nicht heiraten muss.

Auch wenn das Mädel von ihrem Bursch schon ein Kind hat, so ist das noch keine so arge Schande, vorausgesetzt, dass doch noch eine Heirat zu Stande kommt. Mehrere Kinder vor der Heirat bekommen, ist freilich schon misslich. „Aans lass ich mir noch gefallen“ — meinte einmal ein Mädel, dem man nichts Böses nachsagen konnte.

Das Aufgebot beim Bürgermeister und beim Pfarrer bestellt gewöhnlich der Bräutigam. Ist aber die Luft nicht ganz rein, so überlässt der Bräutigam den Gang zum Pfarrer dem eigenen Vater oder dem Vater der Braut, oder auch der Mutter. Wenn dann etwa der Pfarrer fragt, warum der Bräutigam nicht selber kommt, dann heißt es: Er ist halt schenirt, oder er muss noch schaffe, oder sonst etwas. — Eine Freude aber ists, wenn Braut und Bräutigam miteinander zum Pfarrer kommen, und man fühlt aus ihren Reden und ihrer ganzen Art den ernsten entschlossenen Willen einander anzugehören. Wenn sie dann auf einen freundlichen Zuspruch des Pfarrers sagen: „Wir habens im Sinn, wir wollen einig leben,“ so kommt das trocken heraus, aber dahinter steckt der ganze Mensch.

Die Anzeige im Gemeindekasten wird von Freundinnen der Braut mit einem Kranz künstlicher Blumen geschmückt. Ist aber bei dem Paare schon etwas los, so kommts vor, dass ein loser Schalk einen Kindernuttel (Lutscher) an den Kranz bindet. Das ist nach meiner Erfahrung der letzte Rest jener Sitte, die mit Häckselstreuen von einer Wohnung zur andern den

Bursch und das Mädel, die sich vergangen hatten, der öffentlichen Schande preisgab.

Am Tage der öffentlichen Verkündigung gehen beide Verlobte zur Kirche. Sie wollen mit Recht die Ehre selber genießen, als rechtmäßige Verlobte feierlich bekannt gegeben zu werden.

Die Hochzeit findet nicht immer im Dorfe statt. Man hat allerlei Grund, die Hochzeit in der Stadt, in Heidelberg, zu halten. Ein Paar hat z. B. den bräutlichen Schmuck verwirkt. Ohne Kranz und Straußel mag man aber doch nicht im Rathaus und in der Kirche erscheinen. In der Stadt kennt einen niemand. Da kann man also die Ehrenzeichen getrost anlegen. Oder man scheut die Kosten für eine Hochzeit im Orte, wozu man doch viel Leute einladen muss, u. a. auch die Schießbursche oder den Gesangverein, dessen Mitglied der Bräutigam ist. Eine Bauernhochzeit in der Stadt ist aber ein merkwürdiges Ding. Da sitzen sechs, acht Leute in dem Alltagstrubel einer städtischen Wirtschaft, wenig beachtet von den ein- und ausgehenden Gästen, ohne Lust und Scherz, befangen in der ungewohnten Umgebung. Abends fahren sie dann von der Station heim. Und wenn nicht bei ihrer Ankunft im Dorfe ein paar verlorene Schüsse knallten, würde es kein Mensch inne werden, dass die und die heute Hochzeit gehabt haben.

Ganz anders, wenn daheim im Orte in dem vollen Lichte der Oeffentlichkeit und getragen von der Teilnahme des ganzen Ortes eine regelrechte Hochzeit gefeiert wird. — Da ist alles aufs beste vorbereitet. Man hat Kuchen gebacken, viel Kuchen, Käskuchen, Apfelkuchen, „Quekschtekuche“, Zimtkuchen, auch Bund „in den Kaffee“; beim Metzger in der Stadt hat man Fleisch gekauft, Rindfleisch und Schweinefleisch, beim Krämer ein Kistchen Cigarren, beim Weinhändler ein Fässchen Wein, beim Bierbrauer einen Panzer Bier. Man will halt keine „Käsebrodshochzet“, sondern „e ordentlichi Hochzet“ halten. Und dass es eine solche geben wird, hört man schon frühmorgens an vereinzelten

Schüssen, wenn die „Schießbursche" ihren alten Schießprügel probiren, „ob er noch tut".

Um elf Uhr vormittags gehts aufs Rathaus. Zur bürgerlichen Trauung erscheinen bloß die Brautleute und die Trauzeugen. Das Geschäft auf dem Rathause ist bald erledigt. Dann kommt der feierliche Kirchgang. Jetzt läutets zusammen, jetzt müssen sie gleich um die Ecke kommen, und alles, alt und jung, besonders die Weiber, kommen gesprungen und gucken. Da kommt dann der Hochzeitszug, langsam, still, feierlich: voran das Brautpaar, dann die Eltern und die Gäste. Und dazu knallts aus allen Ecken und Enden, dass es eine helle Freude ist. — Und wer etwa solches Schießen als Unfug bezeichnen wollte, der kennt die Freude, den Stolz, die Ehre nicht, die eine Braut und einen Bräutigam an dem schönsten Tage ihres Lebens beseelen.

Mit einemmale verstummt das Geläute und das Schießen. Der Hochzeitszug hat die Kirche betreten: Braut und Bräutigam stellen sich vor den Altar, die Gäste — nach den Geschlechtern verteilt — in die Bänke. Der Pfarrer tritt an den Altar, spricht das Gebet, hält die Traurede, und segnet das Paar ein. Dann überreicht er im Namen der Gemeinde dem Paare die Traubibel, wo Gottes Wort zu den Menschen spricht, und schließt die Feier mit dem Segen.

Jetzt führt der junge Mann seine Frau am Arm zur Kirche hinaus, der Zug folgt, und nun geht es — wieder unter dem lauten Gruß der Schießbursche — zur Wohnung, woher man gekommen.

Jetzt folgt der weltliche Teil der Hochzeitsfeier. Dieser zerfällt wieder in zwei Teile — die Studenten würden sagen in den offiziellen Teil und die Fidulität. Der erste umfasst vor allen Dingen das Mittagessen; der zweite das Abendessen und was darauf folgt.

Zum Mittagessen wird gewöhnlich auch der Pfarrer eingeladen. Das junge Ehepaar kommt selber ins Pfarrhaus und ladet ein. Geht der Pfarrer gleich mit, so wird er von dem Ehepaar in die Mitte genommen. In der Wohnung hat

man alles hergerichtet, dass man sich „grad“ hinsetzen und essen kann. Mit dem Platz behilft man sich so gut es geht. Und es geht. „Es gehen viele geduldige Schafe in einen Stall.“ Die Weiber müssen halt enger „zammericke“, dass die „Mannsleit Platz henn“. Noch ehe alles seinen Platz gefunden hat, kommt die Suppenschüssel auf den Tisch. Der Hausvater ruft über die Gesellschaft hin: „e Gute“ un jetzt kanns losgehen. Ein Tischgebet ist nicht üblich, auch nicht ein stilles. Wer am nächsten bei der Suppenschüssel sitzt, langt am ersten zu.

Die Suppe ist die übliche Festsuppe: die Grünekernsuppe. Dann kommt das Rindfleisch mit Beilagen, Gurken, eingemachtem Obst, oder mit einer Sauce, meistens Meerrettigsauce, dann Braten und Bratwurst mit Rotkraut, Sauerkraut, Kartoffelsalat, dann der Kaffee mit Kuchen. Es wird langsam gegessen, mit Bedacht, und — im Anfange wenigstens — nicht viel gesprochen. Der Wein löst nach und nach die Zungen. Wenn der Pfarrer fort ist, lässt man der Lustigkeit schon mehr Raum. Das laute, ausgelassene Treiben bleibt indessen dem Abend vorbehalten.

Um sechs, sieben Uhr gehen die Männer und Weiber heim zum Füttern. Das Brautpaar und wer noch von den Gästen abkommen kann, geht in die Wirtschaft zum Biere. Da wirds im Hochzeitshause still. Man richtet dann das Nachtessen zu, — dieselben Gerichte wie am Mittag, und sticht das Fass Bier an. Jetzt kommt die Jugend und damit „Leben“ ins Haus. Die „Schießbursche“ sind da und wollen nicht umsonst geschossen haben. Da wird gegessen und getrunken und gesungen, drauf und drauf. Da mag dann auch das Brautpaar geneckt werden, — wie es will oder wie es nicht will. Man hört, da und dort sei es Sitte, der Braut den Schuh heimlich zu stehlen und mit Wein gefüllt bei der Gesellschaft herumgehen zu lassen. Die Hauptscherze werden wol die sein, die der Augenblick und die Laune — gröber oder feiner — eingibt. Das ist freilich kein Scherz mehr, — weder ein grober noch ein feiner — wenn die betrunkenen

Bursche eine „rechti Sauerei“ in die Stube machen. „Wüschtel“ gibts eben überall; und man soll nicht meinen, alle wären so, oder gar das „wüschte“ Treiben wäre den Hochzeitsleuten recht. O nein, die Hochzeitsleute habens auch gern, wenns schön gemütlich zugeht.

Erwähnt sei schließlich, dass die Hochzeitsleute an dem Tage, wo sie alles Gute in Hülle und Fülle haben, der armen Leute nicht vergessen: sie bringen ihnen zu essen und zu trinken ins Haus, dass sie sich auch freuen.

Man glaubt im allgemeinen, auf dem Lande gebe es weniger Krankheiten als in der Stadt. Nach meiner Erfahrung ist das Gegenteil hiervon richtig, schon aus dem Grunde, weil man sich nicht so schnell und leicht dazu versteht, den Arzt kommen zu lassen, wenn eine Krankheit ausgebrochen ist. An seine Stelle treten die häuslichen Mittel und das „Brauchen“ — die Sympathie. Hilft beides nichts, kann man immer noch zum Arzte schicken. — Die Hausmittel sind übrigens so übel nicht. Hat einer einen „Wurm“ im Finger, so taucht er ihn in heißes Wasser. Gegen Husten hilft die Brüh, in der die Kartoffel gekocht sind, mit Kandelzucker; auch kocht man Kirschenstiele und trinkt die Brüh. Die Heilkraft des Honigs bei Krankheiten der Atmungswerkzeuge ist wohl bekannt. Besonders gut soll der Honig tun, den man über Nacht in einem ausgehöhlten Rettig gelassen hat. Gegen Blasenleiden hilft Thee von „Schäfteheu“ (Schachtelhalm). Andere Hausmittel sind etwas verdächtig. Auf die geschwollene Hand, das geschwollene Bein lege man Mist oder eine Salbe von Seife, Schweinefett, Kreide und Essig, oder lasse gar heißes Pech laufen. Das letzte können aber nur die Mannsleute aushalten. — Berufsmäßige Quacksalber sind mir nicht bekannt. — Dagegen giebt es Weiber, die „brauchen“ können; aber sie hüten ihre Geheimkunst so streng, dass man nie etwas darüber erfährt.

Ist der Arzt zu einem Kranken gerufen, so verlangt man von ihm, dass er auch etwas verschreibe. Verschreibt

er nichts, so versteht er nichts oder ist gleichgültig gegen den Kranken. „Er hot nit emol eppes verschriwwe“ ist keine Empfehlung für einen Arzt. Andererseits kann man oft genug beobachten, wie die Leute die verschriebene Arzenei einfach nicht nehmen, weil sie so „wüscht schmackt“. Am beliebtesten ist der Arzt, der nicht lang an einem Kranken untersucht, sondern gleich sagt, was ihm fehlt, und übrigens nicht viel Komplimente macht, sondern offen und derb seine Meinung sagt. Unvergesslich ist in Mückenloch und Umgebung der frühere Arzt Dr. Baur, in Hirschhorn und Neckarsteinach. Wenn der ins Krankenzimmer trat, brummte er vor sich hin: „s ist mir heut gar nicht recht; ruft mir den Apothekersknecht.“ Da hat der Kranke lachen müssen. Wenn aber der Kranke nicht folgsam war, konnte Dr. Baur ordentlich grob werden: „Hör emal, Stoffel! (er duzte alles) wann d nit tusch, wie ich sag, bischt in vier Woche nimmi do!“ Baur hat auch die Leute nach ihrem Vermögen zahlen lassen. Das war halt e rechter Doktor. Un wie er gestorben ist, war ganz Mückenloch bei seiner Beerdigung. So ein Doktor kommt auch nimmer!

Wenn eine Krankheit ein schlimmes Ende nimmt, so gibt sich der Kranke so wenig wie die Angehörigen einer Täuschung hin. Der Gedanke an das Sterben hat, wenn ich nicht sehr irre, für den Bauer nicht den Schrecken wie für den Städter. Wie oft habe ich selber mit angehört, dass ein Freund des Kranken zu dem Kranken sagte: „Du gefallsch mr gar nit; wirsch mr so spitz im Gsicht. s' isch e bees Ding. Da kann mr nix mache.“ Solches und ähnliches hört der Kranke ruhig an; einen empfindsamen Städter würde solche Rede geradezu töten, während unser Mann denkt: wenns gestorben sein muss — in Gottes Namen!

Es gibt verschiedene Vorboten des Todes. Da ist im Rübenacker eine Rübe mit weißen Blättern. Da muss jemand sterben. Ist die weiße Rübe mitten im Acker, so stirbt eins aus dem Hause; ist sie am Rande des Ackers, stirbt eins aus der entfernteren Verwandtschaft. — Ein Muldruf —

Maulwurf — im Ofen ist auch ein böses Vorzeichen. — Wird in der Kirche für ein schwer Krankes gebetet, und es ist in der Kirche beim Gebet ganz, ganz still, so stirbt das Kranke. Wenn aber zwischenhinein gehustet oder gescharrt wird, bleibts leben. — Auch hat mans nicht gern, wenns ins Unservater hinein schlägt, z. B. zehn Uhr. Dann stirbt eins. — Wenn Freitags die Kirchhoftür uffgeht, geht sie in den nächsten acht Tagen wieder auf.

Wenn eins schwer, vielleicht sterbenskrank ist, so versäumen die Angehörigen selten, ihm durch den Pfarrer das heilige Abendmahl geben zu lassen. Man tuts nicht immer nur dem Kranken zu liebe, der ja in der Angst lebt, wenn er das Abendmahl eingenommen hat, so muss es gestorben sein, sondern auch sich zu liebe: „So, jetzt kanns gehen, wie es will; man hat seine Schuldigkeit getan, man braucht sich kein Gewissen zu machen." — Man würde aber fehlgehen, wollte man diese Anschauung für ausnahmslos giltig ansehen. Neben der abergläubischen Auffassung des Abendmahls finden wir in manchen Fällen den hellen zuversichtlichen Aufblick zum Vater im Himmel und zu dem Herrn, der am Kreuz für uns gestorben ist.

Ist eins gestorben, so wird der Leichnam gewaschen, und zunächst mit einem reinen Hemd und Strümpfen bekleidet auf den Strohsack ins Bett gelegt. Das Totenhemd wird angezogen oder aufgelegt, wenn der Tote im Sarge liegt. — Die Totenwache besorgen meistens die Sargträger, auch wol Freunde und Verwandte. Die Sargträger werden von einem Angehörigen des Verstorbenen freundlich um ihren Liebesdienst gebeten. Von den Sargträgern ist die eine Hälfte katholisch, die andere evangelisch. In den achteinhalb Jahren meines Amtes in Mückenloch und Dilsberg ist diese schöne Rücksicht auf die beiden christlichen Bekenntnisse niemals verletzt worden. Der Erlass, der den Katholiken die Teilnahme an nichtkatholischen Beerdigungen verbietet, ist wirkungslos geblieben. Ledige Personen werden von Burschen, verheiratete oder verwitwete von Männern zu Grabe getragen.

Hat der Verstorbene Bienen gehabt, so soll man an den Stöcken klopfen, dass sie nicht kaput gehen. Den Vogelkäfig im Zimmer soll man verhängen.

Den Ledigen legt man Blumen in den Sarg, den Mädchen auf den Sarg eine Blumenkrone.

Bei der Beerdigung bekommen Pfarrer, Lehrer und Sargträger Rosmarinzweiglein oder Citronen. (Ueber die Bedeutung dieser Sitte habe ich keinen Aufschluss erhalten können.)

Von einem Totenmahl ist keine Rede. Nach der Rückkehr vom Grabe werden Verwandte und Träger mit Kaffee und Kuchen, Wein und Käse bewirtet. Ein Uebermaß im Essen und Trinken gibt es nicht.

Die Trauertracht bei Mädchen und Weibern ist schwarzer Schurz und schwarzes Halstuch. Ein Jahr lang geht man zu keiner „Musich“, d. h. zu keinem Tanze. In den ersten sechs Wochen nach dem Trauerfall singt man in der Kirche nicht mit.

Der Gräberschmuck ist in Mückenloch, wie überhaupt in den vorwiegend evangelischen Ortschaften, unbedeutend. Die Katholiken pflegen Friedhof und Gräber sorgfältiger. Besondere Sinnbilder außer dem üblichen des Kreuzes kommen an Gräbern nicht vor. In Wimmersbach findet man dagegen an manchen Holzkreuzen eine Taube — das Sinnbild der aus der Welt geretteten Seele. (Noahs Taube.) Wolhabendere Leute lassen neuerdings schöne Grabsteine aufstellen. Die anderen begnügen sich mit dem vom Schreiner kunstlos hergestellten hölzernen Kreuze. Die kurzen Klagelieder auf dem Kreuze und dem Stein hat der Schreiner und der Steinhauer zur Auswahl. Absonderlichkeiten in der Inschrift gibt es nicht. — Auf keinem Grabe fehlen Blumen. Man darf sie aber nicht rupfen, sonst nimmt man dem Toten die Ruhe.

b) Tiere, besonders Haustiere. Das Verhältnis zu den Haustieren ist durchweg freundlich, manchmal zärtlich. Man muss mit den Tieren reden wie mit Menschen.

Dann folgen sie gern. Der Kronenwirt nannte seine prächtigen Gäule nie anders als: Bube! — Auf ihr Vieh sind die Mückenlocher stolz. Mit Recht. Wer aber schönes Vieh sehen will, gehe zum Wiswesser auf dem Neckarhäuser Hofe. Da kann man lernen, wie das Vieh gehalten werden muss.

Das Kleinvieh — Geißen, Schweine, Geflügel — heißt das „Geziffer".

Einer Bruthenne legt man eine ungerade Zahl Eier unter, 11, 13, 15 u. s. f. Man setzt die Bruthenne — die Gluck — „unbeschraue" — bei zunehmendem Monde — womöglich Sonntags beim Zusammenläuten — in Gottes Namen. — Beim Zusammenläuten soll man auch das an der Kuh saufende Kalb „abstoßen".

Als unbedingt schädlich gelten die Schlangen, einerlei ob giftig oder nicht. Es steht ja auch geschrieben: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen." — Auch Maulwürfe sind unter allen Umständen zu töten. Sie fressen die Wurzeln ab und schmeißen Steine und Erde heraus, an denen die Sense stumpf wird.

d) Verzeichnis der Tage, an die sich Bräuche knüpfen. Im Advent — d. h. vom ersten Sonntag Advent bis zu Weihnachten — und in der Fastenzeit — auch österliche Zeit genannt — wird keine Hochzeit gehalten.

Die Silvesternacht heißt die Schießnacht. Es wird schon eine geraume Weile vor Mitternacht geschossen, unmittelbar vor Mitternacht wirds aber still, bis mit dem ersten Glockenschlag Zwölf ein gewaltiges Schießen losgeht. — Hat die Uhr Mitternacht ausgeschlagen, so wird an beiden Kirchen zusammengeläutet. Dann verzettelt sich das Schießen. Gruppenweise ziehen Burschen im Orte herum und schießen da und dort das Neujahr an, zuerst wol den eigenen Angehörigen, dann dem Mädchen, dann den anderen Leuten, die man mag, — dem Schulz, dem Ratschreiber, dem Polizeidiener (der den „Unfug" gewähren lässt, weils ihn selber freut, wenn ihm das Neujahr angeschossen wird), dem Pfarrer,

dem Lehrer u. s. f. Das Anschießen geschieht unter den Worten: Wir wünschen dem Herrn (Bürgermeister) und seinem ganzen Hause ein glückseliges Neues Jahr! — Und wenn ein gestrenger Amtmann in Mückenloch wäre, würde es ihn auch freuen, wenn er geschossen bekäme. Dass das Amt jedesmal am Abend vor der Schießnacht durch die Schelle verkünden lässt, dass das Schießen bei Strafe von so und so viel Mark bezw. Tagen Haft verboten sei, findet man ganz in der Ordnung. Man quittirt den Ausruf mit der Schelle augenblicklich mit einigen Schüssen. — In Dilsberg ziehen nach dem Zusammenläuten die Männer im Orte herum und singen: „Großer Gott, wir loben dich" — oder: „Hört, ihr Leute, und lasst euch sagen, die Glocke hat zwölf geschlagen. Das alte Jahr ist jetzt vergangen. Das neue Jahr hat angefangen. Lobt Gott den Herrn!" Diese Männer sind vom Schulz bestellt, die Ordnung in der Schießnacht aufrecht zu erhalten.

Am Neujahrstage ziehen die Kinder von Haus zu Haus und gratulieren: „Wir wünschen Ihnen ein glückseliges neues Jahr, dass Sie gesund bleiben manches Jahr." — Sie bekommen Pfennige oder Kuchen oder „Poppe".

Am Nachmittage geht männiglich mit seinem Weibe in die Wirtschaft und trinkt Wein. Es muss einer schon ein ausgesprochener Sonderling sein, wenn er sich diesem Brauche entziehen wollte.

An Lichtmess sagt man: Lichtmess — spinne vergess! Reiche Leut essen bei Tag zu Nacht; arme Leut, wenn sies haben.

An Fasnacht — Fasenacht — backen die Weiber Küchle, verkleiden sich die Kinder zu „Fasenachtsbutze", gehen die Männer und Bursche zum Bier.

Zu Ostern gibts Ostereier und „Bretzle" — ein Backwerk in Puppenform.

Nach Ostern sind aller Gedanken auf die Kirchweihe — Kerwe — gerichtet. Früher immer am Sonntag nach dem Jörgetag (23. April) gefeiert, ist sie vor ein paar Jahren,

um die etwaige allzu fühlbare Nähe des Osterfestes zu vermeiden, auf den ersten Sonntag im Mai verlegt worden. Das Bezirksamt hätte die Kirchweih am liebsten in den Oktober gelegt. Aber die Mückenlocher habens durchgesetzt, dass ihnen ihre Kerwe erhalten blieb.

Die Kerwe dauert drei Tage. Am Sonntagvormittag um elf Uhr ziehen die Bursche von jeder der beiden Wirtschaften gesondert mit Musik und einem oder zwei Vorreitern im Orte herum, und bringen dem Bürgermeister, dem Lehrer, dem Ratschreiber und dem Pfarrer Ständchen. Während die Musik unten vor dem Hause spielt, geht der Trupp Bursche hinein in die Wohnung, jeder Bursch mit einem gefüllten Glase Wein, laden zur Kerwe ein und bieten zu trinken an. Der Eingeladene muss aus jedem Glase trinken.

Nachmittags um 3 Uhr geht der Tanz an. Da kommen dann die auswärtigen Besucher, die Leute aus den benachbarten Dörfern, und die Geschäftsleute aus der Stadt. Es geht hoch her.

Es wird nur Wein getrunken, in letzter Zeit hört man sogar manchmal eine Champagnerflasche knallen. Bei alledem geht es anständig zu.

Auf der Straße ist ein lustiges Leben vor den Ständen und an der Reitschule. Die Buben, die die Reitschule drehen, haben das Fahren umsonst.

Der Montag ist etwas stiller. Da sind die Mückenlocher unter sich. Es ist nicht das Gedränge wie tags zuvor. Um 3 Uhr nachmittags beginnt wieder der Tanz. — Alle paar Jahre wird auch ein Hammel ausgetanzt. Die Bursche machen es aus. Der Hammel wird auf einer Wiese vor dem Ort ausgetanzt. Es geht im Zuge da hinaus. Voran die Musik, dann der gekrönte Hammel, von zwei Burschen geführt, dann die Paare, jeder Bursch mit seinem Mädchen. Draußen auf der Wiese tanzt jedesmal nur ein Paar allein. — In einiger Entfernung vom Tanzplatz ist ein Böller aufgestellt. Er wird, wenn der Tanz lang genug gedauert hat, mittels einer Zündschnur losgefeuert, die einer ansteckt, der

am Tanze selbst nicht beteiligt ist.. Dasjenige Paar, das gerade tanzt, wenn der Schuss ertönt, hat den Hammel gewonnen. — Der Hammel wird dann gemeinsam gegessen.

Am Kerwedienstag ist Kehraus. Die Bursche treiben allerlei Ulk, machen einen Wagen auseinander und verstecken die Teile, holen Eier bei den Weibern und backen einen Pfannekuchen, fahren als Orchester mit improvisirten Instrumenten herum, tanzen miteinander auf der Straße u. s. f. Am späten Abend zieht dann der ganze Schwarm: Alte, Junge, Männer, Weiber, Bursche, Mädle mit der Musik an der Spitze zum Dorfe hinaus, und „begräbt" die Kerwe. Der Lärm ist betäubend, und schließlich ist man froh, wenn die Kerwe glücklich begraben ist und Musik, Gesang, Geschrei und Gedudel ein Ende hat.

Jener Mückenlocher Bub, der am Dienstag wieder zur Schule musste, dachte freilich anders, als er es grade heraus sagte: Wann doch alle Tag Sunndag wär, un alle Sunndag Kerwe, da bräucht mr aa nit in Schul z gehe. Es ist das vielleicht derselbe, der, einst in der Schule gefragt: welches die höchsten christlichen Feste wären, zur Antwort gab: Weihnachte, Oschtere, Pfingschte un Kerwe.

Die Kirchweih ist und bleibt ein volkstümliches Fest, ja im Grunde genommen das einzige volkstümliche Fest. Dagegen kommen die andern Feste, Fahnenweihen, Stiftungsfeste oder gar kirchliche Feste, wie Gustav-Adolfs- und Missionsfeste, nicht auf. Dass die Kirchweih auch in eine unsinnige Schlemmerei, in einen wüsten Taumel ausarten und darum für manche zu einem Schaden werden kann, braucht nicht geleugnet zu werden. Aber deswegen die Kirchweih in Bausch und Bogen verwerfen, sie als überlebt und unnötig oder als schädlich hinstellen — das wäre weit übers Ziel geschossen. Die Kirchweih hat manches Gute für sich und dadurch unterscheidet sie sich zu ihrem Vorteil von den andern sogenannten Festen. Auf Kirchweih wird zunächst das Haus gründlich gereinigt. Das ist schon nicht zu unterschätzen. Sodann bringt die Kirchweih die zerstreuten Glieder

des Hauses und die Verwantschaft zusammen. Sie gibt eine willkommene Gelegenheit, Gastfreundschaft zu üben. Endlich ist die Kirchweih ein allgemeines Fest, also nicht bloß wie die meisten andern Feste für Männer und Bursche und das tanzlustige Volk der Mädchen, sondern ein Fest auch für die vielgeplagten Weiber, für die Kinder und für die Alten, und schließlich auch für die armen Leute. Will man von oben her die Vergnügungssucht eindämmen, so fange man bei den Vereinsfesten an. Und die Militärvereine sollten in allererster Linie bedacht sein, mit gutem Beispiel voranzugehen. Wer auf dem Lande gelebt hat, weiß, dass diese Vereinsfeste, mögen sie heißen wie sie wollen, Stiftungsfest, Fahnenweihe, Waldfest, noch ganz anders das einfache, durch Sitte und Herkommen geregelte bäuerliche Leben zersetzen, als es die Kirchweihe tut. —

Nach der Kirchweih beginnt die arbeitsreiche Zeit des Jahres, die bis ins tiefe Spätjahr dauert. Nur einmal kommt während dieser Zeit ein fröhlicher Tag: der Erntetanz — Erntanz — am 3. Sonntag im August. Dagegen nimmt der Geburtstag des Großherzogs am 9. September so wenig wie der Geburtstag des Kaisers am 27. Januar eine Stelle im Volksleben ein. —

Vor völligem Einbruch des Winters — im November — wird das Gemüt an zwei Tagen nach zwei entgegengesetzten Richtungen in Bewegung gesetzt.

An Allerheiligen (1. November) wandert alles hinaus auf den Gottesacker und schmückt mit frommem Gedenken die Gräber der heimgegangenen Lieben. Am Katharinenmarkt (25. November), der in Neckargemünd viel Volk aus dem vorderen Odenwald versammelt, — da herrscht, kurz vor der stillen Adventszeit, noch einmal lautes, ausgelassenes Leben. Gibt es doch da neuen Wein, und wer sich da nicht einen sogenannten „Bohrer“ holte, wäre kein rechter Odenwälder.

Die Himmelsrichtungen werden selbstverständlich nicht mit den gelehrten Bezeichnungen Nord, Süd usw. bezeich-

net, sondern nach gewissen Ortschaften oder Bergen. Eine Frau fragte mich einmal, wo Rumänien läge. Noch unkundig, wie auf dem Lande die Richtung bezeichnet werden muss, sagte ich: im Osten. Ja, meinte die Frau, so wolle sie es nicht wissen; ich solle mit der Hand in die Richtung weisen. Ich zeigte nun nach Osten.

„Awwel waaß ichs — sagte sie — schroogs iwwer Wimmerschbach naus.“

Namen der Winde. Der Ostwind heißt der Hirschhörner Wind oder der öbere Wind, er bringt trockenes Wetter, im Winter Frost. Der Westwind heißt der Mauermer Wind, weil man dann die Glocken in Mauer läuten hört. Er bringt Regen und Schnee. Die Gewitter kommen aus dem Schönauer Loch. Der Südostwind ist der Heilbronner. Der kann „allerlei for“ Wetter bringen.

Das Wetter kann niemand machen. Das ist ja noch das Beste. Aber vorausbestimmen kann mans, aufs ganze Jahr, und auf hundert Jahre. Darum kauft der Bauer keinen Kalender, der nicht das Wetter vorausbestimmt. In den zwölf Nächten zwischen Weihnachten und Dreikönig sitzen die „Kolennermänner“ uffem hoche Berg un gucke d Stern an; un wie jeder Tag und Nacht werd, so werd aach jeder Monat im neue Johr. Un so werds in d Kolenner geschriwwe. Un s trefft zu, nit iwwral, aber da un dort treffts zu.

Die Kindermorde zu Benzhausen und Waldkirch im Breisgau.

Ein Gedicht aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts,

herausgegeben von **Fridrich Pfaff,** Freiburg i. B.

Die Stadtbibliothek zu Freiburg im Breisgau bewahrt einen kleinen Sammelband aus Heinrich Schreibers Nachlass, dessen Hauptteil, ein Gedicht in Reimpaaren, fast ganz unbekannt zu sein scheint, seines kulturgeschichtlich merkwürdigen Inhalts halber jedoch ebenso wie das Judenspiel von Endingen [1]) ans Licht gezogen zu werden verdient. Der Band trägt auf dem Deckel die Buchstaben A V S und die Jahrzahl 1559. Der Druck des Gedichts umfasst acht ungezählte Blätter 4°, mit Signaturen, aber ohne Kustoden. Die Seite hat 38 Zeilen. Die Aufschrift des ersten Blatts lautet:

Ein seltzame kouffmanschatz wie ein man sein leiplich kind Nüwlich den Juden verkoufft hatt, vnd das kind zv̊ tod gemartert worden ist.

Darunter befindet sich ein Holzschnitt: links ein König mit Schwert und Geissel, rechts ein morgenländischer Fürst, geführt von einem Juden, der auf den andern Fürsten deutet. Im Hintergrunde drei Männer in morgenländischer Tracht, vor einer Säule knieend, auf welcher ein Teufelsbild steht. Auf der Rückseite des Blatts ebenfalls ein Holzschnitt: Maria mit dem Schwert im Herzen. Der untere Teil von Blatt 1

---

[1]) Hg. von Karl v. Amira. Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrh. Nr. 41. Halle 1883. Vgl. D.-S. Bl. 199. 206.

ist abgeschnitten. Auf Blatt 2 b unten Holzschnitt: links unter einer Eiche ein totes Kind, um welches fünf brüllende Rinder. Im Hintergrund ein Dorf mit Kirche und Galgen, von welchem aus drei Bauern mit Stöcken sich nähern. Zwei weitere Holzschnitte befinden sich am Schluss des Gedichts: 1. ein Druckerzeichen: Adler mit Heiligenschein, im linken Fang ein offen Buch, worin eine Druckermarke. Darüber ein Spruchband mit den Worten: Sanctus Johannes. 2. Unter einem dürren Baume knieender Mann in langem Gewand, betend. Vor ihm Wappenschild und Helm, jedoch ohne Bild und Helmzier: Darüber Spruchband mit den Buchstaben: O D M D T V M M. Links oben Gottvater in einer Wolke, unter der gegen den Betenden Strahlen hervorschießen.

Die Druckermarke ist eine derjenigen des *Johannes Grüninger* in Straßburg, wie aus Ch. Schmidts Répertoire bibliographique Strasbourgeois I, Marke 4 zu ersehen. In Schmidts Bibliographie fehlt jedoch unser Druck, der überhaupt zu den Seltenheiten zu gehören scheint. Grüninger druckte 1483—1531. Das Druckjahr des Gedichts lässt sich nicht genau bestimmen. Doch dürfte es wol im Jahr 1504 noch verfasst und gedruckt sein, da nur zu dieser Zeit die Aufmerksamkeit sich allgemeiner auf die in dem Gedicht geschilderte Begebenheit richtete.

Ueber den Verfasser des Gedichts hat sich nichts Sicheres ermitteln lassen. Er war wol Geistlicher, da er sich (765) auf „seinen Orden“ beruft. Allerdings muss er nicht etwa unbedingt Klostergeistlicher gewesen sein, da *Orden* in der alten Sprache auch nur „Stand“ bedeuten kann. Er war Augenzeuge (613) und genau unterrichtet, wie ein Vergleich des Gedichts mit den Aktenstücken zeigt. Ohne Zweifel hat er sich zur Zeit in nächster Nähe der Tatorte aufgehalten, wahrscheinlich in Freiburg selbst, wo ihm offenbar Einblick in die Akten selbst zustand. Besondres Lob spendet er auch dieser Stadt (777), da sie soviel Treue, Fleiß und Ernst angewendet um die Täter zur Strafe zu ziehen. Man könnte versucht sein geradezu in Johann Eck (vgl. S. 292) den Verfasser zu sehn. Er konnte

wol mit etwa 18 Jahren, frühreif wie er war, ein solches Gedicht abfassen. Ferner bestand eine gewisse Verbindung zwischen Eck und dem Sekretär Maximilians *Niklas Ziegler*, der, wie aus den Urkundenbeilagen zu ersehn ist, mit der Leitung des Kindermordhandels amtlich betraut war. In seiner katholischen deutschen Bibel (Ingolstadt 1537) gebraucht nämlich Eck Sprache und Rechtschreibung „wie dann treffenlich Herr Niclas Ziegler bei kaiserlicher Majestät hochlöblicher und untödtlicher Gedächtnus Kaiser Maximilian das Teütsch nach rechter Art und regulirter Orthographei hervürgebracht hat“.[1]) Auch dass Maximilian hier mit so schönen Worten gepriesen wird, hat seine Parallele in dem Gedicht V. 773.

Gegen Ecks Urheberschaft scheint mir zu sprechen, dass er so eingehend (S. 294) über Konrad Stürzel redet, den Gerichtsherrn zu Buchheim, auf dessen Spruch der Verkäufer seines Kinds gerichtet ward, während im Gedicht auffallender Weise Stürzel nicht genannt wird (vgl. V. 250), obwol doch namentlich bei Vers 301, wo das Gericht zu Buchheim unterm Lindenbaum geschildert ist, die beste Gelegenheit war. Unmittelbare wörtliche Anklänge sind im Gedicht und in Ecks Bericht nicht nachweisbar. Und selbst wenn sie bestünden, es wäre doch noch möglich, dass Eck das Gedicht benutzt haben könnte, um seine durch die etwa 40 Jahre, die zwischen dem Falle selbst und der Ausgabe seines Buchs liegen, vielleicht nicht mehr ganz klare Erinnerung aufzufrischen. Will man das Wort Orden, das der Dichter auf seine Stellung anwendet, wie nach Färbung des Gedichts billig, mit „geistlicher Stand“ übersetzen, so kann Eck der Verfasser nicht gewesen sein, denn erst am 13. Dezember 1508 ward Eck, nachdem er im selben Jahr zu Augsburg die niederen Weihen empfangen, vom Bischof von Straßburg zum Priester geweiht,[2]) und zu

---

[1]) Vgl. Kluge. Von Luther bis Lessing. Abschnitt 2.

[2]) Wiedemann. Dr. Joh. Eck. Regensburg 1865. S. 26. Weislinger. Armamentarium catholicum. Argent. 1749. S 747. Ebenda S. 746: Anno 1507 hat er sein erstes Buch, Bursa Pavonis . . . drucken lassen zu Straßburg, da er 21 Jahr alt war.

dieser Zeit war das Gedicht offenbar längst verfasst und gedruckt.

Mit mehr Recht, wie mir scheint, darf man jedoch die Blicke auf einen andern Theologen und Schriftsteller der Zeit richten, der gleichfalls im öffentlichen Leben stand und als Dichter wolbekannt ist. Es ist *Thomas Murner*. Dieser, wahrscheinlich 1475 zu Oberehnheim im Unterelsass geboren, trat mit 15 Jahren zu Straßburg in den Barfüßerorden und empfing mit 19 Jahren bereits die Weihen. Er studirte 1494 bis 1497 zu *Freiburg* und hielt sich dann, nachdem ihn sein unstetes Wanderleben immer wieder in die Ferne geführt, wiederholt hier und in der Gegend, in Schwaben und der Schweiz auf, gerade auch zu jener Zeit, als die Kindermorde und die Hinrichtungen der beteiligten Christen stattfanden. Auf ihn, das Mitglied des Franziskanerordens, passt es also auch, wenn der Dichter von „seinem Orden" spricht. Auf ihn passt das Lob Maximilians, der ihm 1505 den Dichterlorbeer verlieh. Auf ihn passt der ganze derbe, polemische Ton des Gedichts. Wie unser Dichter liebt er es in seinen vielen Werken in dramatischer Weise Rede und Gegenrede anzuwenden und auch unser Gedicht ist in den kurzen Reimpaaren abgefasst, die Murner zu gebrauchen liebte. Die mundartliche Färbung des Gedichts widerspricht der Annahme Murners als Verfasser nicht. 1509 druckte der Drucker unseres Gedichts, Johannes Grüninger in Straßburg, auch Murners *Logica memorativa Chartiludium logice.* Am Schlusse seiner gleichfalls bei J. Grüninger 1511 gedruckten „Badenfahrt" findet sich ein Holzschnitt, der dem Schlussbild unseres Drucks ungemein ähnlich ist.[1]) Ein Geistlicher kniet betend unter einem (belaubten) Baume. Vor ihm steht Schild und Helm. Im Schilde sieht man aber hier einen Querbalken, obenher verziert, mit der Aufschrift *patientia*, darunter eine halbe Sonne den unteren Teil des Schilds mit ihren Strahlen

[1]) Vgl. *Martins* Ausgabe in den Beiträgen zur Landes- und Volkskunde von Elsass-Lothringen. I (Heft 2). Straßb. 1887. S. 38.

füllend. In der Mitte des Bildfelds ein Spruchband mit der Aufschrift: *in omni patientia et doctrina.* Im rechten Obereck Gottvater von Wolken umgeben, unter denen Strahlen gegen den Betenden hervorschießen. Das Wahlwort Patientia findet sich auch in Murners *Ludus studentum Friburgensium* (1511). Ist in unserm Drucke das Wappen auch nicht ausgefüllt, trägt das Spruchband auch andre Zeichen, kniet der Betende auch unter einem dürren Baume und ist die Stellung der Gestalten auch gewechselt, so ist doch die Aehnlichkeit unverkennbar, und es muss besonderes Gewicht auf die Segenstrahlen Gottes und der Sonne in beiden Darstellungen gelegt werden. Sein Patientia-Wappen erklärte Murner allegorisch in einem 1511 gedruckten Briefe an Philipp Keilbusch [1]).

Ich kann an dieser Stelle die Untersuchung nicht weiterführen. Mögen für diesmal diese Andeutungen genügen.

Mein Abdruck des Gedichts ist buchstabengetreu, jedoch unter stillschweigender Verbesserung der Druckfehler, Auflösung der Abkürzungen und Einführung von das Verständnis erleichternden Satzzeichen. Angehängt sind Mitteilungen aus dem Bericht eines Augenzeugen, des Dr. *Johann Eck*, aus den unter „Judensachen" im Archiv der Stadt Freiburg aufbewahrten Urkunden und Akten, aus den Missivbüchern desselben Archivs und andern minder bedeutsamen Quellen. Alles Nähere ergibt sich aus diesen Texten selbst oder aus meinen knappen Ein- und Ueberleitungen und Anmerkungen. Die Darstellung der Begebenheiten in der Schrift des Rabbiners Dr. A. Lewin „Juden in Freiburg i. B." [2]) ist teils einseitig, teils unvollständig und dadurch unrichtig und bleibt daher hier unberücksichtigt.

---

[1]) Ueber das Gesagte ist besonders zu vergleichen *Balke* in der Einleitung zu seiner Ausgabe in Kürschners Deutscher National-Litteratur. Bd. 17, 1.

[2]) Trier 1890.

Die wyl wir ye seind cristen lüt,
als vns die heilig kirch bedüt,
so solten wir doch müssig gon
der iuden, merckt on allen won:
dann sie seind aller vntrüw vol.
das weißt die himelsch künigin wol
bym kind, das sie on schmertzen bar,
hat sie ir vnzucht genommen war,
als sie es hart gemartert hond.
Gen dem sie noch in vngnad stond,
wie wol sie hond ein dummen mut:
noch dürst sie nach der cristen blut,
darnach sie ringend tag vnd nacht.
Darumb merckt hie vnd nempt sin acht,
dann ich find also geschriben ston,
das vndern iuden sey gewon,
in welcher stat der cristenheit
ir wonung hab die iüdischeit,
das sie auch in dem selben land
das loß mit ir vnreinen Hand
werffen, wer im selben iar
die andern all versehe gar
mit cristen blut, wie ich üch sag,
dann es ist war vnd ligt am tag.
Sie hond ein bresten, hörend zu,
der laßt in gantz vnd gar kein ru,
Sie habend dann das cristen blut:
verstündent siess, das wer in gut.
Sie seind in iren hertzen blindt,
dem heiligen glauben allweg findt,
darumb so müssends leiden pein
vnd ewiglich verdammet sein.
verflucht seind sie ia hie vnd dort.

---

[2] bedüt, mhd. bediuten: lehren, mitteilen.
[3] müssig gon, mhd. müezic gân m. Gen.: frei sein von.
[4] won, mhd. wân: zweifel.
[8] vnzucht: Ungesittetheit.
[25] bresten, mhd. breste: Schaden, Krankheit.

Wer hat der gleichen ye gehört,
als in der Marck yetz bscheen ist
von iuden vnd eim bösen crist?
O we das er ye ward getaufft!
Er hatt sein leiblich kind verkaufft,
bym dorff z Bentzhusen in dem wald
hat er geylt im grüsch so bald.
Der vatter hat sym kind gelogen
vnd sich damit selbs betrogen.
Am osterzinstag es beschach,
das iüdisch volk zum vatter sprach:
„Philip, hilff vmb ein kindelin
vnd nym daruon ein gůten gwin,
in disser osterlichen zyt,
es mag nit lenger haben byt.“
Der vatter spricht in angonds zu:
„Kumpt wider zu mir morgen frů,
so wil ich üch bescheiden wol:
ein kind ich überkommen sol.“
Pfaff iud kam wider zů dem vatter
gleich morgens by dem seegatter
und sprach: „Philip, hab gůten flys,
gib vns dein kind, das heißt Mathys.
Das wend wir nun mit alen stupffen,
vß im ein wenig blůtes lupffen;
wir thond im sicher nichts am leben,
mit grossem gůt wend wir dirs geben.“

Hie stond der crist vatter mit seinem kind vor den iuden, die im es ab kaufftend.

Der vatter růfft sym kind harzů
vnd sprach: „Was ich dich heiß, das thů,

---

[35] Marck, heute March: das Gebiet der alten Grafschaft Nimburg, die Dörfer Buchheim, Benzhausen, Holzhausen, Reuthe, Bottingen, Nimburg, Neuershausen. NW. von Freiburg i. B.

[39] Bentzhusen, Dorf Benzhausen, 2 km ö. von Buchheim.

[40] grüsch, mhd. geriusche zu rûsch, rauschende, eilige Bewegung.

[48] byt, mhd. bît: Verzug.

[49] angonds zu mhd. anegân: anfangen; also: zu Anfang.

Vnd wart hie vnder diser eichen:
Dich wirt ein iuncker von Fryburg reichen,
Zu dem ich dich verdinget hon;
er will dir geen ein gůten lon
vnd wirt uns rych vnd selig machen,
des magstu denn gar wol lachen."
Das kindlein volgt seins vatters rat.
Vermerken hie ein ellend that:
der crist verkaufft sein kindelein
wie Judas thet dem herren sein;
doch hat es do ein vnderscheidt:
den frumen cristen ist es leidt.
Der iud nams kindt zu seiner handt,
als ers dort bei dem eichbaum fand.
Sie legtens dar vnd zugens ab,
do was es gar ein reiner knab,
sie stupfftens, biß das blůt vßgoß
als hübsch, als wers ein rotte roß.
„O iuncher mein ist das der lon,
darumb ich zů dir dinget hon?
Hör vff, ich wils meim vatter sagen
vnd meiner lieben muter clagen!"
Vnd schrey da zů dem vatter sein:
„Ach hilff, du lieber vatter mein,
vnd friste mir hie mein leben,
ich wil dir hie gütlich geben,
ein fladen ich im bůsen hab,
den mir mein muter zu letzen gab."
der iud kert sich nichts dar an,
biß das ers blut gar vß im gewan.
Also starb es zu der selben frist.
vmb vnschuldt es gemartert ist.

---

[63] eichen, ö. Benzhausen im Markwald das Eichmattenbächle.
[64] reichen, mhd.: erreichen, holen.
[66] geen, alem.: geben.
[82] dinget hon: mich vermietet habe.
[89] fladen, mhd. vlade: dünner Kuchen.
[90] letzin, mhd. letze: Abschiedsgeschenk.

Der iud legts kindt vffs angesicht,
als wer es gefallen on geschicht.
Do kam das vych alsus dohin
vnd clagt sein iunges hirtelin.
Ich kan vch nit so wol erzelen,
wie lut die öchslin theten brellen,
do sie das kindt funden ligen:
das gros mort woltens nit verschwigen.
Des namen andri hirtlin war
vnd luffen mit einander dar,
do funden sie am selben ort,
wies vich anzeugt, das ellend mort.
„Mathißlin, wer hat dir gethon,
das du hie ligst on allen won?
Wir wollens warlich weiter bringen,
dann es gehört mer zu dissen dingen."
Das geschrey kam vß von stunden an,
es kament do hin weib vnd man
und sahend, das es blůtloß war.
Ganz wyß tod lag es in dem gras
also bis an den dritten tag,
glaubt mir, im ist wie ich üch sag.
Dem selben nach wart im bereit
ein bömlin, do mans kindt in leit,
darinn es also rüwen lag
im kirchoff bis an sechsten tag.
Dar zwüschend wart sin vater gfangen
vmb diebstal, die er hat begangen,
die er bekent zur selben zyt;
in hat verfürt der vnselig zyt.
Der herr der art was frumm und wyß,
er brucht im handel gůten vlyß
und ließ den Dieb noch fragen das,
wer sin kind tödt hat in dem graß.
Er sprach: „Das weis ich worlich nicht,

[96] on geschicht: zufällig.
[100] brellen, mhd.: brüllen.
[118] bömlin: Sarg. Alem. Totenbaum.

es hat gethon ein böser wicht."
Der amptman redt im weiter zů:
„Sag her, ich laß dir nymmer·rů,
bis das du den mort erzelst,
darinn schick dich recht, wie du welst."
Der dieb gedacht in sinem můt:
das kind ist tod und hat kein blůt
und ist denn yetz der nünde tag,
das kind noch vnderm ertrich lag.
Er sprach: „Herr amptman, schicken dar
vnd bringents kindlin zů mir har,
so werden ir der warheit bricht
durch vnser beider angesicht.
Nu wer ich doch ein schnöder man,
ich hab für war kein schuld daran."
Der amptman ließ das kind beschicken,
zů erfarn, wie ers an wolt blicken.
Und do sie kamen zů dem grab,
darinn denn lag der todte knab
als wyß, als wers ein rechter schnee,
was sol ich üch nun sagen mee:
das bömlin möcht man nit erwegen
mit bickeln, howen oder tegen.
Do namen sie das tod kindt,
sin glidlin waren weich vnd lind,
vom bömlin hebten syß haruß
und trůgents zů dem schloß vnd huß,
darinn sin vatter gfangen lag.
Groß wunderzeichen ich üch sag:
als sie glich zum schloß kamen nach,
do schweißt das kindt, das blůt schrey rach,
vnd was dar vor on blůt gesin:
Sie iuden hattends genomen hin.
Do sie zum vatter hinin komen
vnd auch das kindlin mit in namen
vnd das der vatter sach vnd hort,

[151] erwegen: emporheben.
[152] bickeln: Spitzhacken. howen: Hacken.

das blůt, er clagt dis mortlich mort.
Do kert er sich vom kind hindan:
„O we, o we, ich armer man!“
Das kindt das trůg man wider hin,
dem heiligen glauben gibt es schin.
Man legts da wider in sin grab,
es ist on zwyfel ein seliger knab.
Der amptman sprach: „Sag an, du dieb,
was hond dir diuden thon zů lieb,
das du din fleisch vnd cristenblůt
verraten hast vmb zytlich gůt?“
Er sprach: „O aller liebster herr,
das rüwt mich warlich ymmer mer.“
On alle marter gab er bscheid,
groß iamer vnd auch hertzleidt.
„Die iuden sint also verrůcht
vnd habend das an mich gesůcht,
ja mit mir gredt vnd wers mir eben:
gůt guldin wölten sie mir geben,
das ich in schůff ein cristen kindt.
Do was ich leider also blindt
vnd hon sie bscheiden zu mir har
vnd in gezögt bym vich ein schar
der iungen buben vmmerlouffen,
welichen sie dann wolten kauffen.
Also was mein bůb auch dar bey,
der was gantz aller sorgen frei.
Die iuden vnder andern knaben
wolten meinen bůben haben.
Zweintzig zehen ghiessends mir,
vnd wers nit gnůg, so wolten schir
noch mer mir gulden geben hon
vnd mein kindt dennoch leben lon:
sie müstend haben cristenblůt,
darzů wer mein kindt ser vast gůt,
das noch nit alt was süben iar,
doch über sechs was es zwar.

---

183 eben: passlich, zuträglich.

Darumb sie an dem dritten tag
mein kindt vnd gelt, wie ich üch sag,
so ich gen Waltkirch keme dar,
bym alten iuden geben bar.
Also volgt ich dem falschen rat:
o we der grossen missetat!"
Da ward er an die wag geschlagen,
zu erfarn, was er da wolt sagen.
Ich glaub, der tüfel fand den sin,
er gab dem armen menschen in,
das er veriach, er hets gethon,
damit die iuden kamend dar von.
Also hat er sein red gewandelt
vnd gsagt, er hab es selbs gehandelt,
dann er hab ghört, vmb cristenblůt
das diuden gebend grosses gůt.
Das hab er vß sym kindt genommen,
damit er möcht eins kauffs bekommen.
Und gredt: „Ich habs in hals gestochen
vnd sorg, es bleib nit vngerochen.
Mort! lieber vater, sprach min kindt,
hör uff mich stechen ee mir gschwindt."
Er sagt von erst, er het das blůt
gethon in seinen schwartzen hůt.
Darnach sagt er: „Herr, nemen war,
ein hiltzi saltzfass bracht ich dar,
dar in ich hab das blůt gethon
vnd hin geworffen on allen won."
Nun mercken eben vff die sag,
der ich kein glauben geben mag,
denn diuden kerend sich nichtz daran,
ob yetzo kem ein wyb olt man

---

209 wag: ein Folterwerkzeug.
220 eins kauffs bekommen: zu einem Gewinn kommen.
224 gschwindt, mhd. swinden m. Dat.: bewusstlos werden, in Ohnmacht fallen.
228 hiltzi, mhd. hülzin: hölzern.
234 olt, mhd. alde, ald: oder.

und sagt, er brecht in cristenblůt,
er gdecht im gleich in seinem můt:
es kompt von einem andern thier,
vnd het es ouch gantz niendert fier.
Jetzt sagt er, er habs hin geworffen,
dar vor hat ers gewelt verkouffen;
er sagt auch von einem hültzi vaß
vom hůt vnd saltz: er wißt nit was.
Als nun sein sag nit concordiert,
do ward er weiter yngefüert,
damit man vff die warheit kem
vnd gehandelt würt, als sich gzem.
Do hör ich, das noch hut bitag
er bharret sie vff erster sag.
Der amptmann brachts dem herren an,
der was ein hochgelerter man,
darzu ein strenger ritter gut;
in duret ser das cristen blůt,
Er hat seinr herren vnd fründen ratt
zů straff der grossen missetat.
Der landtuogt vnd die künglichen ret
die sassen drüber, wie man thet,
das diuden wurden angenommen,
damit man vff den grundt möcht kommen.
Als nun die sach vnd ellend mört
ein rat zu Fryburg auch erhört,
da thettends als ein haubstat tůt,
die hat ein dapfern cristenmůt:
sie eiltend anrucks resch vnd bald,
ir botten schicktents über wald
und sust an andri ort vnd end
reitend, lauffend vnd auch gend,
bis das mans darzů hat gebracht

---

[238] fier, mhd. vier: stolz, stattlich, schön. Der Sinn ist: und hielt es auch durchaus für nichts.

[251] Gemeint ist Konrad Stürzel von Buchheim.

[263] anrucks zu mhd. rucken: unaufgehalten sich fortbewegen; also: ohne Aufenthalt. resch: rasch.

mit grossem ernst so tag, so nacht,
das z Waltkirch vnd zu Vilingen,
zu Mülhusen vnd zů Ensißheim
gefangen sind, auch zu Kolmar all
die iuden, müssen leiden quall.
Man fragt die iuden, als man solt:
ir keiner nichts veriehen wolt.
Daruff kam gleich ein ander geschrey,
man redt darzu halt allerley,
das ich nit für in dis gedicht;
ich sag allein die woren gschicht.
Man prediget von eim gulden kalb
vnd sunst noch von einer hülsen salb,
das sie in noten streichen an:
es ir gar wol gehelffen kan.
Die iuden haben sich beworben,
daruff gehofft, das kind sey gstorben
uon seines vatters eigen handt.
Der böß veind hat die grossen schand
uersucht zu drechen vff den crist:
wer hat ye ghört ein solichen list?
Damit hant sie in selbs bereit
ein trostung, frid und sicher gleit.
Den herren daran nichtzit yrrt,
er handelt als sich wol gebirt,
die grechtikeit nam er an dhand,
keins guts er sich hie vnderwand,
vnd straffet seinen vnderthon;
die iuden giengen in nichtz an.
Darumb so horent, was ich üch sag:

---

269 Waldkirch, badische Amtsstadt 15 km NO. von Freiburg. Villingen, badische Amtsstadt auf der Baar, an der Bahn Offenburg-Triberg-Donaueschingen.

270 Mülhausen in Oberelsass. Ensisheim im Oberelsass, Sitz der vorderösterreichischen Regierung.

271 Colmar im Elsass.

280 hülsen, Hülse. salb, mhd. daz salp. Eine Hülse voll Salbe?

291 nichtzit, mhd. nihtes niht: durchaus nichts.

es ward bestimpt ein gerimpter tag,
vff zinstag in der nechsten wochen
vor pfingsten ward das recht gesprochen
zû Bûchen vnderm lindenboum,
do ward gefürt der rechtlich zom
uon dapffern lüten, der angesicht:
es was ein vnpartigisch gericht
von steten vnd der nachbürschafft,
dem rechten ließ man gon sein kraft.
Der herr hats warlich wol bedacht,
das ers so schon zu samen bracht
also vff clag vnd antwurt zwar
vnd kuntschafft, die man leget dar,
als beide teil werend selbs hiebey.
Nun horent eben wie im sey!
Da wart mit recht die vrteil geben:
der arm man het verwirckt sein leben,
damit er diß sach bessern sol,
wie ir das yetzo mercken wol.
Zum halben rucken angebunden
vff ein brit zur selben stunden
und vßhin geschleifft zum hochgericht,
merckt was uns recht hie wyter bricht,
man sol in dussen ziehen ab,
der hencker lug, das er da hab
ein sul, daran er binden well,
zu beiden seiten in in stell,
ein glüend zang, wie ich üch sag,
damit er daruß reissen mag

---

[298] gerimpter, zu mhd. râmen: als Ziel festsetzen; also: festgesetzter Tag.

[300] 30. Mai 1503.

[301] Bûchen: Buchheim in der March. Beim Schloss, das an Stelle des alten festen Wasserhauses der Stürzel steht, befindet sich noch eine alte Linde. Es soll aber eine noch ältere dort gestanden haben.

[302] rechtlich zom, zom ist wol mhd. zoun: Zaun, Umzäunung. Also wol: Gerichtsschranken.

[321] dussen, mhd. dâ ûzen: draußen.

haut vnd fleisch zwen finger dick,
Das recht das gibt ein solchen schick.

Darnach riſs der Hencker vſs des übelteters, des kinds vatter, yeder seytten mit fürin zangen hut vn fleisch.

Darnach so legt man vff die erd,
darmit er baß gestraffet werd,
und sol in richten mit dem rad
vnd darnach legen vff ein gstad
vnd in also in vierteil schneiden.
Die ding die muß er alle leiden
umb disse grossen missetat,
die er an sym kind bgangen hat.
Es ghort noch neyßwas me darzů,
bis das die vrteil kem zů rů:
man sol das vierteil an dem kopff
hencken mit eim henffen zopff
an galgen, wie gewonheit ist,
die andern teil on allen list
die sol man stellen offenbar,
das alle menschen werden gwar:
das recht das hat sin fürgang gehebt,
wer hatt der gleich sach ie erlebt,
ein vrteill also scharpff vnd reß?
Doch ist sie diesem handel gmeß.
Es habend darumb vrteil gesprochen
am zinstag vor bestimpter wochen,
die an dem gericht gesessen seint,
dem grossen laster worends veindt,
mit namen Fryburg, Kentzingen
vnd Brisach, Waltkirch vnd Endingen,

---

[328] schick, mhd. schic: Art und Weise, Gelegenheit.

[337] neyßwas, mhd. neizwaz = n-e weiz waz: ich weiß nicht was.

[353] Kenzingen, bad. Amtsstadt N. von Freiburg.

[354] Brisach, Altbreisach, bad. Amtsstadt, W. von Freiburg, am Rhein. Endingen, bad. Stadt am Kaiserstuhl.

die vögt och in dem Hochberger land,
Eychstetten sich auch darby fand
sampt andern des herren eigenlüt.
Der armman gewan ein schwer büt,
er bat vmb gnad und nit vmb recht,
sin sachen warend vast vnschlecht;
also ward im da nach gelassen
das vßhin schleiffen vff der strassen.
Sust wart die vrteil gantz volzogen,
was ich hie sag, ist nit erlogen,
ich weiß, das vier tusent man
zu sahen vff dem selben blan,
das ich gleich in mir selbs gedacht,
wer souil lüt het zsamen bracht.
Darzů wil ich üch weiter sagen,
damit die wahrheit kum zetagen:
als disse vrteil in crafft wolt kommen,
hat ers vff sein letzt end genomen,
das er sin kindt nit selber hab
zum tode vom leben genommen ab,
vnd ist also gantz cristenlich
gestorben, acht ich, seliglich.
Do gedenk ich meiner ersten wort
vnd hoff auch, das dis ellend mort
an iuden soll gerochen werden
dort vnd hie vff dieser erden.

Wie die iuden all iar wider vns ein fest begond mit heffen zů zerschlahen, als nach volget.

Dann sie ein groß fest alle iar
begond mit hefen offenbar,
die sie zůsamen schlahen hart,

---

[355] Hochberg, älter Hachberg, Feste bei Emmendingen, N von Freiburg, Sitz der markgräflich badischen Vögte.

[356] Eichstetten, Dorf am Kaiserstuhl.

[357] eigenlüt: Dienstleute.

[358] büt, mhd. biute: Beute, Gewinn.

[382] hefen: Töpfe.

vnd bettend den zur selben vart:
uerdilget werd der cristen nam,
wie Aman auch zenicht kam.
darzů sie auch zum dritten mal
in irm bett gar groß vnfal
altag vns winschen vngemach:
das ist ein iemerliche sach.
O můter, heilige cristenheit,
din trüwen dienern ist es leidt,
das du so gar verachtet bist
von iuden, auch mengem bösen crist
by vnser zyt der nüwen ee,
es thůt in in iren hertzen we.
Ich weis nit, wie ichs sol verston,
das ich hie vor vernomen hon,
wie es an eim ort ist ergangen,
da noch die iuden lagen gfangen
vnd do mans wolt harusser lassen
am samstag wider vff ir strassen,
do sprachen sie, es zimpt vns nit
an vnserm sabath heiliger zyt,
das wir vß fengkniß söllen gon,
wir kummen morn noch wol daruon.
Also verhengt got, vnser herr,
den selben cristen die vner,
das sy die iuden gantz gewert
der bit, so sie do hont begert,
das ist für war ein fremde clag:
denn morndes was der heilig tag
der pfingsten, do sis vsser liessen,
ich vörcht es thü got ser verdriessen.
Wie wol nun vnser heiliger glob,
daruon vns kumpt groß er vnd lob,
vns dieser ordnung vnderricht
vnd in der kirchen also spricht:
das sacrament wir eren sondt,

[387] Aman: Hamann. Vgl. Buch Esther, Kap. 3—9.
[395] nüwen ee, mhd. niuwe ê: neues Testament.
[409] gewert, mhd. wern m. Gen.: etwas gewähren.

so wir von got erlanget hondt,
dann got wil, das alt document
hyn wych dem nüwen testament.
Noch hondts doch etlich übersehen,
die wahrheit můß ich üch veriehen,
vnd hondt den suntag reprobiert,
den iudensabath confirmiert:
das ist doch gar das widerspil,
es ist on zwyfel vil zů vil.
Doch acht ich dennocht wol do by,
das solichs vß einfalt gescheen sy.
Got hatz nit langer wöllen dulden,
das wir vns also hart verschulden,
darumb hat es sich recht begeben,
das alle sachen wol vnd eben
an tag sint kommen, wie ir hört.
Der handel hat sich selbs enbört.
Uon Sexaw by Waltkirch ist ein knecht,
des namen heißt Hans Gisenbrecht,
der kam gen Fryburg in die stat,
do im sein anschlag gefellet hat,
am frytag nach vnsers herren tag,
im ist also, wie ich üch sag.
Er that sich zů eim tůchman fügen,
den wolt er syferlich betriegen,
und sprach: „Der amptmann schikt mich har
von Hochberg, nemen eben war,
gebt mir ein tůch vß üwerm gaden,
ein lünsch, gemacht von schwartzen faden,

[422] hyn wych: weiche, Platz mache.

[424] veriehen: bekennen.

[437] Sexaw: Dorf bei der Hochburg N von Freiburg.

[441] 16. Mai 1503.

[443] tůchman: Tuchhändler.

[444] syferlich, mhd. sûberliche: säuberlich, artig.

[448] lünsch, eigentlich lündisch, d. h. aus London stammend. „Das Adj. erscheint mit der 2. Hälfte des 15. Jahrh. in Verbindung mit Tuch oder Kleid, beides den englischen Stoff bezeichnend, der vom Stapelorte London aus versendet wurde.“ Grimm Wtb. VI, 1302.

das wil er bezaln vor allen dingen
ich sols im itz gen Hochberg bringen."
Nit weiß ich wie ers hat verniet:
die sach im nit gar wol geriedt,
Got hat geschickt gleich eben, das
der amptman auch zů Friburg was.
Dem kam glich für diß offentür,
den ranck lieff er im hibstlich für.
Der amptman was ein edel man
vnd ließ den bůben greiffen an,
mit gunst eins burgermeisters vnd rat
meint er, man solt die missetat
nit vngestrofft hin lassen gon,
er ließ sunst nümer mer dar von.
Ein rat darzů gantz willig was
vnd acht, das er noch mer das
laster vff seiner huben het.
Sein buchs er heimlich von ihm thet,
das nam man war zur selben stundt:
do mit kam man vff den grundt.

Also ward ein anderer blůtverkoffer gefangen, wie hernach lutet.

Also ward er in durrn gefürt
vnd gefragt, wie sich do gebürt.
Do sagt er; wie mit allem fleiß
ein iud zů Mülhusen, heist Mathis,
im nechst ein brieff vffgeben hab
mit beuel, das er gon Waltkirch trab
zů fůß mit seiner büchs darvon
zum iuden, nennt man Salomon,
vnd im da har bring cristen blůt,
das sie handt gar in grosser hůt
und itzo newlich vff gefangen.

---

451 verniet, mhd. verniuten: zu nichte machen.

455 offentür, mhd. âventiure: Abenteuer.

456 Den ranck fürlaufen = den Rang (Rank) ablaufen, d. h. eine Wegbiegung abkürzen und daher zuvorkommen. hibstlich, mhd. hübschlich.

465 huben: Haube. Er habe noch mehr Untaten auf der Haube d. h. begangen.

Er sprach: „Yl bald, mich würt verlangen,
vnd bringstu blůt vnd kumstu schier
ein gůte schenck hastu von mir.“
Er veriach do bei, er wer ein diep,
roß, tůch vnd anders sie im zelieb.
Mit iuden het er theil vnd gemein
im diebstal gehebt, das ist nit neyn.
Darzů wer es dar by nit bliben,
er het sunst mengen vffgeriben,
die er mit siner eigen handt
het geholffen mörden im tütschen landt:
zu Habchsen einen in der Hart,
den andern hondt sie sunst verwart
im höltzlin vnder Ensißheim,
den dritten im riet vor Marckeltzheim,
darzů noch zwen, die er nit kandt,
in Hagno werforst auch angewand,
noch einen, was von Söwental,
der sübend gibt die letsten zal:
die sie alsamen hondt gemört.
Wer hat der glichen ye gehört?
Ir schimpf der hat noch nit ein end,
in boßheit warent sie behend:
eim pfaffen in Sunckow zů Bückingen
sin huß vnd hoff hinderrücklingen

---

[483] schenck, mhd. schenke: Gabe.

[492] Habchsen, Dorf, jetzt Habsheim ö. von Mülhausen, alt Habuhinisheim, Habichenshein. Der Wald zwischen Habsheim und dem Rhein heisst noch die Hart.

[495] Markeltzheim, Markolsheim, Dorf, nö. von Colmar im Elsass. Das Ried ist wol die Gegend ö. von M. am Rhein.

[497] Hagno, Hagenau im Elsass, dabei der grosse Hagenauer Wald, der „heilige Forst“, ungeteilter Besitz von Stadt und Fiskus. Werforst wol zu mhd. wer: Besitzrecht, Besitz. angewand zu mhd wenden: antasten.

[498] Söwental?

[504] Sunckow, Sundgau, Teil von Oberelsass. Bückingen? Ein Buggingen, zur Herrschaft Badenweiler gehörig, liegt in Baden n. von Müllheim, aber nicht im Sundgau.

[505] hinderücklingen, mhd. hinderrucke.

hond sie verbrant on allen won.
Man wißt vor nit, wers het gethon.
Wie wol das als nit clein ist gacht,
noch het er mer mißtat volbracht,
die er glich an derselben stat,
on sunder marter veriehen hat:
„Darumb so nemen eben war,
dann yetz wurd zů herbst zwey iar,
das ich hinder Waltkirch im Tetenbach
den iuden halff zů diser sach,
damit ich ein kind, was sechs iar alt,
ein knab Anthoni, gar wol gestalt,
den selben iuden hab überkommen,
dauon zehen guldin zů lon genomen.
Sin vatter hieß der Sürwasser.
Noch mercken etwas fürbasser:
wir hand das kind getragen in waldt,
darmit geylt gar schnell vnd baldt.
Darby ist gewesen iud Salomon,
der alt, von dem ich het zelon
fünff gulden für den einen teil.
Das cristen blůt das was mir veil.
Jud Mathis mir auch so vil gab,
das was damals min büt vnd hab.
Ein junger iud was auch darby,
ich acht, das er z Bolwilr sey,
iud Jacob ist er in genant,
den andern iuden wol bekant.
Dem kindt gab ich den ersten stupff,
im that gar we der selbig dupff.
Sye hůben dar ein schwarzes geschir,
inwendig vergult, das glauben mir,
dar in empfiengen sie das blůt;
sie warent da by wolgemůt.

---

[514] Tetenbach, einige Höfe der Gemarkung Stahlhof, südl. von Waldkirch an der Elz in Baden, in einem Thälchen unter der Burg Schwarzenberg.

[531] Bolwilr, Dorf Bollweiler w. von Ensisheim im Oberelsass.

Als nun die sach volzogen was,
do schicktend sie mich hinfürbas
gen Waltkirch in Howenschilts huß,
da zert ich vnd lebt im suß.
Das kind das ward zur selben wil
vergraben nit ein halb myl
uon sines vatters huse und hoff.
Wer das nit glaub, der gang vnd loff,
so vindt ers hinden im tal
by einer matten überal,
wie ich hie sag zů diser frist,
es in einer matten begraben ist.
Ich sich, das got nit mag vertragen,
darumb sol ich die warheit sagen,
was ich noch mer begangen hab.
Ein kind, was eines küffers knab,
zů Waltkirch hab ich auch genomen
vnd bin damit zun iuden kommen,
die haben mich gar wol empfangen.
Hört witter, laßt üch nit belangen:
ich was in minem gemüt so blind
das ich den ersten stupff dem kind
aber thet vmb zytlich gůt.
Die iuden fiengen vff das blůt
vnd liessends kindelin wider gon,
damit kam es vntodt daruon.
Nun wil ich noch mer besprechen,
man sol die ding an iuden rechen,
dann es ist warlich vil zu grop.
Zacharias einer, der ander Jop
heyßt, die mir hond durch iren mundt
befelch gethon, vernempt den grundt,
das ich zů Bucholtz also geschwindt
in helffen solt noch vmb ein kind,
darumb sie zehen gulden an gold
mir gheissen hond für minen solt.
Got hat das selbig vnderzogen,

[573] Bucholtz, Dorf Buchholz unterhalb Waldkirch an der Elz.
[576] vnderzogen: verhindert.

**was ich hie rede ist nit erlogen.
Min gsell, der hat geholffen zwar
Surwassers kindt ertödten gar.
Darzů hab ich auch vmbher tragen
das cristen blůt zun selben tagen
vnd brachts dem iuden Joachim
gen Ensißheim, das hie by vernym,
wie wols mir dennocht als ist leit,
noch solt ich yetzo witter bscheid
von im zu Zöringen genomen haben,
do hin bracht hon den selben knaben."
Do nun ein stat von Fryburg hort
das übel vnd die grosse mort,
do hat man witer procediert,
der gesprochen vrteil exequiert,
mit gemeltem Hansen Gysenbrecht,
der ward gestrafft mit solichem recht.**

Do schleifft man denselben übeldetter vff einem britt mitt einem ross zum galgen v/s.

**Man schleifft in vssin vff eim britt,
er thet sunst anders keinen dritt.
Vnd als man an die haubstat kam,
der hencker da ein zangen nam
vnd stieß sie nochmols in das für:
dem blůtschalck dem ward vngehür.
Dry rytz er vß siner syten roufft,
das er hat cristen blůt verkaufft,
vnd thet im sunst noch dry töd an,
die er an sinem gewerb gewan,
redern vnd in vier schniden.
All cristen söllen iuden miden,
dann wo sie cristenblůt vergiessen,
des meinend sie gar wol zegniessen.
Man hencket dry stück an die straß,**

---

586 Zöringen, Dorf Zähringen n. nahe bei Freiburg.

596 haubstat: Stätte wo das Haupt abgeschlagen wird, Richtstätte.

dem galgen ward die übrig maß.
Am dornstag in dem vierdten iar
vor Joannis Baptist offenbar
sind dise ding in fryburg bscheen:
ich habs gehort vnd selbs gesehen.
Ich glaub, got, vnser lieber herr,
hab vns geton ein solche er,
dwil er durch sin heiligen mundt
vns gibt ein ler vnd rechten grundt
im evangelium, nemend war,
das alle zügkniß gantz vnd gar
in zweyen oder dryen stand.
Darumb glich eben do zů hand,
als Gyßbrecht verurteilt was
vnd nochmols vff der hauptstat saß,
Got das also verhenget hab,
das sin gsell, gar ein böser knab,
ouch gfangen wurd zur selben wil
ob Fryburg nit ein halbe myl.
Do das vernam der sterbend knecht,
er sprach: „Fragt in, es ist der recht,
der vch gut kuntschafft geben mag
von iuden, dan es ligt am tag,
das sie vil cristenblůt vergiessen:
laßt vch das ellend hoch verdriessen."
Also ward er in thurn gefůrt
vnd gefraget, was er het gemůrt.
Do sagt er iomer vnd auch not
vnd bekandt, er het verschuldt den tod,
vnd concordiert gantz in der sach:
die iuden schaffen vngemach.

Da wurden die iuden all wider gefangen.

Demnach so ist man darvff gangen,
das die iuden al seint wider gfangen.
Die hat man vmb die sach gefragt,
mit pein vnd marter hart geplagt,

609 maß: Teil.
611 D. h. am 20. Juni 1504.

das sie den grundt vnd rechte meer
veriehend, wie den dingen wer.
Do waren sie so hart verstopt
vnd hetten es so hoch verlobt,
das keiner nichts dauon solt sagen,
vnd theten sich gar vast beclagen
der gfengkniß, marter vnd auch pin:
sie wolten all vnschuldig sin.
Das mich doch nit verwundert ser,
dann sie hondt vnder in ein ler
vnd darzů einen herten eidt,
dauon hond sie ein solche bscheidt,
das ir keiner nichts veriehen sol,
man thü im glich recht wie man wöl;
man vindt och in den büchern gschriben,
darumb sie vor och synd vertriben
vß menger stat vnd mengen landt,
von in erwechst vil grosser schandt.
Also do gieng man hin vnd har
vnd bracht den armen cristen dar,
mit dem sie solichs gehandelt hetten.
Do fragt man, was sie darzu retten.
Alsbald der arm crist die iuden sah,
von stunden an er zů in sprach:
„Ir iuden hond vns all betrogen
vnd was ir sagt, das ist erlogen,
dann ir wißt wol die zyt vnd wil
darzů die stat vnd auch das zil,
die ir üch hettend vsserwelt
vnd mich vnd ander mer bestelt,
das wir üch brechten cristenblůt,
darumb geheißen mergklich gůt.
So wir nun das volzogen haben
vnd üch bracht blůt vnd cristen knaben,
so weschen ir yetz üwere hend
vnd sagen darzů was ir wend.“

Da wůschen die iuden ir hend vnd wolten vnschuldig sein.

Sie sprachen: „Du bist nit der man,
der vns mit recht mög geben an,

dann alle recht die ordinieren,
das kein böẞwicht mög accusieren:
darumb so laß vns nun mit lieb,
dann wir sint frum, du bist ein dieb."
Der crist sprach: „Min schuld ist mir leid,
darumb so nempt hie wyter bscheid,
dann nieman hab mich so für schlecht,
das ich mir selbs wöl ton vnrecht
vnd darumb grosse marter lyden,
die ich mit schwigen möcht vermyden.
Dann wer ich allein ein dieb gesin,
so dörfft ich nymmer so vil pin
leiden, als ich yetzo můß.
Ir habt mich bracht in solich bůß,
die ich für war gern liden wil,
doch das man sech glich in das spil,
damit ir auch gestraffet werden
vmb üwer schalckeit hie vff erden,
dann das ist war vnd ligt am tag,
das kein dor wider sprechen mag,
dann sidt man üch ins land hat genomen,
der cristen kind vil vm sind kommen,
das ee ir kamen nit geschach.
Secht selbs wer schuld hab an der sach.
Darzů sint zwen vor mir getödt,
die ir auch brachten in die nött,
vnd sint auch beid daruff gstorben,
das ir mit kinds blůt hond geworben.
Darumb man üch nit glauben sol,
dann ir sint aller bübery vol.
Und solt man üch nun ledig lon,
so het man ine vnrecht gethonn,
des glich thet ich mir selbs vnrecht.
Got weiß wol, wie ir sint geschlecht."
Do das an küniglich majestat
der sachen halb gelanget hat,
do ward vff solich exception
gestelt ein künglich commission
vnd etlich commissari geben,

die sollen harinn handeln eben,
damit das recht sin fürgang het,
es berürt glich recht wen es wet.
Also sint iuden noch gefangen.
Uil cristen menschen thůt belangen,
wie sich der handel enden well.
Got alle ding zum besten stell!
O frummen richter, nemen war,
das cristen blůt nit also gar
von iüdischem volck verachtet werd,
das Got am crütz erloßt vff erd,
vnd kert üch nit ans gulden kalb,
dann es ist gar ein vnrein salb,
dauon man in der alten ee
geschriben vindt sunst vil vnd mee,
mit dem groß abgöttery geschach,
das Moyses gar vngern sach.
Vmb kürtz ich das růen laß.
Wir bliben glich vff rechter straß,
so würt vns got im himel geben
nach diser zyt das ewig leben.
Ach Got, was sol ich sagen mee?
Es thůt doch allen frummen wee,
das schiff sant peters so erkracht,
vnd es sich der maß hat gemacht,
das boßheit als fast über hand
genomen hat in tütschem land
vnd in der heiligen cristenheit
so gar die vngerechtikeit
yren fürgang vnd yrn vffhalt hat,
das warlich in dharr nit bestat.
Nit weis, wem ich schuld sol geben,
das die iuden aber mit dem leben
daruon sint kommen, hörent zu!
Das guldin kalb schafft vil vnrů,
uon dem ich hie vor hab gesagt,

---

723 wet: wollte.
751 in dharr: auf die Dauer.

des Moyses sich seer erclagt.
Do er das volck darby hort singen
vnd vmb die sul tantzen, springen,
ward er in sym gemüt embört
vnd hat die tafeln do zerstört,
darinn im vnser herr vnd Got
geschriben gab die zehen bot;
die sind im darnach wider worden
uon got. Globt mir vff minen orden,
als sich die welt yetz ögen thůt,
das sie noch als ein thumen můt
in ir hat, das sie nit ansicht
die grosse trüw vnd hohen pflicht,
damit Got, schöpfer aller ding,
vermeint, das vns nit misseling.
Doch will ich hie entschuldigt hon
den frummen künig Maximilian
vnd all, die dieser sach sind findt,
es syen wyb man oder kind,
besunder auch ein ersam statt
im Bryßgöw Fryburg, die da hatt
hierinn trüw, flyß vnd ernst ankert,
damit den iuden wurd beschert
das recht, nach dem sie hond verdient.
Als vff ein zyt auch gschach ze Drient
so hat es neiswar vnderzogen
und der maß hin vnd her gebogen,
das mer mitlydens ist geflegen
mit iuden, denn cristen wegen.
Dann cristen habend müssen sterben,
so hond sich diuden gwyst zewerben
vnd disen handel also schüben,
das sie bym leben sind beliben.
Des lachend sie yetz durch ir füst.

[766] ögen, mhd. ougen, öugen: zeigen.

[781] Drient, vgl. Rieder, das Martyrium des hl. Simon von Trient 1475, Alemannia XXVI, 63 – 69.

[782] neiswar: ich weiß nicht wer.

Das guldin kalb kann noch mer kunst,
dauon gar vil geschriben stat,
wie es yetz in der welt vmb gat.
Das das nit werd geacht ein schimpf,
der cristenheit zů vngelimpf,
helff der vns durch sin marter groß
am crütz erlößt vnd mach vns gnoß
siner gnaden vnd barmhertzikeit,
die vns im glauben sind bereit!
Das cristen blůt vff diser erd
nit also gar verachtet werd,
wie yetz nun langzyt gwesen ist,
glaubt mir, ich hab on argen list
diß büchlin gmacht vnd bracht zů end.
Darumb so bit ich, das Got wend
uff vns sin heiligen frid vnd segen
von aller vsserwelten wegen
vnd bschluß damit solich gedicht.
Got alle ding zum besten richt!

Im Jahr 1401 hatte die Stadt *Freiburg* auf Kunde des Kindermords von Dießenhofen sich an Herzog Leopold von Oesterreich gewant und von diesem das Recht erhalten, dass kein Jude mehr in Freiburg sich aufhalten sollte.[1]) Sind später wieder einzelne Juden doch in Freiburg anzutreffen, so war das unzweifelhaft auf Duldung durch die österreichische Herrschaft zurückzuführen; die Stadt hat stets an ihrem Recht und namentlich an ihrer Auffassung der Kindermorde festgehalten und sich bemüht Licht in die schreckliche Sache zu bringen.

Dem Urkunden- und Aktenstoff des städtischen Archivs[2]) entnehme ich die folgenden Mitteilungen, die nach Möglichkeit in zeitlicher Folge angeordnet sind.

---

791 kunst, oder sollte mhd. kust, Art und Weise, zu Grunde liegen?

[1]) Schreibers Urkundenbuch der Stadt Freiburg II, 1, 167—175.

[2]) Judensachen und Missivbuch 1502—1504.

Freiburg an die Stadt *Mülhausen.*

... Vff den ostermittwuch nechsverschunnen[1]) ist zu Hochdorff by vns ein erschröckene, grusam, vngehört mort an einem jungen vnschuldigen subenjörigen kinde von den juden zu Waldkirch noch anzeigung der vergicht, so des kinds vatter gethon, bescheen. Doby Natan der Pfaff jude, so vormals ouch zu Waltkirch gewont vnd yetzvnder by vch zu Mulhusen sin soll, gewesen. Nun haben wir dem almechtigen zu lob, dem cristenglouben zu vffenthalt, den juden zu vertilgung vns solicher meß in handel geschickt, domit wir zu wegen gebracht, das die selbigen juden in fengknis komen sint, ouch in steter vbung noch vnserm hochsten vermögen zu erbotten, domit solich vbel gestroft werde. Wann wir nu achten, das vch als liebhaber gottes vnd myder der vngerechtikeit diser erschröckliche handel nit minder dan vns, vnd billichen beherzigen werde, so bitten wir vch mit hochstem vliss, wollen die juden by vch verwaren vnd den angezaigten Pfaffen, so an solichen mort auch teilhaftig sin soll, derglichen annemen vnd den wol bewaren lossen, bis wir vch mit rat vnsers herren des landvogts, dem wir des halb auch geschriben, des halb bescheid geben mogen. In solichem bewisen ir gott ein gefallen, das wir ouch vmb wes sich in mereren sachen begibt fruntlich beschulden vnd verdienen wollen.

Freiburg schreibt am 20. April 1504 an den *Markgrafen Christoph von Baden:*

Die Juden zu Waldkirch und andern Orten sind in Sachen des Christenbluts lange im Gefängnis gelegen und zwei Christen deshalb hingerichtet worden. Wir haben gehofft, die Juden würden mindestens dieser Lande verwiesen werden; dies ist aber nicht geschehen und uns und den Unsern durch ihre Gegenwart große Beschwerde verursacht. Wir haben deshalb R. K. Majestät angerufen, die Juden zu verweisen, wie in beiliegender Abschrift zu finden. Da nun dies dem Markgrafen und seinen armen Leuten nicht weniger angelegen ist, bitten wir ihn hierin behilflich zu sein, damit die Juden zu Waldkirch des Landes verwiesen und wir mit Wucher und andern Sachen nicht so sehr durch sie beschwert werden.

---

[1]) 19. April (1503).

Die Stadt *Villingen* antwortet am 26. April 1504 auf ein an sie von der Stadt *Freiburg* gerichtetes Schreiben:

Vff uwer schriften vnd begeren mit ingelegter copey einer vergicht, ein mort anzugende, so durch juden zu Waldkilch an ainem vnschuldigen kind begangen sein sol, hond wir vft den nehstverschinen sambstag die juden by vns, was manns personen sint, alle mit sampt dem jungen juden, der von Waldkilch in vnser stat komen ist, gefengklich angenommen, die selbn in thurn vnd käffiter gelegt, darinnen wir sy nochmaln aber gefengklich haltend vnd nach lut uwers schribens wyters beschaids wartend. Den wollend vns, so erst uch muglich sin mag, widerfarn lassen. Vnd so wir anzögung hetten, das vnser juden an solichem mort schuld oder wissen gehept, wir wölten darinn als fromme cristen, wie vns wolgepurte, handeln.

Hierauf schreibt *Freiburg:*

. . . uwer schriben . . . haben wir vernomen vnd vns daruff mit vnserm herrn dem canzler vnderredt. Der gibt vns zuverstond. das er gester wider zu des ermerten kinds vatter gekert, vnd, wie vch die nechst vberschickt vergicht anzaigt, daruff beharte er dann, sowie mer das die juden den pack mit im gemacht haben, sy in beschenden am dritten tag zu dem alten juden zu Waltkirch komen, do werde er des so im zugesagt, vßgewisen. Sagt auch, das der jung jud ein guti leng, ein bleich angesicht vnd ein lang har gehept vnd doch sunst vermacht gewesen, das er nit wißte, er den mere kante oder nit. Des halben siner vergiht, ouch dem geruff noch, so zu Waltkirch vnd hie im lande allenthalben vber den jungen juden, so ir fenglich halten, vßgange, were vnsere gut bedenken, den ordenlich vff alle puncten zu erkennen, das man wil ye meinen, er soll das cristenblut hinweg gefürt und des handels ouch ein wissen gehept haben, das ir wol von im wissen zu erkennen. Vnser herr von Stouffen vnd ander sint auch alle in steter vbung, domit sie vf den grund des handels komen, das vbel gestroft moge werden, des wir achten ir vngzwivelt auch geneigt sind.

Freiburg an Herrn *Leo von Staufen.* [1])

. . . . vff e. g. jüngst schriben die juden betreffend haben wir von vnserm herren dem canzler verstanden, das des ermordten

---

[1]) Damals Pfandherr der Herrschaft Kastelberg.

kinds vatter etwas witter anzaig vff die juden vnd besunder den alten zu Waltkilch geben, do vns nit zwiuelt, e. g. des eigentlichen von im bericht werden. Aber vff hut haben wir vor vnserm rat glouplich vernomen, des Cunrat Hertman von Denzlingen vff den zinstag als morndes das mort bescheen, mit Daviden juden von Waltkirch vnd eim andern bis gen Zeringen[1]) gangen, do dannen siė die juden dem Rotloub[2]) oder Moß[3]) zu gefrogt, das sich der vergicht, die das anzaigt, das vf zinstag der pack durch die juden gemacht sye, wol verglichet. Des haben wir uwern gnaden, vmb willen die aber dest gewißlicher im handel volfaren mocht, nit verhalten, e. g. vns allmog zu sunderm dienstlichen gefallen erbietende, geben in yl.

In der Sache tätig war Maximilians Sekretär, der spätere kaiserliche Vizekanzler Dr. *Niklas Ziegler*, Herr zu Barr und Landvogt in Schwaben, aus einem in oberelsässischen Urkunden vielfach erscheinenden Geschlecht, 1523 von Karl V. in den Freiherrnstand erhoben.[4]) Das Freiburger Stadtarchiv besitzt eine *Instruction von herrn Niclas Ziegler der juden halb.*

Item nach dem mein herr von Stawfen verwilligt vnd das seinem schultheiß zu Waltkirch zugeschriben hat, mir von wegen der K. Mt. die juden daselbs gefangen zu vberantworten, ist mein bit an burgermaister vnd rat zu Fryburg, das sy dieselben juden auf ir der juden costen har gen Fryburg fueren lassen in gefengknuss vnd das sy die juden gichtigen peinlich auf der dreyer vbelteter bekanntnuss, der zwen gericht sein, von wegen der cristenlichen kinder, so die juden getödt sollen haben. Vnd welche vnder denselben juden an solcher vbeltat schuldig erfunden werden, das alsdann die genannten burgermaister vnd rat dieselben darumb strafen wie recht ist, alles in der K. Mt. namen vnd auf der juden costen.

Niclas Ziegler m. p.

---

[1]) Zähringen $2^1/_2$ km nördl. von Freiburg.

[2]) Rotlaub, jetzt Feld, früher Wald w. von Freiburg bei Betzenhausen und Lehen.

[3]) Moß, der Mooswald, nordwestlich an das Rotlaub anstoßend.

[4]) Ueber Ziegler vgl. Seeliger. Erzkanzler und Reichskanzleien. Innsbruck 1889. S. 90 ff. Ferner Kluge oben S. 249 und Schulte in ZGO. N. F. 4 (43. 1889), S. 398..399.

Maximilian, Römischer König an *purgermaister vnd rat vnser statt Freyburg,* 16. Juli 1504, Weißenhorn.

. . . Nachdem ihr etliche Juden um einen Mord, den sie an einem Kind begangen haben sollen, gefangen habt, befehlen wir nach dem Rat unserer Statthalter unseres Regiments zu Innsbruck und unserer Hofräte euch mit Ernst, dass ihr mit den Juden bis auf weiteres Schreiben unserer Statthalter und Räte still steht und mit keiner Marter oder sonst gegen sie vorgeht. Und dass ihr auch den Juden, der vor kurzem von Günzburg zu euch nach Freiburg geritten ist und den ihr auch gefangen habt, aus dem Gefängnis lasst.

(*Niklas Ziegler*) an *Maximilian,* 16. Juli 1504, Freiburg:

Allergnedigster herr. Ewr K. Mt. hab ich vormals der juden halben in disen vordern landen vnderrichtung getan vnd hat der handl die gestalt. Als ich auf E. K. Mt. befelh herkommen bin, ist ein cristenman durch herrn Conraden Sturtzl, hofcanzler, in seinem Dorf zu Bucheim gericht worden auf sein sag und bekenntnuss, wie ich E. K. Mt. hiebey in abschrift zuschicke,[1]) die mir durch denselben hofcanzler vberantwurtt ist. Wie wol gesagt wirdet, das derselb vblteter an seinem letzten end die juden entschuldigt hab, das ist warlich nit bescheen vnd wirdet allein durch ettlich bös cristen, so der juden geniess haben, denselben zu gut also ausgeprayt. Vnd wiewol die juden in diesen vordern landen darauf fengklich angenommen, so sein doch dieselben auf solch gemain vnwarhaft red on entgeltnuss widerumb ausgelassen worden.

Kurz darnach ist zu Freyburg aber ein crist gefangen vnd auf sin vrgicht vnd bekanntnuss, das ich E. K. Mt., wie mir dis durch burgermaister vnd rat zu Freyburg vberantwurt ist, ein copey hyemit zusend, auch vom leben zum tod gericht worden.

Also hab ich von E. K. Mt. wegen auf die red, so ich mit E. K. Mt. in dem sloss zu Liechtenberg[2]) getan hab, alle juden widerumb fengklichen annemen vnd die, so zu Waldkirch gelegen sein,

---

[1]) Ist leider hier nicht vorhanden.

[2]) Wol die bekannte Feste Lichtenberg in den Nordvogesen.

her gen Freyburg fueren lassen. Vnd in dem, als man denselben vblteter zu Freyburg gericht hat, haben die von Freyburg aber einen cristen, auf den die gemelten vrgichten anzaigung geben, fahen und peinlichen fragen lassen. Der bekennt denselben zwayen vrgichten gleich, den wellen sy auch in diser wochen, gleich wie die andern vom leben zum tod richten lassen, die dann nach laut der vrtail ausgeslaipft, mit gluenden zangen gerissen, geratprecht vnd gefierteilt sain.

Auf das haben die von Freyburg die gemelten juden, so bey inen sein, peinlichen gefragt, aber noch zumal nichts an inen finden mugen, dann allain ainer aus denselben zaigt an, wo man in des lebens sichern, so wollt er cristenlichen glauben an sich nemen und sagen, was er von seinen eltern des cristenpluts halben gehört hab, vnd gibt dabey sovil zuversteen, das die juden dasselb plut haben mussen. Aber die von Freyburg wellen denselben juden des lebens nit sichern, auch nit weytter martern on E. K. Mt. befelh. Doch mit den andern juden wellen sy mit peinlicher frag weiter furfaren. Nw ist zubesorgen, das sy nichts bekennen, sonder ee sterben, dann sy wissen, wo sy schuldig erfunden werden, das ir gelaub ganz vertilgt wurde.

Allergenedigster herr, E. K. Mt. mag selbs ermessen, das der dreyer vblteter vrgicht vnd bekanntnuss ein grundlichs, lauters anzaigen der juden schuld und vbeltat gibt; darzu findet man, das die cristen kynder zu der zeit vnd an den enden, wie es die vrgichten innhalten, verloren: wie möchten dann die juden vnschuldig sein?

So findet auch E. K. Mt. hiebei in geschrift, wie die juden in diesen landen vor ettweuil jaren dergleichen vbeltaten gegen den cristenkyndern gewbt haben vnd als in kurtzverschinen zeit[1]) die juden zu Endingen dergleichen sachen halben gefangen worden. Wie wol sy nichts bekennen haben wellen, so sein sy doch alle verprent, dieweil irer vbltat genugsam anzaigung vorhanden was, als yetz auch ist.

Das alles zaig ich E. K. Mt. mit der wahrheit an, vnd damit E. K. Mt. merke, das ich darinnen kainen nutz such, so ist ein crist, den ich E. K. Mt. zu seiner zeit wol nennen wil, yetz mit einem juden von Guntzpurg hieher kumen, hat mich gebeten, gegen den juden nichts furzunemen oder sy all aus dem land ziehen zulassen,

---

[1]) 1470. Vgl. Anm. S. 247.

so well er mir vil gelts schaffen. Ich hab aber demselben sein beger abgeslagen vnd den juden, so mit im hie gewesen ist, auch annemen lassen. Dann wo die juden nit widerumb angenomen worden, waren sy warlich all von den cristen tod geslagen vnd vnder den cristen ein grosser awfrur erstanden.

Dem allen nach steet bey E. K. Mt., wo die juden ye nit bekennen wolten, sy darnach richten oder gar aus dem land pannen zu lassen, dann warlich so find ich den handl der gestalt, das sy in disen landen sicher nit beleiben mugen, sy wurden ee von den weybern erslagen. Doch welle E. K. Mt. darinn sich ires willens gnedigklich entsliessen vnd stathalter vnd reten zu Enshaim, oder wer E. K. Mt. darzu gefellt, befelh geben, was ferner gegen den juden gehandlt werden sol. Vnd sonderlich ist not, das E. K. Mt. ernstlich befelh ausgeen lass, die juden mitsambt irer hab vnd gut den statthaltern vnd reten zu Ensheim zu uberantwurten. Vnd so E. K. Mt. also ernstlich in die sachen sicht, wirdet E. K. Mt. des von Got sondern lon vnd gegen der welt lob vnd eer empfahen. Und das E. K. Mt. in solhem furderlich beschaid geb, als die notturft erfordert, wie E. K. Mt. selbs ermessen mag.

Befilhe mich hirmit E. K. Mt. . . .

Die Aussage des *Hans Gisenbrecht.* [1])

Vff montag nach Corpus Christi [2]) 15 c vnd vier jar haut Hanns Gysembrecht von Sultz [3]) ditz nachgeschriben stuck verjechenn.

Es werden zunächst verschiedene Verbrechen des Gisenbrecht mitgeteilt, so, dass er dem Jakob Müglich Tuch bei Seite geschafft, seinem Vetter Heinrich Gyselbrecht von Sexau [4]) ein Ross von der Weide genommen und verkauft, dass er dem Pantlin (Pantaleon) Gutjar zu Sexau gleichfalls ein Ross genommen, dass er zu Basel in der Messe graues Tuch gestohlen habe usw.

Item haut verjechen vnd sagt, wie das Mathes jud von Milhusen in mit einem brief gen Walkirch geschickt X gulden von

---

[1]) Vgl. V. 437 ff. Der genaue Anschluss des Gedichts ist zu beachten.

[2]) 10. Juni.

[3]) Wahrscheinlich Sulz zwischen Gebweiler im Oberelsass und Bollweiler.

[4]) Dorf nächst der Feste Hachberg im Brettenthal.

Ameth juden zu Walkirch zu erfordern. Dorumb hab er der von Mylhusen buchs by im gehept und solte ouch blut, so die juden newlich von toten kind empfangen, Mathis juden gebracht haben, und damit die juden zu Walkirch im sollichs geben, zu worzeichen sagen, das etlich juden zu Bolwilr, Ensisheim vnd Mylhusen weren gefangen legent. Item vnd vmb das er sollich blut brechti, hette im Mathis jud ein gut schenken glosst. Sagt mer: den brief, so im Mathis vffgeben, hab er vor Krotzingen gen Heitersheim zu, als man hin vß gat zu der linggen hand by einer grossen matten, als das bildstockle stat,[1]) in hag geworfen, da lygge er vnversen anders dann, das er ein stuckle doruß gerissen hab.

Nach weiteren Bekenntnissen des Verbrechers wird fortgefahren:

Item er hab den im Tettenbach hinder Walkirch dem Surwasser helfen nemen und toten ein kind mit namen Thoni, vnd trugend das kind in den wald. Doby sye gewesen Salomon jud der alt domolen zu Villingen gesessen, vnd sunst auch ein junger jud, yetzmals zu Bollwilr, heißt Jacob jud. Ist yetzmals vngeuerlich IX oder X jar als beschach, vnd sy das kind by den VI jaren gewesen. Er hab ouch dem kind den ersten stupf geben, vnd als sie gen Walkirch kamen, haben in die juden in Howenschilts hvß zu zeren geschickt, vnd nemen die jüden das blut vnd empfangens in ein buchs vßwendig schwarz vnd inwendig vergult. Dorumb geben die juden im X gulden, deren hab er V von Salomon juden vnd die andern V von Mathis juden empfangen.

Item als die juden das kind zu Buchen haben getött, sye er mit Mathis juden ouch heruber von Mylhusen gangen vnd vff dem wald zu Brissen[2]) vber nacht gelegen, vnd kement am zynstag oder mittwoch Buch zu den andern juden nach der tat. Do hab Mathis jud blut hinwegk getragen, wiß aber nit wohin. By sollichem mort sygen gewesen ein kurzer jud mit einem boscheten har vnd sunst by drien oder IIII juden.

Item sagt, der vatter hab den juden das kind zu koufen geben, zu dem juden gangen vnd geredt, er hab ein kind an eins kinds

---

[1]) Krotzingen, Dorf an der Bahnlinie etwa halbwegs Freiburg und Müllheim. Ein alter Bildstock steht an der bezeichneten Stelle nicht mehr, wol aber ein neueres Kreuz.

[2]) Breisach?

statt, das wolt er inen geben, das sy im vmb gelt hulfen, dann es thet im not. Vnd hab ine das kind in wald bracht, sy das kind by VI jaren gewesen, sollichs haben im die juden selbst gesagt. Vnd sye gescheen nach ostern, dann Mathis jud vnd er komen erst am frytag wider heim.

Item sagt, wiss wo Surwassers kind vergraben, dann es lygg von Surwassers hus vilicht als wyt als von Fryburg bitz gen Zeringen[1]) hinden im tal an einer matten by einer tannen.

Item sagt, die juden haben mer ein kind gestupft, sye eins kufers zu Walkirch gewesen; da hab er ouch den ersten stupf geton; aber sy haben dasselb kind nit getott.

Item sagt, das die juden im mit mund beuolhen haben, das er inen aber ein kind zu Bucholz[2]) solte genomen vnd das bracht haben, dann hetten sy im X gulden solds gelosst. Hieß der ein jud Job vnd der ander Zacharias, beyd als er weren von Bolwilr.

Item sagt, sin gesell hab ouch Surwassers kind helfen toten vnd vergraben. Item hab ouch geholfen das blut vmbtragen gen Ensisheim Joachim juden, vnd solt yetzunder wytter bescheid von im genommen vnd empfangen haben vnd zu Zeringen zesamen komen sin das kind zu suchen, vnd wan das funden, zu des spittals eck, do der groß stein lyggt, Mathis juden vnd Jobsen zu Ensisheim gebracht haben, wurde vff morn XIIII tag.

Item er hab kurzlich blut geen Ensisheim getragen den juden, die geben im II gulden.

Item darnach habs sin gesell geen Bolwilr ouch getragen.

Item sagt, sin gesell sy yetzunt zu Sexau.

Auf das Bekenntnis weiterer Untaten folgt zum Schluss folgende Bemerkung:

Ist vff dornstag vor Johanns Baptiste[3]) gricht, II griff mit clünden zangen vssen ober sytten griffen, darnach geredert, darnach in vier teil geteilt vnd das ein teil an galgen mit dem kopf, die andern fur dye porten.

(*Niklas Ziegler*) an *Maximilian*, 20. Juli 1504, Freiburg.

E. K. Mt. schreiben vnd be beuelh berurend die juden hab ich endlich vernomen und hat der handl die gestalt: Es sein zwen

[1]) d. h. $2^1/_2$ km.

[2]) Dorf w. von Waldkirch, an der Elz.

[3]) 20. Juni 1504.

christen mann mit herster leibstraf auf die juden gestorben, so ligt noch ein crist hie gefangen, der gleicher weise bekennet, vnd auch also gricht wirdet, das die juden nit allein ein christen kind, sunder mer getödt vnd plut von inen gelassen haben. Der ist auch den juden under augen gestanden, hat in alles das, so sy eins kinds halben mit im gehandlet haben, gesagt: darumb sein die juden widerumb gefangen vnd etlich etwen peinlich, doch heimlicher weise, gefragt, wie ich E. K. Mt. nechst bericht hab.

Nu gelaub ich wol, E. K. Mt. werde angezaigt, wie ich streng gegen inen sey, beschickt durch die, so villeicht der juden gern geniessen wollten, denn sy redlich gelt pieten vnd ausgeben. Aber E. K. Mt. beuelh will ich gehorsam sein, als pellich ist, vnd gegen den juden weiter nichts handlen.

Und nach dem E. K. Mt. der stat Fryburg schreibt, den juden von Güntzburg, so hie gefangen ligt, wider ledig zulassen, fueg ich E. K. Mt. vnderteniglich zuwissen, das derselb jud mit einem, den Johannes R.[1]) E. Mt anzaigen wirdet, hieher kommen ist, vnd mir von der juden wegen, L guldin leibgedings vnd darzu ein merckliche summe gelts par zegeben versprochen hat, allein das ich helfe, das die juden aus dem land komen; aber ich hab dhein gelt noch zusagen von im wellen annemen, dabei E. K. Mt. merken mag, das ich in der sachen kein aigennutz suche. Und ist aus derselben vrsache der jud von Güntzburg hie angenomen worden, der zuuersicht, das er der juden handlung mer dann ander wissen haben solt; doch ist er nit gepeinigt. Vnd dieweil E. K. Mt. der ursach seiner fengknuss bisher nit bricht gewesen ist, haben ine die von Fryburg dismals nit ledig gelassen, doch wellen sy gegen im vnd den andern juden weyter nichts furnemen, vnd was E. K. Mt. vber disen bericht mit inen verschafft, dem wollen sy gehorsamlich erscheinen.

Warlich, allergn. herr, solten die juden in disem land vor den christen weyter vmbgeen vnd wandlen, worden sy tod geslagen, dann der vnwill ye langer ye mer gegen inne wortzelt . . . .

Freiburg an *Maximilian*, 10. Juli 1504.

Des Königs Schreiben wegen der gefangnen Juden haben wir in Untertänigkeit empfangen. Der König wird nun genügend durch Herrn Niklas Ziegler berichtet sein. Wir

---

[1]) Rem?

wollen gegen die Juden nichts weiter vornehmen; jedoch haben wir den Juden aus Günzburg behalten in der Hoffnung, dass der König, der nun durch Ziegler von der Wahrheit Kenntnis besitze, daran kein Missfallen haben werde. Der König wolle die schwere Uebeltat der Juden, auf die zwei Christen mit schmerzvoller Marter gerichtet seien, und das Christenblut bedenken.

Freiburg an die Stadt *Rheinau* im Elsass, 20. Juli 1504.

. . . es syent vor vergangnen jaren by euch zwey kinder verloren und darnach etlich gebein, als geacht wurde, von den selben kindern zn dem huß bey euch, darynn etwo Lameth jud gesessen, vnd demnach als derselb hinweg zogen, zu vns cristen hande komen ist, gefunden vnd daruff geargwonet worden, das er vnd ander juden die gerurten kinde ermördt haben. Dieweil nun Lameth jud vnd etlich sein gesellen, dergleichen mern halb Jop by vns, vss beuelch R. K. Mt. angenomen sind, vnd obgerurter handl die sache gar wol furdern wurd, pitten wir ouch mit sonderm vleiss ernstlich, ir wöllent vns des alles grundlich vnd warlich anzög, ob ir ainichs in wissen hetten, by disem vnserm botten inschrift zusenden, damit wir vns desterbass wissen in die sache zu schicken. . . .

Freiburg an *Mülhausen*, 29. Juli 1504. Bericht über den augenblicklichen Stand der Sache.

Maximilian von gots gnaden Römischer künig . . . . . Instruction was die ersamen, gelerten, vnser getrewen lieben *Christoff von Hatstatt*, vnser vogt zu Lantser, *Hans Ymber von Gilgenberg*, *Johans Schad*, *Andres Helmuet*, beid doctores, *Dauit von Landegg*, vnser ret vnd diener, vnd ein doctor, so vnser vniwersitet zu Freyburgg darzu verordnen wirdet, von vnsern wegen handeln söllen.

Zwei Uebeltäter Namens *Philipp Bader* und *Hans Gysenbrecht* sind in unsern erblichen Landen gerichtet und auf das Bekenntnis gestorben, dass sie den Juden Christenkinder verkauft, zugeführt und vom Leben zum Tod haben helfen bringen. Wir meinen, dass solche Uebeltat an den Juden, die daran Schuld haben, auch gestraft werden soll. Daher sollen jene Räte und Diener am Montag nach St. Jakobs des Zwölfboten

Tag[1]) nach Freiburg kommen und die Aussagen der beiden Täter, deren Abschriften wir hiermit schicken, durchsehn und einen Ratschlag fassen, was fürder mit den Juden, die wir zu Waldkirch, Villingen, Mülhausen, Bollweiler, Colmar, Ensisheim, Stockach, Aach mit Leib und Gut haben verhaften lassen, vorzunehmen sei, damit sie mit peinlicher Frage oder anderer Erkundigung, was ihnen rätlich erscheint, vollziehen sollen. Doch sollen sie allein die Juden, auf die die Aussage lautet, gefangen halten, die andern nur arrestiren lassen, bis sie Erkundigung eingezogen haben. Hab und Gut der Gefangenen sollen sie genau beschreiben lassen. Wenn nötig, sollen sie die Juden von einander trennen. Sie sollen aufmerken, dass den Juden keine Hilfe geleistet werde, ferner aufmerken, dass die Anzeigen nicht aus Neid, Hass oder Eigennutz geschehn. Was sie selbst zu schwer dünke, sollen sie an Landeshofmeister, Marschall, Kanzler, Statthalter und Regenten zu Innsbruck bringen.

Dieser Instruktion liegt bei die Aussage des zweiten Waldkircher Uebeltäters:

Vff mittwuch nach Sant Johannes des toufers tag[2]) anno etc. im vierden hat *Michel Hun* von clain Richenbach[3]) dicz nachgeschriben stuck verjehen.

(Es folgen zunächst drei nebensächliche Geständnisse, dann:)

Item hab den juden im Tvttembach hinder Waltkirch ein kind mit namen Thöny by den sechs jaren alt helfen töten. Das kind sey des Surwassers gewesen, daby syent gewesen Salomon jud der alt vnd ein junger schylender jud mit einem roten krusen har, der trug das blut hinweg, vnd auch sein gesell Gyselbrecht sey ouch da by sölchen mord gewesen. Das blut sey gen Villingen kommen. Ist yecz vngeuarlichen by den acht jaren, als es geschach.

Item weyter hab er jezen by den dryen jaren den juden aber helfen ein kind töten in Siglaw[4]) by Waltkirch. Das selbig kind

[1]) 29. Juli 1504.
[2]) 26. Juni.
[3]) Jetzt Reichenbächle bei Sexau im Brettental.
[4]) Siegelau, Dorf in einem nördlichen Seitental des Elztals.

sey des Kolers gewesen, davon nemen die juden ouch das blut, vnd wer sin gesell Hans Giselbrecht ouch by sölchen mord ...

Item die juden haben jm und sinem gesellen Giselbrecht X g. an müncz, nemlichen jedem fünf guldin zu sold geben vmb das sy jnen geholfen haben des Surwassers kind töten.

Sagt, die juden haben jnen, ouch, als jm nit zwyfle, ander lewten mer zu gemutet kinder, wo sy das an komen jm holcz, feld vnd wo sy das zu wegen bringen möchten, zu verslachen[1]) vnd jnen darumb guten sold geben, vnd in sonderheit hetten jm die alt judin und der oben angezeigt jung rot jud vff ein zit, als sy by jm eyer holen wolten, vnd auch gen hew gehept hettent, zu gemutet vnd jn gebeten, das er so wol thet vnd kinder, wie er die ankomen vnd zu wegen bringen möcht, versluge vnd als dann jnen die verantwurte; darumb wolten sy jm guten sold geben. Die juden obgemelt haben jm dentzumal ein hennen abkouft.

Item sagt wyter, werd jeczunder, so die birn zytig werden, ein jar, do sy er von Waltkirch gangen, in willen heym zu gend, vnd als vnder die Archowbrugg[2]) komen, so syen etlich juden jm nach gangen vnd jm damit geruft. Do hab er jn an einem zun, daruff er sich geleinet het, gewartet, vnd als sy zu im komend, do giengent si also mit im bicz zum bergkhüsly by Castelberg[3]), vnd als si also mit im giengent, sagten sy vnder anderm: Lieber Michel, du bist ein armer gesell, wo du etwas bedörftest, ob du dann kind wistest, si syen jung oder alt, so verslach die vnd thu dann vns sölichs kund; darumb wellen wir dich zu einem herrn machen. Do sagte er zu jnen wider: Ir hund, dann man nempt euch also, ich thu euch nit kund. Do sagten si hinwider: Vns ist eben, wen man uns nempt hund, als spreche man uns „gnad herr". Sölich anstrengen[4]), als im nit zwyfle, möcht mer lurn[5]) ouch geschechen sein.

Item sagt, man sol lugen vnd dazu thun, das die juden vertilgt werden, dann sie stellen teglichs on vnderlass zu verderbnuss des cristenlichen blucz.

---

[1]) unterschlagen, wegnehmen.

[2]) Arche, Weiler unter dem Kastelberg bei Waldkirch, 1354 Archawe.

[3]) Kastelburg, Ruine bei Waldkirch.

[4]) Antragen.

[5]) mhd. lûre: hinterlistiger Mensch.

Michel Hun obgemelt ist noch nit gericht, sonder in gefengknuss behalten, damit man desterbas mit den juden handlen möcht.

Johannes Armbruster prothonotarius civitatis Friburgensis manu propria scripsit.

Maximilian an *Freiburg*, 29. Aug. 1504, Münsingen.

Erbarn weisen besonnderlieben vnd getrewen. Wiewol wir euch nochmals geschriben vnd beuolhen haben den jungen juden von Guntzpurg, der bey euch gefanngen ligt, zu ledigen, gelanngt vnns doch an, wie ir solhs noch nit gethann habt. Demnach emphelhen wier euch aber mit ernnst vnd wellen, das ir den gedachten jungen juden nochmals on weitter verziehen lediget vnd in nemlich zaiger dits briefs vberantworttet vnd das nit lasset. Daran thuet ir vnnser ernnstlich maynung.

Freiburg an *Niclasen Ziegler*, R. K. M. obristen secretari, 5. Sept. 1504.

Im Namen des Kaisers, auf Zieglers Befehl haben wir die Juden von Waldkirch gefangen genommen und wegen der Beschuldigung gepeinigt. K. Mt. hat etliche Kommissäre darüber gesetzt; aber die Sache verzieht sich zu lang. Der arme Mensch, der ihretwegen verhaftet worden, liegt gefangen. Man besorgt, dass etliche gefangene Juden aus Alter und Krankheit im Gefängnis sterben, „das vns swer wurd“. Wir bitten also, Ziegler möge die Sache sofort bei K. Mt. in die Hand nehmen, damit die Kommission unverzüglich fortfahren oder die Stadt der Juden mit Abtrag aller Kosten und genugsamer Urfehde entladen werde. Von R. K. Mt. ist in Sachen des Juden von Günzburg eigne Post gekommen denselben mit Urfehde loszulassen. Wenn die Stadt den Ziegler in der Nähe gefunden hätte, würde sie ohne seinen Rat nichts getan haben.

Maximilian an *Freiburg*, 23. Sept. 1504, München.

Wir haben euer Schreiben an Ziegler wegen der Juden erhalten. Die Kommissäre haben der Kriegsläufte in unsern vordern Landen halber nichts tun können. Wir haben unsern Statthaltern und Räten zu Ensisheim befohlen bei den Kom-

missären darauf zu sehn, dass die Sache sofort in die Hand genommen werde. Wir empfehlen euch daher deren Anordnungen zu gehorsamen. Wenn dann die Juden auf die Verhandlung der Kommission von euch genommen werden, ist befohlen, dass euch die Atzung bezahlt werde und die Juden euch genugsame Urfehde geben.

Freiburg an den *Landvogt zu Ensisheim.*

Wir haben gestern Euer Gnaden wegen des Mordhandels der Juden zu Waldkirch und andrer in der Eile berichten lassen. Da nun E. G. daraufhin uns und dem Kanzler Befehl gegeben, die Juden zu K. Mt. Handen zu bringen und E. G. alles, das in dieser Sache geschehe, wissen zu lassen, haben wir die von Waldkirch ersucht, die Juden auf die überschickte Urfehde aussagen zu lassen, desgleichen ein Inventarium ihrer Habe machen zu lassen; aber die von Waldkirch haben unser Begehren abgeschlagen und die Sache auf den Herrn von Staufen geschoben.

Cunrat Schutz, Hof- und Landschreiber in Elsass, an *Freiburg*, 28. Okt. 1504.

Auf Befehl des Königs wurde erkannt, die Juden in eurem Gefängnis nach Ensisheim zu führen und die aufgelaufenen Kosten euch zu ersetzen. Deshalb habe ich bei der Judenschaft dieser Lande „soviel gearbeitet“, dass diese Kosten, wie ihr sie mir innerhalb 14 Tagen angeben wollt, bezahlt werden. Und da etliche der Juden bei euch nicht krank sind und das Wetter gut, so ist beabsichtigt, sie mit einem Wagen nach Ensisheim zu führen. Zunächst sollt ihr Urfehde von ihnen nehmen. Abschrift von dieser und ihren Aussagen nebst Kostenberechnung sollt ihr versiegelt dem Boten mitgeben.

Urfehde der Juden zu Freiburg, 30. Okt 1504.

Lemblin Jude, David und Jöslin Juden, seine Söhne, sesshaft zu Waldkirch, Jecklin Jude, sesshaft zu Bräunlingen, und Nelius Jude bekennen aus freiem Willen und unbezwungen: Nachdem von vielen Jahren her in dieser deutschen

Nation die öffentliche Meinung gewesen, dass die Judenschaft nach dem Blute christlicher Knaben stelle und dies nötig habe, und landkundig ist, dass zu Trient, Endingen usw. solcher Missetat halber die Juden mit Feuer gerichtet worden, und nun etliche Christen, einer seinen eigenen Sohn, andere fremde Knaben zur Erkaufung des Bluts durch uns dahin gegeben haben und zwei hingerichtet worden und diese Mörder auf uns ausgesagt, dass wir Waldkircher und andere Juden sie zu diesem Mord angestiftet, und wir auf Befehl König Maximilians durch Bürgermeister und Rat der Stadt Freiburg im Breisgau gefangen gehalten und gepeinigt, und nun verordnet worden, uns ins Gefängnis zu Ensisheim zu führen, und wir für wahr erachten, dass Bürgermeister und Rat zu Freiburg notwendige Ursachen gehabt, uns in Gefangenschaft zu nehmen und uns zu peinigen, schwören wir einen leiblichen Eid, wie er in der Judenschaft gewohnt ist, das Geschehne nicht zu rächen oder rächen zu helfen; und wenn wir diesen Eid nicht halten, wollen wir ehrlos und meineidig sein, und wo man uns ergreift, sollen wir mit dem Tod ohne alle weitere Rechtfertigung gerichtet werden.

Es siegelt Junker Wolf von Lichtenfels. Zeugen: Cunrat Swartz, der geschworne Bote, Cristan Hering, Anders Kunz und Martin, der Stadtknecht.

Freiburg an *Maximilian,* 5. April 1505.

Vor einiger Zeit ist der Juden halber ein schwerer Handel in E. K. M. Landen bei uns erwachsen, indem ein allgemeines Landgeschrei erschollen, dass die Juden etliche Christenkinder ermordet und Blut von ihnen genommen haben sollen. Deshalb sind auch zwei Christen, die ihnen dabei halfen, hingerichtet und dann die Juden zu Waldkirch und an andern Orten gefangen gesetzt, doch zuletzt wieder freigelassen worden. Wir hatten gute Hoffnung, die Juden würden doch wenigstens des Landes verwiesen; es ist aber nichts geschehen und deshalb ein grosser Unwille unter den Christen bei uns erwachsen. Auch ist des Wuchers und andrer Sachen wegen, damit sie uns täglich beschweren, uns grosse Peini-

gung geschehen. Da nun auch die Freiheit, die von E. K. M. Ahnen, den Erzherzogen von Oesterreich, uns und der hiesigen Hochschule verliehen ist, zugibt, dass die Juden zum Schaden hier nicht sich aufhalten sollen, darum bitten wir, E. K. M. wolle verfügen, dass die Juden aus dem Breisgau verwiesen werden und wir nicht in solcher Angst um die Verderbung christlichen Bluts und andrer Beschwerung bleiben mögen.

Dr. Johann Eck, der Sohn des Bauern Michel Maier zu Eck an der Günz, geboren 1486, war, nachdem er seine ersten Studien in Rottenburg, Heidelberg, Tübingen und Köln gemacht, und 1501 im Alter von 14 Jahren bereits in Tübingen die Würde eines Meisters der freien Künste erworben, 1502 nach Freiburg im Breisgau gekommen. Hier wurde er am 2. Juli immatrikulirt und fand in der Karthause Aufnahme als Stipendiat. Bis Oktober 1510 blieb er in Freiburg, als Lehrer und später Dekan an der Artistenfakultät, Vorstand der Pfauenburse, dann Mitglied der theologischen Fakultät, die ihn am 22. Oktober 1510 zum Doktor der Theologie machte. Dann ging er nach Ingolstadt. Seine weiteren Schicksale haben für uns keine Bedeutung. Er starb 1543.[1])

Im Jahre 1542 noch gab er zu Ingolstadt bei Alexander Weissenhorn ein Schrift heraus:

Ains Juden büechlins verlegung[2]) *: darin ain Christ, gantzer Christenhait zů schmach, will es geschehe den Juden vnrecht in bezichtigung der Christen kinder mordt.*

Als Veranlassung bezeichnet er Folgendes: „wie ich verganges jars[3]) von des sterbends wegen, mich von Ingolstadt than hab gen Eistet, hat sich ain böß mordt zůtragen: das ain knab vierthalb jar alt, mit namen Michel, deß Georg

---

[1]) Ueber Eck vgl. Wiedemann, Dr. J. Eck. Regensburg 1865, und Schreiber, Gesch. d. Univ. Freiburg I, 155 ff.

[2]) verlegung: Widerlegung.

[3]) Die Widmung ist vom 16. September 1541.

Pisenharters zů Zapenfeld son, ist verloren worden am Sontag Judica[1] .... vnd ist gefunden worden am freitag nach Ostern[2] durch den hirten von Gern, durch scharrung des hunds .... vnd wie man das kind meinem G. H. dem new erwölten Bischoue zů Eistet gebracht: hat sein F. G. neben sein Räten auch die wundartzt, balbierer und bader das kind besichten lassen: das erbärmlich an allen seinem leib zerflaischt war, vnd sach man vil stich am leib, in den dann das flaisch außgeschnitten war, das man die stich nit sehen solt: auch war ihm ain † creützlin geschnitten auff der gerechten achsel, vnd die vorhaut ... abgeschnitten, das also auß allen vmstenden ain grosser verdacht fiel auf die Juden .... vnd auff meins G. H. von Eistet ansůchen, haben all weltlich oberkait herum, hinder den Juden gesessen, die selbigen gen Eistet geschaft ... vnder den selbigen Juden seind auch dahin geschickt worden zwen .... die haben meins G. H. von Eistet Råthen ain truckts bůchlin überantwurt von ainem Christen geticht: der mit vil losen außreden vnd vnnützem geschwetz trungklich beschließt, vnd er sey deß gewiß, das den Juden in disem fal vnrecht geschehe." Das Büchlein habe ihm der fürstliche Hofmeister Albrecht von Leonrod zugestellt um seinen Wert zu untersuchen. Der „Tichter" sei ein Lutherischer Prädikant. Er Johann Eck, stoße nun „sein gefärbte: vntüchtig, kunstlose, seicht gelerte vrsachen vnd vermůtung, hie mit gruntlich, gewaltig vnnd mit bestendiger warhait, historien, vnnd geschriften" um. Er widmet sein Büchlein Herrn Christopheln von Madrutz, Bischof zu Trient, besonders weil zu Trient die Sache des S. Simeon, des unschuldigen Kinds, so trefflich verhandelt worden sei.[3]

Um nun des Judenschützers Ableugnung der jüdischen Bluttaten sofort mit einer greifbaren Tatsache entgegenzu-

---

[1] 3. April.
[2] 22. April.
[3] Vgl. Anmerkung zu V. 781 oben S. 275.

treten, erzählt Eck im zweiten Kapitel als Augenzeuge die Geschichte des Kindermords von Benzhausen:

Als man zalt 1503 jar, vnd ich von Cöln auf das studium zů Freiburg jetz zogen war: ward ain kind verlorn vnder lang Dentzlingen auf ainem hof: das ain nachbaur durch brellen der ochsen gefunden jm holtz: vnlang darnach kam des kinds vatter ein zů Bůchen, vmb verdacht ains diebstals: vnnd do ehr seins kinds halb bespracht ward, wolt er nichts darumb wissen: Als bald aber das kind jm fürtragen: hat ehs angefangen zů schwaissen: hat der vatter, on alle peinliche frag bekent, wie er sein kind vierjärig zwaien juden von Waltkirch vmb X gulden verkaufft hab: wiewol sie jm zůgesagt, das kind wurd nit sterben, allain wolten sie von jm das blůt fahen: das leider anders geraten, vnnd das kind daran gestorben: das kindle hab ich gesehen mit mein augen, die stich des kinds, etwa vier wochen nach dem mordt, mit meinen fingern griffen und angerüert: Hab auch den vatter gesehen zů Bůch richten: der darauff bestendiglich gestorben ist, die judenn haben sein kind zů todt gestupft, der Christenschänder kans nit dem geit der oberkait zů messen: Dann herr Cunrat Sturtzel von Kitzingen Doctor vnd Ritter, dem Bůchen zů gehörig, ist gewäsen ain Ehrenmann: von den vier ländern Elsaß, Brisgei, Suntgei, vnd Tirol, also erkent vnd gehalten: wie dann er dem loblichen Fürsten Hertzog Sigmund von Ostereich, mit seiner mannlichen bestendigkait bey den vier landen behalten hat: Vnd sich mit kainem gelt, schanckung, auch bedroung von der erberkayt und trewen dienst gegen seinem herren sich hatt wöllen abwendig machen lassen.

Ferner hab ich gesehen, den Christen der das blůt von juden genommen zů Waltkirch hat, vnnd den juden bracht im Elsaß, das er durch vrtayl des Edlen vnd Erbaren raths zu Freiburg jm Brißgei, ist gericht worden: vnnd darauff gestorben. Er hab des kindlins von Bůche blůt den juden ins Elsas tragen: sollich bekantnus haben vil hundert menschenn gehört: vnd wie gedultig er den verschulten todt gelitten hat: Wie dann ain treffenlich anzal volcks an baiden orten

auff der hauptstat gewesen ist: Da judenuatter, das ist gwiß, da was euidentia facti: das kindle was voraugen: die stich vnd windlin mocht man sehen und greifen: Wiewol sie das nitt als greülich vnnd jamerlich gemartert hetten, wie heür die juden jm stifft Eistet zů Zappenfeld gethan haben: vnd ist mein ja völlig besteet: so will ich hernach der liedlin vil singen dem judenschützer.

Der Mord zu Benzhausen ereignete sich, wie aus Ecks Schrift zu ersehn, im Rechtsgebiet des *Dr. Konrad Stürzel von Kitzingen.*[1]) Dieser gelehrte und bedeutende Mann war 1469 Rektor der jungen Freiburger Hochschule, 1485 Rat Sigmunds von Oestreich, 1486 von Maximilian in den Reichsritterstand erhoben, 1487—90 östreichischer Hofkanzler. 1491 kaufte er Buchheim von David von Landeck und ward 1503 damit und mit dem Erbschenkenamt der Landgrafschaft Elsass belehnt. Zu Buchheim in der March bei Freiburg finden sich noch viele Erinnerungen an die Stürzel. Das dortige Schloss, das wol auf den Grundmauern eines älteren festen Weiherhauses erbaut ist, gehört jetzt der freiherrlichen Familie von Holzing.

Zu den merkwürdigsten Erinnerungen an die älteste Zeit der Stürzel in Buchheim gehört eine große Holztafel, die jedenfalls ehedem in der Kirche angebracht war, jetzt jedoch in einem zum Schloss gehörigen Schopf recht mangelhaft aufbewahrt ist. Längere Zeit muss sie sogar der Witterung ausgesetzt gewesen sein, denn leider ist die auf ihr befindliche Schrift größtenteils abgewaschen und unleserlich. Dies ist bedauerlich, denn die Tafel enthielt in den Schriftzügen des 17. Jahrhunderts in drei Spalten ein Gedicht, das den Kindermord von Benzhausen behandelte. Und zwar lehnt sich dies Gedicht nur teilweise an das oben abgedruckte an, bringt vielmehr einige neue Züge hinzu, die nicht gerade als dichterische Erfindung angesprochen zu werden brauchen. Die Ueberschrift lautet:

---

[1]) Eine eingehende Abhandlung über ihn erwarten wir aus der Feder von Dr. *Georg Buchwald* in Leipzig.

Eine erschröckhliche hinstori wie ein trewloser vatter sein aügen kindt den Juden verkhaufft welche es jämerlich ermerdet, er auch graüsam gerichtet worden.

Das Gedicht beginnt:

Günstiger Leser Mörckh Jetzundt . . .

und fährt fort:

Als süe das kindt todt fanden ligen
So gros morth woltens nit verschwigen
Sie hürten büeblin alle zue mahl
Beclagten sehr ihres gespanen todtfahl
Gleich von nachbahren ein grosse schar
Her zue behendt geloffen . . . .
Die muetter daheimb vnwissent g(ese)ssen
Das der mann seiner trew und ehr vergessen
Ein ider ihm zue gemüeth kün füehren
Wie die muetter thätte lamentieren
Wie ihr die leydige bottschafft khommen dar
Das ihr trues khindt gethodet war
Ach gott das ellendt wem will süe clagen
In ohumacht thät süe schier verzagen
Kan ein iedes frombes hertz ihme bilden ein
Wie schwehr ihr mues vorkommen sein
Ein so erschröckliche müssenthat
Die der vatter am khindt begangen hatt
Ist ihr noch mehr zu hertzen gestigen
Da süe gedacht dis bleib nit verschwigen
Durch strenges recht der man müess geben
Mitt offener schandt zue gleich sein leben
Der obrikheit man auch solche that
Zue Buochen offenbahret hat
Das todte kindt zugleich vorgetragen
Mit erzellung was süe gesehen haben
. . . .

Aus den wenigen noch lesbaren Bruchstücken des Gedichts sind noch folgende Verse bemerkenswert:

Liess solchem nach im selben bezürch
Zue Hochdorff allhie neben der kürch
Das kindt . . . . . wider begraben.

—

In den *Acta sanctorum* ist zum 20. April[1]), April II, S. 839 in der „Appendix. De pluribus Innocentibus per Judaeos excruciatis. Ex impresso Polonico anni 1602" folgendes mitgeteilt:

Anno 1503 pater filium proprium quadriennem Judaeis vendidit Waltkirchi florenis Rhenensibus decem, hac conditione ut modico sanguinis emisso restituerent vivum: illi vero eum pupugerunt usque ad mortem. Ita rem actam captus et morti adjudicatus pater, constanter asseruit: cum quo poenas luit etiam is, qui conductus a Judaeis sanguinem istius pueri Waltkircho Elgasum ad alios Judaeos referebat, et aperte id multis adstantibus fatebatur. Et hoc in Alsatia gestum videtur, ubi Waltkircha notum oppidum, duabus a Freiburgo milliariis Germanicis . . . .

Als Verfasser der polnischen Quelle, die über den Martertod des Albertus handelt, ist Simon Alexander Habiki. Ins Latein übersetzte es Ludwig Hoffman.

Zu Alem. XXVI, 72 ff. (Bolte: „Zu den Amores Söflingenses"[2]).

Von F. Arnold Mayer, Wien.

Das von Bolte S. 74 f. unter der Ueberschrift „Martinsabend" mitgeteilte Lied ist bereits wiederholt gedruckt, zuletzt auch von mir als Eigentum des Mönchs von Salzburg (Die Mondsee-Wiener Liederhandschrift und der Mönch von Salzburg, Berlin 1896, S. 511 ff., wo auch die übrigen Hss. und die Drucke genannt sind). Aus dem Boltes Abdrucke zu Grunde liegenden Papierblatte stammt aller Wahrscheinlichkeit nach die Probe, die bereits Mones Anzeiger (1832, 14) von unserem Liede gibt (s. meine „Liederhandschrift" 514). Uebrigens bietet das Blatt einen sehr verderbten Text; es teilt (V. 25 meiner Zählung) mit einem anderen, a. a. O. 513 verzeichneten Papierblatte (Aa) eine falsche Lesart, hat dagegen in den VV. 43, 52, 67 das Richtige (s. die krit. Anm. S. 527).

---

[1]) Die Tat geschah nach dem oben S. 277 mitgeteilten Brief der Stadt Freiburg an Mülhausen den 19. April.

[2]) Verspätet gedruckt.

Spottlied auf die Jäger von ehemals aus Hohenzollern.

Mitgeteilt von Carl von Fischbach, Sigmaringen.

Ei wer ist denn des, mo[1]) d'Jäger so lobet?
I glaub gar, der ist net recht gscheit!
Ganz wüethig und tobend,
Im Kopf ganz verschoben
Seind des de boshäftigste Leut,
Die ällweil flankieren[2])
Und sakramentieren,
Als wär des ei (ein) göttlich Gesatz.
O, schändliches Leben!
Der[3]) Venus ergeben,
Die Bosheit bei ihnen greift Platz.

Wenn immer au einer a bisle[4]) begütert
Sich stellet zum hausen[5]) geschikt,
So ist sein Gewissen mit Fuchspelz gefüttert,
Und oadlich[6]) mit Wildpret gespikt.
Sie können so lügen,
Den Herren betrügen,
Dass sie sich fast lachen zu todt,
Sie gwinnen viel feiner,
Wie Gauner, Zigeuner
Durch rauben und stehlen ihr Brod.

Die nächste Verwandte, ja Gschwistrigekinder
Sind alle die Jäger insgsammt,
Sie müssen ja nie auf die grüne Wiesen[7])
Ihr Kain bleibt ewig verdammt,
Wie deutlich zu lesen
Schon damals gewesen,
Schon damals beim ersten Waidmann.
Sie spielen und saufen,
Sie streiten und raufen
Und schreien diable m'enporte[8]).

---

[1]) Der, mo, oder der, wo = derjenige, welcher.
[2]) Flankieren (v. französ. flaner?), ein jetzt nicht mehr übliches Wort.
[3]) Gesungen wurde in der Regel „dem Venus“.
[4]) a bisle = ein wenig.
[5]) hausen = haushalten.
[6]) oadlich = ordentlich.
[7]) Ein Ausdruck für den keine Erklärung zu erlangen war.
[8]) Nicht mehr sicher festzustellen.

Kein einziger Jäger in Himmel wird kommen,
Sie führen ein Leben voll Sünd;
Die Weiber es selber mit Tränen bekennen
Sie wären gewesen stokblind;
Sie seien betrogen,
Und schändlich belogen
Denn d'Jäger seind zornig und au no recht kräg[1])
Und glei bei der Hand mit de Schläg.

So wöllt i denn lieber a Hundsf . . . le heißen,
Als Jäger werden jetztund;
Viel eher sollten mir samentlich sch . . . . .
Auf mein Begräbniss äll Hund,
I will me (mich) bemühen,
Die Jäger zu fliehen;
Das schwör i jetzt glei(ch) auf der Stell,
Weil sonsten wol möchte mich holen der Teufel
Und führen grad schnurstraks in d'Höll.

Dieses in ächter Volksform gehaltene Lied stammt aus den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts und wurde damals von einem mit der Jägerei wolbefreundeten Geistlichen gedichtet, dessen Name nicht mehr zu ermitteln war; er soll im hohenzollerschen Pfarrdorf Ablach Kaplan gewesen sein. So viel bekannt, ist es noch nirgends im Drucke veröffentlicht und verdient doch schon deswegen erhalten zu werden, weil in demselben die damalige Volksanschauung über die Jäger[2]) in ziemlich derbem Volkshumor zum Ausdruck kommt, aus jener Zeit, wo der jagdfrohnpflichtige Bauer einen starken Wildschaden und nebenbei eine oft recht übermüthige Behandlung seitens der Jäger geduldig und stillschweigend ertragen musste.

Da sich das Lied nur in mündlicher Uebertragung erhalten hat, so ist trotz mannigfacher Bemühungen die ursprüngliche Fassung desselben nicht mehr in allen Einzelheiten mit Genauigkeit festzustellen gewesen, was die rhythmischen und poetischen Mängel erklären und entschuldigen wird.

[1]) krähig, gesprochen kräg = zänkisch.
[2]) „Jäger und Schinder sind Gschwistrigekinder", ein altes Sprichwort, bezeichnet diese Volksstimmung kurz und bündig und darauf spielt wol auch der erste Vers der 8 Strophen an.

Anzeigen und Nachrichten.

Hermann Loth. Die Uhrenindustrie im badischen Schwarzwald. Die Reste kleinerer Hausindustrien auf dem badischen Schwarzwald. (Aus Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Band 84.) Leipzig. Duncker & Humblot, 1899, gr. 8°. 110 S. Einzeln nicht im Handel.

In der vorliegenden Schrift erhalten wir zum ersten Male eine bis zur Jetztzeit durchgeführte Darstellung der Schwarzwälder Uhrenindustrie. Während die Zeit der Entwickelung derselben bis zum Anfang dieses Jahrhunderts mehr als eine übersichtliche Skizze behandelt ist, hat der Verfasser den Niedergang der Hausindustrie sehr eingehend und gründlich beschrieben. Er hat sich hierbei vornehmlich auf die Regirungsakten gestützt, daneben aber auch die ganze einschlägige Literatur, sogar verstreute Zeitungsberichte, benützt und wol auch manche Ueberlieferung aus dem Volksmunde mit eingeflochten. So ist es ihm gelungen, uns ein recht vollständiges Bild zu geben, und es gebührt ihm dafür die wärmste Anerkennung.

Weniger angenehm berührt uns die Vernachlässigung der Technik. Diese bildet den Rückgrat jeder Industrie und müsste also für eine Darstellung derselben auch die Grundlage abgeben, oder doch wenigstens mehr in den Vordergrund treten, als dieses bei der vorliegenden Schrift der Fall ist. Wir wollen dabei an den Verfasser, der offenbar derselben ganz fern steht, nicht einmal hohe Anforderungen stellen. Aber der große Unterschied zwischen der Holzuhr, dem Massivwerk und der Amerikaneruhr hätte dem Leser klar und deutlich vorgeführt werden müssen. Nur dann kann sich dieser auch die verschiedenen Fabrikations-Methoden erklären.

Unseres Erachtens hätte es auch gesagt werden dürfen, dass sich die Massivwerkfabrikation auf französische, englische und Wiener Vorbilder stützte, dass also die Idee zu ihrer Fabrikation ebenfalls von auswärts kam, gerade wie bei der Holzuhr und dem Amerikanerwerk.

Warum die Spieluhr- und Orchestrionfabrikation so stiefmütterlich kurz behandelt wird, verstehen wir nicht. Allerdings hatte dieser Fabrikationszweig, wie der Verfasser richtig sagt, nie eine erhebliche Ausdehnung. Aber gerade während die Uhrmacherei in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts keine wesentlichen Fortschritte machte, erreichte die Musikwerkfabrikation eine hohe technische und künstlerische Ausbildung. Darüber schweigt der Verfasser merkwürdiger Weise ganz und gar.

Bei Anführung der Versuche, die man ausserhalb Badens machte, um dort die Holzuhrmacherei einzuführen, hätte der Verfasser wol

Schwenningens gedenken dürfen, in welchem Orte die Fabrikation tatsächlich festen Fuss gefasst hat. In diesem württembergischen Marktflecken wurden seit Anfang dieses Jahrhunderts Schwarzwälderuhren hergestellt. Als dann die Massivwerke aufkamen, fabrizirte man diese dort auch und später wandte man sich der Fabrikation der Amerikaner-Uhr zu. Schwenningen machte also in der Uhrenindustrie die Entwickelung des badischen Schwarzwalds durch. Von welcher Bedeutung heute dieser Industrieort für den ganzen deutschen Uhrenmarkt und als Wettbewerb besonders für den badischen Schwarzwald ist, erhellt schon daraus, dass 2 Fabriken eine wöchentliche Produktion von zusammen 4000 Stück massiver Regulatörwerke haben. Interessant für den Leser wäre es auch gewesen zu erfahren, was eine grosse Uhrenfabrik amerikanischen Systems infolge der durchgeführtesten Arbeitsteilung und der vielen selbsttätigen Maschinen heute zu produziren imstande ist. Als Beispiel führen wir die Firma Gebr. Junghans in Schramberg an, die mit 2000 Arbeitern 2 Millionen Uhren im Jahr fertig stellt.

Zum Schluss seien hier noch einige kleine Irrtümer richtig gestellt. Seite 267 heißt es: „Sehr bald gab man dem einfachen Aeußeren der Uhr ein schöneres und gefälligeres Aussehen, indem man die Gestelle durch Schnitzereien verzierte.“ Unter Gestell versteht man das durchbrochene Kästchen, zwischen dessen buchenen Brettchen die Räder laufen. Diese Gestelle wurden nie verziert, wol aber die Uhrschilde. Auf derselben Seite heißt es: „Der Dörfli-Mathis aus Rothwasserglashütte (bei Neustadt).“ Rothwasserdörfle ist das heutige Altglashütte am Fuße des Feldbergs, während der Dörfli-Matthis aus dem Zinken-Dörfle der Gemeinde Neukirch war. Seite 268 steht: „den Tragkorb auf dem Rücken“. Der Uhrenhändler hatte keinen Tragkorb, sondern ein hölzernes Traggestell, die sog. Uhrenkräze. — Seite 312 heißt es: „Zuerst wurde sie (die Amerikaneruhr) in Schramberg von Junghans hergestellt“. Der erste, der Amerikaner-Uhren auf dem Schwarzwald fabrikmässig herstellte, war Jerger in Niedereschach Anfang 1866. — Seite 313 steht: „In den 60er Jahren und in dem folgenden Jahrzehnt wurden auch schon die ausschließlich von Paris bezogenen vergoldeten Pendulen, die damals Mode geworden waren, fabrikmäßig hergestellt.“ Die vergoldeten Pendulen wurden und werden auch heute nur in Paris fabrizirt. Die Lenzkircher Uhrenfabrik bezog die rohen Zinkgehäuse von dort, vergoldete diese — auch die Technik der galvanischen Vergoldung kam von Paris in diese Fabrik — und setzte dann ihre eigenen Werke ein. Die Glasglocken, die zum Schutze der Vergoldung und des Werks über diese Pendulen gestülpt wurden, kamen ebenfalls von Paris.

Lenzkirch i. Schw. Oskar Spiegelhalder.

Ad. Kopp. Zehentwesen und Zehentablösung in Baden. (Volkswirtschaftliche Abhandlungen der badischen Hochschulen.

III. Bd. 2. Heft.) Freiburg i. Br., J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 1899. gr. 8° VIII, 151 S. Subskr.-Preis Mk. 3.50; Einzel-Preis Mk. 4.20.

Nur wer selbst einmal eingehender mit der Frage des Zehntwesens und der Zehntablösung sich zu beschäftigen hatte, der kennt die Schwierigkeiten, die sich einem bei der durchaus der Richtigkeit entsprechenden Erörterung dieses Gegenstands entgegenstellen. Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung kann deshalb schon im voraus auf Anerkennung rechnen, die ihm auch dadurch nicht benommen werden soll, dass er seine Aufgabe meines Erachtens weder völlig erschöpfend, noch allgemein befriedigend gelöst hat. Es gilt dies jedoch nicht so fast in rechtlicher und volkswirtschaftlicher Hinsicht als vielmehr in Bezug auf die geschichtliche Seite, nach der seine Arbeit in erster Reihe auch nicht beurteilt werden will. Es soll also auch dem Gesamtwerte seines Buchs kein wirklicher Eintrag geschehn, wenn er auf diesen und jenen Punkt aufmerksam gemacht wird, den er bei einer etwaigen Neubearbeitung zu begründen oder richtig zu stellen hätte.

So hat der Verfasser den Ursprung des Zehnten nicht zutreffend, dessen Entwicklung nicht genau und klar genug gezeichnet. Die Meinungen der Gelehrten gehen hierüber freilich auseinander, aber gerade das hätte den Verfasser veranlassen und reizen sollen, der Sache „in den sturmvollen und finsteren Zeiten, welche Deutschlands ältere und mittlere Geschichte uns darstellt" (S. 75) selbständig auf den Grund zu gehen. Trotz aller Anfechtungen hat die Grimmsche Annahme (Deutsche Rechtsaltert. I[4], 540), dass die Zehnten seit dem Christentum auf Veranlassung geistlicher Lehren und Einrichtungen eingeführt seien, immer noch das Meiste für sich. Für die „Beurteilung des Zehnten in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung" (S. 67—77) fällt dieser Umstand sehr schwer ins Gewicht. Bemerkungen wie S. 11 über den Aberglauben, S. 24 über das „Buch des Lebens" verbietet für eine wissenschaftliche Untersuchung sowol die Unbefangenheit wie das gesunde Verständnis der Quellen. Die Erklärung der Agri decumates als „Zehentland" (S. 16) ist strittig. Der Begriff von decumates als Zehent- ist sicher unhaltbar; man vergleiche nur Porta decumana damit. Die richtige Uebersetzung von Agri decumates lautet „Grenzland"; für das Zehntwesen ist daraus nichts zu folgern. Dass Chlodwig „nach seinem Siege bei Zülpich (!) 496 den unterlegenen Alemannen alle erdenklichen Lasten auferlegte (S. 16), ist nirgends überliefert. Fehler wie Leuchtlen (statt Leichtlen), Allemannen, Moné hätten leicht vermieden werden können; die veraltete Form „der Zehent" statt „der Zehnte" wirkt störend durch die ganze Abhandlung hindurch.

Die Darstellung des Zehntwesens in Baden vor der Ablösung (S. 16 bis 77) kann als wolgelungen bezeichnet werden, während ich bei derjenigen der Zehntablösung (S. 78—123) eine kritischere Behandlung erwartet hätte.

zu welcher im Schlussparagraphen (S. 121—123) nachträglich der Versuch gemacht wird. Die Frage des Zehnten und seiner Ablösung spielt in der Geschichte unserer Land- und Volkswirtschaft eine so hervorragende Rolle, dass sie nach allen Seiten, mit aller Gründlichkeit beleuchtet zu werden verdient. Die Wichtigkeit des Gegenstands vornehmlich für die letzten hundert Jahre springt so sehr in die Augen, dass alle diejenigen, welche in einem 15 jährigen Kampfe die Lösung und Erlösung herbeiführten, ebenso wie die Regirung, die dabei niemals den Weg weiser Gesetzlichkeit verließ, von uns, die wir den vollen Genuss dieser Errungenschaften haben, nicht genug bedankt werden können. Das Gesetz der Zehntablösung stellt, wie Kopp treffend bemerkt, einen großen sozialpolitischen Fortschritt dar und hat eine bahnbrechende Wirkung geäußert. Diese Wirkung in ihrer ganzen Tragweite, in ihrem gesamten Umfange zu schildern, wäre eine dankbare Aufgabe, zu der wir dem Verfasser des Zehntwesens bald die erforderliche Lust und Muße wünschen.

Freiburg i. Br. P. Albert.

Paul Heitz. Original-Abdruck von Formschneider-Arbeiten des XVI. und XVII. Jahrhunderts nach Zeichnung und Schnitt von Tob. Stimmer, Hans Bocksperger, Chr. Maurer, Jost Amman, C. van Sichem, Ludw. Frig u. a., meist aus verschollenen Einblattdrucken, Katechismen, Gesangbüchern, Volksbüchern, Kalendern, Praktiken, Heiligenbildern, Gebets- u. Wallfahrtszetteln aus den Straßburger Druckereien der Jak. Cammerlander, Augustin Fries, Johs. Knoblouch d. j., Crato Mylius, Thiebold Berger, Wendelin Rihel, Chrn. Müller, Joh. Pastorius u. a. CLXVI Tafeln mit (11, 12 u. 7 S.) erläut. Text. 2°. Straßburg, J. E. Heitz. 1890[1])—99. Preis Mk. 10+6+6.—

Dieses Werk des durch zahlreiche ähnliche Arbeiten zur Geschichte und Technik des Buchdrucks in seiner Wiegen- und ersten Blütezeit vorteilhaft bekannten Straßburger Buchhändlers bietet den Freunden von Gutenbergs Kunst eine sehr willkommene, wertvolle Gabe, die den wol schon längst und hinreichend bekannten Anteil Straßburgs an der Erfindung und Ausbildung in neue, hellste Beleuchtung setzt. Aus keiner andern Stadt Deutschlands sind ja im Laufe des 15ten und 16ten Jahrhunderts mehr Druckwerke hervorgegangen, die mit ihrem Reichtum an zum Teil auf hervorragende Künstler zurückgehenden Illustrationen von größerer oder nur gleich großer Wichtigkeit sind für die Geschichte und Entwicklung der deutschen Holzschneidekunst. Schon von den Zeitgenossen der Künstler wie Hans Holbein, Tobias Stimmer, Jost Amman ist diese Bedeutung für die Entfaltung der deutschen Kunst in ihrer

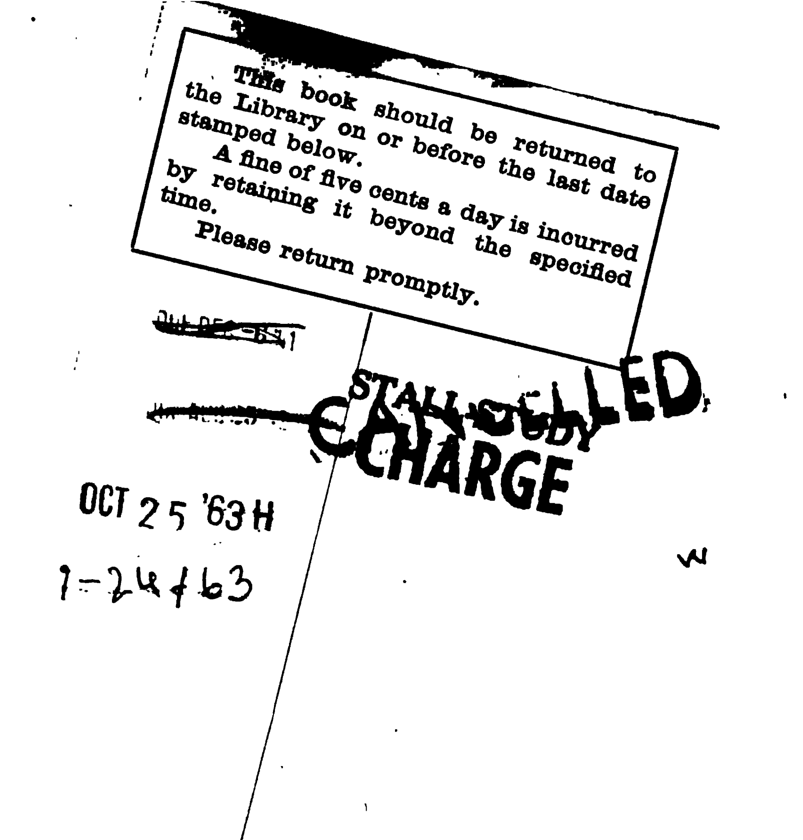
[1]) Die erste Abteilung erschien 1892 in 2ter Auflage.

ganzen Tragweite erkannt worden. Heitz führt dafür das Zeugnis des Straßburger Verlegers Bernhard Jobin vom Jahre 1578 an, der die Illustrationskunst der beiden erstgenannten als „die bestendige ware geschicklichkeit und art des rechten malens“ preist, da sie „sich der frembden, welschen art zumalen, die heut der mehste teil nachäfft und doch nicht für die beste weiss gründlich bestehn und beschützet kan werden, entschlagen“. Befinden wir uns nicht heute nach 300 Jahren in annähernd ähnlicher Lage? Bedarf es nicht auch heute wieder echter deutscher Kunst, der Welt zu zeigen, dass, was auch von ungesundem Fremdtum über unsere Grenzen getragen werde, das deutsche Volk und die deutsche Kunst gesund und kräftig genug sind, es abzuschütteln und verklärt vom Glanze der Wahrheit wie der Dichtung zur höchsten, zur ewigen Schönheit den Flug zu nehmen? — Zur Herausgabe dieses Werks war niemand geeigneter als der Verleger Heitz, dessen mit Heitz und Mündels Verlagshandlung verbundene Druckerei als Erbin einer Reihe ehemaliger Straßburger Offizinen im Besitze einer umfangreichen, zuletzt von des Herausgebers Großvater Karl Friedrich Heitz, stark vermehrten und bis in die ältesten Zeiten hinaufreichenden Sammlung von Originalstöcken sich befindet. Das Gleiche gilt von dem erklärenden Text, bei dem der Herausgeber auf das Allernotwendigste sich beschränkend gerade soviel bietet als zur Einführung und Anleitung des Benützers erforderlich ist. — Auch unsere heutige Illustrationstechnik könnte, besonders was Naturwahrheit und gesunden Humor anlangt, so herrlich weit wirs auch gebracht haben, sehr viel von den Alten lernen, auf deren Schultern sie auch tatsächlich mit viel größerem Anteil stehen als sie einzuräumen gewillt sind. Da sind Entwürfe von einem Schwung und einer Großartigkeit, von einer Lieblichkeit und Wahrheit in Auffassung und Ausführung, an die wenige unserer besten Illustratoren hinanreichen. Freilich, den meisten Werken alter deutscher Kunst, die ein ernsthaftes Studium, ein Sichversenken in den Geist der Zeit erfordern, steht mit dem größten Teil unseres sog. kunstfreundlichen Publikums die Zunft der Maler und Zeichner fremd entgegen, denen die Kunst gleichwie das Leben oft zu ernst und herb ist und die deswegen deren eigenartige, erhebende und bildende Schönheit nicht zu erfassen vermögen.

Der mir hier zu Gebote stehende Raum gestattet nicht, näher auf Einzelheiten einzugehen; aber nachdrücklichst seien die Leser der „Alemannia“ und alle Freunde alter deutscher Kunst auf die neueste, nunmehr abgeschlossen vorliegende Publikation von Heitz hingewiesen, deren billiger Preis zu der gewohnten gediegenen Ausstattung in keinem Verhältnis steht.

Freiburg i. Br. P. Albert.

— — — —




3 2044 098 638 653